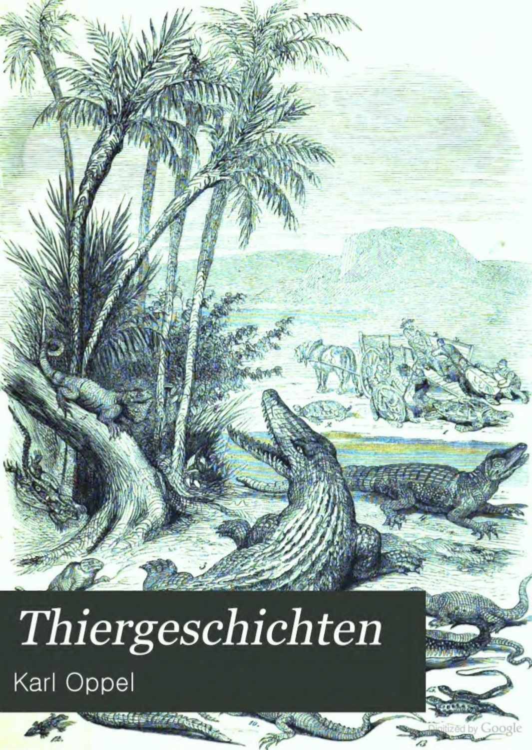


Thiergeschichten

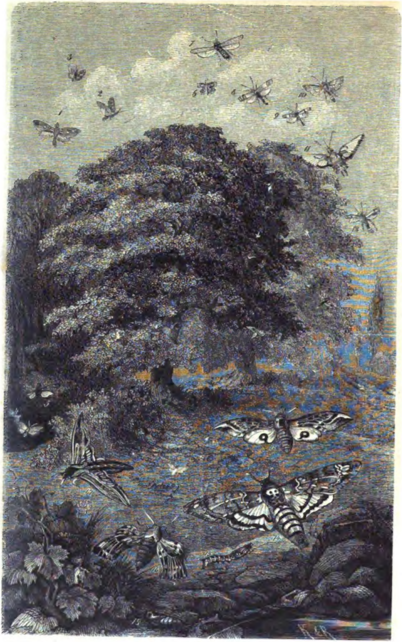
Karl Oppel

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Insecten III. (Schmetterlinge.)

Digitized by Google

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem

Leben der Thiere

von

Carl Albert

Dr. Karl Oppel.

Mit 24 Tafeln Abbildungen.

STANFORD LIBRARY

Wiesbaden,

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1873.

Philadelphia,

bei Schäfer & Koradi.

Digitized by Google

696592

590
062

Digitized by Google

THIS HAS BEEN MICROFILMED BY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES,
REFORMATTING, 1991. SEE S.U.L.
CATALOG FOR LOCATION.

Vorrede.

Kommt her, sehet die Thiere an, und habt sie lieb! Selbstbewußt schreitet der Mensch einher, sieht den Wurm am Wege und zertritt ihn; — wozu ist auch der Regenwurm da, als um zertreten zu werden? Mit gedankenlosem Uebermuthe jagt der Knabe die Käfer und Schmetterlinge, spießt sie und steckt sie auf; — natürlich, denn der liebe Gott hat sie ja nur dazu erschaffen, dereinstens einen Insectenspiegel zu bilden! Wo ein muthwilliger Junge einen Frosch, eine Eidechse, oder eine Kröte sieht, wirft er sie mit Steinen zu Tode, — warum sollte er auch nicht? „Ich bin groß, und du bist klein.“ Und die sogenannten Thierbändiger, Thierquäler von Profession, verdienen ihr reichliches Auskommen damit, daß sie vor Aller Augen klar stellen, bis zu welch hohem Grade von Grausamkeit der Mensch seine Obmacht über die Thiere mißbrauchen kann. Thierquälerei wird nicht dadurch vermindert, daß einem „braven Fuhrknecht“ ein Thaler Belohnung ausbezahlt wird, weil er sein Pferd nicht mißhandelt hat; sondern nur dadurch, daß die Kenntniß des Thierlebens, das Interesse dafür und als nothwendige Folge davon die Liebe zu den Thieren selbst gefördert wird.

Digitized by Google

Vorliegendes Werk steht jedoch nicht direct im Dienste der Thierschutz-Vereine; dennoch hoffe ich, daß es darum nicht minder ihren Zwecken dienen soll. Dem Leser aber muß ich bestimmt und klar sagen, was ich erstrebte: Nicht wollte ich schreiben ein gelehrtes naturwissenschaftliches Werk (dazu reichen meine Kenntnisse gar nicht aus); nicht aufstellen ein gründliches, allumfassendes System; nicht angeben, was für Arten jede Gattung enthält, wodurch sie sich unterscheiden, und welche Spielarten von ihr bis jetzt aufgefunden sind; ich wollte zusammenstellen interessante, lehrreiche Bilder aus dem Leben der Thiere, von jedem Das bringen, was gerade an ihm das Merkwürdigste ist. Von dem einen erzähle ich, wie es sein Nest baut, von dem andern, wie es seine Jungen nährt, pflegt, vertheidigt und erzieht; von diesem, wie es sich verbirgt und den schlauen Feind täuscht, von jenem, wie es mit Seinesgleichen einen wohleingerichteten Staat bildet; einmal schildere ich, wie der Mensch das Thier jagt und fängt, das andere Mal, welch gewichtigen Factor es im Haushalte der Natur bildet.

Vor Allem aber habe ich aufgesucht alle beglaubigten Geschichten, welche uns Auskunft geben über die geistigen Eigenschaften der Thiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Muth und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit. Benutzt sind dabei nicht nur die großen Werke von Buffon, Cuvier, Oken, Lenz, Giebel, Brehm u. s. w., sondern auch die wissenschaftlichen Arbeiten von Taschenberg, Oskar Schmidt, M. Willkomm und Anderen, eine Zahl von Reisebeschreibungen und wissenschaftlichen Zeitschriften (Globus, Ausland, „Aus der Natur", u. s. w.), wie manche kleineren Schriftchen, z. B. „Die Hausthiere" von Schönke. Eine Hauptausbeute lieferten die Tagesblätter, aus welchen ich jahrelang Alles gesammelt, was mir passend und verbürgt schien. Manches ist selbst erlebt, Anderes beruht auf mündlicher Mittheilung und ist hier zum ersten Male

gedruckt. Besonders erwähnen muß ich hier noch den „Zoologischen Garten", der unter Noll's umsichtiger Redaction eine große Anzahl der interessantesten Original-Beobachtungen bringt. — Im System bin ich strenge dem trefflichen Leunis gefolgt.

Und nun: Was will mein Buch? — Es will Interesse erregen am Leben der Thiere und Theilnahme wecken für diese Thiere selbst. Es soll darum sein ein Familienbuch, das für Mußestunden eine Fülle unterhaltender und sicherlich auch erhebender Belehrung bietet; es soll dem Schüler bringen, was ihm der knapp zugemessene Schulunterricht, der sich meist mit dem System und einer kurzen Uebersicht begnügen muß, nicht bieten kann; es soll endlich in der Hand des Lehrers ein leicht und bequem zu benutzendes Mittel sein, den Unterricht in der Zoologie anziehend und fesselnd zu machen. Alle aber soll es auffordern, antreiben und ermuthigen, selbst zu beobachten. Und so geht denn auch meine Bitte an Alle, die sich mit der Beobachtung des Thierlebens abgeben, — Förster, Vogelliebhaber, Vorsteher zoologischer Gärten, Thierzüchter u. s. w. —, dahin, sie möchten der Verlagshandlung dieses Werkes, oder mir direct Mittheilung machen von allen ihren Erfahrungen auf dem Gebiete der Thierpsychologie, auf daß folgende Auflagen der „Thiergeschichten" ihren Zweck immer vollkommener erreichen.

Die vierundzwanzig Gruppenbilder von Klimsch werden dem Buche zur Zierde und Empfehlung gereichen.

Frankfurt a. M., im Oktober 1872.

Dr. Karl Oppel.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Einleitung. — I. Instinct. — Bautrieb, — Sorge für die Ernährung, — Pflege, Erziehung und Vertheidigung der Jungen, — Verheimlichungstrieb, — Geselligkeit, — Erziehung. — Verurtheilte Thiere	1
II. Nutzen der Thiere. — Zahl der lebenden Arten. — Ausgerottete Thierarten. — Eintheilung	19
Säugethiere. — System	28
I. Affen. — System	32
Der Gorilla	41
Zusammentreffen des Amerikaners Du Chaillu mit Gorilla	42
Der kleine Ndschina	43
Beobachtungsgabe und Ueberlegung des Orang-Utan	44
Affenrevolution	45
Buffon's Tschimpanse	46
Affendrohung	46
Verletztes Ehrgefühl	47
Wie sich der Tschimpanse zu helfen weiß	48
Vergleichung zwischen Affe und Hund	49
Ein Nachtaffe als Hausthier	50
Koko	50
Kees	53
Goldhunger	55
Der Hulman	56
Der schwarze Pavian	57
Unmäßige Affen	59
Perro	60
Mantelpavian	62
Der Mandril mit der Tabaksdose	62
Neid	64
Affenstreiche	65
Vom Cay	66
Wie der Cay beobachtet u. überlegt	67
Geräucherte Affen	67
Peter	68
Was der Kapuzineraffe lernt	69
So fängt man sie	70
Galago	71
Der Zögling der Matrosen	72
II. Handflügler. — System	73
Ehrenrettung der Fledermaus	74
Eine zahme Fledermaus	75
Spallanzani's Beobachtungen	76
Die Fledermäuse in Peru	76
Fledermaus-Schlacht	77
Vampyr-Geschichten	78
Die Blutsauger	80
Was Stedman erlebt	81
Fledermaus-Bäume	82
III. Raubthiere. — System	83
Freund Igel und seine Kämpfe	91
Ueber die Lebensweise des Maulwurfs	92
Maulwurfsleben	93
Mutter und Kinder	96
Respect vor dem Eisbären!	97

Digitized by Google

	Seite
Große Liebe einer Eisbärin zu ihren Jungen	98
Nicht das Thier in die Falle, sondern die Falle in das Thier	99
Der Bär in der Schule	99
Bären-Gutmüthigkeit	100
Bärenfang	101
Petz und Butz	103
Bären als Knechte und Bediente	105
Geldverdienende Bären	107
Ein Bär läßt sich in einem Kahne über den See fahren	107
Bär und Schornsteinfeger	109
Wie sich der Waschbär die Zeit vertreibt	109
Waschbär und Dachs	111
Den Jungen geopfert	112
Zahme Fischottern	113
Aubry's Hund	115
Der Schuhputzer und sein Pudel	116
Der Hund des Postillons	118
Liline, Mimi und Tili	119
Gute Rechnung	120
Türk	121
Minko	124
Barri	125
Gut abgerichtet	126
Kundschaft	128
Ein pfiffiger Hund	128
Hundestreue	129
Muttersorge	131
Was Mutterliebe zu leisten vermag	131
Mehr als Instinct	131
Der gelehrte Hund	132
Ueberlegung	133
Der Retter	133
Vom Hunde	134
Wie sich Hunde erziehen	135
Zur Charakteristik des Hundes	136
Ein aufmerksamer Bullenbeißer	137
Der weiße Pommer	137
Vom nahen Tode gerettet	138
Originelle Dressur	139
Der Hund des Wilddiebes	139
Treue eines Hundes	140
Hausrecht	140
Ein Bohrer	142

	Seite
Allzugroßer Eifer	143
Ein neues Beispiel zu den vielen	144
Angeführt	145
Verschlagenheit	145
Den einzigen Freund verloren	146
Von Hunden zerrissen	146
Das Hundebellen	147
Wie es der Wolf hält	147
Zu früh triumphirt	151
Wolf und Roß	152
Der muthige Försterknabe	153
Guten Abend, Wolf!	154
Entsetzlich!	155
Ueberlistet	156
Der arme Schimmel	157
Wolfs-Gericht	159
Vor Freude getödtet	160
Zahme Wölfe	162
Ein wüthender Wolf	163
Treues Angedenken	164
Noch einige Charakterzüge d. Wolfes	165
Fuchsstücklein	166
Ein Fuchs als Cassier	168
Fremde Pflegekinder	168
Selbander	169
Kannibalismus des Fuchses	170
Sie vergißt ihr Kindlein nicht	170
Hyänenjagd in Afghanistan	171
Bosheit	172
Der König tritt auf	173
Jagd und Zähmung des Löwen	176
Tod des Löwenjägers	177
Ein gefährlicher Nachbar	178
Walther vom Thurm u. sein Löwe	182
Das Entsetzlichste für eine Mutter	183
Der Löwe des Grafen Stadion	183
Der Thierbändiger Lucas	184
Im Circus getödtet	185
Der junge Rice	185
Der Tiger ist los!	186
Der Tigerjäger	187
Der Trompeter und der Tiger	188
Wie man einem unangenehmen Besuche die Thüre zeigt	188
Jaguar-Jagd	189
Wie der Jaguar Fische fängt	190
Aus dem Leben eines Luchses	191

Digitized by Google

Seite
Zähes Katzenleben 194
Kaum glaublich, aber doch vollkommen wahr 195
Eine Katze wandert mit ihren Jungen in ihre Heimath . . 196
Die Katze eine gute Mutter . . 197
Die strafende Katze 197
Muth einer Katze 198
Kindesliebe 198
Adoptivkinder 199
Kater und Affe 200
Freundschaft zwischen einer Katze und einem Hunde 200
Eine Katze verschafft sich durch List Nahrung 201
Eine Katze entdeckt einen Mord . 202
Die listige Katze und die betrogene Maus 203
Ungewöhnliche Anhänglichkeit an ein Kind 203
Eine musikliebende Katze . . . 205
Die Retterin 205
Rebau's Katze 206
Katzensinn 207
Die Katze des Herzogs 208
Ein Gegenstück 208
Ein Kater als Brandstifter . . 209
Die reißenden Thiere und der Mensch 209
IV. Beutelthiere. — System . 212
Ein Bild mütterlicher Liebe . . 214
Das Känguruh 214
Das gestreifte Känguruh 215
Der phlegmatische Wombat . . 216
V. Nagethiere. — System . . 218
Das kluge Eichhörnchen . . . 223
Sibirische Eichhorn-Jagd . . . 225
Man muß sich zu helfen wissen . 225
Ein feiner Braten 226
Das Leben der Murmelthiere . . 227
Der Prairiehund 228
Schrecklicher Tod 231
Rattenschaaren 232
Eine ungeheure Rattenfalle . . 233
Kindesliebe 233
Dressirte Ratten 234
Gefährliche Liebhaberei 235
Seite
Die unvertilgbaren Feldmäuse . 235
Die Feldmäuse in Kamtschatka . 237
Die verlassenen Mäuslein . . . 238
Die Maus des Auswanderers . 238
Hamstermuth 240
Ruhige Thiere 241
Biberbauten 242
Hasensinn 243
Die Kaninchenfamilie 244
Die Hasenratte 244
Des Stachelschweins Vertheidigung 245
VI. Zahnlücker. — System . . 247
Ueber das Faulthier 249
Das Gürtelthier 249
Lebensweise des Schuppenthieres . 250
VII. Vielhufer. — System . . 252
Zur Charakteristik des Elephanten 255
Elephanten-Treue 258
Der Elephant kennt seinen Mann 258
Eine Elephantenjagd auf Sumatra 259
Der Elephant und die Gärtnerin 261
Gedächtniß eines Elephanten . . 261
Die Elephantenjäger auf Ceylon . 261
Beobachtungsgabe eines Elephanten 262
Der verwundete junge Elephant . 262
Ein rasender Elephant 262
Mosti 264
Ein starker Schutz 264
Elephanten-Sorgfalt 265
Das zweihörnige Nashorn . . . 265
Das alte Nashorn u. sein Junges 266
Jagd auf das Nilpferd 267
Ein Schwein als Jagdhund . . 268
Pferd und Schwein 269
Tanzende Ferkel 270
Ein sonderbares Denkmal . . . 271
Gefährlichkeit hungriger Schweine 271
Jagd auf Wildschweine 271
Schweinezucht in Nordamerika . 272
VIII. Einhufer. — System . . 274
Pferdejagd der Mexikaner . . . 275
Die Heerden wilder Pferde . . 278
Gutes Gedächtniß 281
Das hülfeleistende Pferd . . . 281
Das Pferd und der Geldbeutel . 282
Das mitleidige Pferd 283
Der Kosack und sein Pferd . . 283

Digitized by Google

	Seite
Das Ulanenroß	283
Ein Pferd rettet einem Hunde das Leben	284
Klugheit und Treue eines Pferdes	285
Beobachtungsgabe und Klugheit eines Pferdes	285
Das treue Pferdchen	286
Anhänglichkeit	286
Der gerettete Valenta	287
Die Esel von Chatanooga	287
Die kluge Eselin	288
Der treue Esel	288
IX. Zweihufer. — System	289
Behandlung und Abrichtung der Kameele	295
Schnelligkeit der Kameele	296
Das weiße Dromedar der Prinzessin Lalla Umone	296
Kameele im Zweikampf	297
Rachgier des Kameels	297
Verwendung des Lama's	298
Das Lama in Peru	299
Wie man das Lama zum Hausgenossen macht	299
Linné's Beobachtungen an Rennthierheerden	300
Benutzung der Rennthiere in Nord-Amerika	301
Zug der Rennthierheerden	301
Schwierigkeit der Rennthierjagd	302
Reizbarkeit des Gnu's	303
Muth eines Ziegenbockes	304
Eine kleine Amme	304
Kläschen	304
Wirkung des Gesanges	305
Das gerettete Lamm	305
Gutes Gedächtniß eines Ochsen	305
Der Backely	306
Die durstigen Ochsen beim Regen	306
Die muthige Kuh	307
Eine Kuh zu Hülfe gerufen	307
Herrschsucht	308
X. Robben. — System	309
Walroßjagd	311
Wie man dem Seehunde beikommt	311
Seehundsjagd	313
XI. Fischsäugethiere. — System	316

	Seite
Vom Delphin	319
Delphine zum Fischfang	320
Ein Delphin als Boot	320
Fang der Wale	320
Die Walfisch-Mutter	322
Vögel. — System	323
I. Raubvögel. — System	326
Scharfes Gesicht des Geiers	330
Welchen Unterschied der Aasgeier zwischen Europäern und Beduinen macht	330
Die Hyäne der Lüfte	331
Kampf mit einem Lämmergeier	332
Wasserfahrt	332
Falkenbeize oder Falkenjagd	333
Falkenjagd in Persien	335
Blinder Eifer	336
Ein unerwarteter Besuch bei Tische	336
Wie der Uhu einem Bauer den Kopf abreißt	337
Nutzen der Schleiereule	337
Die Eulen in Italien	338
II. Klettervögel. — System	339
Wie's der Kuckuck macht	342
Ein gelehrter Papagei	343
Gedächtniß eines Papageies	344
Rhinoceros-Vogel als Hausthier	344
III. Singvögel. — System	345
Vogeluhr	348
Sorgfalt einer Bachstelze	348
Die rettende Mutter	349
Vogelsprache	349
Hausrecht	352
Undankbare Distelfinken	352
Wie gefällt dir Das?	353
Der Gimpel	353
Schackerl	354
An einem Sperlingsneste	355
Liebesdienst eines Zeisigweibchens	356
Der Rabe als Beschützer der Schwachen	357
Was auch vorkommt	357
Der Staar als Maikäfer-Vertilger	358
Was so ein Vöglein werth ist	359
Die zum Fischfang abgerichteten Seeraben der Chinesen	359

Digitized by Google

	Seite
Klugheit der Krähen	361
Die geschwätzige Krähe	362
Die diebische Dohle	362
Wetterverkündiger	363
Zahme Wiedehopfe	364
Zutraulichkeit der Schwalben	365
Merkwürdiges Schwalbennest	365
Thier-Lynchjustiz	366
Für die Kinder	367
Der Gefangene	367
IV. Tauben. — System	368
Bertoni's musikalische Taube	368
Merkwürdige Tauben-Abrichtung	369
Die nordamerikanische Wandertaube	370
Die Brieftaube	375
V. Hühner. — System	381
Zur Thierseelenkunde	383
Rebhühner, thut die Augen auf!	384
Fang des wilden Puters in Amerika	385
Merkwürdige Art, wie der Talegalla oder Buschputer seine Eier ausbrütet	387
Sonderbare Familie	387
Ein Hahn als Raubmörder	388
VI. Laufvögel. — System	389
Etwas vom Strauß	390
Vom Nandu	391
VII. Sumpfvögel. — System	393
Vom Kranich	397
Gut berechnet	399
Gerichtet	399
Ein Congreß von Störchen	400
Ein Storch als Spielkamerad	400
Rache mit Hülfe Verbündeter	401
Das Nest	401
Zahme Störche	402
Mutterliebe	403
Aufopferung	403
Tod eines Abtrünnigen	403
Das kostbare Halsband	404
VIII. Schwimmvögel. — System	405
Schwanenkampf	409
Boshafte Schwäne	409
Merkwürdige Todesart	410
Die dumme Gans	410
Auch nicht dumm	410
Der verzweifelnde Gänserich	411
Das treue Gänsepaar	412
Rührende Liebe und Treue eines Gänsepaares	413
Merkwürdige Entenjagd	414
Fischfang der Pelikane	415
Der Pelikan als Fischer	416
Kleine Fischerbuben	417
Albatroß	417
Die Möve in ihrer Heimath	418
Die Seeschwalben dienen den Lappländern beim Fischfange zu Führern	420
Pinguin	421
Amphibien. — System	423
I. Schildkröten. — System	425
Heimath der Schildkröten	426
Schildkröten-Oel	428
Schildkröten-Reise	429
Nicht todt zu bekommen	430
II. Echsen. — System	431
Die Krokodiljagd	434
Das Leistenkrokodil	436
Fang des Kaiman	438
Appetit des Gavials	439
Zweiköpfig	440
Merkwürdiger Tod	441
Der Winterschlaf unserer Blindschleiche	441
Aberglaube	442
III. Schlangen. — System	445
Die Anakonda-Schlange als Schreckgespenst	448
Ein panischer Schrecken	449
Erlebnisse mit Schlangen	450
Abenteuer mit Pythonen	456
Auf Ceylon	456
Schlangenbändiger	459
Schlangenbeschwörer	462
Abrichtung der Schlangen	463
Die Schlangentödterin	464
Lindwürmer und Drachen	465
Ein feines Halsband	466
Schlangenjagd auf ein Eichhorn	467
Zahme Klapperschlangen	468
IV. Lurche. — System	469
Zutrauliche Frösche	471
Noch ein Räthsel	472

Digitized by Google

	Seite
Klugheit eines Frosches	473
Merkwürdiges von den Kröten	473
Die guten Kröten	474
Lebenszähigkeit der Kröten	475
Fische. — System	476
Seelenthätigkeit der Fische	486
Die Bedeutung der Fische für den Haushalt der Menschen	486
Jagd in Wasser und Luft	487
Der Schwertträger	488
Des Haies Wegweiser	490
Kampflust	491
Ein echter Wolf	492
Pirai und Karaibenfisch	492
Charakter u. Lebensweise d. Karpfens	494
Schönes Alter	495
Gefräßigkeit des Hechtes	496
Der Häringsfang an der Küste von Norwegen	496
Sicheres Mittel, ein Geständniß zu erlangen	498
Fang der Zitteraale mit Pferden	499
Haifische	501
Seeungeheuer	505
Insecten. — System	507
Wie sich die Insecten vor Gefahren schützen	515
Vermehrung der Insecten	518
Auch der Maikäfer ist nützlich	519
Die Processionsraupe	519
Klugheit der Ameisen	520
Ist das Instinct, oder Verstand?	521
Ameisenregen	522
Gefährlichkeit des Bienenstiches	522
Dressirte Bienen	523
Bienenstich	523
Dankbare Bienen	524
Nehmt euch vor Hornissen in Acht!	524
Wie der Ameisenlöwe jagt und baut	525
Der Termiten-Staat	529
Die Macht der weißen Ameisen	534
Heuschrecken-Plage in Aegypten	534
Fruchtbarkeit der Cochenille	538
Spinnen. — System	540
Der Skorpion	542
Von den Spinnen	544
Spinnenkunst	545
Tarantella	546
Ueber die Spinnen als Wetterverkündiger	547
Wettervoraussagungen durch Beobachtungen einer Spinne	548
Die Spinnen Rabigot's	550
Musikalische Spinnen	551
Eine gezähmte Spinne	551
Der Oeldieb	551
Spinnen-Curiosa	552
Lebenszähigkeit der Spinnen	552
Die persische Zecke	553
Krebse. — System	555
Lebensweise der Krebse	558
Der Hummer	559
Die Eremitenkrebse	560
Die Strandkrabbe	561
Krabbe und Sandhüpfer	561
Wohl bekomm's, wem's schmeckt!	564
Würmer. — System	565
Regenwurm	567
Vom Blutegel	568
Der Blutegel und sein Fang	569
Blutegel-Handel	571
Die Parasiten	573
Trichine	575
Das wunderbare Doppeltbier	576
Bandwurm und Blasenwurm	577
Weichthiere. — System	580
Der Egel	585
Die Weinbergsschnecke	586
Die Veilchenschnecke	587
Von den Austern	588
Große Austern	589
Perlenfischerei im pers. Meerbusen	589
Werth der Perlen	590
Liebhaberei der Römer an Perlen	591
Gefangen!	592
Der Feuerzapfen oder die große Feuerscheibe	593
Strahlthiere. — System	594
Trepangfang	597
Der Seeigel in seinem Elemente	598
Aus dem Leben der Seesterne	600
Polypen. — Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, — Trembley, Peyssonel und Ellis	602

Digitized by Google

	Seite
System.	605
Fleischpolypen oder See-Anemonen	605
Stern- oder Steinkorallen	608
Madreporen, Milleporen, Korallenriffe	610
Rindenkorallen, — Korallenfischerei	611
Korkpolypen	613
Federbusch-Polypen	614
Flustren und Röhrchen-Polypen	615
Infusorien. — Entdeckungsgeschichte, Leeuwenhoek, Ledermüller, Spallanzani und Ehrenberg	617
Fortpflanzung durch Theilung	622
Fortpflanzung durch Knospung	624
System	624
Die Wundermonade	627
Die Lüneburger Infusorienerde	629
Die Kreidethierchen	631
Das Sonnenthierchen	632
Schwammfischerei im griechischen Meere	632
Schwammfischerei im adriatischen Meere	633
Schluß	635

Errata.

Vor dem Gebrauche sind folgende Irrthümer zu verbessern:

Seite 213, Zeile 10, nach „canadische Beutelratte“ fehlt: **(Fig. 11).**

" 346, " 27, „(Fig. 27)“ hinter Dompfaff soll heißen: **(Fig. 24).**

" 346, " 35, muß es nach „Kegelschnäblern“ heißen: **noch die Plattschnäbel (Taf. VIII, Fig. 16), kleine südamerikanische Vögel, und die Seidenschwänze (Taf. IX, Fig. 15)** &c.

" 407, " 13, „(Fig. 10)“ hinter Krähenscharbe soll heißen: **(Fig. 17).**

" 408, " 23, muß es nach: „der Flußtaucher vor“ heißen: **Der geöhrte Taucher (Taf. XI, Fig. 19) ist durch zwei Federbüsche ausgezeichnet; lebt nur im Norden. — Die Alken** &c.

" 432, " 19, „(Fig. 12)“ hinter Basilisk soll heißen: **(Fig. 10).**

Verzeichniß der Abbildungen.

Seite

Tafel I.

Affen und Handflügler.

1. Orang-Utan 33
2. Tschimpanse 34
3. Mona 37
4. Kragen-Stummelaffe 36
5. Mohren-Schlankaffe 36
6. Kahau 36
7. Mandrill oder Waldteufel . . 38
8. Miriki 39
9. Pavian 38
10. Weißstirniger Maki 40
11. Weißköpfiger Schweifaffe . . . 39
12. Mokolo oder Katzenmaki . . . 40
13. Guereza 36
14. Grüne Meerkatze 37
15. Schleiermaki 40
16. Maholi 41
17. Koboldäffchen oder Gespensterthier 40
18. Kalong 73
19. Hufeisen-Nase 74
20. Vampyr 74

Tafel II.

Handflügler und Raubthiere.

1. Löwe 89
2. Tiger 89
3. Luchs 90
4. Panther oder Parder 90
5. Schwarzer Tiger 89
6. Ocelot 90
7. Wolf 87
8. Brauner Bär 85

Seite

9. Haushund 86
10. Hyäne 87
11. Dachs 85
12. Iltis 86
13. Frettchen 86
14. Stinkdachs oder Telagon . . 86
15. Igel 83
16. Maulwurf 84
17. Spitzmaus 84
18. Ichneumon 88
19. Fuchs 87
20. Gepard 90
21. Fischotter 86
22. Eisbär 85
23. Leiernase 74
24. Blattnase 74

Tafel III.

Beutelthiere, Nagethiere und Zahnlücker.

1. Känguruh 213
2. Wombat 214
3. Koala 213
4. Stachelratte 223
5. Blindmaus 221
6. Lemming 220
7. Schwarze Ratte 220
8. Wasser-Schnabelthier . . . 248
9. Land-Schnabelthier 248
10. Busch- oder Taschenratte . . 213
11. Canadische Beutelratte (siehe Druckfehler!) 213
12. Gestreiftes od. Livree-Eichhörnchen 218
13. Siebenschläfer 218

	Seite
14. Gemeines Stachelschwein	223
15. Springmaus	223
16. Springhase	223
17. Alpen-Murmelthier	219
18. Biber	222
19. Eichhornartiger Flugbeutler	213
20. Flughörnchen	219
21. Weißohriges Eichhorn	218

Tafel IV.

Zahnlücker, Vielhufer und Einhufer.

1. Gemeines Faulthier	247
2. Schuppenthier	248
3. Gürtelthier oder Armadill	247
4. Ameisenfresser	248
5. Elephant	252
6. Nashorn	253
7. Klippschliefer oder Klippendachs	254
8. Nilpferd	254
9. Tapir	253
10. Hausschwein	254
11. Warzenschwein	255
12. Pferd	274
13. Esel	274

Tafel V.

Zweihufer.

1. Kameel	290
2. Amerikanischer Bison	294
3. Buckelochse oder Zebu	294
4. Bisamstier oder Moschusochs	294
5. Hausochse, hochländische Rasse	294
6. Moschusthier	292
7. Meminna	293
8. Giraffe	291
9. Guanako	291
10. Vikunja	291
11. Elenthier	291
12. Rennthier	292
13. Edelhirsch	292
14. Mähnenhirsch	292
15. Damhirsch	292
16. Rehbock	293
17. Rehziege	293
18. Hausschaf	294
19. Gemse	293
20. Steinbock	294
21. Pasan-Antilope	293
22. Mendes-Antilope, Wüstenkuh oder Addax	293
23. Arabische Antilope	293
24. Gnu	293

Tafel VI.

Robben und Fischsäugethiere.

1. Grauer oder gemeiner Seehund	310
2. Grönländischer Seehund	310
3. Leoparden-Robbe	310
4. Mützen-Robbe	310
5. Ohr-Robbe	310
6. Walroß	309
7. Rüssel-Robbe oder See-Elephant	310
8. Walfisch	318
9. Narwal	317
10. Pottwal	317

Tafel VII.

Raubvögel.

1. Steinadler oder Goldadler	328
2. Haubenadler oder große Harpye	328
3. Wanderfalke oder Taubenfalke	329
4. Sekretär, Stelzenadler oder Stelzengeier	329
5. Thurmfalke	328
6. Zwergfalke	328
7. Sperlingsfalke	328
8. Singsperber	329
9. Mäusebussard	329
10. Weißköpfiger Geier od. Hasengeier	327
11. Aegyptischer Geier oder heiliger Geier	326
12. Rothköpfiger Hühnergeier	327
13. Kondor, Kuntur oder Vogel Greif	327
14. Geieradler oder Bartgeier	328
15. Flußadler, Fischaar oder Entenstößer	328
16. Uhu	329
17. Schleiereule	329

Tafel VIII.

Klettervögel.

1. Cëyx	341
2. Bienenfresser oder Immenvogel	341

Digitized by Google

	Seite
3. Sanct Martins-Vogel oder Eisvogel	341
4. Dreizehiger Specht	339
5. Grünspecht	339
6. Glanzvogel	339
7. Spechtkönig oder Königsspecht	339
8. Schwarzspecht	339
9. Weißspecht oder rothköpfiger Specht	339
10. Buntspecht	339
11. Gemeiner Kuckuck	340
12. Tukan oder Pfefferfraß	341
13. Cuvier's Tukan	341
14. Arassari	341
15. Grauer Papagei	340
16. Plattschnabel (s. Druckfehler!)	346
17. Kakadu	340
18. Nashornvogel	341
19. Alexanders Keilschwanz	340
20. Zwergpapagei	340
21. Trogon oder Nageschnabel	340
22. Bartvogel	340
23. Ani	340

Tafel IX.

Singvögel.

1. Kolkrabe	347
2. Krähe	347
3. Kapuzinervogel	346
4. Leierschwanz oder Menura	346
5. Würger	345
6. Wiedehopf	347
7. Temia	347
8. Nordamerikanischer Häher	347
9. Spechtmeise	347
10. Baumläufer	347
11. Kahlkrähe	347
12. Buschwürger	345
13. Kreuzschnabel	346
14. Paradiesvogel	347
15. Seidenschwanz	346
16. Paradieselster	347
17. Felsen- oder Klippenhuhn, Klippenvogel	346
18. Schwalbe	347
19. Indischer Mino	347
20. Klammervogel	346
21. Webervogel	346
22. Mönchsgrasmücke oder Schwarzkäppel	346
23. Nachtigall	346
24. Gimpel oder Dompfaff (s. Druckfehler!)	346
25. Whydah-Finke	346
26. Prächtiger Kragenhopf	347
27. Meise	346
28. Drossel	346
29. Bachstelze	345
30. Lerche	346
31. Waldlaubsänger	346
32. Fliegenschnäpper	345
33. Erlenfink oder Zeisig	346
34. Synallaxis	347
35. Schirmvogel	347
36. Wasseramsel oder Wasserstaar	346
37. Ammern und Finken	346
38. Kolibri	346

Tafel X.

Tauben, Hühner und Laufvögel.

1. Strauß	389
2. Kasuar	389
3. Trappe	390 u. 393
4. Auerhahn	381
5. Birkhuhn	381
6. Waldhuhn	381
7. Schneehuhn	381
8. Argusfasan	382
9. Goldfasan	382
10. Gemeiner Fasan	382
11. Californisches Colin-Huhn	382
12. Cupidohuhn	381
13. Schopfhuhn	382
14. Pauxi-Helmhuhn	383
15. Steppenhuhn oder Flughuhn	381
16. Dschakuhuhn	383
17. Truthahn	382
18. Haushahn	382
19. Haubenhuhn	382
20. Wachtel	382
21. Rebhuhn	382
22. Brieftaube	368

Seite

Tafel XI.

Sumpfvögel.

		Seite
1.	Flamingo	396
2.	Storch	396
3.	Kropfstorch	396
4.	Löffelreiher	396
5.	Schwarzer Ibis	396
6.	Gemeiner Kranich	394
7.	Trappe	390 u. 393
8.	Trompetervogel	394
9.	Chaja	394
10.	Hubara oder Kragentrappe	393
11.	Heiliger Ibis	396
12.	Säbler	395
13.	Numidische Jungfrau	394
14.	Kiebitz	395
15.	Kampfschnepfe	395
16.	Schnepfe	395
17.	Wasserhuhn	394
18.	Strandreuter	395
19.	Geöhrter Taucher (siehe Druckfehler!)	408
20.	Triel	395
21.	Gefleckter Kiebitz-Regenpfeifer	395

Tafel XII.

Schwimmvögel.

		Seite
1.	Schwan	405
2.	Schnatterente	406
3.	Sommerente	406
4.	Kleiner Säger	406
5.	Hausente	406
6.	Eisente (Männchen)	406
7.	Albatroß	407
8.	Eiderente	406
9.	Eisente (Weibchen)	406
10.	Pelikan oder Kropfgans	407
11.	Hühnergans	406
12.	Gemeine Hausgans	405
13.	Aegyptische Gans	406
14.	Pinguin oder Fettgans	408
15.	Scheerenschnabel	408
16.	Anhinga	407
17.	Krähenscharbe (s. Druckfehler!)	407
18.	Schmarotzer-Raubmöve	408
19.	Taucher-Sturmvogel	408

Seite

Tafel XIII.

Schildkröten und Echsen.

		Seite
1.	Riesenschildkröte	426
2.	Seeschildkröte	425
3.	Nilkrokodil	431
4.	Kaiman oder Orinoco-Krokodil	431
5.	Gemeiner Leguan	432
6.	Chamäleon	432
7.	Drache	432
8.	Krausen-Eidechse	432
9.	Aegyptischer Schleuderschwanz	432
10.	Basilisk (s. Druckfehler!)	432
11.	Anoli	432
12.	Stachelige Agame	432
13.	Erzschleiche	433
14.	Gestreifter Blätterzeher	433
15.	Echsenschleiche	433
16.	Glanzschleiche	433
17.	Teju-Echse	432

Tafel XIV.

Schlangen und Lurche.

		Seite
1.	Riesenschlange	446
2.	Pythonschlange	446
3.	Indische Schildviper	447
4.	Klapperschlange	448
5.	Javanische Warzenschlange	447
6.	Goldene Glanzschlange	447
7.	Hundszähnige Kopfnatter	447
8.	Effah-Viper	448
9.	Nordamerikanischer Wasserfrosch	470
10.	Zweifarbiger Laubfrosch	469
11.	Rohrkröte	470
12.	Feuersalamander	470
13.	Wassermolch	470
14.	Proteus	471
15.	Gestreifter Armmolch	471
16.	Mexikanischer Kiemenmolch oder Kolbenmolch	471

Tafel XV.

Fische.

		Seite
1.	Menschenhai	484
2.	Hammerfisch	485
3.	Sägefisch	485
4.	Seewolf	481
5.	Buschkopf	481

Seite
6. Degenfisch 481
7. Butterfisch 481
8. Fledermausfisch 480
9. Schnäpperfisch 480
10. Kabliau 483
11. Lachs oder Salm 481
12. Schwimmender Kopf 484
13. Zitterwels 482
14. Pfeifenfisch 481
15. Panzerwels 482
16. Gemeiner Häring 482
17. Rinkfisch 481
18. Schwertfisch 479
19. Vierfingeriger Fingerfisch . . . 479
20. Spet oder gemeiner Spießhecht . 479
21. Flußaal 483
22. Gemeiner Hecht 482
23. Zitterroche 485
24. Breitfisch 480
25. Klippfisch 480
26. Lamprete oder Pricke 485
27. Flugfisch 482
28. Artedi's Fingerfisch 479
29. Sternseher 479
30. Stachelbarsch 479
31. Peitschenfisch 480
32. Hausen 484

Tafel XVI.

Insecten I. — Käfer.

1. Großer Schwimmkäfer 508
2. Breiter Wasserkäfer 508
3. Gesäumter Wasserkäfer . . . 508
4. Feuerschröter oder Hirschkäfer . 508
5. Nelkennager 509
6. Grabender Kothkäfer 508
7. Goldkäfer 508
8. Walker oder Müller 508
9. Rothflügeliger Ufer-Raubkäfer . 508
10. Maiwurm oder Oelkäfer . . . 509
11. Palmenbohrer 509
12. Ameisenförmiger Immenkäfer . 508
13. Salweiden-Fruchtkäfer . . . 509
14. Mondförmige Dungkäfer . . . 508
15. Marienkäfer, Sonnenkälbchen oder Gotteslämmchen 509
16. Maikäfer 508

Seite
17. Gemeiner Todtengräber . . . 508
18. Rothgezeichneter Stutzkäfer . . 508
19. Langstrahliger Kammhornkäfer . 508
20. Nashornkäfer 508
21. Geschulterter Stachelkäfer . . 509
22. Scharlachrother Feuerkäfer . . 509
23. Halbbockkäfer 509
24. Eichenbock 509
25. Rothflügeliger Raubkäfer . . . 508
26. Großer Raupenjäger 508
27. Vierbindiger Schmalbock . . . 509
28. Bombardierkäfer 508
29. Gesäumter Grundkäfer . . . 509
30. Alpenbock 509

Tafel XVII.

Insecten II. — Tagschmetterlinge.

1. Tagpfauenauge 510
2. Schildvogel 510
3. Schwalbenschwanz, Raupe . . 510
4. Peleidesfegler 510
5. Trauermantel 510
6. Segler 510
7. Schwalbenschwanz, Puppe . . 510
8. Großer Fuchs 510
9. Pomeranzengelber Heuvogel . . 510
10. Kaisermantel oder Silberstrich . 510
11. Plexippusfalter 510
12. Feuervogel 510
13. Goldenes O 510
14. Apollo oder rother Augenspiegel 510
15. Argus 510
16. Großer Kohlweißling 510
17. Ducatenvogel 510

Tafel XVIII.

Insecten III. — Abendfalter.

1. Rothfleck 511
2. Gürtelträger, Ringelmotte oder Weißfleck 511
3. Haarstrang-Zygäne 511
4. Schlehen-Widderchen 511
5. Melioten-Zygäne 511
6. Fensterschwärmer 511
7. Raubfliegen-Sesie 511
8. Erdschaben-Sesie 511
9. Wespenschwärmer 511

	Seite
10. Schlupfwespen-Schwärmer	511
11. Hummel-Sesie	511
12. Gallwespen-Sesie	511
13. Abend-Pfauenauge oder Weidenschwärmer	511
14. Todtenkopf	511
15. Mittlerer Weinschwärmer, Raupe	511
16. Pappelschwärmer oder Kreuzmotte	511
17. Phönix od. großer Weinschwärmer	511
18. Ligusterschwärmer, Puppe	511

Tafel XIX.

Insecten IV. — Nachtfalter.

1. Fliederspanner, Raupe	512
2. Chinese oder Birkvogel, Raupe	512
3. Gelberübenschnitz, Raupe	512
4. Mondspanner, Raupe	512
5. Garbenspanner	512
6. Harlekin	512
7. Grünes Blatt	512
8. Rothes Ordensband	512
9. Grauer Mönch oder Kappeneule	512
10. Salateule	512
11. Eichhorn oder Krebsvogel	511
12. Bandierter Sichelspinner	511
13. Punkteule oder Blausieb	511
14. Taff oder T-Vogel	511
15. Brandeule oder Schwan	511
16. Seidenspinner	511
17. Apfelspinner oder Nonne	511
18. Gartenbirnspinner	511
19. Buntflügel oder Scheckflügel	511

Tafel XX.

Insecten V. — Kleinfalter.

1. Eichenminirschabe	512
2. Schwarze Heckenschabe	512
3. Pelzmotte	512
4. Kornschabe od. weißer Kornwurm	512
5. Kohlschabe	512
6. Aepfelmotte	512
7. Nadelwickler	512
8. Fichtenrindenwickler, mit Raupe	512
9. Rostrother Fichtenwickler	512
10. Kiefernharz-Schabe	512
11. Fünffederige Lichtmotte	512
12. Buchenwickler, mit Raupe	512
13. Vogelkirschen-Schabe	512
14. Kornschabe oder weißer Kornwurm	512

Tafel XXI.

Insecten VI.

1. Wanderheuschrecke	514
2. Maulwurfsgrille	514
3. Gespensterheuschrecke	514
4. Gottesanbeterin	514
5. Ameise	513
6. Holzbiene	513
7. Ruderwanze	514
8. Nadelscorpion	515
9. Libelle	514
10. Blattlaus	515
11. Perlhaft	514
12. Schmetterlingsmücke	513
13. Gallwespe	513
14. Geschwänzte Scorpionsfliege	514
15. Eintagsfliege	514
16. Erdhummel	513
17. Goldwespe	513
18. Honigbiene	513
19. Rothe Schaumcicade	515
20. Ophion oder Sichelwespe	513
21. Termite oder weiße Ameise	514
22. Rindsbremse	513
23. Wiesenschnake	513

Tafel XXII.

Würmer.

1. Seeraupe	565
2. Grüne Bonellie	566
3. Quastenwurm oder Büschelwurm	565
4. Nereide	565
5. Officineller Blutegel	566
6. Köcherwurm	565
7. Spritzwurm	566
8. Sandwurm	565
9. Regenwurm	565
10. Plattwurm	566
11. Kratzer	567
12. Wurmröhre	565

Digitized by Google

Seite
13. Blasenwurm 567
14. Peitschenwurm 566
15. Bandwurm 567
16. Pferdewurm 566
17. Spulwurm 566

Tafel XXIII.

Weichthiere.

1. Papiernautilus 580
2. Seepolyp 580
3. Gemeine Sepiola 581
4. Wald- oder Wegschnecke . . . 581
5. Fraßschnecke 581
6. Weinbergsschnecke 581
7. Tonnenschnecke 582
8. Mützenschnecke oder Dragonermütze 583
9. Bohrschnecke 582
10. Wurmschnecke 583
11. Napfschnecke oder Patella . . . 583
12. Tritonsschnecke 583
13. Gitterschnecke 582
14. Seeohr oder Meerohr 583
15. Thurmschnecke 582
16. Schnauzenschnecke 582
17. Eischnecke 582
18. Helmschnecke 582
19. Purpurschnecke 582
20. Echte Wendeltreppe 581
21. Miesmuschel 584
22. Malermuschel 584
23. Hammermuschel 584
24. Perlmuschel 583
25. Scheibenmuschel 584
26. Korallenmuschel 584
27. Käferschnecke 583
28. Spinnenkopf 582
29. Siebmuschel oder Gießkanne . 584
30. Pfahlmuschel oder Schiffsbohrer 584
31. Echte Venusmuschel 584
32. Lochmuschel oder Terebratel . 583
33. Pilgermuschel 584

Tafel XXIV.

Strahlthiere und Polypen.

Seite
1. Seeigel 595
2. Plattstern 595
3. Buckelstern 595
4. Schlangenstern 595
5. Medusenstern 595
6. Medusenhaupt 595
7. Violette Knollenqualle . . . 596
8. Wurzelqualle oder Meerlunge . 596
9. Seeleuchte 596
10. Rüsselqualle 596
11. Knorpelqualle 596
12. Rosenförmige Blumenqualle . 596
13. Traubenqualle 596
14. Winkelqualle 596
15. Quastenförmige Blasenqualle . 596
16. Blätterqualle 596
17. Pilzstern 608
18. Ilyanthus 605
19. Sieb-Anemone 605
20. Gemeine Seegurke oder Seegespenst 594
21. Geringelte Sieb-Anemone . . 605
22. Warzenarmige See-Anemone . 605
23. Braune See-Anemone . . . 605
24. Seefeder 613
25. Kelchkoralle 608
26. Nelkenkoralle 608
27. Schuppenkoralle 611
28. Sonnenkoralle 608
29. Schüsselkoralle 608
30. Augenkoralle 608
31. Rothe Edelkoralle 611
32. Millepore 610
33. Eberrauten-Koralle 610
34. Pfauenkoralle 608
35. Sertularie 615
36. Isiskoralle 613
37. Löcherkoralle 610
38. Cellarie 616
39. Blattförmige Flustra oder Blätterrinde 615

Einleitung.

I.

Groß und herrlich ist die Natur und bewunderungswürdig in jedem ihrer Werke. Mag des Menschen Auge blicken, wohin es will, überall wird es Wunder sehen; mag der denkende Geist forschen, wo er will, überall wird er Räthsel finden; und je mehr Wunder wir erklären, und je mehr Räthsel wir lösen, desto größer wird die Zahl der neuen, die vor unserem Blicke auftauchen, und die alle noch ergründet werden wollen. Je weiter wir aber vordringen im Wissen und Verstehen, desto größer wird die Begierde nach neuer Einsicht, nach neuem Verständniß; mit dem Forschen wächst der Forschungstrieb; und je tiefer wir den Schacht der Erkenntniß eintreiben in den Boden des noch Ungelösten, desto größer unser Eifer, immer weiter zu kommen. Befriedigt werden wir nie; ja, je mehr wir lernen, desto weiter entfernen wir uns von der Befriedigung.

Unbeachtet liegt der Stein am Wege, und Mancher geht vorüber und stößt nur mit dem Fuße daran. Aber wer ihn aufhebt und seine Bestandtheile untersucht und mit dem Vergrößerungsglase die regelmäßigen Krystallformen betrachtet, der wird staunen und merken, daß hinter dem unansehnlichen, schmutzigen Steine doch Mehr steckt, als er gedacht, und wird vielleicht noch andere Steine aufheben und untersuchen, — der erste Schritt ist gethan auf der Bahn, die ihm in weiterem Verfolge ungezählte und ungeahnte Genüsse bietet; ja, die seinen Geist erhebt und adelt und ihm zur Betrachtung von Welt und Menschen einen ganz neuen Standpunkt bereitet.

Wenn wir ein Stückchen Kreide vorsichtig schlemmen, die Stäubchen unter das Mikroskop legen und nun sehen, daß jedes Kreidestäubchen ein Schneckenhäuschen, oder ein ähnliches Müschelchen ist; wenn wir dann denken, wie viele Tausend und aber Tausend, nein, Millionen Thierchen

mußten mit ihren Häuschen hier zusammenkommen, um dieses Stück Kreide zu bilden; — und auf der Insel Rügen besteht der hohe Felsen bei Stubbenkammer aus lauter schneeweißer Kreide, und ein großer Theil der englischen Küste am Kanal ist wieder Kreidefels, und das ganze Becken, in welchem Paris liegt, und ein schönes Stück der Champagne ist Kreideboden, und all diese Städte und Dörfer stehen auf Kreide, und millionenmal Millionen Thierchen sind noch nicht genug, um nur ein Stück Kreide von der Größe eines Tisches, oder eines Schrankes zu bilden, — dann wird das Weiterdenken gehemmt durch Staunen. Wie kann man die Zahl der Thierchen, die hier begraben liegen, die hier den Boden für Felder und Wälder und Menschenwohnungen bilden, angeben? Welchen Ausdruck gibt's für solche Größen? Für Größen, bei denen ein Fehler von Millionen und Billionen kein Fehler mehr ist? Und welche Zeiträume mußten im Meere der Ewigkeit untergehen, bis jene mikroskopischen Thierchen den Boden fertig gebracht hatten, auf welchem jetzt die stolze Metropole an den Ufern der Seine thront? — Ist solche Betrachtung nicht erhebend und veredelnd?

Und sehen wir dann, wie unter unseren Augen langsam, fast unmerklich, aber doch stetig der Boden sich ändert, wie ganze Berge durch Wahlverwandtschaft die chemische Zusammensetzung ihrer Bestandtheile ändern, zu etwas ganz Anderem werden, — müssen wir nicht abermals staunen über dieses Werden und Gestalten, das uns Leben und Weben zeigt, wo wir nur starren Tod zu finden glaubten?

Noch klarer und leichter erkenntlich, als im Mineralreiche, liegen die Wunder in der Pflanzenwelt vor uns, und wohin wir greifen mögen vom kleinsten und feinsten Pilze, der nur wie ein leichter Hauch über einen fremden Körper gezogen ist, bis zu den Riesenbäumen Australiens, den Eucalyptus-Arten, die himmelanstrebend die Höhe unserer stolzesten Thürme erreichen; — überall Stoff und Reiz zum Forschen und Untersuchen und überall des Unergründeten noch genug.

Am Meisten lenken natürlich die Thiere unseren Blick auf sich; sie, die uns am Nächsten stehen, die uns durch ihre willkührliche Bewegung am Leichtesten anregen und fesseln, und deren Beobachtung am Wenigsten gelehrtes Wissen, spezielle Bildung und tiefes Studium erfordert. Freilich, wer tiefer eindringen will in die einzelnen Kapitel der Zoologie, wer irgend einen Zweig derselben wissenschaftlich betreiben will, wird der gelehrten Bildung

nicht entbehren können; aber jeder Laie, der mit Thieren umgeht, oder nur Thiere in seiner Umgebung hat, wird unwillkührlich Dies und Jenes finden, das ihn reizt, zu beobachten, und dann wird er des Interessanten und Fesselnden immer mehr entdecken. Der Landmann denkt vielleicht nicht daran, irgend eine Beobachtung machen zu wollen, er hält das Vieh nur wegen des Düngers, oder um es zu mästen, und berechnet durchaus nur den Ertrag, welchen es liefert; aber ohne sein Wollen fällt ihm hier und da Etwas auf, das ihn in Erstaunen setzt, und die Gelehrten könnten ohne Zweifel noch sehr viel ihnen Unbekanntes erfahren von Landleuten, Jägern, Hirten, Kutschern, Fischern und anderen Leuten, welche mit Thieren zu thun haben. Diese machen unter der Hand eine große Zahl von Erfahrungen über Nestbau, Verpflegung der Jungen, Art des Angriffes und der Vertheidigung, Ernährung, Lebensalter und dergl., lauter Dinge, in denen noch viel zu lernen und festzustellen ist.

Eine Frage aber drängt sich vor allen anderen Jedem auf, der — willkührlich, oder unwillkührlich — das Leben der Thiere beobachtet, oder auch nur näher mit ansieht: Haben die Thiere Vernunft? Können sie denken? Sind sie im Stande, sich Begriffe zu bilden, Vorstellungen aneinander zu reihen, Folgerungen und Schlüsse zu ziehen? Können sie einen Plan entwerfen? — Und das ist eine Frage, die ganz entgegengesetzt beantwortet wird, also durchaus nicht entschieden ist.

Von einer Seite ergeht die Antwort: Der Mensch allein hat Vernunft; des Menschen wesentlicher Vorzug ist, daß er denken kann. Die Thiere thun Alles, was sie thun, nicht in Folge einer Ueberlegung, eines Entschlusses, sondern mit zwingender Nothwendigkeit. Wie der Mensch, dem Jemand nach dem Gesichte schlägt, unwillkührlich die Augen schließt, ohne vorher zu denken: „Es könnte mir Etwas hinein kommen; ich will sie schützen", so baut der Vogel sein Nest, brütet seine Eier, so zieht der Storch fort, weil er nicht anders kann; aber er weiß nicht, w a r u m er wegzieht. Wie der Stein den Berg hinabrollt, weil er auf der schiefen Ebene nicht liegen bleiben kann, so eilen die Schwalben im Herbste dem Süden zu, weil — sie nicht hier bleiben können, weil sie ein unwiderstehliches Naturgesetz treibt.

Diametral dieser Ansicht gegenüber steht eine andere. Nach ihr haben die Thiere allerdings Vernunft und Ueberlegung, sie beobachten und folgern, sie prüfen und beplanen. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier ist hauptsächlich nur ein körperlicher; die Zunge des Menschen gestattet ihm

eine artikulirte Sprache, und seine Zweihändigkeit macht ihn zu unzähligen Dingen geschickt, welche weder die Vierfüßer, noch die Vierhänder ausführen können. Wenn ein Rudel Hirsche sich am frischen Bache erquicken will, geht ein alter, vorsichtiger Hirsch voran und erkundet die Sicherheit. Je nachdem er sie findet, ruft er zurück, und auf seinen Ruf kommen die Andern herbei, oder stehen still und warten, oder ergreifen auch schleunigst die Flucht. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß sich hier die Thiere durch die Stimme verständigen, aber sie können das nicht in dem Grade, wie der Mensch; sie vermögen nur das Einfachste einander zu sagen, können aber nicht einander ihre Erfahrungen mittheilen; es kann mithin nicht Eines von dem Wissen und der Ansicht des Andern Gewinn ziehen; die gegenseitige Erziehung fällt weg, und Jedes muß mit seinen Erfahrungen von vorn beginnen. Dazu fehlt ihnen der aufrechte Gang auf zwei Füßen und die Geschicklichkeit der Finger. Sie können sich nicht Geräthe und Werkzeuge machen wie wir, und damit entgeht ihnen wieder Vieles, was sie sonst auch lernen könnten.

Zwischen diesen beiden extremsten Ansichten liegen unzählige andere, die sich — je nach der Erfahrung — mehr nach rechts, oder nach links kehren. Die Versuche der Gelehrten, in diesen Dingen Klarheit zu erlangen, sind schon sehr alt. Zur Zeit Karls V. schrieb der päpstliche Nuntius am Hofe des Königs Ferdinand von Ungarn, Hieronymus Rorarius, ein Werk über diese Materie, in welchem er zu beweisen suchte, daß die Thiere nicht nur Vernunft hätten, sondern sich derselben meist besser bedienten, als die Menschen. In der 1723 von dem damaligen Professor zu Helmstädt, Doctor Ribec, besorgten Ausgabe dieses Buches hat der Herausgeber noch eine von ihm selbst verfaßte Abhandlung „Ueber die Seele der Thiere“ beigefügt, welche den Thieren Bewußtsein, Einbildungskraft und sämmtliche Begierden und Leidenschaften der Menschen zuspricht, aber in Abrede stellt, daß sie Vernunft, Freiheit und Tugend haben könnten. — 1741 bis 1745 erschien in Leipzig von Johann Heinrich Winkler eine Schrift: „Philosophische Untersuchungen von dem Sein und Wesen der Thiere“, welche in sechs Abhandlungen darthut, daß die Thiere doch wenigstens einen Grad von Vernunft haben müßten.

Gewöhnlich sagt man: „Die Thiere haben keine Vernunft, sondern nur einen Instinct, d. h. einen ihnen von der Natur eingepflanzten unwiderstehlichen Trieb, das zu thun, was für sie das Heilsamste ist, ohne daß sie vorher dieses selbst erst durch Nachdenken aufsuchen müßten.“ Oken sagt:

„Wenn der ganze Leib mit der ganzen Reihe seiner homologen Gegenstände in Sympathie tritt, so äußert sich der Instinct. Der Vogel fühlt in sich den Wandertrieb innerlich, weil sein Fortpflanzungsgeschäft vollendet ist, äußerlich, weil die Nahrung karg wird, die Wärme abnimmt, die Luftelektricität geändert ist, der Südwind anhaltend weht, welcher ihm den Weg zu seiner behaglichen Wärme zeigt und die ihm passende Elektricität mitbringt, endlich weil ihm die erhellende und erwärmende Sonne im Süden steht. Aus derselben Ursache kehrt er zurück. Der Paarungstrieb vermehrt seine Wärme, die Hitze in Afrika wird ihm unerträglich, die allgemeine Dürre vermindert die Nahrungsmittel, die Nordwinde wehen ihn behaglich an; er kommt ihnen entgegen, indem er die brennende Sonne flieht. — Die einzelnen Instincte der Thiere, wie List, ihre Beute zu erhaschen, Verstellung oder Geschicklichkeit, sich gegen Gefahren zu schützen, sowie ihre Kunsttriebe im Nester-, Höhlen-, Fallen-, Netz-Bau u. s. w. sind sehr mannichfaltig und beruhen immer auf der Harmonie ihres besonderen Organismus mit ihren Umgebungen."

Daß die oft staunenswerthen Leistungen der Thiere nicht ein Ergebniß der Vernunft sind, erläutert man in folgender Weise: Ein Insekt legt seine Eier stets an einen solchen Platz, welcher den ausschlüpfenden Thierchen die nöthige Nahrung bietet; da es nun aber noch nie das Hervorkommen solcher Thierchen gesehen hat, da es gar nicht weiß, daß Leben in den Eiern vorhanden ist, so kann es auch nicht in Folge einer Ueberlegung, eines Entschlusses seine Eier hierhin und nicht dorthin legen, sondern es thut dies, weil es von der Natur dazu getrieben wird. — Die Henne, welche zum ersten Male ein Ei legt, weiß doch unbezweifelt nicht, daß darin der Keim zu einem Jungen verborgen ist, und daß sich dieser Keim durch Wärme entwickelt; sie kann also auch nicht denken: „Ich will diesem Hühnchen Leben geben dadurch, daß ich das Ei erwärme"; sondern sie brütet, weil sie den Drang dazu fühlt, gerade wie der Mensch ißt, weil er Hunger hat, und nicht, weil er denkt: „Wenn ich dem Körper keine neuen Stoffe zuführe, so kann sich das Blut, welches zur Erneuerung der fortwährend sich unmerklich abnutzenden Theile gebraucht wird, nicht ersetzen, und der Körper geht nach und nach zu Grunde." — Die Spinne denkt nicht: „Ich will mir eine Mücke fangen; aber da ich ihr nicht nachfliegen und sie so nicht in der Luft erhaschen kann, will ich ein Netz spinnen, in welchem sie hängen bleibt; dann kann ich gemächlich

hingehen und sie aussaugen." Nein; sie hat noch gar kein Fliegenblut versucht; sie weiß nicht, wie es schmeckt; sie macht das Netz aus innerem Triebe, dessen Ursache und Ziel sie nicht kennt, und wenn sie die Mücke in den Fäden hängen sieht, eilt sie hinzu und saugt sie aus, — weil sie der Hunger so und nicht anders thun heißt.

Die Bienen bauen ihre Zellen im regelmäßigen Sechsecke. Wer hat ihnen gesagt, daß die Winkel um einen Punkt herum vier Rechte sind, daß der Polygonwinkel eines regulären Sechseckes vier Drittelrechte beträgt, und daß also drei derselben genau jene vier Rechten sind, man also mit regelmäßigen Sechsecken eine Fläche ausfüllen kann? Mit regulären Fünfecken oder Siebenecken könnte man es ja nicht. Oder haben die jungen Bienen das alsogleich mit ihrem Erscheinen in der Welt durch Anschauung erkannt und auch gemerkt, wo sie Honig und Wachs finden, wie sie Beides nach Hause bringen, und was sie im Stocke damit machen sollen? — Was den Thieren der Instinct eingibt, das thun sie und thun es vollkommen; wo der Instinct aufhört und Nachdenken verlangt wird, hört auch die zweckentsprechende Thätigkeit des Thieres auf. Zündet man in einem Walde, welcher Affen birgt, ein Feuer an und verläßt es dann, so kommen alsbald jene Thiere herbei, setzen sich um dasselbe, wärmen sich und freuen sich daran; aber wenn das Feuer abgebrannt ist, hat die Freude ein Ende; es fällt keinem Affen ein, Holz zuzulegen, damit das Feuer erhalten bleibe.

Diesem entgegen wird gesagt: „Es würde auch keinem unerfahrenen Kinde einfallen, Holz zuzulegen, und doch bestreitet ihm Niemand die Vernunft. Das Kind muß erst erfahren haben, wie das Feuer erhalten werden kann, es muß erst gesehen haben, wie ein neues Scheit in die Flamme gelegt wird, ehe es selbst so Etwas thut. Und wenn es der Affe gesehen hat, dann thut er es auch und bringt noch ganz andere Dinge zu Stande."

So leicht ist die Frage, wie weit der Instinct reicht, nicht entschieden. Vor Allem ist nöthig, die hervorragendsten Aeußerungen dieses Instinctes einmal zusammenzustellen; dann wird sich vielleicht eher angeben lassen, wo der Naturtrieb aufhört, und wo freie Geistesthätigkeit beginnt.

Er zeigt sich unstreitig am auffallendsten in dem **Bautriebe**. Sicher ist das Ausspannen eines Netzes nicht die Folge einer Ueberlegung von Seiten der Spinne, aber wenn wir sehen, daß dieses Thierchen die äußersten

Stricke, mit welchen sein Netz angeheftet ist, je nach der Entfernung des nächsten festen Gegenstandes dünner, oder dicker macht, in ihrer Stärke nach ihrer Länge richtet, sie also auch fester macht, wenn sie mehr aushalten müssen, — so scheint das doch keine Aeußerung des Instinctes mehr zu sein. Wespen und Hornissen bauen ihre Nester aus unzählig vielen kleinen Holzsplittern zusammen, und eine macht es im Ganzen, wie die andere; gelehrt hat sie's Niemand; aber den Platz zu dem Neste müssen sie sich selbst suchen. Die Raupe spinnt sich ein, — wo aber, das ist ihr überlassen. Und doch läßt sich annehmen, daß auch hier ein unwiderstehlicher Drang, oder mindestens ein lebhafter Zug das Thier nach dem Platze hinführt, der den meisten, oder wenigstens den nöthigen Schutz gewährt. Die Bauten der Termiten sind so bewunderungswürdig, daß man gerne zugesteht: So Etwas können die Thierchen nicht erst gelernt, sie müssen die Fähigkeit und das Talent dazu mitgebracht haben. Aber dennoch finden wir bei genauer und fortgesetzter Beobachtung allenthalben mitunter Thätigkeiten, welche Ausnahmen und zwar zweckentsprechende Ausnahmen der Regelmäßigkeit sind. Bei den Bienen kommt es oft vor, daß durch einen kleinen Fehler nach und nach der ganze Bau schief zu werden droht; die allergeringste Unregelmäßigkeit wächst ja in ihrem Verfolge zu einer sehr bedeutenden Störung. Allein die Thierchen merken so Etwas immer noch zeitig genug und wissen auch abzuhelfen. Sie machen ein paar Zellen kleiner, oder größer, als die übrigen; oder sie stellen bei einigen die Wände nicht mehr parallel, oder sie construiren einige Fünfecke, statt Sechsecke, — der Fehler wird ausgeglichen, und der Bau geht wieder regelmäßig weiter. Da wird man unwillkührlich fragen: Ist das auch Instinct?

Auch alle übrigen Hindernisse beim Nestbau suchen die Thiere in oft sehr sinnreicher Weise zu entfernen und zu besiegen. Der Ameisenlöwe schleudert Sand und sehr kleine Steinchen aus seiner Grube, die bekanntlich so eingerichtet ist, daß Ameisen in dieselbe hinunter gleiten und so des unten harrenden Löwen Beute werden sollen. Nun rutscht aber statt einer Ameise ein Steinchen, welches oben am Rande lag, hinunter, und ist viel zu groß und zu schwer, als daß es hinausgeschleudert werden könnte. Was thut der Ameisenlöwe? Nachdem er sich lange abgemüht, das Steinchen zu schleudern, sucht er, den Hintertheil seines Körpers unter dasselbe zu schieben und es sich so gewisser Maßen auf den Rücken zu laden. So trägt er es hinauf und hinaus. Aber er kriecht damit nicht vorwärts gerade an der Wand seiner Grube hinauf, — auf diese Weise müßte ja das Steinchen wieder

herabfallen, — sondern er kriecht **rückwärts** in einer **Schneckenlinie** bis zum oberen Rande und schiebt es dabei immer vor sich her. Nur zum Theil durch den Rücken des Thieres gestützt, zum Theil durch die Wand der Grube gehalten, gleitet das Steinchen oft wieder hinab; aber unverdrossen beginnt das kleine Thier seine Arbeit von Neuem, bis sie ihm endlich gelingt. Ist auch das Instinct?

Die verschiedenartigsten Nestbauten führen die Vögel aus. Die meisten Schwimm- und Wade-Vögel scharren nur eine Grube in den Sand des Ufers und tapezieren sie mit Federn, oder Schilfblättern aus, Reiher aber bauen ihre Nester auf Bäume. Einige Wasservögel construiren aus Schilf schwimmende Nester; die Eisvögel graben eine Höhle, die ihnen als Aufenthalt dient; die Schwalben mauern und kleben das Nest aus feuchter Erde zusammen; die Spechte zimmern Löcher in Holz; die Raubvögel fügen Reiser zum Neste in einander; Singvögel flechten artige Körbchen; die Beutelmeisen weben gewisser Maßen einen Sack und hängen ihn an Fäden frei in die Luft, und die Kolibri machen aus tausend einzelnen Fädchen und Härchen, die sie zusammen schleppen, ein Nestchen von einer dem Filze ähnlichen Masse. Alle Vögel derselben Art machen ihr Nest wesentlich auf dieselbe Weise, und nie kommt eine Drossel auf den Einfall, sich statt ihres geflochtenen Körbchens ein Nest aus Haaren zu bereiten, wie der Finke. Das sagt uns, daß hier ein Naturtrieb waltet; und wenn wir zusehen, wie der Schneidervogel sich Fäden zubereitet, sodann die Blätter einer Pflanze mit dem Schnabel durchsticht, jene Fäden hindurchzieht und so sein Nest zusammen näht, müssen wir wieder sagen, daß solche Art, sich das Haus zu bauen, dem Thiere eingegeben sein muß. Aber wer Vögel sorgfältig beobachtet, wenn sie den Platz zu ihrem Neste aussuchen, weit umherfliegen, sich auf diesen und auf jenen Baum setzen, hier und da einen Ast prüfen, wiederholt an dieselbe Stelle zurückkehren, manchmal sogar den Bau beginnen und wieder verlassen, um ihn an einem andern Orte neu anzufangen, dem will es doch bedünken, daß hier nicht blos der entschiedene und zwingende Naturtrieb gebietet. Viel leichter lassen sich selbst die größten Bauten der Biber als Ergebniß des Instinctes auffassen. —

In sehr auffallender Weise zeigt sich dieser aber in der **Sorge für die Ernährung**. Wenn von Thieren Wintervorräthe angesammelt werden, so

ist wohl sicher, daß jene nichts von den Jahreszeiten wissen; sie sammeln auch gar nicht, damit sie im Winter Etwas zu essen haben; nein, sie tragen ein, weil ihnen Mutter Natur den Sammeltrieb verliehen hat, und das so zurecht Gelegte greifen sie natürlich an und verzehren es, wenn ihnen Feld und Wald in der kalten Zeit Nichts mehr bieten. Bringen wir ein solches Thier in eine wärmere, fruchtbarere Zone, welche ohne Unterbrechung die nöthige Nahrung bietet, es wird doch einsammeln, obgleich sein Tisch das ganze Jahr gedeckt ist.

Noch deutlicher hervortretend ist der Instinct z. B. bei den Schlupfwespen, welche dadurch, daß sie ihre Eier in lebendige Raupen legen, den auskriechenden Larven das nöthige Futter sichern. Diese leben im Fettkörper der Raupe und nähren sich davon so lange, bis er gänzlich aufgezehrt ist, und die Raupe stirbt; dann bohren sie sich heraus und spinnen sich ein. Hier haben wir also Vorsorge für die Ernährung der künftigen Generation. — Die Strauße in Afrika brüten nie ihre Eier alle aus; sie legen dieselben gesellig zusammen, brüten einen Theil davon; die anderen bleiben unberührt zur Seite liegen und werden von den Alten zertreten, wenn die junge Brut auskriecht, damit diese sogleich eine geeignete Nahrung vorfinde. — Allein man sollte denken, die Natur müßte durch den Instinct die Thiere so sicher leiten, daß sie nie irren könnten; und dem ist doch nicht so. In der Regel freilich fressen die Thiere Nichts, was ihnen schädlich ist; allein schon Linné hat beobachtet, daß das aus den Ebenen nach waldigen Gegenden getriebene Vieh dort Kräuter frißt, welche das daselbst geborene und aufgewachsene stehen läßt, und daß es davon die Ruhr bekommt. Auf den ersten Blick sollte man sagen: „Hier ist es deutlich, daß nicht der Instinct gebietet, sondern die Erfahrung leitet“; allein es wird doch noch eine andere Deutung gegeben. Das in der Waldgegend aufgewachsene Vieh unterscheidet, wenn es noch ganz jung ist und seine Sinne sehr scharf sind, durch den Geruch die nachtheilige Pflanze von der zuträglichen, übte sich in leichter Erkennung dieses Geruches und läßt die schädlichen Pflanzen sein Lebenlang stehen; das Vieh aber, das erst später in jene Gegend kommt, hat keine so scharfen Sinne mehr, wird nicht mehr durch den Geruch abgestoßen und frißt so auch das Gefährliche mit. — Peter, der Große, hatte auf seinem Zuge nach Persien auch einen englischen Arzt, Boll, in seiner Begleitung, und dieser erzählt, daß einst in einer einzigen Nacht 1500 Pferde aufschwollen und zerbarsten, weil sie römischen Wermuth gefressen, eine Pflanze, die dort sehr häufig wächst und von den dortigen Pferden auch gemieden wird; die russischen Pferde aber

kannten sie nicht. Man bot diesen Wermuth auch Ochsen und Kamelen an; allein diese fraßen ihn nicht; sie wendeten sogleich den Kopf ab.

Geradeso, wie Thiere bei Auswahl ihrer eigenen Nahrung zuweilen irren, begehen sie auch Irrthümer in der Sorge für die Ernährung der Jungen. Es gibt Insecten, welche ihre Eier in faules Fleisch legen. Nun finden sich aber auch Pflanzen, welche genau so riechen, wie faules Fleisch, und da kommt es denn vor, daß jene Insekten ihre Eier in die Blüthen dieser Pflanzen legen, und — die auskriechende Brut, welche keine Nahrung vorfindet, muß natürlich sterben.

Weiter tritt der Instinct bei den Thieren hervor in der **Pflege, Erziehung und Vertheidigung der Jungen.** Die Krebse schützen ihre Eier, welche sie an den Fäden ihrer Bauchfüße mit sich herumtragen, durch den sogenannten Schwanz. Die Spinnen tragen ihre Eier in einem eigens von ihnen dazu gesponnenen Eibeutel, den sie an zwei Häkchen neben ihren Spinnwarzen anhängen. Diesen Beutel vertheidigen sie mit großer Ausdauer und lassen ihn nie im Stiche. Professor Reichenbach fand bei einem botanischen Spaziergange auf einer schönen Glockenblume, die er eben einlegen wollte, eine große Spinne und setzte diese ruhig neben hin in's Gras. Mit außerordentlicher Schnelligkeit schoß die Spinne auf die Blume zurück. Reichenbach entfernte sie abermals; sie kam zum zweiten Male wieder und zum dritten Male. Das fiel dem Naturforscher auf. Er untersuchte die Pflanze und entdeckte, daß sich in einem zusammengezogenen Blatte derselben der Eibeutel der Spinne befand. Nun brach er dieses Blatt ab, legte es weg, die Spinne lief herzu, bemächtigte sich des Eibeutels und war befriedigt.

Mit rührender Sorgfalt tragen die kleinen Vögel das Futter für ihre Jungen herzu und stecken es ihnen in die Schnäbel; größere bringen es ihnen wenigstens in das Nest und legen es ihnen vor, oder sie machen es wie die Hühner und führen die Jungen mit sich umher, indem sie ihnen Anleitung geben, ihre Nahrung zu suchen. Viele Vögel nehmen die Jungen schützend unter ihre Flügel, das Beutelthier trägt sie in einer Tasche am Leibe mit sich, ebenso das Känguruh; der Aeneas nimmt sie auf seinen Rücken, wo sie sich alle mit ihren Schwänzchen an seinem über den Rücken hin gebogenen Schwanze festhalten. Auch die Affenmutter nimmt das Kleine auf ihren Rücken, das dann allerliebst seine Aermchen um ihren Hals schlingt. Die Fledermaus nimmt ihr Junges mit bei ihren Ausflügen;

es klammert sich fest an ihre Brust an, sie umschließt es noch mit einer Falte ihrer Flughaut und schwebt so hin durch die Lüfte, das geliebte Kleine, welches sie nicht verlassen mag, überall mit sich tragend.

Die Bärin erzieht sich einen besonderen Kinderwärter. Von den zwei Jungen, welche sie im Januar bekommt, einem Männchen und einem Weibchen, entläßt sie dieses Letztere im Herbste, das Erstere aber bleibt noch ein Jahr bei ihr und muß im folgenden Sommer die neuen Kleinen führen und erziehen helfen. Wie Schwimmvögel ihre Jungen bei deren erstem Versuche auf dem nassen Elemente vom Ufer aus beobachten und sie mit ihren Zurufen begleiten, oder wie sie auch ihnen zur Seite schwimmen, ist bekannt; auch wie Luftvögel anfangs stets unter ihren Jungen fliegen, damit diese, etwa ermüdet, nicht auf den Boden herabstürzen können.

Mit welchem Muthe selbst kleine, fast hülflose Thiere, namentlich die Weibchen, ihre Jungen vertheidigen, weiß Jedermann. Die Henne kennt keine Furcht, die Katze nimmt es mit dem gefährlichsten Raubvogel auf, selbst der kleine Singvogel tritt muthig dem Feinde entgegen, wenn es die Vertheidigung der Jungen gilt, und tausendfach kommt es bei den Thieren vor, daß die Mutter das eigene Leben opfert, um das ihrer Nachkommenschaft zu retten. Die angeborene Furcht wird vergessen; man hat gesehen, daß eine Häsin sich dem Jagdhunde widersetzte, daß sie gegen den Menschen Front machte, wenn ihre Jungen in der Nähe waren, und sie diese beschützen oder retten mußte.

Die Sorge für die künftige Generation führt auf den **Verheimlichungstrieb**, der auch als ein Ergebniß des Instinctes angesehen wird. Eine Spanner-Raupe von der Farbe der Baumrinde hält sich mit dem einen Ende ihres Körpers an einem Aste fest und streckt sich steif und regungslos in die Luft hinaus; sie sieht vollkommen aus, wie ein dünnes Reis, und es gehören schon sehr geübte Augen dazu, sie zu erkennen. So haben die Thiere hunderterlei Arten, den Menschen zu täuschen, einen Feind irre zu führen, sich sicher zu verbergen. Namentlich wird der Platz für das Lager, oder das Nest so glücklich ausgewählt, daß der Mensch mit aller Ueberlegung und Berechnung nicht besser wählen könnte. Und wie sorgen die Thiere nachher, daß das Nest nicht entdeckt werde! Die kleinen Vögel, welche am Boden nisten, fliegen nie von ihrem Neste auf, sondern laufen immer erst eine Strecke

weit, im Grase oder unter dem Gebüsche verborgen, hin, und wo man sie auffliegen sieht, da ist sicherlich das Nest nicht. Auf Bäumen nistende Vögel stürzen sich oft senkrecht durch das Laub auf den Boden herab, laufen da ein größeres, oder kleineres Stück hin und steigen dann erst in die Lüfte. Der Strauß macht große Umwege von seinem Neste und nach demselben zurück, damit es der Jäger nicht finden soll.

Alle diese Dinge lassen sich, wenn man will, aus einem unbewußten Naturtriebe erklären; man kann sagen: „Die kleinen Vögel haben den unwiderstehlichen Trieb, von ihrem Neste aus erst eine Strecke auf dem Boden hinzulaufen, bevor sie auffliegen; der Strauß kann nicht anders, er nähert sich nur in Bogenlinien seinem Neste, u. s. w., aber weder er weiß, noch jene wissen, welchen Nutzen Das für sie und ihre Brut hat; sie thun es so unwillkürlich, wie wir beim Gehen und Laufen die Arme bewegen.“ Das kann man sagen; schwer aber wird es sein, folgende Thatsache auch als einfaches Ergebniß des Instinctes darzuthun: Ein Spaziergänger läßt sich im weichen Grase des Waldes nieder. Da hört er plötzlich neben sich am Boden ein Schreien, Zwitschern, Pipen, und als er hinsieht, gewahrt er einen kleinen Vogel, der so ängstlich schreit und mit Mühe sich langsam fortschleppt. Dabei blickt er den Beobachter fortwährend an, als wollte er ihn bitten: „Nimm mich doch auf.“ Ohne Aufenthalt sich langsam entfernend, reizt das Thierchen den Menschen so, daß dieser aufsteht, ihm folgt und es genauer betrachtet. Da sieht er denn, wie das Vögelchen den Kopf ganz schief auf die eine Seite gedreht hat, die Flügel lahm herabhängen, — es muß vielleicht von einem Baume gestürzt sein; jedenfalls erweckt es Theilnahme und Mitleid. Manchmal bleibt es einen Augenblick stille stehen und sieht den Beobachter bittend an und ruft ihm ängstlich zu; kommt er näher heran, so schleppt sich's wieder mühsam weiter. So geht das eine Zeitlang fort, und der mitleidige Mensch will das Thierchen vielleicht schon aufheben, genauer untersuchen und nach Bedürfniß pflegen, da fliegt dieses mit einem Male pfeilschnell in die Luft und jauchzt und jubelt, und sein lautes Schmettern verkündet die Freude über die gelungene List. Das Ganze war nichts Anderes, als eine Comödie, welche die Mutter aufgeführt, um den Spaziergänger, der sich unglücklicher Weise zufällig ganz in die Nähe ihres Nestes gesetzt hat, von dem Orte, wo sie ihre Jungen geborgen, weg zu locken. Hat sie ihn weit genug weggeführt, so fliegt sie freudig davon; ihr Zweck ist erreicht. — Das ist aber nicht eine Beobachtung, welche dieser, oder jener Naturforscher Einmal gemacht hat, sondern welche schon oft von

Solchen gemacht wurde, die häufig den Wald besuchen, nur wissen nicht Alle, was es zu bedeuten hat, wenn ein lahmes, krankes Vögelchen plötzlich wieder gesund und munter wird, und ahnen nicht, daß sie gefoppt worden sind.

Weiter gehört zu den Erscheinungen im Thierleben, welche man durch den Instinct erklärt, die **Geselligkeit.** Bienen, Ameisen, Wespen, Termiten, Biber und andere Thiere bauen ein gemeinsames Haus, das sie in größerer, oder kleinerer Gesellschaft mit einander bewohnen. Auch andere Dinge führen sie in Gesellschaft aus, und viele leben in großen Heerden zusammen und treiben eine gemeinsame Jagd, oder suchen miteinander ihr Futter. Man erklärt dieses Zusammenleben dadurch, daß man sagt: „Diese Thiere sind nach ihrer ganzen Organisation nicht im Stande, ihren Lebenszweck zu erfüllen; deßhalb pflanzte ihnen die Natur den Trieb zur Geselligkeit ein; sie fühlen sich nicht wohl allein, erst in Gesellschaft ihres Gleichen wird es ihnen behaglich, deßhalb thun sie sich zusammen. Manche Thiere z. B. könnten nicht allein ihr Futter auftreiben; deßhalb verlieh ihnen Gott den Trieb der Geselligkeit. Nun jagen sie miteinander und gewinnen leicht ihres Lebens Unterhalt. Doch ist dieses nicht ihnen bewußter Zweck; sie thun es nur in Folge eines unwiderstehlichen Triebes; und diesen Trieb hat ihnen Gott eingepflanzt, um jenen Zweck zu erreichen."

Folge dieses Triebes sind auch die gemeinsamen Wanderungen vieler Thiere, des Lemming, der Zugvögel, der Heuschrecken u. s. w. Aber man wendet ein, daß diese Thiere doch gar nicht jedes Mal Vortheil von der Gemeinsamkeit ihrer Reisen haben; im Gegentheil würden sie weit sicherer und ungefährdeter ziehen, wenn sie allein wären und nicht in so großen Massen sich über eine Gegend ergössen. Und ist denn das auch Instinct, wenn die Störche im Herbste auf einer großen Wiese Musterung halten, die jungen und schwächlichen aussuchen und diese etliche Tage früher aufbrechen lassen, als die Hauptarmee, so daß jene noch hier und da unter Weges ausruhen können und erst an den Küsten des Mittelmeeres in das große Heer wieder aufgenommen werden?

Es gibt aber noch ganz andere Dinge, die sich noch viel weniger aus dem Instincte erklären lassen. Diejenigen Gelehrten jedoch, welche behaupten, daß alles Thun und Lassen der Thiere nur reines Ergebniß unbewußten und angeborenen Triebes sei, sagen: „Wenn das Thier wirklich Vernunft hätte, auch nur im geringsten Grade, so müßte es der Erziehung, der Vervollkommnung fähig sein; aber ein Eisbär aus dem neunzehnten Jahrhundert ist um kein Haar gescheidter, als einer, der zu Mosis Zeiten gelebt, und die Thiere des Paradieses standen in keinerlei Weise hinter denen des heutigen Tages zurück."

Dem entgegen wird von der anderen Seite gesagt: Wer von euch hat denn die Thiere des Paradieses gesehen? Und wer den Eisbär aus Mosis Zeiten? Ihr sagt: „Sie waren so", weil ihr es so wollt, weil ihr es euch nicht anders denken könnt; aber beweisen könnet ihr es nicht. Wir aber können durch Beispiele darthun, daß eine Art Erziehung allerdings stattfindet. Was alles lernt der Hund, das Pferd, der Elephant! Ihr sagt: das sei nur ein Abrichten und habe mit Vernunft und Ueberlegung Nichts zu thun; aber wenn der Elephant Kisten aufeinander schichtet, oder Fässer auf einander legt und von Zeit zu Zeit mit seinem Rüssel daran stößt und wackelt, um zu versuchen, ob sie fest liegen, so kann doch das wahrlich keine Abrichtung sein! Und wo ist überhaupt die deutlich erkennbare Scheidelinie zwischen Dressur und Erziehung? Daß bei den Thieren die Alten ihre Jungen erziehen, ist ganz zweifellos. Es ist oben gesagt, daß sich die Bärin in ihrem männlichen Jungen einen Kinderwärter erzieht, der die nächstjährigen Kleinen pflegen muß. Er hat ihnen Nahrung zu suchen und vorzulegen, muß sie auf seinem Rücken durch Flüsse und Sümpfe schleppen, über sehr beschwerliche und gefährliche Stellen tragen, in Sicherheit bringen, wenn ein Feind naht und dergleichen mehr. Von allen diesen Verrichtungen übernimmt die Mutter keine einzige; sie überträgt sie ihrem älteren Sohne und überwacht ihn nur; wenn er aber seine Schuldigkeit nicht thut, wenn er also z. B. ein Junges in das Wasser fallen läßt, ohrfeigt sie ihn mit ihren Tatzen rechts und links, und läßt er sich ein noch größeres Versehen zu Schulden kommen, oder folgt er ihrem Rufe nicht, prügelt sie ihn so kräftig durch, daß ihm das Aufstehen schwer fällt. Daß das Thier durch planmäßige Einwirkung von seinen Alten, oder auch von Seiten des Menschen erzogen wird, kann nach den vielen Erfahrungen darüber nicht bezweifelt werden. Die reinliche Katze legt den Unrath nur an solchen Plätzen ab, die von ihrem Lager entfernt sind; das junge Kätzchen thut dieses noch nicht;

aber die alte jagt es weg, wenn sie es im Verdachte hat, daß es die Umgebung ihres Lagers verunreinigen will, und hat es dieses gethan, so faßt sie es mit dem Maule im Genicke und stößt ihm die Schnauze in den Koth, — und das Thierchen wird sehr bald so reinlich, wie seine Mutter. Ist das nicht Erziehung? Und ist es dem Menschen nicht gelungen, alle Hausthiere zu seinem Gebrauche zu erziehen? Hat man nicht selbst den als unreinlich verschrieenen Schweinen die obige Art der Reinlichkeit angewöhnt?

Von diesen Beobachtungen an einzelnen Thieren abgesehen, finden wir auch eine so große Verschiedenheit ganzer Thierarten je nach den auf sie wirkenden Einflüssen, daß wir uns der Erkenntniß nicht verschließen können, die Seelenfähigkeiten des Thieres seien durch Einwirkungen von außen zu modificiren. Es ist ein großer Unterschied in dem Verhalten derselben Thiere, je nachdem sie in der Umgebung der Menschen leben, oder nie mit diesen in Berührung kommen. In jenen Gegenden, welche entfernt von menschlichen Wohnungen liegen, sind z. B. die Wölfe derbe, plumpe Gesellen; sie finden leicht ihre Nahrung, bedürfen dazu keiner absonderlichen Schlauheit und Feinheit, ihre Stärke und ihre Schnelligkeit genügen vollkommen, ihnen das nöthige Futter zu sichern. Da aber, wo sie von Menschen verfolgt werden, wo ihnen der Jäger beständig auf den Fersen ist, wo Stärke und Schnelligkeit nicht mehr ausreichen, werden sie sehr listige, verschmitzte Bursche und führen Stückchen aus, die einem Wolfe der menschenleeren Wildniß nie und nimmer eingefallen wären.

So übt die ganze Umgebung ihren unverkennbaren, bestimmenden Einfluß gerade so gut auf die Thiere aus, wie auf die Menschen. Klima, Vegetation, Bodengestalt, alles dieses wirkt mit, und es ist beispielsweise erwiesen, daß sich bei den Nachtigallen sehr deutlich eine Nationalität sowohl an der Stimme, wie an den Strophen des Liedes erkennen läßt.

Nicht genug, daß das Individuum von seinen Alten, oder von dem Menschen planmäßig erzogen wird; es werden auch Fähigkeiten so herangebildet, daß sie als besondere Anlagen und Neigungen auf die Nachkommen forterben. Mehr als Einmal ist der Versuch gemacht worden, Jagdhunde zu ziehen. Ein zur Jagd sehr unanstelliger und unbrauchbarer Hund, immer mit in den Wald genommen und immer zum Jagen gebraucht, bringt Junge, die schon etwas besser sind, die nicht mehr so zu allem getrieben werden müssen. Und hält man diese ebenso in steter Uebung und fährt in derselben Weise fort, so bekommt man endlich ganz vortreffliche Jagdhunde, bei

denen die geringste Anleitung schon genügt, sie zu den größten Leistungen zu bringen.

Das Thier versucht seine Fähigkeiten und lernt sie ausüben, gerade wie der Mensch. Der Vogel singt nicht von Anfang so schön; er lernt Das erst nach und nach; der Hirsch springt nicht gleich so gewandt, er muß es erst einüben; und ebenso wachsen List, Schlauheit, Wachsamkeit, Erkennen der Gefahr mit der Zeit, und der junge Fuchs leistet darin weit weniger, als seine Eltern, vielleicht übertrifft er sie aber noch in Zukunft.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß das Thier sehr oft nur aus Instinct so, oder so handelt; aber ebenso sicher ist es wohl, daß nicht Alles, was es thut, reines Ergebniß des Naturtriebes ist; nur ist es sehr schwer, die Grenze zu bestimmen, wo der Instinct aufhört und die freie Geistesthätigkeit beginnt. Eigenthümlich aber ist es, daß gerade von Solchen, welche dem Thiere gar Nichts von Vernunft, Ueberlegung und freiem Willen zugestehen wollen, dieselben Thiere doch manchmal wieder als vollkommen zurechnungsfähig, ja als moralisch verantwortlich behandelt werden.

Im Jahre 1725 kamen große Heuschreckenschwärme nach Unteritalien, fraßen in einem einzigen Tage eine ganze Gegend kahl, zogen nach Norden weiter, ließen sich abermals nieder, stellten die gleiche Verheerung an, und droheten so, das ganze Land zu verwüsten und Theurung, oder gar Hungersnoth zu erzeugen. Man schritt also mit aller Macht gegen die gefährlichen Gäste ein, warf Feuerbrände unter sie, ließ das Vieh gegen sie los, schaufelte sie auf, zerstampfte sie und grub sie ein, zog schwere Walzen über sie her, — aber man merkte die Verminderung kaum. Was macht es auch aus, wenn von hunderttausend Millionen ein paar Millionen vertilgt werden? Die Menschen sahen ein, daß hier ihre Macht Nichts mehr vermöge; einer so großen Landplage standen sie ohnmächtig gegenüber. Da wendeten sie sich an den heiligen Vater in Rom und baten diesen, mit seiner geistigen Gewalt einzuschreiten. Papst Benedictus XIII. willfahrete gerne den Bitten seiner Gläubigen. Die Heuschrecken wurden feierlichst excommunicirt; der Papst sprach den großen Bann über sie und gebot ihnen im Namen des Apostels Petrus und kraft der von diesem ererbten Gewalt, sich sogleich zu erheben und in das Meer zu stürzen. Nicht das ist das

Merkwürdige an der Begebenheit, daß die Heuschrecken den Befehl nicht respectirten, sondern im Lande blieben und nur ganz langsam allmählich nach Norden zogen; sondern daß man „unvernünftige Thiere“ also behandelte.

1474 wurde in Mâcon ein Schwein gehenkt, weil es ein Kind getödtet hatte. 1499 wurde in Paris ein Stier zum Tode am Galgen verurtheilt, weil er einen vierzehnjährigen Knaben auf dem Felde wüthend überfallen, zu Boden gestoßen und getödtet hatte. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stellten zahlreiche Ratten in den Weinbergen von Autun große Verwüstungen an, und alle Mittel fruchteten nicht gegen die häßlichen, gefräßigen Thiere. Also wandte man sich schließlich an den Bischof, den obersten Gerichtsherrn, und ersuchte ihn um Abhülfe. Der Bischof aber war ein einsichtiger und gerechter Herr und sprach: „Das geht nicht so. Ich kann die Ratten nicht ungehört verurtheilen. Et altera pars! Ich muß sie so gut hören, wie euch.“ Darauf ernannte er einen Advocaten zum Vertheidiger der Ratten, und als dieser sich genügend vorbereitet, wurde die Sache in bester Form verhandelt. Es wurde eine förmliche Anklage eingebracht, dieser folgte die Vertheidigung, der Ankläger erhielt zum zweiten Male das Wort und dann abermals der Vertheidiger. Allein so viele Mühe sich dieser auch gab, seine Ratten straflos durchzubringen, es gelang ihm nicht. Die Ratten, — und da man nun gerade einmal daran war, sogleich auch die „nackten Schnecken und Raupen und alle anderen unreinen Geschöpfe, die sich von dem Erntesegen der Menschen nähren“, — wurden excommunicirt, und es wurde ihnen im Namen der heiligen Dreieinigkeit geboten, binnen drei Stunden die Felder und Weinberge von Autun zu verlassen und sich an solche Orte zu begeben, wo sie Niemandem schaden könnten. Ob sie's gethan, ist nicht bekannt geworden.

1545 wurden die Weinberge des savoyischen Oertchens St. Julien von einer grünen Raupe, Amblevin wird sie genannt, in erschreckender Weise verheert. Das war das Aergste, was den Bewohnern von St. Julien hätte begegnen können, denn ihr Wein war beliebt, und die Weinberge waren ihr größter Schatz, und als es nicht gelingen wollte, die Raupen zu vertreiben, sondern diese im Gegentheile sich noch zu vermehren schienen, ging man endlich in die nahe gelegene Bischofsstadt St. Jean, bat um geistliche Hülfe und klagte auf Schadenersatz. Zuerst wurde ein Ausweisungsbrief gegen die Raupen erlassen und zugleich eine Commission ernannt, welche die Weinberge genau untersuchen und die Größe des Schadens feststellen sollte. Ersterer wurde von den Amblevins nicht respectirt, die Commission aber that ihre

Schuldigkeit und lieferte einen Bericht. Darauf wurde von den Stadtrichtern von St. Julien die Klage ordnungsmäßig vorgebracht, den Raupen wurden zwei Vertheidiger bewilligt, und die Verhandlungen begannen. Allein sie zogen sich in die Länge; es kam der Herbst, es wurde Winter, und als endlich im Mai 1546 das Urtheil über die gefräßigen Thiere gefällt wurde, war schon seit einem Halbjahre keines mehr zu sehen.

Von Zeit zu Zeit erschienen die Amblevins wieder, doch war der Schaden, welchen sie anrichteten, nicht größer, als der anderer Raupen; 1487 jedoch kamen sie abermals in solcher Menge, daß sich die Stadtrichter von St. Julien nicht anders zu helfen wußten, sie gingen abermals nach St. Jean und baten um Ausführung des vor 41 Jahren gefällten Urtheils. Es wurde abermals eine Commission bestellt, die Weinberge zu untersuchen, und die Raupen wurden aufgefordert, bei dieser Untersuchung und Feststellung des von ihnen angerichteten Schadens mit anwesend zu sein, was sie denn auch ohne Widerrede thaten; aber der ihnen beigegebene Advocat Pierre Rembaud, war ein gewandter Mann, und auf seine ausgezeichnete Vertheidigung hin entschloß man sich zu einem gütlichen Vergleiche und bot den Amblevins ein schönes bepflanztes Stück Land an, welches außerhalb der Weinberge lag. Dorthin sollten sie sich wenden, das solle ihnen eigen sein, nur müßten sie gestatten, daß die Bewohner von St. Julien darüber führen, wenn sie nach ihren Ocker-Gruben wollten; sollte das so abgetretene Land je zurückverlangt werden, so habe die Rückgabe nur gegen volle Entschädigung und in Folge gegenseitiger Verständigung und Einwilligung zu geschehen. Allein der Vertreter der Raupen wies das angebotene Grundstück zurück, da es trocken und unfruchtbar und kein genügender Ersatz für die fetten Weinberge sei. Der Proceß zog sich dadurch in die Länge und war noch nicht zu Ende, als die Verklagten mit Eintritt der kalten Jahreszeit verschwanden.

Dergleichen Dinge kommen wahrscheinlich heut zu Tage Jedem lächerlich vor, und man wird sagen, wie Rembaud schon vor 400 Jahren gesagt hat: „Die Thiere sind von Gott geschaffen, sich von den Früchten der Erde, oder auch von anderen Thieren zu ernähren, und wenn sie das thun, ist kein Unrecht dabei, und Niemand darf sie darob tadeln.“ Ist dem Wolfe ein Vorwurf daraus zu machen, daß er das Lamm zerreißt? Ist der Tiger zu tadeln, weil er das Reh verschlingt? Manchmal will es uns dann wieder scheinen, als habe ein Thier Bewußtsein begangenen Unrechtes. Die Katze hat Milch genascht und schleicht sich nun vorsichtig und stets um sich blickend aus

der Küche. Wie sie sich an der Wand hin drückt! Es soll sie Niemand sehen Aber vielleicht ist dieses doch aus Furcht vor den Schlägen und nicht die Erkenntniß begangenen Unrechtes. Ganz anders nimmt sich dagegen folgender Fall aus: Ein Kornak läßt seinen Elephanten auf's Unbarmherzigste vom Morgen bis Abend den Zuschauern seine Kunststücke vormachen, bis das gequälte Thier nicht mehr kann. Es verweigert den Gehorsam, und als es der Kornak rücksichtslos mit der Reitgerte züchtigt, wird es endlich wild, hebt ihn hoch in die Luft empor, schleudert ihn wüthend zu Boden und zerstampft ihn mit den Füßen. Da stürzt die Frau des Kornaks heulend herzu, wirft sich vor dem Elephanten auf die Erde, hält ihm ihren sechsjährigen Knaben entgegen und ruft jammernd: „Wüthrich! Du hast meinen Mann umgebracht! Wovon sollen wir leben! Bringe mich auch um! Tödte auch mein Kind, dann hat Alles ein Ende!" Aber der Elephant ergreift mit seinem Rüssel vorsichtig den Knaben, hebt ihn sanft auf den Rücken, versucht, gegen Kind und Mutter zärtlich zu sein, und läßt sich von Stunde an durch das Söhnchen seines früheren Herrn leiten und regieren. Scheint es hier nicht, daß dem gewaltigen Thiere sein Aufbrausen leid gethan, und daß es das Unglück wieder gut machen wollte, das es im Zorne angerichtet?

Die hier gesammelten Schilderungen und Erzählungen sollen Stoff bieten zu genauerer Betrachtung der Seelenthätigkeiten der Thiere und ein richtiges Urtheil über ihre geistigen Fähigkeiten begründen helfen.

II.

In vielfacher Hinsicht ladet das Thierreich zu ernster und aufmerksamer Betrachtung ein, denn die Thiere greifen in tausend Beziehungen unmittelbar in unser Leben, ja, viele Verhältnisse werden geradezu von ihnen mehr, oder minder bestimmt.

Wie ganz anders würde sich unser Leben gestalten, wenn wir nicht das Fleisch der Thiere als Nahrungsmittel hätten! Oder die Milch! Oder die Eier! Man male sich das nur einmal vollständig aus, — unser Leben ohne Fleisch, Eier, Milch, Butter, Käse, — ganz abgesehen von Fett, Honig u drgl., die leichter durch Oel, Zucker u. s. w. zu ersetzen wären! Und wenn wir nun keine Wolle hätten, uns Tuchkleider zu bereiten, — keine Pelze, uns im Winter warm zu halten, — kein Leder zu fester und dauerhafter Fußbekleidung, — keine Federn, uns ein weiches, schützendes

Lager zu bereiten? Seide und Sammt könnten wir freilich entbehren; aber wie ganz anders würde unser Leben aussehen, wenn uns das Thierreich keine Stoffe zu Kleidungsstücken mehr lieferte! Nehmen wir nun ferner noch an, wir hätten weder Horn noch Knochen, noch Elfenbein mehr zu den tausend und tausend Dingen vom billigsten, unbedeutendsten Knopfe bis zu der feinsten Beinschnitzerei, die mit Hunderten von Thalern bezahlt wird! Wir hätten kein Schildpatt, kein Fischbein, — wir hätten nicht einmal die Kielfeder, die seit unvordenklichen Zeiten bis vor vier Jahrzehnten zum Schreiben diente! Gar nicht zu sprechen von Leim, den wir durch Gummi ersetzen könnten, von Korallen, Straußfedern und andern entbehrlichen Gegenständen des Luxus, von Ambra, Moschus, Leberthran, Cochenille, die uns die prachtvolle rothe Farbe liefert, von Sepia, Fischschuppe, Ameisenspiritus, Pflaster von spanischen Fliegen! Auch die Austern ließen sich leicht entbehren, schwer aber das Wachs der Bienen und die Badeschwämme. Die Galläpfel hat uns die Chemie durch Anderes ersetzen lehren, auch künstliche Blutegel hat man in allerneuester Zeit gemacht, — vor der Hand sind aber die natürlichen und lebendigen doch noch nicht außer Dienst gesetzt.

Weit näher noch liegen uns aber die Dienste, welche uns die größeren Säugethiere lebend leisten: Wie, wenn wir keine Pferde, Esel, Kameele, Elephanten zum Ziehen und Lasttragen mehr hätten? Wenn wir unsere Wagen mit Steinen und Bauhölzern selbst ziehen, die Mehl-, Kartoffel- und Steinkohlen-Säcke selbst tragen müßten? Und wenn die Reichen nicht mehr vierspännig fahren, die Könige nicht mehr Isabellen vorspannen könnten, sondern sich von Dienern ziehen lassen, oder fein zu Fuße gehen müßten, wie andere Menschenkinder! Mit dem Reiten wäre es auch zu Ende, und die leichte und die schwere Cavallerie existirten auf einmal nicht mehr. Dahingegen müßten wir die Zahl der Nachtwächter um ein Beträchtliches vermehren, wenn wir keine Haus- und Hofhunde mehr hätten, und könnten nicht so ruhig und sorglos schlafen. Kurz, wohin wir sehen, sind es die Thiere mit ihren mancherlei Leistungen und Gaben, die unser Dasein erleichtern und verschönern. Es ist wirklich interessant, sich das Leben der Menschen vorzustellen, wie es sein würde, wenn wir keine Thiere hätten; sich selbst nur einen einzigen solchen Tag auszumalen: Bett ohne Federn, Frühstückskaffee ohne Milch, auch keine Milchbrödchen mit Butter, Käse und Honig; weder Tuchkleider, noch wollene Strümpfe, noch lederne Stiefel, noch Glacé-Handschuhe, keinen Filzhut und keinen Seidenhut, keine seidene Halsbinde und

keine Sammtweste, zu Mittag keine Fleischbrühsuppe, nicht Rindfleisch, noch Braten, noch Geflügel, kein Schmalzgebackenes, weder Cervelatwurst noch Schinkenbrödchen, zum Verkehr nicht Fiaker, noch Omnibus, — zu Abend weder Hummersalat, noch Häring, noch Sardellen, keine Omelette und Pfannkuchen, — in der Finsterniß weder Stearinlichter noch Wachskerzen u. s. w., u. s. w., — unser Leben müßte ein ganz und gar anderes werden.

Die **Zahl der lebenden Thierarten** beträgt über 100,000; als Hausthiere dienen uns aber verhältnißmäßig nur sehr wenige, — an Säugethieren und Vögeln in Allem vielleicht 40 Arten. Es wäre eine segensreiche Aufgabe die Zahl der Hausthiere zu vermehren, und in der That haben sich in den letzten Jahrzehnten Vereine und Gesellschaften gebildet, Thiere, welche anderwärts dem Menschen als Hausthiere dienen, nach und nach an unser Klima zu gewöhnen und auch uns dienstbar zu machen, wie nicht minder, wilde zu zähmen, an den Menschen zu gewöhnen und dann in sein Haus einzuführen. Schnell geht das freilich nicht; aber wenn wir auch keinen Nutzen von unseren Bemühungen ziehen, so sind es unsere Kinder und Enkel.

Mit lebhaftem Bedauern muß es uns aber erfüllen, wenn wir sehen, daß hier und da Thierarten gänzlich vom Erdboden vertilgt werden. Nicht von den Thieren ist die Rede, welche in vorhistorischen Zeiten gelebt und durch Erdrevolutionen umgekommen sind; nicht vom Mammuth, vom Mastodon und anderen vorsündfluthlichen Thieren, welchen durch Elementar-Ereignisse, oder durch totale Veränderung des Klimas der Untergang bereitet wurde: sondern von Thieren, welche in den letzten Jahrhunderten, also in unseren Zeiten, durch Gier, oder blinden Verwüstungstrieb, oder blutige Mordlust der Menschen ausgerottet wurden.

Im September 1599 landeten fünf holländische Schiffe an der Insel Mauritius (östlich von Madagaskar), um Wasser einzunehmen. Die Schiffsmannichaft hielt sich einige Wochen daselbst auf und fand hier auch einen Laufvogel, der größer als ein Schwan war, und den sie Walgh-Vogel, d. h. Ekelvogel, nannten, weil sein Fleisch nicht recht weich werden wollte und nicht gut schmeckte. Dessenungeachtet verzehrte man ihn, aber — man schlug ihn auch massenhaft todt; da die Insel unbewohnt war, die Vögel also nicht die Gefahr kannten, welche ihnen von den Menschen drohte, und da die armen Thiere auch nicht fliegen und, weil sie überaus unbehülflich,

dick und fett sind, auch nur sehr langsam laufen können, — so war die Jagd für die rohen Matrosen eine Lust. Man lief den langsamen dummen Vögeln nach, schlug sie mit Knüppeln todt, und ganze Schaaren lagen da in ihrem Blute, ohne daß sie lebend irgend einem Menschen Etwas geschadet, oder todt irgend einem Etwas genutzt hätten.

1618 fand Bontekoe dieselben Vögel in außerordentlicher Menge auf der nahe bei Mauritius gelegenen Insel Bourbon und 8 Jahre später entdeckte sie Th. Herbart auch auf Rodriguez. Sie bekamen den Namen Dodo, auch Dronte und wurden namentlich von dem Arzte Jakob Bontius, der um jene Zeit viele Jahre in Batavia lebte, sehr genau beschrieben; auch mehr oder minder gelungene Abbildungen kamen nach Europa. Nach Bontius ist das Fleisch namentlich an der Brust sehr fett und so reichlich, daß sich 25 Personen an einem einzigen Vogel satt essen können; alte Thiere, deren Fleisch schwer zu verdauen ist, werden erst eingesalzen.

Später brachte man ein lebendes Exemplar nach Europa. Der Besitzer, Hans Sloane, ließ den Vogel, nachdem er gestorben war, ausstopfen und übergab ihn dem Maler Georg Edwards, welcher sich überhaupt mit Darstellung naturhistorischer Dinge beschäftigte, auch hiervon eine sehr gute Abbildung in Oel nahm und den ausgestopften Vogel sodann dem brittischen Museum schenkte. Allein der Balg wurde nach und nach schadhaft, es kamen Insecten hinein, und man warf ihn weg. Heute sind die Abbildungen, ein Drontenfuß im brittischen und einer im oxforder Museum, in letzterer Sammlung auch noch ein Kopf neben der enormen Menge von Knochen, die man auf den oben genannten Inseln gefunden hat, Alles, was von dem armen Dodo noch existirt; die Seefahrer und die unvernünftigen Ansiedler haben das Thier vollständig ausgerottet Es war so leicht, eine Dronte zu tödten, — warum sollte man sich die Freude nicht machen? Es war so schön, dem Vogel nachzulaufen und ihm mit einem Knüppel den Todesstreich zu geben, — warum sollte man es nicht thun?! —

Daran dachten die Ansiedler nicht, daß sie sich einer der wichtigsten Nahrungsquellen für immer beraubten, und, — was weit entsetzlicher ist —, auch daran dachten sie nicht, wie verrucht es ist, ein Thier aus bloßer Lust zu tödten; ein Thier, das der liebe Gott, gerade so gut wie den Menschen, erschaffen hat, daß es sich seines Lebens freue. Sie vertilgten die Dronte vollständig, — es gibt heute keine mehr.

Als vor fünf- bis sechs Hundert Jahren Ngahue, von der Insel Sawaii (in der Samoa-Gruppe) ausfahrend, Neuseeland entdeckte, fand er daselbst

eine außerordentliche Menge ungeheuerer Riesenvögel, und nach der Heimath zurückgekehrt, überredete er seine Landsleute, dorthin zu ziehen, wo sie ihr Leben so leicht fristen könnten. Denn die Jagd auf die genannten Vögel, die Moa, war äußerst lohnend und, da die Vögel flügellos waren, gar nicht so schwer.

Also wanderte der ganze Stamm der Maori nach Neuseeland und — lebte dort von Moa. Dieses kasuar-artige Thier ist aber 14 Fuß hoch, und seine Eier sind 30 Centimeter lang und 25 Centimeter dick, der Strauß mit seiner Höhe von 7 bis 8 Fuß ist also nur ein Kindlein dagegen, und — das muß schon eine ansehnliche Gesellschaft sein, die ein einziges gebackenes Moa-Ei aufessen will. Den Moa zu jagen, zu bekämpfen, zu erlegen, gehörte zu den stolzesten Freuden der Maori; aber, — diese vermehrten sich nach und nach bei kräftiger und ausreichender Fleischnahrung zu Hunderttausenden, die Vögel verminderten sich in gleichem Maße. Je mehr Menschen, desto weniger Riesenvögel, bis diese endlich ganz aufgezehrt waren. Die Neuseeländer lebten fast nur vom Fleische und den Eiern dieser Thiere, welche allerdings anfangs, da die Inseln noch unbewohnt waren, in zahlloser Menge allüberall hausten; allein — auch den tiefsten Brunnen kann man ausschöpfen. Genau können wir natürlich nicht angeben, wann die letzten Moa getödtet wurden; es scheint aber, daß sie vor etwa zweihundert Jahren ihr Ende fanden. Ganz Neuseeland ist bedeckt mit den Knochenresten dieser colossalen Thiere, und es war unseren Gelehrten ein Leichtes, vollständige Skelette aus diesen Ueberresten wieder zusammenzusetzen.

Auch die Maori dachten nicht daran, daß sie geradezu in Hungersnoth gerathen mußten, wenn sie keine Moa mehr hatten; große vierfüßige Thiere, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine u. drgl., gab es nicht auf der Insel; von den kleinen Thieren aber konnten die kräftigen, fleischlustigen Bewohner nicht leben, und doch waren sie nur an Fleischnahrung gewöhnt! Was war also ihr Loos? Zu verhungern, oder sich einander selbst aufzuessen! Sie wurden zu Letzterem getrieben, wurden Menschenfresser, und sie blieben das, bis für die Stillung ihres Fleischhungers auf andere Weise gesorgt war. Im Jahre 1773 brachte der bekannte Weltumsegler Cook eine ziemliche Zahl englischer Schweine auf die Insel, welche sich in dem heißen Klima und bei mehr als ausreichender Nahrung außerordentlich vermehrten und bald Neuseeland vom Norden bis Süden bevölkerten; — — und ganz allmählich, aber auch ganz von selbst kamen die Maori von dem Canibalismus zurück, aßen Schweinefleisch statt Menschenfleisch, und jetzt, da es alle Arten Mast-

viehes daselbst in großer Zahl gibt, denkt Keiner mehr daran, seinen Nachbar braten und verzehren zu wollen. Aber heute noch erzählen die Väter ihren Kindern von den gewaltigen Kämpfen ihrer Vorfahren mit den Riesenvögeln und lehren sie Gedichte, in welchen die romantischen, großartigen Jagden und die ihnen folgenden fetten Mahlzeiten poetisch geschildert sind.

Aber noch mehr! Vor etwa dreißig Jahren kamen Bewohner von Madagaskar nach Mauritius und wollten Rum kaufen. Dazu hatten sie als Gefäß colossale Vogeleier mitgebracht, so groß, daß eines neun Flaschen faßte, und als man sie erstaunt fragte, woher sie diese Rieseneier hätten, sagten sie, dergleichen werden drüben auf der Insel gefunden. Im Jahre 1850 fanden Franzosen auch in der That ein solches Ei, das so wohl erhalten war, als sei es noch gar nicht lange gelegt. Es kam in die Sammlung, welche im Jardin des Plantes in Paris zu sehen ist, und hat 875 Millimeter Umfang und 406 Millimeter Länge, d. h. es hat nach unserem bisherigen Maße über 3 Fuß im Umfange, ist über 17 Zoll lang, faßt $10^1/_2$ Flasche und kommt an Inhalt 150 Hühnereiern gleich. Wenn sich die Höhe dieses Vogels, welchem man den Namen Aepiornis gegeben hat, zur Höhe des Moa verhält, wie die Länge oder Dicke der Eier, so muß er 18 Fuß hoch sein und ist demnach groß genug, in Wirklichkeit zu sein, was in alten orientalischen Erzählungen als Dichtung angesehen und als Fabel bespöttelt wurde.

Zu dem ersten Eie ist noch ein zweites nach Paris gekommen; Abgüsse eines solchen Rieseneies finden sich in verschiedenen Museen, (so z. B. in der kleinen naturhistorischen Sammlung in Hanau), bis jetzt aber ist es noch nicht gelungen, irgend etwas Weiteres von den Aepiornis aufzufinden. Die Madagassen sagen zwar: „Die großen Vögel leben tief im wilden Gebirge", es hat aber noch Keiner von ihnen je einen solchen Vogel gesehen, oder auch nur von seinen Vorfahren gehört, daß diese ihn gesehen hätten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch dieser größte aller Vögel vom Erdboden vertilgt ist.

Im Jahre 1741 fand Dr. med. Georg Wilhelm Steller auf seiner Reise nach Kamtschatka dort und auf den benachbarten Inseln eine Robbe, die man nach diesem Gelehrten „Steller's Seekuh" nennt. Er hatte Gelegenheit, dieses Thier jahrelang zu beobachten, sah es tagtäglich von seinem Fenster aus, hat es uns auf's Genaueste geschildert, beschrieben und

namentlich mit großer wissenschaftlicher Sorgfalt und Genauigkeit anatomisch zergliedert. So gibt er uns an: Ganze Körperlänge 24 Fuß 8 Zoll, Entfernung der Augen von einander 18 Zoll, Darmlänge 500 Fuß, Länge des Magens 6, Breite 5 Fuß u. s. w. Das Thier geht nie auf's Land, sondern nur an das Ufer, lebt von Seegras, ist im höchsten Grade unbefangen, arglos, so daß man sich ihm nähern und es mit der Hand berühren kann, aber — es wiegt 8000 Pfund, sein Fleisch schmeckt sehr gut, „das Fett unter der Haut ist handbreit dick, flüssig und weiß, wird aber an der Sonne gelb, wie Maibutter, riecht und schmeckt überaus angenehm, fast wie süßes Mandelöl und wird, ausgesotten, aller Butter vorgezogen; es brennt in der Lampe hell, ohne Rauch und üblen Geruch" u. s. w.

Doctor Steller erfror auf seiner Heimreise im Jahre 1745, allein seine Beobachtungen und Erfahrungen gingen der Welt nicht verloren; sie wurden in Petersburg gedruckt, und so lernte man die neue Seekuh kennen. Sogleich wurden hier und da und dort Expeditionen ausgerüstet, auf den Fang auszugehen; Gefahr war damit gar nicht verbunden, der Gewinn aber sicher und sehr bedeutend. Wie wurde unter den armen Seekühen aufgeräumt! Und Schiffe, die überhaupt nur in jene Gegend kamen, versahen sich da für die ganze übrige Reise mit Fleisch, das namentlich auch gesalzen sehr gut schmeckte. Ja, man machte schon einen bedeutenden Umweg, damit man doch auch von dieser billigen Fleischniederlage profitiren konnte. Was that's! Die Seekühe waren ja in „zahlloser Menge" vorhanden! Aber nach 15 bis 16 Jahren waren sie nichts weniger mehr als „zahllos", ihre Reihen waren schon erstaunlich gelichtet, — und — im Jahre 1768 wurde noch ein einziges Exemplar dort gesehen, seitdem, also nun in hundert Jahren, keines mehr! In dem kurzen Zeitraume von einem Vierteljahrhundert wurde diese Thierart ausgerottet, und heute steht in den naturwissenschaftlichen Werken unter den Thieren, welche es nicht mehr gibt: Steller's Seekuh Rytīna Stelleri.

Und das sind nicht die einzigen Thiere, welche von den Menschen vertilgt wurden; es gibt deren eine noch größere Zahl. Andere hingegen existiren zwar noch, sind aber bereits nahe am Aussterben, so z. B. der Steinbock, der sich früher überall in den schweizer und tyroler Alpen fand, seit mehr als hundert Jahren in Tyrol ausgerottet ist, und sich in der Schweiz auch nur noch auf den Höhen des Mont blanc und des Monte Rosa blicken läßt, auf allen niedren Bergen ist er weggeschossen.

Versuchen wir nun, die Thiere einzutheilen, in Klassen zu bringen, so kann das auf verschiedene Art geschehen. Die ältere Eintheilung in sechs Klassen wirft alle Thiere, die kein Knochengerüste haben, in die Klasse der Insecten, wenn sie Beine haben, und zu den Würmern, wenn sie keine haben; allein hier sind die Unterschiede so groß, daß man heut zu Tage aus den niederen Thieren nicht halb so viel Klassen macht, als aus den höheren, sondern doppelt so viel.

Zuerst fragen wir: „Hat das Thier ein inneres Knochengerüste und rothes Blut oder nicht?" Im ersteren Falle gehört es zu den Wirbel- oder Knochen-Thieren. Sodann kann das rothe Blut warm, oder kalt sein. Die warmblütigen Wirbelthiere haben Säuge-Organe und gebären lebendige Junge, oder sie haben keine Säuge-Organe und legen hartschalige Eier. Die kaltblütigen Knochenthiere haben entweder Lungen, oder Kiemen. Die Thiere ohne Knochengerüst sind entweder gallertartig, oder der Leib besteht aus beweglichen, hintereinander liegenden Ringeln. Die Ringelthiere haben entweder ungegliederte oder gar keine Bewegungsorgane (Würmer), oder gegliederte. Besteht dann der Leib aus vielen Abschnitten oder Ringeln, so heißen wir diese Thiere Krustenthiere, oder Krebse, — zwei Hauptabschnitte haben die Spinnen, drei die Insecten. Die gallertartigen Thiere haben den Kopf vorn oder in der Mitte, in letzterem Falle haben sie entweder Einen Magen, oder viele rundliche Magenblasen, und dann sind sie wieder theils freibeweglich (Strahlthiere), theils in einen Stamm verwachsen (Polypen). Das gibt also zwölf Klassen.

Uebersicht
des
Thierreichs.

I. Klasse. Säugethiere. — Inneres Knochenskelet, rothes, warmes Blut, gebären lebendige Junge. — Lebende Arten: 2070.

II. Klasse. Vögel. — Inneres Knochenskelet, rothes, warmes Blut, legen Eier. — Lebende Arten: 7000.

III. Klasse. Reptilien oder Amphibien. — Inneres Knochenskelet, rothes, kaltes Blut, athmen durch Lungen. — Lebende Arten: 1500.

IV. Klasse. Fische. — Inneres Knochenskelet, rothes, kaltes Blut, athmen durch Kiemen. — Lebende Arten: 8000.

V. Klasse. Insecten. — Ohne inneres Skelet, weißliches Blut, Leib mit 2 Hauptabschnitten, 6 Beine. — Lebende Arten: 65,000.

VI. Klasse. Spinnen. — Ohne inneres Skelet, weißliches Blut, Leib mit 3 Hauptabschnitten, 8 Beine. — Lebende Arten: 3000.

VII. Klasse. Krebse. — Ohne inneres Skelet, weißliches Blut, Leib mit vielen Abschnitten, 10 bis 14 Beine. — Lebende Arten: 1500.

VIII. Klasse. Würmer. — Ohne inneres Skelet, weißliches Blut, Leib wurmförmig, ohne Beine. — Lebende Arten: 1270.

IX. Klasse. Weichthiere. — Leib gallertartig, Mund vorn am Ende des Körpers. — Lebende Arten: 11,400.

X. Klasse. Strahlthiere. — Leib gallertartig, Mund in der Mitte des Körpers, das Thier frei beweglich. — Lebende Arten: 1230.

XI. Klasse. Polypen. — Leib gallertartig, festgewachsene, zu einem ästigen Stamm vereinigte Thiere. — Lebende Arten: 3530.

XII. Klasse. Infusorien. — Mikroskopische Thierchen, rundliche Magenblasen, oder organlose Gallertkörper. — Lebende Arten: 1400.

Es giebt also in Allem ungefähr 107,000 verschiedene Arten von Thieren, — ebensoviel Krebsarten, als Frosch-, Kröten-, Schildkröten- und Eidechs-Arten zusammen genommen, — viermal soviel Arten von Fischen, als von Säugethieren, — halbsoviel Polypen-, als Vogel-Arten, — 1000 Arten von Weichthieren mehr, als Arten von Säugethieren, Vögeln und Amphibien zusammen gerechnet, — und die Insecten allein haben gegen 42,000 Arten mehr, als alle übrigen Thiere der Erde.

Erste Klasse.

Die Säugethiere.

Fast alle Säugethiere sind mit Haaren bedeckt, d. h. mit feinen Röhrchen, welche durch eine zwiebelartige Wurzel in der Haut fest sitzen. Je nachdem sie weicher, oder steifer sind, nennt man sie Wolle, Haare, Borsten oder gar Stacheln. Nur die Fisch-Säugethiere sind unbehaart, und einige wenige Thiere haben statt der Haare Schuppen, oder panzerartige Gürtel. Mit Ausnahme des Wals, des Schnabelthiers und des Maulwurfs haben alle Säugethiere Ohrmuscheln, welche den Vögeln gänzlich fehlen.

Die Zahl der verschiedenen Arten der Säugethiere beträgt etwas über 2000, wovon ungefähr 100 im Meere leben. Auf dem Lande aber finden sich:

in Amerika	33	Procent,	
in Asien	29	„	
in Afrika	20	„	
in Europa	$12\frac{1}{2}$	„	und
in Australien nur	$5\frac{1}{2}$	„	der lebenden Arten.

Es sind aber bis jetzt 670 Säugethier-Arten bekannt, die sich nicht mehr unter den lebenden befinden, alle ausgestorben sind, und die wir nur noch aus ihren versteinerten Knochen-Ueberresten kennen.

Die Vermehrung der Säugethiere ist eine sehr verschiedene. Große Thiere, wie Walfische, Elephanten, Kühe ꝛc., bekommen nur 1 Junges, Robben und ganz große Raubthiere bekommen deren 2, kleinere Raubthiere 3 bis 4, Hasen und Eichhörnchen 6—7, Kaninchen und Mäuse 10 bis 12, Schweine haben schon 20 Junge auf Einmal zur Welt gebracht. Nun kommt es darauf an, ob sich die Thiere unbehindert verbreiten können. Stellt ihnen der Mensch nach, vertilgt er sie, — oft planlos und zu seinem eigenen Schaden —, so werden sie sich, auch wenn sie oft und viele Junge auf Einmal bekommen, nicht vermehren, sondern vermindern und schließlich vielleicht ganz ausgerottet werden, wie der Moa und Steller's Seekuh; läßt man sie aber in Frieden und gibt ihnen Raum, so können sie, selbst wenn ihre Vermehrung im Jahre nicht so groß ist, im Laufe der Zeiten sich zu ungeheuren Massen vervielfältigen.

Das sieht man z. B. an den in Südamerika wild lebenden Hausthieren. Pferde und Ochsen kannten die Amerikaner nicht, bevor Columbus bei ihnen erschien; erst durch die Spanier wurden diese Thiere dort eingeführt. Durch Zufall verloren einzelne ihre Herren, geriethen in die Wildniß und vermehrten sich unter günstigem Verhältnisse so, daß in den Ebenen von Venezuela 90,000 Maulthiere, doppelt so viele Pferde und über 1 Million Ochsen wild umherlaufen sollen. Ja, in den ausgedehnten Weidestrecken der argentinischen Republik sollen 3 Millionen Pferde und wenigstens 12 Millionen Stück Rindvieh hausen. Es ist ja bekannt, daß die Bewohner von Buenos Ayres in großen Gesellschaften hinauszogen, jährlich Hunderttausende von Ochsen erlegten und nur die Häute davon mitnahmen, die dann unter dem Namen Buenos Ayres nach Europa verschifft wurden; das Fleisch ließ man liegen und nutzlos verfaulen; — das Fell, welches ja auch Nichts kostete, war schon Gewinn genug. Erst die letzten Jahre setzten dieser namenlosen Vergeudung ein Ziel; es entstand in der genannten Hauptstadt des argentinischen Bundes eine Fleisch-Extract-Fabrik, die sich sehr rasch vergrößerte und uns um verhältnißmäßig billiges Geld ein Nahrungsmittel liefert, das wir bis hierher, — wegen der außerordentlich hohen Fleischpreise, — sehr theuer bezahlen mußten.

Aber auch Das kommt vor, daß sich große, starke Raubthiere, deren Jagd gefährlich ist, in heißen Ländern trotz alles Krieges, den ihnen der Mensch macht, nicht vermindern wollen, so daß sie ein steter Schrecken, eine fortwährende Drohung der Bewohner bleiben, wie z. B. die Tiger in Bengalen, die namentlich für die Eingeborenen ein todtbringendes Verhängniß sind. —

Unter allen Thieren sind die Säugethiere für uns die wichtigsten, weil nützlichsten. Sie lassen sich am Vollständigsten zähmen, abrichten und zum Dienste des Menschen gebrauchen; sie sind auch die gelehrigsten. Anderen Theils liefern sie uns geschlachtet auch das meiste und schätzenswertheste Material: Fleisch, Fett, Blut, Leim, Darmsaiten, Pelz, Leder, Pergament, Knochen, Horn, Elfenbein, Haare und Borsten zum Ausstopfen, zu Bürsten, Pinseln u. s. w., Fischbein, Farbestoffe (Beinschwarz, Berlinerblau ꝛc.), Dünger, — in Afrika ist der Kameelmist ein sehr wichtiges Brennmaterial u. s. f.

Giftige Säugethiere gibt es nicht.

Die Säugethiere in Ordnungen zu theilen, sieht man zuerst nach ihren Gliedmaßen. Sie haben entweder Füße mit Zehen (oder auch Hände, das sind solche Füße, bei welchen die Innenzehe, der Daumen, den anderen Zehen entgegengesetzt ist, die also zum Greifen und Festhalten geschickt sind), oder Hufe, oder drittens Flossen. Die Zehensäugethiere haben entweder alle drei Arten von Zähnen, — Schneide-, Eck-, und Backen-Zähne, — oder es fehlen die Eckzähne (Nagethiere), oder es fehlen noch mehr, vielleicht alle Zähne, — das sind die zahnarmen Thiere. Von den Thieren mit drei Zahnarten scheiden wir zuerst die aus, welche die Zitzen zum Säugen der Jungen nicht frei haben; dann gibt es wieder zwei große Abtheilungen: Mit Händen, — ohne Hände; die zur letzten Abtheilung gehörigen haben Flughäute, oder haben keine, — die der ersteren sind a) Menschen, b) Affen.

Die Hufsäugethiere haben Einen Huf, zwei Hufe, oder mehr (d. h. drei bis fünf) Hufe. Die Flossensäugethiere haben entweder Flossenfüße oder wirkliche Flossen. So entstehen also folgende

Elf Ordnungen

der

Säugethiere.

I. Ordnung. Affen. — Schneide-, Eck- und Backen-Zähne, — 4 Hände, oder zwei Hände und 2 Pfoten. — Lebende Arten: 222.

II. Ordnung. Handflügler. — Schneide-, Eck- und Backen-Zähne, — Zehen, — Flughaut. — Lebende Arten: 328.

III. Ordnung. Raubthiere. — Schneide-, Eck- und Backen-Zähne, — Zehen mit Krallen. — Lebende Arten: 415.

IV. Ordnung. Beutelthiere. — Schneide-, Eck- und Backen-Zähne, — Zehen, — Zitzen in einer sackartigen Tasche, oder hinter einer Hautfalte. — Lebende Arten: 138.

V. Ordnung. Nagethiere. — Nur Schneide- und Backen-Zähne, — Zehen. — Lebende Arten: 617.

VI. Ordnung. Zahnarme Thiere. — Nur Backen- oder gar keine Zähne, — Zehen mit krummen Krallen. — Lebende Arten: 35.

VII. Ordnung. Vielhufer. — Oben und unten Vorderzähne, — 3 bis 5 Zehen, jede von einem Hufe umgeben. — Lebende Arten: 33.

VIII. Ordnung. Einhufer. — Oben und unten Vorderzähne, — Zehen von nur Einem Huf umgeben. — Lebende Arten: 6.

IX. Ordnung. Zweihufer. — Nur unten Vorderzähne, — zwei mit Hufen umgebene Zehen. — Lebende Arten: 177.

X. Ordnung. Robben. — Flossenfüße. — Lebende Arten: 33.

XI. Ordnung. Fischsäugethiere. — Flossen. — Lebende Arten: 65.

Die Affen.

(Tafel I.)

Man muß nicht glauben, daß die Affen mit ihren vier Händen im Vortheile wären gegen die Menschen, die deren doch nur zwei haben. Ohne Zweifel ist die Hand ein vollkommeneres Organ als der Fuß; allein sie kann diesen nicht ersetzen. Den Affen fehlt also eine Art der Organe, welche der Mensch besitzt; sie können allerdings besser klettern, aber nur sehr mangelhaft gehen, ja, nicht einmal stehen, ohne sich zu halten. Die Fläche der Fußsohle fehlt ihnen; beim Gehen und Stehen schlagen sie entweder die Finger ein, wie zur Faust, und gehen so auf der Oberseite der Finger, oder sie treten auf die nach außen gekehrte Seite der Hand, d. h. auf die Seite des eingeschlagenen kleinen Fingers.

Oken schildert die Affen in folgenden Worten:

„Sie sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und garstigen Manieren. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es gibt keine einzige Tugend, welche man den Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in physischer, als moralischer Hinsicht.“ — Ob dieses Urtheil zutreffend ist, werden die hier gesammelten Geschichten darthun. —

Zu den eigentlichen Affen mit kahlem Gesichte und vier Händen mit Plattnägeln gehören der

Gorilla.

Die Heimath dieses Thieres ist das Cameron- und Gabun-Land, welches sich unmittelbar an die Sklavenküste anschließt und bis zum Aequator reicht. Daß man den Gorilla nicht früher gefunden hat, ist darin begründet,

Affen und Handflügler.

Digitized by Google

daß er nicht leicht an die Küste kommt, sondern sich entfernt in den dichten Wäldern am Gabun-Flusse aufhält, und daß die dortige Gegend auch verhältnißmäßig bis vor 20 oder 30 Jahren sehr wenig durchforscht war.

Er ist $5^{1}/_{2}$ Fuß hoch und noch höher (einzelne Reisende sprechen von 9 Fuß), seine Schulterbreite beträgt 3 Fuß, er ist außerordentlich stark und kräftig, seine Arme haben die Dicke eines Mannsschenkels; das Gesicht ist nackt, dunkelbraun, oder schwarz; der Körper ist mit langem, schwarzem Haar bedeckt, auf dem Scheitel erhebt sich ein Haarbüschel, wie er zeitweise bei uns Mode ist; Gesäßschwielen und Schwanz hat der Gorilla nicht, und es ist Niemandem zu verargen, wenn er diesen Affen für einen Menschen hält. Es muß dabei natürlich in die Wagschale gelegt werden, daß es schwer ist, den Gorilla ruhig zu beobachten und zu betrachten. Er fürchtet sich vor keinem Thiere, greift Leoparden, Löwen, Elephanten ohne Scheu an, flüchtet auch vor dem Menschen nicht, sondern geht muthig auf ihn los, und wird er nicht mit dem ersten Schusse getödtet, so ist der Jäger rettungslos verloren; sein Gewehr wird von dem Affen wie ein Spazierstock zerbrochen und er selbst zerfleischt und zerrissen.

Die Bewohner dortiger Gegend fürchten sich vor keinem Thiere so sehr, wie vor dem Gorilla; sie meiden ihn mit der größesten Vorsicht, und wenn sie auch stets bereit sind, gegen gute Bezahlung auf die Löwen- und Elephanten-Jagd zu gehen, — vor der Gorilla-Jagd haben sie einen unüberwindlichen Respect.

Erwachsene Gorilla sind noch nie lebendig in die Hand eines Europäers gelangt.

Der Orang-Utan oder Pongo. (Taf. I, Fig. 1).

Dieser Affe findet sich hauptsächlich auf der Insel Borneo; nur selten kommt er auf Sumatra vor, anderwärts ist er noch nicht angetroffen werden. Orang heißt in der Sprache der Malayen Mensch, utan heißt Wald, und ein Orang-Utan ist ein Waldmensch. Die Schreibart Utang ist ganz falsch; die Benennung Waldmensch aber eine recht glückliche. Das Thier ist 4 bis 5 Fuß hoch, hat also die Größe eines Mannes, ist außerordentlich stark, muthig, überlegend und besitzt eine Lebenszähigkeit, welche in Erstaunen setzt. Wenn es verwundet ist, wandert es noch lange von Baum zu Baum, reißt mit großer Kraft dicke Aeste ab und schleudert sie schreiend und tobend auf seine Verfolger. Der Reisende Wallace hatte im Jahre 1865 eines mit fünf oder sechs Kugeln getroffen; als es vom Baum herabstürzte,

fand sich, daß ihm beide Beine gebrochen waren, das eine Hüftbein und die Wurzel des Rückgrates waren zerschmettert, im Nacken und im Oberkiefer staken plattgedrückte Kugeln, und es lebte doch noch. Kein Thier, außer Krokodil und Pythonschlange, greift den Orang-Utan an; alle fürchten sich vor ihm, und auch mit den Zweien, welche sich je zuweilen an ihn wagen, wird er fertig. Dem Krokodil drischt er mit gewaltigen Schlägen auf den Kopf und reißt ihm die Kehle auf; die Pythonschlange faßt er mit seinen vier Händen und beißt nach allen Seiten hin so oft in sie hinein, bis sie todt ist.

Es ist über den Orang-Utan viel gefabelt worden; aber nach Abstreifung alles Erdichteten bleibt noch genug übrig, um ihn als sehr interessant erscheinen zu lassen. In der Wildniß läßt er sich nicht leicht beobachten, weil er sich den Blicken der Menschen entzieht; lebendig fangen läßt er sich aber auch nicht leicht, denn er ist nicht nur sehr gewandt, sondern auch außerordentlich stark, und es ist Niemandem zu rathen, sich in einen Kampf mit einem großen Orang-Utan einzulassen; nur zu Zwei, oder Drei und gut bewaffnet darf man den Fang versuchen. Was wir aber in zoologischen Gärten und Menagerien, oder auch zumeilen bei reichen Privatleuten (— die Kaiserin von Frankreich, Maria Louisa, hatte zum Beispiel einen —) sehen, das sind jung eingefangene Thiere; und in der Gefangenschaft wachsen sie nie völlig aus; sie sterben immer bald. Unser Klima können sie gar nicht vertragen.

Der Tschimpanse,

auch afrikanischer Orang-Utan genannt.

(Fig. 2.)

Der Tschimpanse lebt in Ober- und Nieder-Guinea und hält sich heerdenweise in wenig besuchten Wäldern auf. Seine Höhe beträgt nur 3 bis 4 Fuß, er ist also merklich kleiner als der Oran-Utan, aber nichts desto weniger ein kräftiger und unter Umständen den Jägern sehr gefährlicher Bursche. Die Heerde wird von dem stärksten und muthigsten geführt; entdeckt dieser eine Gefahr, so läßt er seinen Allarmruf erschallen; im Nu stiebt die Heerde auseinander und ist in einem Augenblicke verschwunden; alle sind nach verschiedenen Richtungen mit Blitzesschnelligkeit auf die Bäume geklettert und haben sich da in dem Laube verborgen. Aus ihrem Hinterhalte lassen sie ein zorniges Bellen vernehmen; der Anführer aber bleibt auf der Wacht, zu sehen, was weiter geschieht. Läßt man die Thiere in Ruhe, so hat man Nichts von ihnen zu befürchten; sie greifen nicht ungereizt an, wie der Gorilla; schießt der Jäger aber und verwundet, oder erlegt irgend ein Glied der großen Gesellschaft, so bleiben die Weibchen zum Schutze ihrer Jungen,

die Männchen aber stürzen sich wüthend auf den Mörder, und wehe ihm dann, wenn er allein ist! Dann ist er unrettbar verloren; die Tschimpanse erwürgen und zerreißen ihn unerbittlich.

Die Schwarzen jener Gegend fürchten sich sehr vor dem Tschimpanse. Sie behaupten, er werde 6 bis 7 Schuh hoch, und ein einziger sei im Stande, zehn Menschen zu widerstehen; allein dürfe man sich nicht auf's Feld wagen, wenn man nicht fürchten wolle, von ihm angegriffen und mit Baumästen todtgeschlagen zu werden; Kinder, selbst Knaben von 8 Jahren, schleppe er oft in den Wald und behalte sie da jahrelang bei sich; einzelne Neger würden häufig von ihm getödtet und Elephanten mit Prügeln aus dem Walde verjagt; einen alten Tschimpanse könne Niemand lebend in seine Gewalt bekommen.

Ohne Zweifel ist hierbei Vieles übertrieben, gewiß ist aber, daß noch kein ausgewachsener Tschimpanse lebendig im Besitze eines Europäers war, oder gezähmt von einem Europäer gesehen wurde. Jung werden die Thiere zuweilen gefangen und zu uns gebracht; allein sie sind bis jetzt noch alle im ersten oder zweiten Jahre ihrer Gefangenschaft an der Lungenschwindsucht gestorben; das Klima ist ihnen hier zu kalt. In ihrer Heimath werden sie, wenn jung gefangen, zu mancherlei Geschäften abgerichtet, die sie recht gut ausführen; sie zeigen dabei Geschick, Aufmerksamkeit und Ueberlegung. Sie holen mit dem Kruge Wasser aus dem Bache, tragen schwere Dinge fort, stoßen im Mörser, drehen den Bratspieß u. dergl. mehr.

Der Gibbon.

Von diesem ebenfalls ungeschwänzten Affen gibt es sieben verschiedene Arten, welche alle in Ostindien leben, sich durch sehr lange Arme und ein furchtbares Geschrei auszeichnen. Sie sitzen oder klettern in der Krone der Bäume, schreien ganz unerhört und — freuen sich ihrer unvergleichlichen Fertigkeit im Klettern und Schwingen. Breiten sie ihre Arme aus, so messen sie damit nicht, wie der Mensch, ihre eigene Höhe, sondern das Doppelte derselben, und mittelst dieser sehr langen und starken Arme bringen sie es zu einer Gewandtheit im Klettern und Schwingen, die den Zuschauer wahrhaft verblüfft. Ehe man den Gibbon recht angesehen, ist er den höchsten Baum hinauf — nicht gestiegen, nein, anscheinend geflogen, daß man starr vor Erstaunen steht. Oben hängt er sich an einen Ast, schwingt sich drei- oder viermal hin und her und schleudert sich dann vierzig Fuß weit nach einem anderen Baume, dessen Ast er mit magischer Sicherheit erfaßt, um sich einen Augenblick darauf zum zweiten, dann zum dritten und vierten

Male auf dieselbe Entfernung hin durch die Luft zu schleudern. Und während er so mit unsichtbaren Flügeln durch die Luft fliegt, ändert er plötzlich die Richtung, schießt in einem rechten Winkel nach der Seite hin, so daß man gar nicht weiß, wie man den gewandten Bewegungen des Thieres nur mit den Blicken folgen soll. Es ist schwer zu beobachten, weil es sehr scheu und so überaus flink ist; zu fangen aber ist es leicht, wenn — man es auf dem Boden überrascht; seine Bewegungen auf dem Baume und von Baum zu Baum werden mit dem Fluge der Schwalbe verglichen, auf dem Boden aber ist es sehr unbehülflich und kommt nur langsam von der Stelle.

Der Schlankaffe.

Der Schlankaffe verdient seinen Namen, denn er zeichnet sich aus durch seine langen, feinen Gliedmaßen und seinen langen Schwanz. Zu den 20 Arten desselben, die man bis jetzt kennt, gehört der Mohren-Schlankaffe, Taf. I, Fig. 5 und der Kahau, Fig. 6, welch letzterer auch Nasenaffe heißt, weil seine Nase 2 Zoll vorsteht. Alle diese Affen leben nur in Ostindien, wo einzelne Arten in ungeheurer Menge vorkommen; andere wieder sind selten, wie z. B. der Kahau, der sich nur hier und da auf Borneo findet.

Auch der Hulman, der heilige Affe der Hindu, gehört hierher. Es ist ein wunderschönes Thier, 2 Fuß hoch, mit einem 3 Fuß langen Schwanze; Gesicht und Hände sind schwarz, im Uebrigen ist die ganze Behaarung gelblich-weiß.

Der Stummelaffe.

Viel Aehnlichkeit mit den Schlankaffen Asiens hat der Stummelaffe Afrika's; doch zeichnet er sich aus durch eine schöne lange Mähne, einen sehr langen, dünnen, am Ende buschigen Schwanz und hat an der Vorderhand keinen Daumen. Hierher gehört der Kragen-Stummelaffe, Fig. 4, und als die allerschönste Art: der Guereza, Fig. 13. Er ist 2$^1/_2$ Fuß hoch, sehr schön sammetschwarz, um das Gesicht zieht sich ein silberweißer Bart, an den Seiten hängt ein langes, glänzendweißes Vlies herab, der schwarze Schwanz endigt in schneeweißer Quaste. Der berühmte Afrika-Reisende, Eduard Ruppel aus Frankfurt, hat dieses Thier in Habesch entdeckt und hat mit richtigem Tact den einheimischen Namen desselben auch zu seinem wissenschaftlichen gestempelt, und so heißt (wie es eigentlich immer sein sollte) dieser Affe bei den Gelehrten nicht anders, als in seiner Heimath: Guereza.

Die Meerkatze.

Die nettesten, schlanksten und beweglichsten aller Affen sind die Meerkatzen, die sich in zahlloser Menge in den dichten Wäldern Mittelafrika's finden. Sie sind allbekannt, da wir sie ja in jeder Menagerie, in jedem zoologischen Garten sehen, leben in großen Heerden beisammen, werden von den größten und stärksten der Gesellschaft geführt und auch regiert, — er leitet sie, er wacht für sie, er zaust und beißt sie aber auch ganz tüchtig. Die Meerkatzen sind eine namenlose Plage für die dortigen Landbesitzer, deren Maisfelder sie unbarmherzig plündern, und da sie so überaus flink, gewandt und leicht sind, ist es fast unmöglich, sie zu fangen.

Es gibt Meerkatzen von allen Farben, graue, gelbliche, braune, schwarze, weißliche, mehrfarbige. Die grüne (Taf. I. Fig., 14) ist grünlich-grau, schwarz gesprenkelt und am Bauche weißlich, das Gesicht ist schwarz und die Schwanzspitze gelb.

Die gemeinste, schönste und artigste Meerkatze ist der Mona (Fig. 3), der sehr häufig von Afrika hierher gebracht wird. Er ist ein gutmüthiges Thierchen, 1½ Fuß groß, und läßt sich nicht so leicht, wie andere Affen, zum Zorne reizen. Man kann ihn unbedenklich frei im Hause umherlaufen lassen, nur — muß man nicht vergessen, daß er ein überaus geschickter Dieb ist, der Jedem mit Gewandtheit die Taschen leert.

Der Makako oder Magot.

Von dem Makako gibt es 10 Arten, welche in Asien leben und geschwänzt sind, und eine ungeschwänzte Art, den gemeinen türkischen Affen, Hundsaffen, Magot, in Nordafrika. Von dort ist dieser Affe über das Meer auf die Felsen bei Gibraltar gekommen, hat sich hier sehr stark vermehrt und ist der einzige Affe, der wild in Europa — und da auch nur an diesem einzigen Plätzchen — gefunden wird. Uebrigens scheint es, als sollte sein Reich da bald zu Ende gehen; es sind so viele weggeschossen worden, daß es förmlich eine Pflicht geworden ist, diese Thiere nun zu schonen, und bereits ist von Männern der Wissenschaft darauf aufmerksam gemacht worden.

Der Magot ist jener Affe, welchen wir bei Bärenführern, Kameeltreibern und dergleichen Thierbesitzern so oft sehen, welcher, auf einem Pferdchen oder einem Pudel reitend, sein Kunststück macht, durch den Reif springt, das Gewehr präsentirt und mit dem Teller das Trinkgeld einsammelt.

Der Pavian. (Fig. 9.)

Der Pavian ist ein sehr kluges Thier und leicht abzurichten, jedoch nur zu brauchen, so lange er jung ist; im Alter wird er überaus boshaft und, da er groß und sehr stark ist, auch sehr gefährlich. Er lebt in Heerden von Hunderten, — Bayssière will sogar (1848) eine von wenigstens 2000 Stück gesehen haben, — im Capland, in Darfur, Habesch, Arabien u. s. w. und plündert dort die Felder, thut den Reisenden Nichts zu Leide, allein wenn unter die Heerde geschossen wird, entfliehen nur die Weibchen und die Jungen, die Männchen stellen sich gegen den Jäger. Ein einziger alter Pavian ist stark genug, den kräftigsten Hund zu zerreißen; er ist der größte, stärkste und gefährlichste Affe nach dem Orang-Utan. Die Alten nannten ihn Hundskopf, und dieser Name ist recht bezeichnend, denn sein Kopf hat viele Aehnlichkeit mit dem eines großen, plumpen Hundes; überhaupt hat der Pavian mehr Raubthierartiges, als irgend ein anderer Affe.

Eine besondere Art ist der Hamadryas oder Mantelpavian, den wir so oft auf alt-ägyptischen Wandgemälden als Gott Thoth (eigentlich Taati) abgebildet finden. Sein nacktes Gesicht ist fleischfarben, das Haar grau, bräunlich, gelblich; das Männchen zeichnet sich durch einen schönen Mantel aus, dessen Haare ungefähr fußlang sind. Der Hamadryas ist ein großes, starkes und sehr gelehriges Thier. In Aegypten lebt er nicht, wird aber von Nubien und Habesch dorthin gebracht, zu den schwierigsten Kunststücken abgerichtet und ist da täglich in den Straßen Kairo's zu sehen.

Der größte, scheußlichste und furchtbarste Pavian ist der Mandril, Taf. I, Fig. 7. Er heißt auch

Waldteufel,

hat blaue Wangen und eine rothe Nase, findet sich in Guinea und wird dort sehr gefürchtet. Die Bewohner der Goldküste gehen in keinen Wald, aus welchem das Grunzen des Mandrils ertönt, es sei denn, daß sie in großer Gesellschaft und gut bewaffnet wären, denn der Waldteufel tritt ohne Scheu den Menschen entgegen, ist außerordentlich stark, und seine Wildheit gleicht, wenn er irgend wie gereizt wird, einer wahren Raserei. Er zerreißt und zerstört dann rücksichtslos Alles, kennt keine Vorsicht mehr, stürzt aus Rache und Wuth geradezu in sein Verderben, — aber wehe Dem, den er noch vorher erfassen kann!

Alte Mandrile sind noch nie lebendig gefangen worden; nur junge gerathen zuweilen lebend in die Hände der Europäer und zieren dann unsere Menagerien. Glaubt man aber auch, sie wirklich gezähmt zu haben, — wenn sie aus-

gewachsen sind, bricht ihre Wildheit jedes Mal wieder durch, und sie sind für die Wärter sehr gefährliche Bestien. —

Bei den Brüllaffen, Wollaffen und Klammeraffen ist der Schwanz unter der Spitze unbehaart und eingekrümmt, ein sogenannter Greifschwanz.

Die Brüllaffen bevölkern in großer Zahl die Wälder Südamerika's, bilden große Heerden, die wieder in einzelne Familien getrennt sind. Morgens brüllen sie alle gemeinschaftlich etwa eine Stunde lang, dann essen und schlafen sie abwechselnd bis zum Abend, bei Sonnenuntergang brüllen sie wieder ungefähr eine Stunde, Nachts hört man keinen Laut von ihnen.

Die Wollaffen, ebenfalls in Südamerika, zeichnen sich durch ihre weichen, wollartigen Haare aus; die Klammeraffen haben an den Vorderhänden nur einen Stummel von Daumen, der lange Greifschwanz aber dient ihnen zum Festhalten, Erfassen und Herbeiziehen. Unter ihnen zeichnet sich aus der

Miriki, (Taf. I., Fig. 8),

der größte Affe Brasiliens. Er ist über 4 Fuß lang, meist blaßgelblich und ein Hauptnahrungsmittel der dortigen Indianer, die in großer Gesellschaft auf seine Jagd ausgehen. Sie bringen dann Hunderte dieser Thiere mit nach Hause, ziehen ihnen die Haut ab, hängen sie in den Rauch und treiben mit diesem Rauchfleische einen lebhaften Handel. Nur wir Europäer können uns nicht zu dieser Delicatesse verstehen, denn die in sitzender Stellung geräucherten Miriki sehen aus wie schwarzbraune Kinder.

Den Rollschwanz-Affen oder Rollaffen in Südamerika dient ihr langer, überall behaarter, unten eingerollter Schwanz förmlich wie eine fünfte Hand. Sie sind äußerst muntere, bewegliche, gelehrige Thiere, aber schwer zu beobachten, da sie sehr scheu und furchtsam sind.

Bei den Schweifaffen ist der Schwanz buschig, hat Aehnlichkeit mit dem Schwanze eines Eichhornes und ist ungefähr so lang, wie der Körper des Thieres. Der

weißköpfige Schweifaffe, (Taf. I., Fig. 11),

ist ungefähr $1^1/_2$ Fuß lang, mit dem Schweife also 3 Fuß, am ganzen Körper schwarz, das ebenfalls schwarze Gesicht umfaßt aber ein weißer Haarkranz, der von vorn wie ein Backenbart aussieht, oder wie das herabhängende Haar eines Greises.

Neben diesen eigentlichen Affen erscheinen als zweite Familie die Krallenaffen. Sie haben auch ein kahles Gesicht, aber vorn keine

Hände, sondern nur mit Krallen bewaffnete Pfoten, d. h. es fehlt hier der Daumen. Zu ihnen gehören die Seidenaffen und die Glattäffchen; jene haben schwarz und weiß geringelte Schwänze, diese sind die niedlichsten Spielgenossen, die man sich denken kann. Bekannt ist von ihnen das

Löwenäffchen,

dieser Schmuck der Wälder Guiana's. Gefährlich ist es nicht, Schaden thut es auch nicht, dazu ist es viel zu unbedeutend; wir wissen aber auch keinen Nutzen, den es uns brächte, — zum Essen ist es zu winzig, und sein Pelz ist zu fein, zu leicht zerreißbar, als daß er zu irgend Etwas benutzt werden könnte. In Südamerika läßt sich das Thierchen sehr leicht als Spielgenoß im Hause halten, in unserem rauhen Klima stirbt es aber bald.

Die dritte Familie der Affen endlich sind die Halbaffen; sie haben vier Hände, aber ein behaartes Gesicht. Außer einigen minder bekannten und seltener vorkommenden Gattungen gehören hierher die

Maki,

auch Fuchsaffen genannt, weil sie einen Fuchskopf mit spitzer Schnauze haben. Sie leben sämmtlich auf der Insel Madagaskar, sind einen bis anderthalb Fuß lang, der Schwanz aber ist 3 bis 4 Zoll länger, als der übrige Körper. Den Mokolo oder Katzenmaki (Taf. I., Fig. 12) mit seinem weiß und schwarz geringelten Schwanze bekommt man sehr oft in Menagerien und zoologischen Gärten zu sehen; seltener den weißstirnigen Maki (Fig. 10). Ihren Namen verdanken die Thiere dem Geschrei einiger Arten, das ungefähr „Make! Make! Make!" lautet. Der Schleiermaki, eine besondere Gattung (Fig. 15), ist ohne Schwanz fast zwei, mit dem Schwanze vier Fuß lang; sein Pelz ist dick, weich, zart; die Ohren sind ganz darin versteckt; Gesicht und Hände sind fast nackt.

Höchst sonderbare Thierchen sind die Koboldäffchen oder Gespensterthiere (Fig. 17), die paarweise auf den Molukken in Strauch- und Buschwerk leben, außerordentlich scheu sind; wenn sie aufgestört werden, wie Frösche von Strauch zu Strauch hüpfen und mit ihrem dicken Kopfe und ihren großen, in der Dunkelheit leuchtenden Augen allerdings auffallend aussehen, aber doch nicht wie ein Gespenst. Die Bewohner von Sumatra nennen das Thier Singa Poa, d. h. kleiner Löwe, und klein ist es allerdings, denn es mißt ohne Schwanz nur 6 Zoll; ein Löwe aber ist es nicht.

Hierher gehört auch noch die Gattung Galago, nächtliche Thiere, die sich den Tag über schlafend in den Giebelästen der Bäume verbergen. Unter

ihnen ist der Maholi (Fig. 16) eine der schönsten Arten. Er lebt in Südafrika und nährt sich von Früchten und Insecten.

Der Gorilla.

Ein berühmter karthagischer Feldherr, Hanno, fuhr um das Jahr 550 vor Chr. Geb. auf Befehl seiner Regierung mit einer großen Flotte durch die Meerenge von Gibraltar, um an der Westküste Afrika's Colonieen anzulegen. Er hatte 60 große Seeschiffe und 30,000 Männer und Weiber bei sich, die mit allem zur Colonisation Nöthigen reichlich versehen waren. An der Küste von Ober-Guinea hatte er nun ein Erlebniß, welches er in der Beschreibung seiner Reise folgender Maßen erzählt: „Am dritten Tage darnach, als wir die Feuerströme durchsegelt hatten, kamen wir an eine Bucht, das Südhorn, in deren Hintergrund eine Insel liegt. Auf dieser Insel ist ein See und in diesem See wieder eine Insel, auf der sich wilde Menschen befanden. Die meisten waren Weiber, mit haarigem Körper. Die Dollmetscher nannten sie Gorilla. Männer konnten wir nicht ergreifen. Als wir sie verfolgten, entkamen sie leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weiber; allein wir konnten sie nicht fortbringen, da sie bissen und kratzten. Wir mußten sie also tödten; aber wir zogen ihnen die Haut ab und schickten diese nach Karthago."

Oft noch kam im Laufe der Jahrhunderte die Nachricht von wilden Menschen, die nach Aussage der Neger in Ober-Guinea leben sollten, nach Europa; Niemand aber glaubte sie. Man lachte nur über die leichtgläubigen Schiffer, die sich weiß machen ließen, es gebe wilde, haarige Menschen; die vielleicht auch einen Orang-Utan gesehen und für einen Menschen gehalten hatten. Da entdeckte im Jahre 1847 der Missionär Savage in der Nähe der Niger-Mündung einen ungeheuren Affen, der körperlich dem Menschen noch weit näher steht, als der Orang-Utan, größer als ein Mann ist, und der, — wenn er von Hanno gemeint war, woran jetzt nicht mehr gezweifelt wird, — den karthagischen Feldherrn vor 2400 Jahren gar nicht so dumm und lächerlich erscheinen läßt.

Sofort gab man dem von Savage entdeckten Affen auch den historischen Namen Gorilla.

Zusammentreffen des Amerikaners Du Chaillu mit Gorilla.

[Explorations and adventures in Equatorial Africa.]

— — — „Schnell vorwärts bewegte es sich im Gebüsch, und mit einem Male stand ein ungeheurer männlicher Gorilla vor mir. Durch das Dickicht war er auf allen Vieren gekrochen; als er uns aber sah, erhob er sich und sah uns kühn und muthig in die Augen. So stand er etwa zwölf Schritte vor uns: — ein Anblick, den ich nie vergessen werde! Der König des afrikanischen Waldes kam mir wie eine gespenstische Erscheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheuere, fast sechs Fuß hohe Körper; frei zeigten sich die mächtige Brust, die großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende, tiefgraue Auge und das Gesicht mit seinem wahrhaft höllischen Ausdruck. Er fürchtete sich nicht. Da stand er und schlug seine Brust mit den gewaltigen Fäusten, daß es schallte, wie wenn man eine große metallene Trommel schlägt. Das ist die Art des Trotzbietens, das ist das Kampfeszeichen des Gorilla! Und dazwischen stieß er einmal nach dem andern sein gräßliches Gebrüll aus: — ein Gebrüll, so grauenerregend, daß man es den eigenthümlichsten und fürchterlichsten Laut der afrikanischen Wälder nennen muß. Es beginnt mit einem scharfen Bellen, wie es ein großer Hund hören läßt, dann geht es in ein tiefes Dröhnen über, welches genau dem Rollen fernen Donners am Himmel gleicht: — habe ich doch mehr als einmal dieses Gebrüll für Donner gehalten, wenn ich den Gorilla nicht sah! Wir blieben bewegungslos im Vertheidigungszustande. Die Augen des Scheusals blitzten grimmiger; der Kamm des kurzen Haares, welcher auf seiner Stirn steht, legte sich auf und nieder; er zeigte seine mächtigen Fänge und wiederholte das donnernde Brüllen. Jetzt glich er gänzlich einem höllischen Traumbilde, einem Wesen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Thier, wie es die alten Maler erfanden, wenn sie die Hölle darstellen wollten. Wiederum kam er ein paar Schritte näher, blieb nochmals stehen und stieß von neuem sein entsetzliches Geheul aus. Und noch einmal näherte er sich, noch einmal stand er und schlug brüllend und wüthend seine Brust. So war er bis auf sechs Schritte herangekommen: — da feuerte ich und tödtete ihn. Mit einem Stöhnen, welches etwas schrecklich Menschliches an sich hatte und doch durch und durch viehisch war, fiel er vorwärts auf sein Gesicht. Der Körper zuckte krampfhaft mehrere Minuten; dann wurde Alles ruhig — der Tod hatte seine Arbeit gethan. Ich bekam nun Muße, den gewaltigen Leichnam zu untersuchen. Die Messung ergab, daß er 5 Fuß 8 Zoll lang war, und die Entwicklung der Muskeln

an den Armen und an der Brust zeigten, welch ungeheuere Kraft er besessen hatte."

„Das Entsetzliche in der Erscheinung des Thieres läßt jede Beschreibung weit hinter sich. Bei solchem Anblicke konnte ich meinen braven, eingebornen Jägern es verzeihen, daß sie zuweilen eine übernatürliche Furcht überkam; konnte ich mir die Wundergeschichten erklären, welche die Neger über den Gorilla erzählen."

„Es ist ein Grundsatz eines gutgeschulten Gorillajägers, sein Feuer bis zu dem letzten Augenblick zu bewahren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn der Jäger feuert und fehlt, der Gorilla augenblicklich auf ihn stürzt. Und seinem Anprall kann kein Mann widerstehen! Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, seine Brust ist zertrümmert, sein Schädel zerschmettert; es ist zu spät, neu zu laden, und Flucht ist vergebens! Einzelne Neger, tollkühn aus Furcht, haben sich unter solchen Umständen in ein Ringen mit dem Gorilla eingelassen und mit ihrem ungeladenen Gewehre sich vertheidigen wollen; aber sie haben nur Zeit zu einem einzigen, erfolglosen Streich gehabt; — im nächsten Augenblick erschien der lange Arm mit verhängnißvoller Kraft und zerbrach Gewehr und Negerschädel mit einem Schlage. Ich kann mir kein Geschöpf denken, welches so unabwendliche Angriffe auf den Menschen zu machen versteht, und zwar aus dem Grunde, weil sich der Gorilla Gesicht gegen Gesicht dem Manne gegenüberstellt und seine Arme als Waffen zum Angriff gebraucht; gerade wie der Mann oder ein Preisfechter thun würden, nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als sich der gewaltigste Faustkämpfer der Erde träumen läßt."

Der kleine Ndschina.

Ein Afrika-Reisender, Walker, schrieb am 29. August 1867 von Fernando Vaz aus an Dr. Gray in London: „Es dürfte Sie sowohl als die zoologische Gesellschaft interessiren, zu erfahren, daß ich einen schönen, gesunden, jungen, männlichen Gorilla habe, welcher, wie ich hoffe, einmal in die zoologischen Gärten kommen wird. Man sagte mir auch, daß sich in einiger Entfernung von hier ein junger Tschimpanse befinde, und ich traf Anstalten, um mir denselben als Kameraden für meinen kleinen Ndschina (d. h. meinen Gorilla) zu verschaffen. Ich werde das Möglichste thun, um dieses Paar sicher nach England zu befördern; da jedoch der Winter herannaht, ehe ich sie ein-

schiffen lassen kann, werde ich sie, obwohl es mir Mühe kosten dürfte, bis nächsten Frühling behalten. Der Gorilla wurde am 13. August gefangen und mir von dem Fänger am nächsten Tage gebracht. Dieser Mann ist einer der Eingeborenen, mit denen ich in Geschäftsverbindung stehe; auf einem Spaziergang begriffen, sah er sich plötzlich, ohne andere Waffe als einen Speer, einer Gorilla-Familie gegenüber, bestehend aus Vater, Mutter und einem Jungen. Die Mutter verließ gegen alle Erwartung ihr „Bübchen" und lief davon; der Vater aber machte sich kampfbereit, stürzte mit offenem Rachen auf den Eingeborenen los und erhielt von dem Speer einen Stich in die Seite, der ihn veranlaßte, sich ein wenig zurückzuziehen. Diesen Augenblick benutzte der Mann, bemächtigte sich, ohne einen zweiten Angriff abzuwarten, des Jungen, eilte damit so schnell als möglich nach Hause und brachte mir am nächsten Tage den kleinen Gesellen, dem er einen gabelförmigen Stock um den Hals befestigt hatte, als ob er es mit einem der reißendsten Thiere zu thun gehabt. Ich machte es dem Affen bald bequemer, indem ich ihm einen Gürtel umlegte und an diesen ein langes Seil befestigte. Obgleich der Gorilla nun einen oder zwei Tage lang etwas bissig und sehr scheu war, so ward er doch bald ganz zutraulich und zahm, und seine größte Freude ist jetzt, in meinen Armen zu sein, wo er stets bleiben würde, wenn ich es zugäbe und Nichts zu thun hätte, als ihn zu pflegen. Er ist, glaube ich, ein bis zwei Jahre alt, munter kräftig und gesund; er hat einen furchtbaren Appetit und genießt mehrere Pfund Beeren täglich, neben nahezu einer Pinte Ziegenmilch. Der Gram des kleinen Gesellen nach seiner Gefangennehmung war rührend anzusehen; er konnte es kaum ertragen, daß man ihn ansah, und wenn ihn die Anwesenheit vieler Leute belästigte, legte er sich auf den Boden nieder, begrub das Gesicht in seine Hände und schwenkte seinen Kopf hin und her, als ob er den tiefsten Schmerz fühle über den Verlust seiner Eltern, und selbst jetzt, wenn man ihn eine Zeitlang allein läßt, hat er noch derartige Rückfälle und scheint in großer Betrübniß zu sein."

Beobachtungsgabe und Ueberlegung des Orang-Utan.

Staunenerregend ist es, welche Beobachtungsgabe der Orang-Utan entwickelt, und wie er in Folge davon in der Gefangenschaft sein Leben menschlich einrichtet. Er macht sich ein Lager, das Aehnlichkeit mit einem Bette hat, schüttelt es auf, streicht es glatt, legt sich hinein und deckt sich zu. Er bekleidet sich gerne, ißt wie ein Mensch, mit Löffel und Gabel, putzt die

Lippen mit einem Tuche ab, trinkt (namentlich gerne Malaga) aus einem Glase, trägt den Stuhl herbei, setzt sich darauf, bringt ihn nach dem Essen an seinen Platz zurück, lernt Wasser holen, Holz spalten, öffnet und schließt die Thüren — und all das nicht erst, wenn man es ihn gelehrt hat, sondern er sieht es ab, versteht es und macht's nach. Alles Neue, was ihm vorkommt, untersucht er sehr sorgfältig, betastet es, besieht es von allen Seiten, versucht es zu öffnen, oder zu theilen, und durch diesen Untersuchungstrieb und seine Beobachtungsgabe lernt er außerordentlich Viel. Aber er überlegt auch. Eine große Gewandtheit hat er z. B., Knoten aufzulösen. Will es ihm aber nicht gelingen, hat er es vergebens von allen Seiten versucht, so faßt er den Knoten auf der einen Seite mit den Zähnen und zieht nun mit beiden Vorderhänden zugleich. Der Orang-Utan, welchen die Kaiserin Napoleon besaß, spielte gerne mit zwei Katzen, die oft auf ihm herum spazierten und kletterten, wobei es dann zuweilen vorkam, daß der Affe gekratzt wurde. Da nahm er die Katzen auf den Schooß, faßte ihre Pfoten, untersuchte sie genau, und als er die Krallen entdeckt hatte, welche ihn zerkratzt, versuchte er, sie auszureißen. — Man legt einen an eine Kette und befestigt diese mit einer Klammer an den Boden. Der Verlust der Freiheit thut ihm aber weh; er sucht ein passendes Stück Holz, reißt sogar einen starken Nagel aus der Wand und steckt diesen als Hebel unter die Klammer, um diese so aus dem Boden zu heben. Ob er eine derartige Arbeit schon einmal gesehen, oder ob er sich das Mittel selbst ausgedacht, ist nicht leicht möglich anzugeben. — Sein Gemach hält er rein, trägt Wasser herbei und reibt es mit einem Lumpen sorgfältig auf. Auch Hände und Gesicht wäscht er und trocknet sie ab. Hat er Kopfschmerzen, so bindet er sich ein Tuch um den Kopf.

Was ließe sich aus diesem Thiere machen, wenn es sprechen könnte? — Die Eingeborenen auf Borneo sagen, es könne wohl sprechen, thue es aber aus Klugheit nicht, damit man es nicht zur Arbeit zwinge.

Affenrevolution.

Bekanntlich sind die Affen in der Wildniß sehr boshaft, und auch in der Gefangenschaft ist ihnen nicht sehr zu trauen. Als im Juli 1865 ein neuer, wie es scheint, etwas barscher Wärter in den zoologischen Garten zu Antwerpen eintrat und zum ersten Male die Herren Vierhänder mittelst der Peitsche einlud, sich aus dem Hofraum in deren resp. Gemächer oder Käfige zurückzuziehen, flohen alle wie verabredet auf's Dach, bis auf einen alten

Orang=Utan, der, stehen bleibend, fürchterliche Grimassen schnitt, die Zähne fletschte, und am Hinterbacken kratzte, was ein Zeichen des Zornes ist. Ein neuer Peitschenhieb des Wärters versetzte denselben vollends in Wuth, er sprang auf dessen Rücken, zerbiß ihm die Ohrläppchen und zerriß ihm die Wangen; dies war aber das Signal, daß das gesammte Affenvolk vom Dache herabeilte und den zu Boden geworfenen Wärter furchtbar zerarbeitete. Auf dessen Hülferuf stürzten die übrigen Aufseher mit Peitschen und Stangen herbei; die Affen aber warteten deren Ankunft auf dem Kampfplatz nicht ab, sondern flohen beim ersten Anblick blitzschnell in ihre Käfige. Der erste Wärter hatte mehr als 20 Wunden und war nicht außer Lebensgefahr.

Buffon's Tschimpanse.

Die jungen Tschimpanse, welche zuweilen von Europäern aufgezogen werden, zeigen keine Spur von Bosheit; im Gegentheile sind sie gutmüthig, freundlich und schmiegen sich gern an. Sie setzen sich mit an den Tisch, essen mit Löffel und Gabel, schneiden mit dem Messer, trinken aus dem Glase und wischen sich darauf den Mund mit der Serviette ab, legen sich wie ein Mensch schlafen, ziehen sorgfältig die Decke über sich und sind überhaupt sehr anstellige und folgsame Thiere, die nicht, wie viele andere Affen, erst mit dem Stock oder der Peitsche getrieben zu werden brauchen. Buffon hatte einen, der sich am Theetische mit großem Anstande benahm, sich selber Thee und Milch eingoß, Zucker in die Tasse warf und nun wartete, bis der Thee kalt geworden war. Oft ging er Arm in Arm mit seinem Herrn im Zimmer auf und ab.

Affendrohung.

Merkwürdig ist die Beobachtung, welche der Lieutenant Henry Sayers an seinem jungen Tschimpanse machte. Der Affe hatte ihn außerordentlich lieb, war zärtlich gegen ihn, schmeichelte ihm auf jede erdenkliche Art, benahm sich aber im Uebrigen, wie ein verzogenes Kind. Einst verweigerte ihm Sayers eine Banane, die er gerne haben wollte, und die seine liebste Speise war; als alles Schönthun nicht half, wurde der Affe zornig, gerieth in eine heftige Aufregung, rannte sich wiederholt den Kopf an die Wand, sprang dann auf eine hohe Kiste, breitete verzweiflungsvoll die Arme aus und stürzte sich kopfunter herab. Es war genau das Bild eines Menschen, der sich in's Wasser, oder von einem Thurme herabstürzt. Der Lieutenant

fürchtete für das Leben seines Thieres und gab ihm die Banane, die nun von dem Sieger im Streite mit Trumph verzehrt wurde. So oft es ihm nun nicht gelingen wollte, seinen Willen durchzusetzen, that er, als wolle er sich umbringen; und das half auch regelmäßig. — War dieser Affe nicht gescheider, als sein Herr?

Verletztes Ehrgefühl.

Auf dem Schiffe des Capitäns Grandpret sollte ein weiblicher Tschimpanse nach Amerika gebracht werden, der sich durch seine geistige Begabung auszeichnete. Er arbeitete förmlich, wie ein Matrose, und wurde auch von der ganzen Schiffsmannschaft nicht anders angesehen; er reffte die Segel mit großer Fertigkeit, band sie mit Sorgfalt fest, that Handreichungen aller Art, wand das Ankertau auf und heizte sogar den Backofen. Dabei war er vorsichtig, daß keine Kohlen verloren wurden oder Schaden anrichteten, prüfte genau die Hitze, und sobald sie den rechten Grad erreicht hatte, holte er den Bäcker herbei. Alles, was er that, war mit Ordnung und Pünktlichkeit verrichtet, und sein Betragen war durchaus gutmüthig, harmlos und offen. Einst hatte ihn der Steuermann im Verdachte eines Affenstreiches und züchtigte ihn unverdienter Maßen. Der ungerecht Mißhandelte äußerte durch Geberden und Haltung unverkennbar seine Entrüstung; als aber das Herz des Peinigers dadurch nicht gerührt wurde, fiel der Affe vor ihm nieder, faltete die Hände und streckte sie ihm flehend entgegen. Auch Das half nicht. Der gefühllose, rohe Steuermann schlug und trat das arme Thier, ohne auf das Händeringen desselben zu achten. Endlich war das Maß des Ertragbaren voll, die Willenskraft und Widerstandsfähigkeit hörten auf; der Affe machte keinen Versuch mehr, die unverdiente Mißhandlung von sich abzuwenden; er legte sich hin und ließ Alles ruhig mit sich geschehen. Aber er war zu tief gekränkt, zu sehr entwürdigt worden, — er nahm keine Nahrung mehr zu sich und gab sich so selbst den Tod. Die Matrosen gaben sich die unsäglichste Mühe, ihn zum Essen zu bewegen; sie brachten ihm seine Lieblingsspeisen, schmeichelten ihm auf jede Art, — er war dankbar und gefühlvoll für diese Liebe, aber er weigerte sich entschieden, Etwas zu genießen. Am fünften Tage starb er, betrauert von allen Matrosen als ein treuer, guter Kamerad. — Wäre er ein Mensch gewesen, so würde man sagen: Er hat sich aus gekränktem Ehrgefühl das Leben genommen. Wie wird man vom Affen sagen?

Wie sich der Tschimpanse zu helfen weiß.

Fréd. Cuvier erzählt von einem jungen Orang-Utan, der 1808 nach Paris gebracht wurde, er habe sich zwei junge Katzen, die man ihm als Gespielen gegeben hatte, gern auf den Kopf gesetzt Es war natürlich, daß sie ihm weh thaten, wenn sie sich, um nicht herunter zu fallen, mit ihren Krallen festhielten. Er betrachtete nun zwei- oder dreimal aufmerksam ihre Pfoten, entdeckte die Krallen und suchte diese dann mit seinen Händen auszureißen. Da ihm dies nicht gelang, so ertrug er lieber das Kratzen, als daß er das Vergnügen, mit den Katzen zu spielen, aufgegeben hätte.

Ich erinnere hier an diese merkwürdige Thatsache aus der Thierpsychologie, da ich eine ähnliche aus dem Leben eines jungen Tschimpanse mittheilen kann, welche mir ein an der Westküste von Afrika lebender Hamburger erzählte. Er gab einem solchen Affen, den er in seinem Hause hielt, eine kleine Katze zur Gesellschaft. Beide vertrugen sich sehr gut. Als aber die Katze größer wurde, ritzte sie beim Spiel die Haut des Affen mit ihren Krallen. Dieser ergreift die Tatze, findet die scharfen Krallen und beißt ihre Spitzen ab. Ihm glückte es also besser, als dem Orang-Utan, die Werkzeuge, welche ihm Schmerz bereitet hatten, zu zerstören.

Man sieht aus diesen Beispielen deutlich, daß diese Thiere fähig sind, sich eine Vorstellung von Ursache und Wirkung zu machen. Dies möge noch ein anderes Beispiel, aus dem Leben des verstorbenen Tschimpanse-Weibchens Molli im Hamburger zoologischen Garten beweisen:

Es wird von draußen durch die Rückwand ihrer Wohnung ein Nagel geschlagen. Sie horcht und sieht, wie die Nagelspitze immer weiter hereindringt, geht an ihren Trinknapf, nimmt ihn in die Hände und schlägt damit den Nagel wieder zurück. Der Nagel ist fort, aber an seiner Stelle sieht Molli ein Loch. Sie nimmt Stroh und andere kleine Körper vom Boden auf und steckt sie hinein, allein diese fallen immer wieder heraus. Da klettert sie auf den Baum in ihrer Wohnung, beißt einen Span ab und steckt ihn in das Loch; er bleibt darin sitzen, und nun ist sie zufrieden. —

So erzählt der Director des Hamburger zoologischen Gartens, Dr. Möbius, und es drängt sich wohl Jedem die Betrachtung auf: Hat nicht der liebe Gott den Thieren auch Denkvermögen gegeben? Hat er sie nicht auch fähig gemacht, zu überlegen? Wenn sie auch tief unter dem Menschen stehen, hat er sie mit Gaben und Fähigkeiten ausgerüstet, die ihnen gestatten, Gefahren zu bekämpfen, oder ihnen ganz aus dem Wege zu gehen, sich in Verlegenheiten

zu helfen, sich Genüsse zu verschaffen, kurz: sich das Leben leicht und angenehm zu machen. Darum verachte man die Thiere nicht; am Wenigsten erlaube man sich, sie zu mißhandeln. Der liebe Gott hat sie viel gnädiger angesehen, als wir Menschen thun.

Vergleichung zwischen Affe und Hund.

Wie hoch der Affe, was den Verstand betrifft, über dem Hunde steht, erkennt man am besten, wenn man beide unter gleiche Verhältnisse bringt und ihr Verhalten vergleicht. Ein angeketteter Affe geräth durchaus nicht in Verlegenheit, wenn seine Kette sich verwickelt und ihm dadurch der Raum für seine Bewegungen geschmälert wird. Ruhig löst er den Knoten in der Kette und stellt so das frühere Verhältniß wieder her. Bleibt die Kette bei seinen Spaziergängen im Kreisbogen an einem hervorragenden Gegenstande, z. B. einem Nagel hängen, so hebt er sie über das Hinderniß hinweg und setzt seine Wanderungen weiter fort. Ein Hund würde niemals einen solchen Entschluß fassen, selbst wenn er durch die Verkürzung seiner Kette die größte Unbequemlichkeit erdulden sollte. Sein Verstand reicht nicht weiter, als bis zum Durchreißen eines Strickes, obgleich ihm nicht die Mittel fehlen, denselben oder eine Kette über ein Hinderniß am Boden hinweg zu heben.

Bindet man den Affen an eine Hütte mit einer Thür, so wird er sie, wie ich das auf der Rückreise nach Europa zu beobachten Gelegenheit hatte, einer aufmerksamen Besichtigung unterwerfen. Ergreift er dabei gelegentlich die Thüre, vielleicht um sie als Aussichtspunct zu benützen, so bemerkt er mit Erstaunen und Wohlgefallen ihre Beweglichkeit. Er schwingt sie prüfend einige Male hin und her und erforscht endlich die äußersten Puncte, bis zu denen sie sich wenden läßt. Sofort erkennt er den ganzen Werth einer solchen Einrichtung, und wenn er sein Lager aufsucht, sei es zu Nachtruhe oder auch nur um eine kurze Siesta zu halten, so thut er es nicht, ohne die Thür hinter sich zu schließen. Man mag von dem Verstande des Hundes eine noch so hohe Meinung haben, so wird man doch zugeben müssen, daß er in einem ähnlichen Falle niemals ähnlich handeln wird. Die Winterkälte könnte noch so groß sein, niemals wird es ihm einfallen, eine Thür seiner Hütte zu schließen, obgleich seine Vorderfüße dazu hinreichend geschickt sind.

Ein Nachtaffe als Hausthier.

In Ascurda — erzählt Schomburgk — lernte ich eines der merkwürdigsten Thiere Guiana's, den Nachtaffen oder Durukuli der Indianer, als zahmes Hausthier kennen. Es war der erste, den ich überhaupt während meines Aufenthalts sah, einen zweiten fand ich später. Es ist ein niedliches, eigenthümliches und ebenso lichtscheues Thier, wie die Eule und die Fledermaus. Sein kleiner runder Kopf, die gewaltig großen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein äußerst merkwürdiges, possirliches Aeußere. Die ängstlichen, hülflosen Bewegungen erregen förmliches Mitleid. Am Tage ist der Durukuli fast vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, klammert sich an den ersten besten dunklen Gegenstand an und drückt an denselben das Gesicht, um dem schmerzhaften Eindrucke des Lichts zu entgehen. Der dunkelste Winkel der Hütte ist sein liebster Aufenthalt, und hier liegt er während des Tages in einem förmlichen Todtenschlafe, aus welchem ihn nur mehrere Schläge erwecken können. Kaum aber ist die Nacht hereingebrochen, so kommt der feste Schläfer aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nun gibt es kein muntereres Thier. Von Hängmatte geht's zu Hängmatte, dabei werden dem darin liegenden Schlafenden Hände und Gesicht beleckt; vom Boden geht's bis zum äußersten Balken, und was nicht fest genug steht, liegt am Morgen gewöhnlich auf der Erde umher. Vermöge der Länge der Hinterfüße gegen die der Vorderfüße gehört der Durukuli zu den ausgezeichnetsten Springern. Merkwürdig ist es, wenn das Thier Abends bei Tische seinen Tummelplatz unter diesem aufschlägt, dann an den Leuten emporkriecht und wie von einer Tarantel gestochen zurückprallt, sobald es von den Lichtstrahlen der auf dem Tische stehenden Kerze getroffen wird. Im Dunkeln leuchten die Augen viel stärker, als die des Katzengeschlechts. Abschon der Durukuli wie die Affen mit Allem vorlieb nimmt, so scheinen kleinere Vögel doch sein Lieblingsfraß zu sein. Das lichtscheue Wesen, wie die tiefen Verstecke, in denen das Thier am Tage zubringt, scheinen mir die Hauptursache, daß es so selten gesehen wird.

Koko.

Der Naturforscher Brehm hatte während seines langjährigen Aufenthaltes in Afrika stets viele Affen und darunter regelmäßig auch Meerkatzen. Von einer dieser letzteren erzählt er nun Dieses:

„Als ich auf dem blauen Flusse reiste, brachten mir die Einwohner eines Uferdorfes einmal fünf frischgefangene Meerkatzen zum Verkauf. Der Preis war sehr niedrig; denn man verlangte blos zehn Groschen unsers Geldes für eine jede. Ich kaufte sie in der Hoffnung, eine lustige Reisegesellschaft an ihnen zu bekommen, und band sie der Reihe nach am Schiffbord fest. Meine Hoffnung schien jedoch nicht in Erfüllung gehen zu sollen; denn die Thiere saßen traurig und stumm neben einander, bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen, wie tiefbetrübte Menschenkinder, fraßen nicht und ließen von Zeit zu Zeit traurige Gurgeltöne vernehmen, welche offenbar Klagen über das ihnen gewordene Geschick ausdrücken sollten. Es ist auch möglich, daß sie sich über die geeigneten Mittel beriethen, aus der Gefangenschaft wieder loszukommen; wenigstens schien mir ein Vorfall, der sich in der Nacht begab, auch mit Ergebniß ihrer Gurgelei zu sein. Am andern Morgen nämlich saß blos noch ein einziger Affe an seinem Platze, die übrigen waren entflohen. Kein einziger der Stricke, mit denen ich sie gefesselt hatte, war zerbissen oder zerrissen, die schlauen Thiere hatten vielmehr die Knoten sorgfältig aufgelöst, an ihren Gefährten aber, welcher etwas weiter von ihnen saß, nicht gedacht und so ihn in der Gefangenschaft sitzen lassen."

„Dieser Uebriggebliebene war ein Männchen und erhielt den Namen Koko. Er trug sein Geschick mit Würde und Fassung. Die erste Untersuchung hatte ihn belehrt, daß seine Fesseln für ihn unlösbar seien, und ich meines Theils sah darauf, ihm diese Ueberzeugung noch mehr einzuprägen. Als echter Weltweiser schien sich Koko nun gelassen in das Unvermeidliche zu fügen und fraß schon gegen Mittag des folgenden Tages Durrahkörner und anderes Futter, welches wir ihm vorwarfen. Gegen uns war er giftig und biß Jeden, der sich ihm nahte, doch schien sich sein Herz nach einem Gefährten zu sehnen. Er sah sich unter den andern Thieren um und wählte sich unbedingt den sonderbarsten Kauz, welchen er sich hätte wählen können, einen Nashornvogel nämlich, welchen wir aus demselben Walde, dem er entstammte, mitgebracht hatten. Wahrscheinlich hatte ihn die Gutmüthigkeit des Vogels bestochen. Die Verbindung beider wurde bald eine sehr innige. Koko behandelte seinen Pflegling unverschämt; dieser aber ließ sich Alles gefallen. Er war frei und konnte hingehen, wohin er wollte, gleichwohl näherte er sich oft aus freien Stücken dem Affen und ließ nun Alles über sich ergehen, was diesem gerade in den Sinn kam. Daß der Vogel Federn anstatt der Haare hatte, kümmerte Koko sehr wenig: sie wurden ebensogut nach Läusen durchsucht, wie das Fell der Säugethiere, und der

Vogel schien sich wirklich bald so daran zu gewöhnen, daß er später gleich von selbst die Federn sträubte, wenn der Affe sein Lieblingswerk begann. Daß ihn dieser während des Reinigens hin- und herzog, ihn beim Schnabel, an den Beinen, an dem Halse, an den Flügeln und an dem Schwanze herumriß, brachte das gutmüthige Geschöpf auch nicht auf. Er hielt sich zuletzt regelmäßig in der Nähe des Affen, fraß das vor diesem liegende Brod, putzte sich und schien seinen vierhändigen Freund fast herausfordern zu wollen, sich mit ihm zu beschäftigen. Die beiden Thiere lebten mehrere Monate in engster Gemeinschaft zusammen, auch später noch, als wir nach Charthum zurückgekehrt waren, und der Vogel im Hofe frei herumlaufen konnte. Erst der Tod des letztern löste das schöne Verhältniß Koko war wieder allein und langweilte sich. Nun versuchte er zwar, sich mit gelegentlich vorüberschleichenden Katzen abzugeben, bekam aber von diesen gewöhnlich Ohrfeigen anstatt Freundschaftsbezeigungen und wurde einmal auch in einen ernsthaften Kampf mit einem bissigen Kater verwickelt, welcher unter entsetzlichem Fauchen, Miauen, Gurgeln und Schreien ausgefochten wurde, aber unentschieden blieb, wenn er auch mit dem Rückzuge des jedenfalls unversehens gepackten Mäusejägers endete.“

„Ein junger, mutterloser Affe gewährte endlich Koko's Herzen die nöthige Beschäftigung. Gleich als er aber das kleine Thierchen erblickte, war er außer sich vor Freuden und streckte verlangend die Hände nach ihm aus; wir ließen den Kleinen los und sahen, daß er sofort selbst zu Koko hinlief. Dieser erstickte den angenommenen Pflegesohn fast mit Freundschaftsbezeigungen, drückte ihn an sich, gurgelte vergnügt und begann dann sogleich die allersorgfältigste Reinigung seines vernachlässigten Fells. Jedes Stäubchen, jeder Stachel, jeder Splitter, welche in jenen kletten-, distel- und dornenreichen Ländern immer im Felle der Säugethiere hängen bleiben, wurden herausgelesen und weggekratzt. Dann folgte wieder neue Umarmung und andere Beweise der größten Zärtlichkeit. Wenn einer von uns Koko sein Pflegekind entreißen wollte, wurde er wüthend, und wenn wir den Kleinen ihm wirklich abgenommen hatten, traurig und unruhig. Er benahm sich ganz, als ob er ein Weibchen, ja als ob er die Mutter des kleinen Waisenkindes wäre. Dieses hing nun auch mit großer Hingabe an seinem Wohlthäter und gehorchte ihm auf das Wort.“

„Leider starb dieses Aeffchen trotz aller ihm erwiesenen Sorgfalt schon nach wenig Wochen. Koko war außer sich vor Schmerz. Ich habe oft tiefe Trauer bei Thieren beobachtet, niemals aber in dem Grade, wie sie unser

Affe jetzt zeigte. Zuerst nahm er seinen todten Liebling in die Arme, hätschelte und liebkoste ihn, ließ die zärtlichsten Töne hören, setzte ihn dann an seinen bevorzugten Platz an dem Boden, sah ihn immer wieder zusammenbrechen, immer unbeweglich bleiben und brach nun von Neuem in wahrhaft herzbrechende Klagen aus. Die Gurgeltöne gewannen einen Ausdruck, den ich vorher nie vernommen hatte; sie wurden weich, ergreifend, ton- und klangreich und dann wieder unendlich schmerzlich, schneidend und verzweiflungsvoll. Immer und immer wiederholte er seine Bemühungen, immer wieder sah er keinen Erfolg und begann dann wieder zu klagen und zu jammern. Sein Schmerz hatte ihn veredelt und vergeistigt; er rührte uns und bewegte uns zu dem tiefsten Mitleid. Ich ließ endlich das Aeffchen wegnehmen, weil schon wenige Stunden nach dessen Tode die Fäulniß begann, und die kleine Leiche über eine hohe Mauer werfen. Koko hatte aufmerksam zugesehen, geberdete sich wie toll, zerriß in wenig Minuten seinen Strick, sprang über die Mauer hinweg, holte sich den Leichnam und kehrte mit ihm in den Armen auf seinen alten Platz zurück. Wir banden ihn wieder fest, nahmen ihm den Todten nochmals und warfen ihn weiter weg; Koko befreite sich zum zweiten Male und that wie vorher. Endlich vergruben wir das Thier: — eine halbe Stunde später war Koko verschwunden, und am andern Tage erfuhren wir, daß in dem Walde eines nahen Dorfes, welcher sonst nie Affen beherbergte, ein sehr menschengewöhnter Affe zu sehen gewesen sei."

Kees.

Levaillant hatte auf seiner Reise in Süd-Afrika einen Affen bei sich, den er Kees nannte, und welchen er folgendermaßen schildert:

„Ich machte ihn zu meinem Credenzmeister. Wenn wir Früchte oder Wurzeln fanden, die meine Hottentotten nicht kannten, so rührten wir sie nie an, bis Kees sie gekostet hatte; warf er sie weg, so schlossen wir, daß sie unangenehm schmeckten oder schädlich wären, und ließen sie unberührt. Kees aber hatte eine noch schätzbarere Eigenschaft: er war mein bester Wächter, denn bei Tag und Nacht sprang er bei dem geringsten Anschein von Gefahr augenblicklich auf. Durch sein Geschrei und seine Zeichen von Furcht erriethen wir immer, daß ein Feind nahe war, ohne daß selbst die Hunde etwas davon merkten. Diese verließen sich zuletzt auch so auf ihn, daß sie ganz ruhig schliefen. Ich nahm Kees oft mit mir auf die Jagd, und sobald er merkte, daß ich dahin gehen wollte, war er voller Freude. Unterwegs kletterte er dann gern auf die Bäume, um Gummi zu suchen, das er sehr liebte. Zu-

weilen entdeckte er mir auch Honig im innersten Winkel eines Felsens oder in hohlen Bäumen. Fand er aber weder Gummi noch Honig, und hatte er durch das Herumlaufen starken Appetit bekommen, so hatte ich allemal einen sehr komischen Auftritt. Er suchte sich dann Wurzeln und aß sie mit großem Vergnügen, besonders eine gewisse Art, die auch ich, aber zu seinem Schaden, wohlschmeckend und sehr erfrischend fand, und die ich daher durchaus mit ihm theilen wollte. Allein Kees war listig. Sobald er eine solche Wurzel fand, und ich ihm nicht nahe genug war, um nur meinen Theil davon nehmen zu können, so fraß er sie in der größten Eile auf und sah mich dabei mit unverwandten Augen an. Er maß ordentlich den Weg ab, den ich bis zu ihm hatte, und ich kam alsdann sicher zu spät. Wenn er sich aber zuweilen in seiner Rechnung irrte, und ich eher bei ihm war, als er erwartet hatte, so suchte er die Wurzel geschwind zu verbergen; allein dann nöthigte ich ihn durch eine tüchtige Ohrfeige, mir meinen Theil herauszugeben. Uebrigens warf er deswegen keinen Groll auf mich und wir waren wieder gute Freunde wie vorher. — Er verstand ganz vortrefflich, die Stricke an einem Korbe aufzuknüpfen, um Lebensmittel, besonders Milch, die er sehr gern trank, daraus hervorzuholen. Meine Leute züchtigten ihn, allein dadurch ward es nicht anders. Ich selbst peitschte ihn zuweilen, dann aber lief er weg und kam nicht eher wieder zum Zelte, bis die Nacht einbrach. Einstmals wollte ich zu Mittag essen und legte die Wasserbohnen, die ich mir gekocht hatte, auf einen Teller, als ich auf einmal die Stimme eines Vogels hörte, den ich nicht kannte. Ich ließ das Essen stehen, griff nach der Flinte und war mit einem Sprunge zum Zelte hinaus. Nach einer Viertelstunde kam ich mit dem Vogel in der Hand zurück, fand aber zu meinem Erstaunen nicht eine einzige Bohne mehr auf dem Teller. Kees hatte sie mir gestohlen und sich daher aus dem Staube gemacht. Sonst pflegte er sich, wenn er so etwas begangen hatte, immer um die Zeit, wo ich Thee trank, ohne alles Geräusch einzustellen, und sich ganz unschuldig, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an seinen gewöhnlichen Platz zu setzen; allein diesen Abend ließ er sich gar nicht wieder sehen. Da ihn auch den folgenden Tag Niemand zu Gesicht bekam, so fing ich wirklich an, unruhig zu werden und zu besorgen, daß er auf immer verloren sein möchte. Am dritten Tage aber sagte mir einer von meinen Leuten, der Wasser geholt hatte, Kees wäre ihm in der Nähe zu Gesicht gekommen, hätte sich aber, sobald er ihn bemerkt, gleich versteckt. Augenblicklich machte ich mich auf und durchstrich mit meinen Hunden die ganze Gegend. Auf einmal hörte ich ein Geschrei, wie Kees es

immer zu machen pflgte, wenn ich von der Jagd zurückkam und ihn nicht mitgenommen hatte. Ich blickte umher und sah endlich, wie er sich hinter den großen Zweigen eines Baumes zu verstecken suchte. Nun rief ich ihm freundlich zu und winkte ihm, so viel ich nur konnte, daß er heruntersteigen und zu mir kommen möchte. Allein er traute meinen Freundschaftszeichen nicht, und ich mußte selbst auf den Baum klettern, um ihn zu holen. Er floh nicht, und wir gingen zusammen nach meinem Lager zurück. Hier erwartete er nun sein Schicksal; allein ich that ihm Nichts, weil es Nichts geholfen hätte. — Wenn in meinem Lager aus Naschhaftigkeit oder Gefräßigkeit gesündigt worden war, so wurde die Schuld immer zuerst auf Kees geschoben, und nur selten war die Anklage ohne Grund. Einstens wurden mir beständig die Eier gestohlen, die mir eine Henne legte. Ich wollte mich nun überzeugen, ob ich mich auch bei dieser Gelegenheit an ihn zu halten hätte. Daher stellte ich mich eines Morgens auf die Lauer, um zu warten, bis die Henne durch ihr Gackern verkündigte, daß sie gelegt hätte. Kees saß gerade auf meinem Wagen; kaum aber hörte er das erste Gackern der Henne, so sprang er augenblicklich herunter, um nach dem Eie hinzulaufen. Als er mich sah, stand er mit einem Male still und affectirte eine ganz sorglose Stellung, wiegte sich einige Zeit auf den Hinterbeinen hin und her und blinzelte dabei sehr einfältig mit den Augen, kurz, er wandte alle List an, um mich von der Spur abzubringen und über Das, was er vorhatte, zu täuschen. Sein heuchlerisches Manöver bestärkte mich nur noch mehr in meinem Argwohne; bald aber erhielt ich eine völlige Ueberzeugung davon. Um ihn nun auch meinerseits zu betrügen, verstellte ich mich und kehrte dem Gesträuche, wo die Henne gackerte, den Rücken zu, und nun sprang er auf einmal schnell dahin. Ich lief ihm nach und kam gerade dazu, als er das Ei zerbrochen hatte und verschluckte. Ich prügelte den Spitzbuben gleich auf der Stelle für seine That ab; allein meine derbe Züchtigung hinderte ihn nicht, bald wieder frisch gelegte Eier zu stehlen."

Goldhunger.

Ein Freund Brehm's besaß eine kleine Meerkatze, welche im höchsten Grade zärtlich an ihm hing, aber doch nicht an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Während sie mit ihrem Herrn spielte, beschmutzte sie diesen oft in der schändlichsten Weise, und weder Schläge noch andere Zuchtmittel, welche man in solchen Fällen bei Thieren anwendet, schienen das Geringste zu fruchten. Dieser Affe war sehr diebisch und nahm alle glänzenden Gegenstände, die er

erwischen und forttragen konnte, augenblicklich an sich. Der Genannte wohnte in Kairo in dem Geschäftshause der ostindischen Compagnie. Im Untergeschosse befand sich die Schreiber- und Kassenstube der Gesellschaft. Beide waren gegen menschliche Diebe durch starke Eisengitter vor den Fenstern wohl geschützt, nicht aber gegen solche Spitzbuben, wie jener Affe einer war. Eines Tages bemerkte mein Freund beide Backentaschen seines Lieblings vollgepfropft, lockte ihn deshalb an sich heran, untersuchte die Vorrathskammern und fand in der einen drei und in der andern zwei Guineen, welche sich der Affe aus der Kasse herausgeholt hatte. Das Geld wurde natürlich an den Eigenthümer zurückgegeben, derselbe aber zugleich ersucht, in Zukunft auch die Glasfenster verschlossen zu halten, um dem kleinen Diebe das Stehlen unmöglich zu machen.

Der Hulman.

Ueber diesen heiligen Affen erzählt der berühmte Cuvier: „Die Brahmanen haben bekanntlich eine religiöse Achtung für das Leben aller Thiere, vorzüglich aber für das Leben dieser Art Affen, von denen sie sich gern ihre Gärten plündern lassen. Das machen sich diese Thiere auch zu Nutze und kommen selbst in die Häuser zum Essen, ja nehmen die Speisen den Leuten aus den Händen.“

„In der Jugend haben diese Thiere einen ziemlich runden Kopf, sind sehr gescheid und wissen wohl zu unterscheiden, was ihnen schädlich und nützlich ist, lassen sich daher sehr leicht zähmen, zeigen aber einen unwiderstehlichen Hang zu stehlen und durch Schlauheit zu bekommen, was sie sonst nicht erhalten können. Im Alter wird dagegen die Schnauze viel länger und der Kopf platter. Damit verändern sich auch die geistigen Eigenschaften: Gleichgültigkeit tritt an die Stelle der Lebhaftigkeit und Klugheit, der Trieb zur Einsamkeit an die der Zutraulichkeit, die Stärke an die der Hurtigkeit und Geschicklichkeit. Nach einem Bericht von Duvaucel haben die Hindu diesem Affen einen der ersten Plätze unter ihren 30 Millionen Gottheiten angewiesen. Er erscheint im untern Bengalen vorzüglich gegen das Ende des Winters. Aber ich konnte anfangs keinen bekommen, ungeachtet meiner Bestrebungen; denn die Bengalesen hinderten mich immer, ein solches Thier zu tödten, weil sie glauben, man würde dann unfehlbar das Jahr darauf sterben. So oft die Hindu meine Flinte sahen, jagten sie die Affen fort. Während eines ganzen Monats, wo 7 — 8 Affen sich zu Chandernagor aufhielten und bis in die Häuser kamen, um von den Kindern der Brahmanen

ihre Gaben zu holen, ging immer ein frommer Brahman um meinen Garten herum, seinen Tamtam schlagend, um die Affen abzuhalten, mir die Früchte zu fressen."

„Seine mythologische Geschichte ist sehr weitläufig. In den dickbändigen Mysterien des indischen Volkes wird der Hulman wegen seiner Stärke, seines Geistes und seiner Schnelligkeit als ein berühmter Held aufgestellt. Man verdankt ihm in diesem Lande eine der geschätztesten Früchte, die Mango, welche er aus den Gärten eines weit und breit bekannten Riesen auf Ceylon gestohlen hat. Zur Strafe dafür wurde er zum Feuertode verurtheilt: er löschte jedoch das Feuer aus, verbrannte sich aber dabei Gesicht und Hände, und diese blieben seitdem schwarz. Als ich in Gouptipara einzog, fand ich die Bäume voll von Hulmanen mit langen Schwänzen; sie flohen aber mit fürchterlichem Geschrei. Als die Hindu meine Flinte sahen und eben sowohl als die Affen die Absicht meines Besuches erriethen, so kam mir ein Dutzend entgegen, um mich von der Gefahr zu unterrichten, welcher ich mich aussetzte, wenn ich auf die Thiere schösse, die mindestens metamorphosirte Fürsten wären. Das war mir zwar nicht angenehm, doch ging ich weiter. Unterwegs sah ich aber eine solche verführerische Prinzessin, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen konnte, sie näher zu betrachten. Ich schoß nach ihr, und war sodann Zeuge eines wirklich rührenden Zugs: das arme Thier, welches ein Junges auf dem Rücken hatte, wurde in der Nähe des Herzens verwundet; es raffte alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Kleines, hängte es an einen Ast und fiel todt herunter. Dieser mütterliche Zug hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als die Reden der Brahmanen, und diesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Thier zu besitzen, nicht Meister geworden über die Reue, ein Wesen getödtet zu haben, welches durch das achtungswürdigste Gefühl am Leben blieb."

Der schwarze Pavian.

Von den schwarzen Pavianen, welche am Cap der Guten Hoffnung leben, sagt Kolbe, der sie sehr fleißig beobachtet hat:

„Daß sie, wie Geßner vorgibt, Wildpret, wie Gemsen, Büffel u. dergl., fangen, erwürgen, mit ihren scharfen Klauen in Stücke theilen und das Fleisch an der Sonne braten, oder daß sie gar Fische fangen, wie Geßner aus einem Briefe des Königs von Abyssinien behaupten will, davon weiß ich

Nichts; wohl aber ist mir bekannt, daß sie kein rohes Fleisch fressen, aber zugerichtetes und gebratenes. Wenn Reisende oder Holzhauer und Steinbrecher ihren Ranzen mit den Speisen ablegen und ein wenig schlafen oder ihre Arbeit verrichten, so schleichen sich die Paviane heimlich und unvermerkt herbei, öffnen den Ranzen ganz leise, nehmen die Speisen heraus, fliehen damit auf einen entfernten Felsen und thun dann erst einen lauten Schrei, als wenn sie jene auslachen wollten Aber gekochtes Fleisch wird ihnen nicht alle Tage zu Theil, und daher sind Feld-, Garten- und Baumfrüchte ihre eigentliche Speise. Auf Bäume wissen sie meisterlich und sehr behend zu klettern, verstehen auch die Kerne aus den mit Schalen umgebenen Früchten, als Mandeln, Eicheln, Nüssen, Kastanien, eben so geschwind und artig, wie ein Eichhörnchen, zu nehmen, daß es eine Lust anzusehen wäre, wenn sie nicht zu viel zur Stillung ihres Hungers bedürften. In den Weinbergen fressen sie sich so trunken, daß man glaubt, einen Trupp Trunkenbolde aus dem Wirthshause gehen zu sehen; daher werden sie auch daselbst am leichtesten ertappt und getödtet. Indessen kommen sie dahin mehr einzeln. Ich ging einmal mit einem siebenjährigen Knaben in den Weinberg seines Vaters, Bürgermeisters in der Capstadt, spazieren. Er lief immer eine Strecke voraus, um Beeren zu naschen, obschon ich ihn warnte, aus Sorge, es möchte irgend ein Pavian hinter den Stöcken verborgen liegen. Plötzlich lief auch wirklich solch ein zottiges Thier aufrecht auf ihn los, und wäre ich nicht sogleich herbeigesprungen, so würde das Kind Noth gehabt haben, unversehrt wegzukommen. Als mich aber dieses häßliche Thier mit einem Stock in der Hand erblickte, kletterte es sogleich auf einen Baum. Ich warf nun, nebst einigen herbeigerufenen Sclaven, welche Hunde mitbrachten, mit Steinen und Stöcken nach ihm, worauf er wieder herabkletterte und über einen Graben springen wollte, woran er aber durch einen Hund verhindert wurde, so daß beide hinab fielen, worauf er von den Sclaven erschlagen wurde. Er endigte sein Leben mit vielem Aechzen, Seufzen und Weinen."

„In den Gärten richten sie an den darin befindlichen Früchten großen Schaden an, weil sie oft dahin kommen, und nicht einzeln, wie in die Weinberge, sondern gemeiniglich in großer Menge, und zwar zu etlichen Hunderten. Auch kommen sie selten blos, um den Hunger zu stillen, sondern suchen auch eine gute Portion Früchte wegzunehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge zu schleppen. Zuerst stellen sie einige Schildwachen rings um den Garten auf, welche auf die Ankunft der Menschen achten und sodann einen lauten Schrei thun müssen. Dann rücken die anderen in gerader

Linie hinter einander an, und stellen sich so, daß sie einander das abgerissene Obst zuwerfen können, ungefähr 10 Schuh weit. Kommt nun Niemand, der diese Gartendiebe an ihrer Arbeit verhindert, so reißen sie alle Kürbise, Gurken, Wasser- und andere Melonen, Granatäpfel u. s. w. ab, werfen sie einander zu und bringen sie eine gute Strecke vom Garten auf einen Haufen; dann stellen sie sich von diesem Haufen weiter fort in ähnlichen Abständen, und wiederholen das so oft, bis sie die gestohlenen Früchte auf dem Gipfel eines Berges in Sicherheit gebracht haben. Kommt aber jemand dazu, der sie verhindert, so gibt eine Schildwache einen Schrei, worauf alle davon laufen und die Früchte liegen lassen, wobei es denn sehr artig aussieht, wie die Jungen den Alten auf den Rücken springen, auf dem sie sitzen bleiben, bis sie nicht weiter verfolgt werden. Uebersieht aber die aufgestellte Schildwache die Annäherung der Menschen, so ist es unglaublich, wie sie dieselbe nachher, wenn einige erschlagen wurden, prügeln und zu Tode ängstigen; denn bald darauf hört man, wenn sie wieder die Berge erlangt, ein entsetzliches Heulen und Wehgeschrei. Geht man ihnen nach, so findet man insgemein einige todt, was mich von unvernünftigen Creaturen Wunder genommen und auf viele artige Gedanken gebracht hat. Davon könnte ich viele Beispiele anführen."

Unmäßige Affen.

Unmäßigkeit thut nirgends gut — weder bei Menschen, noch bei Affen — und hat gar Viele schon in's Verderben gebracht.

Die Affen in der Gegend von Darfur in Afrika werden in eigenthümlicher Weise gefangen. Sie haben nämlich einen unwiderstehlichen Hang, das Bier zu schlürfen, welches die Eingeborenen brauen, um sie zu fangen. Diese stellen das Bier in Kübeln an leicht zugängliche Orte, warten, bis die Affen des Guten zu viel gethan haben und nicht mehr im Stande sind, den Unterschied zwischen sich und ihnen zu erkennen. Dann nimmt der Neger einen der Affen bei der Hand, und die andern, — durch den Geist des Bieres anhänglich geworden - klammern sich einer an den andern an, so daß man oft sehen kann, wie ein einziger Neger eine ganze Kette baumeliger Affen heimführt. Im Hause legt er ihnen Einzelhaft auf, gibt ihnen das Bier in immer geringeren Quantitäten, damit ihnen die Schuppen nur allmählig von den Augen fallen, und söhnt sie sonach mit ihrer Sinnestäuschung aus.

Perro.

Der bekannteste mantellose Pavian ist der Babuin in Habesch. Auch über dieses Thier theilt uns Brehm die eingehendsten Beobachtungen mit. Er sagt:

„Der erste Babuin, welchen ich besaß, erhielt den Namen Perro. Er war ein hübscher, munterer Affe und hatte sich schon in drei Tagen vollkommen an mich gewöhnt. Ich wies ihm das Amt eines Thürhüters an, indem ich ihn über unserer Hofthür befestigte. Hier hatte er sich bald einen Lieblingssitz ausgesucht und bewachte von dort aus die Thüre auf das allersorgfältigste. Nur uns und ihm Bekannte durften eintreten, Unbekannten verwehrte er hartnäckig den Eingang und geberdete sich dabei so toll, daß er stets gehalten werden mußte, bis der Betreffende eingetreten war, weil er sonst wie ein wüthender Hund auf denselben losgefahren sein würde. Bei jeder Erregung erhob er den Schwanz und stellte sich auf drei von seinen Händen, die vierte benutzte er, um damit heftig auf den Boden zu schlagen, ganz wie ein wüthender Mensch auf den Tisch schlägt, nur daß er nicht die Faust ballte, wie dieser. Seine Augen glänzten und blitzten im Zorne, er ließ ein bellendes Geschrei hören und rannte dann wüthend auf seinen Gegner los. Nicht selten verstellte er sich mit ausgesuchter Niederträchtigkeit, nahm eine sehr freundliche Miene an, schmatzte mehrmals rasch hinter einander, was immer als Freundschaftsbetheuerung anzunehmen war, und langte sehnend mit den Händen nach Dem, welchem er Etwas auswischen wollte. Gewährte ihm dieser seine Bitte, so fuhr er wie ein Teufel nach der Hand, riß seinen Feind an sich heran und kratzte und biß ihn. Er lebte mit allen Thieren in Freundschaft, mit Ausnahme der Strauße, welche wir besaßen. Diese trugen jedoch die Schuld des feindlichen Verhältnisses, welches zwischen beiden bestand. Perro saß, wenn seine Wächtersdienste unnöthig waren, gewöhnlich ganz ruhig auf seiner Mauer und hielt sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen ein Stückchen Strohmatte als Schirm über den Kopf. Dabei vernachlässigte er es, auf seinen langen Schwanz besondere Rücksicht zu nehmen, und ließ diesen an der Mauer herabhängen. Die Straußen haben nun die Unart, nach allem Möglichen, was nicht niet- und nagelfest ist, zu beißen. Und so geschah es denn sehr oft, daß einer oder der andere dieser Vögel schaukelnd heran kam, mit seinem dummen Kameelkopfe sich dem Schwanze näherte und, ohne daß Perro es ahnte, plötzlich demselben einen tüchtigen Biß versetzte. Die Strohmatte wegwerfen, laut schreien, den Strauß mit beiden Vorderhänden am Kopfe fassen und tüchtig

abschütteln, war dann gewöhnlich Eins. Es kam oft vor, daß der Affe nachher eine ganze Viertelstunde lang nicht aus seiner Wuth herauskam. Nun war es freilich kein Wunder, daß er dem Strauße, wo er ihn nur immer erwischen konnte, einen Hieb oder Kniff versetzte."

„Während unserer Rückreise nach Ägypten wurde Perro, welcher mit allem Schiffsvolke gute Freundschaft hielt, am Bord der Barke angebunden. Er fürchtete das Wasser in hohem Grade, war aber dennoch gescheid genug, sich, wenn er dürstete, demselben so zu nähern, daß er keine Gefahr zu besorgen brauchte. Er probirte nämlich regelmäßig seinen festen Strick und ließ sich dann an diesem bis nahe über den Wasserspiegel hinab, streckte seine Hinterhände in den Strom, näßte sie an und leckte sie ab, auf diese Weise seinen Durst stillend."

„Gegen junge Thiere zeigte er große Zuneigung. Als wir in Alexandrien einzogen, war er auf den Wagen gebunden, welcher unsere Kisten trug, sein Strick war aber so lang, daß er ihm die nöthige Freiheit gewährte. Beim Eintreten in die Stadt erblickte Perro neben der Straße das Lager einer Hündin, welche vor kurzer Zeit geworfen hatte und vier allerliebste Junge ruhig säugte. Vom Wagen abspringen und der Alten ein säugendes Junges wegreißen, war die That weniger Augenblicke; nicht so schnell gelang es ihm aber, seinen Sitz wieder zu erreichen. Die Hundemutter, auf's Aeußerste aufgebracht über die Frechheit des Affen, fuhr wüthend auf diesen los, und Perro mußte nun seine ganze Kraft zusammennehmen, um dem andringenden Hunde zu widerstehen. Sein Kampf war nicht leicht; denn der Wagen bewegte sich stetig weiter und ihm blieb keine Zeit übrig, auf ihn hinaufzuklettern, weil ihn sonst die Hündin gefaßt haben würde. So klammerte er nun den jungen Hund zwischen den obern Arm und die Brust, zog mit demselben Arme den Strick an sich, weil dieser ihn würgte, lief auf den Hinterbeinen und vertheidigte sich mit der größten Tapferkeit gegen seine Angreiferin. Sein muthiger Kampf gewann ihm die Bewunderung der Araber in so hohem Grade, daß keiner derselben ihm sein geraubtes Pflegekind abnahm; sie jagten schließlich lieber die Hündin weg. Unbehelligt brachte er den jungen Hund mit sich in unsere Behausung, hätschelte, pflegte und wartete ihn sorgfältig, sprang mit dem armen Thiere, welches gar keinen Gefallen an solchen Tänzerkünsten zu haben schien, auf Mauern und Balken, ließ es dort in der gefährlichsten Lage los und erlaubte sich andere Uebergriffe, die wohl an einem Affen, nicht aber an einem Hunde gerechtfertigt sein mochten. Seine Freundschaft zu dem Kleinen war groß, dies hinderte

Digitized by Google

ihn jedoch nicht, alles Futter, welches wir dem jungen Hunde brachten, selbst an dessen Stelle zu fressen und das arme, hungerige Thier auch noch sorgfältig mit dem Arme wegzuhalten, während er, der räuberische Vormund, das unschuldige Mündel beeinträchtigte. Ich ließ ihm noch an demselben Abend das Junge abnehmen und es zu seiner rechtmäßigen Mutter zurückbringen. Der Verlust ärgerte ihn dergestalt, daß er mehrere Tage sehr mürrisch war und verschiedene dumme Streiche verübte."

Mantelpavian.

Alvarez, welcher gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Afrika und zwar in Abessinien war, berichtet, daß er Mantelpaviane in ungeheuren Heerden gesehen habe, und gibt eine sehr richtige Beschreibung von ihrem Wesen und Treiben. „Sie lassen," sagte er, „keinen Stein liegen; wenn ihrer zwei oder drei einen nicht umwenden können, so stellen sich so viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und suchen ihre Lieblingsnahrung hervor. Auch Ameisen fressen sie gern und legen, um diese zu fangen, ihre Hände umgekehrt auf die Haufen, bis die Hand bedeckt ist; dann bringen sie dieselbe rasch zu Munde und lecken die Ameisen ab. Wenn man sie nicht hütet, verheeren sie gleich die Felder und Gärten. Ohne Kundschafter gehen sie zwar nicht in die Pflanzungen; aber wenn diese ihnen das Zeichen der Sicherheit geben, dringt die ganze Bande in den Garten oder das umhegte Feld und läßt Nichts übrig. Anfangs sind sie ganz still und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, bekommt es eine Ohrfeige; sobald sie jedoch die Furcht verlieren, zeig n sie durch gellendes Geschrei ihre Freude über ihre glücklichen Ueberfälle. Sie würden sich in entsetzlicher Weise vermehren, wenn nicht der Leopard so viele ihrer Jungen zerrisse und fräße, obgleich die Alten diese muthig zu vertheidigen suchen."

Der Mandril mit der Tabaksdose.

„Ich erinnere mich noch sehr lebhaft einer Scene, die ich in einer Menagerie zu Breslau zu beobachten Gelegenheit hatte. Hier befand sich ein großer Mandril, der im Gegensatz zu den meisten Individuen seinesgleichen ziemlich harmlos zu sein schien. Einer der Besucher der Menagerie reichte ihm daher statt einer Frucht unbedachterweise seine Schnupftabaksdose hin. Der Affe nahm sie ruhig und ernsthaft in die Hand und hielt sie hier einigen Augenblicke wie nachdenkend und überlegend fest. Er schien einen

Begriff vom specifischen Gewicht zu haben, denn offenbar schloß er aus dem geringen Gewicht der Dose, daß sie hohl sein müsse. Nicht wüthend, wie wohl ein Affe zu werden pflegt, wenn man ihn durch einen ungenießbaren Gegenstand anführt, sondern ganz bedächtig schob er sie zwischen die mächtigen Kiefer und biß ganz gelinde darauf, nicht stärker, als wenn er eine Nuß hätte knacken wollen. Die Dose hielt den Druck aus, und der Affe sah sich veranlaßt, die Methode der Untersuchung zu ändern. Er nahm die Dose wieder aus dem Munde, hielt sie ziemlich nahe vor sein Gesicht, als sei er etwas kurzsichtig, und besah sie ganz genau von allen Seiten, indem er sie in den Händen hin- und herwandte. Bald hatte er an der schmalen Seite den feinen Spalt entdeckt, in dem Ober- und Unterseite an einander schlossen. Schnell setzte er nun die Nägel an den Spalt und zog mit den Händen nach entgegengesetzten Seiten. Die Dose öffnete sich, wie der Affe erwartet hatte, und grinsend entdeckte dieser den Schnupftabak; statt aber eine Prise zu nehmen, wie er dies wohl schon öfters bei Besuchern der Menagerie gesehen haben mochte, fraß er den Tabak aus der Dose und leckte diese noch sorgfältig aus. Der Vollständigkeit wegen bemerke ich noch über den Verlauf der Handlung, daß der Affe die ausgeleerte Dose wieder schloß, dieselbe aber nicht mehr aus den Händen geben wollte, als er sah, daß sie ihr Eigenthümer wieder zu haben wünschte. Mit Gewalt war Nichts zu erreichen, daher nahm der Mann nach Andeutung des Wärters zu einer List seine Zuflucht und reichte dem Affen im nebenstehenden Käfig einen Apfel. Der Mandril gerieth darüber in die heftigste Wuth, und um sich zu rächen, ergriff er eine Hand voll Stroh seines Lagers und suchte damit nach seinem vermeintlichen Feinde zu werfen. Dieser Versuch war jedoch erfolglos, und das ergrimmte Thier sah sich genöthigt, die Dose als Wurfgeschoß zu verwenden, so daß der Mann wieder in den Besitz seines Eigenthums gelangte. Dieses Beispiel zeigt statt vieler anderen, wie die Handlungsweise eines Affen nicht durch Nachahmungstrieb, sondern durch Ueberlegung bestimmt wird. Nur wo die Handlungsweise eines Menschen ihm Vortheile zu bringen verspricht, wiederholt er sie, sonst handelt er stets nach eigenen Eingebungen."

So berichtet Dr. Hensel, der sich lange in Brasilien aufgehalten und dort namentlich eingehende Studien über die Fähigkeiten der Affen gemacht hat, und es ist ihm ganz sicher, daß die Affen geistig weit, weit höher stehen, als gewöhnlich angenommen wird, und namentlich weit höher, als Hund, Pferd und ähnliche Thiere.

Neid.

Man möchte fast sagen: Kein menschliches Gefühl ist dem Affen fremd, — Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Ehrgefühl, wie nicht minder Haß, Schadenfreude, Neid, — Alles findet sich bei ihm. Im November 1871 hatte Broekmann, der Besitzer des bekannten großen Affentheaters, Gelegenheit sogar ein Beispiel von Künstler-Neid unter seinen Vierhändern zu beobachten.

Schon seit einiger Zeit hatte er die Bemerkung gemacht, daß zwischen dem große „Mandril" und seinem erst kürzlich engagirten „Gorilla-Affen" eine böse Feindschaft, aus irgend welchem Grunde, sicher gewiß wegen des Beifalls, welchen der Gorilla für seine excellenten Leistungen erhielt, entstanden sein mußte, denn unausgesetzt wechselten beide während des Ankleidens bei der Vorstellung, der einzigen Zeit, wo sie das Recht haben, sich frei zu bewegen, die feindseligsten Blicke, haranguirten sich auch gegenseitig durch allerhand unfriedfertige Manipulationen. So machten beide dem mit dem Ankleiden beschäftigten Diener sein Amt recht sauer, da gütliches Zureden Nichts nutzte und eine andere Waffe gegen die Thiere dieselben noch bösartiger gemacht haben würde. An einem Sonntag Abend kam nun der Streit zum Austrage. Das Haus war übervoll, der Gorilla hatte seine kühnsten Evolutionen zu Pferde erschöpft und erntete nun, nachdem er noch schließlich zum Ergötzen der Zuschauer auf einer Perche mit ausgespreizten Beinen Kopf gestanden, seinen verdienten Lohn durch lebhaften Beifall des Publicums. Stolz verließ derselbe an der Hand seines Directors die Reitbahn, da lauerte schon das böse neidische Geschick in der Gestalt des blauen Mandril auf ihn, der mit grenzenloser Wuth dem Nichts ahnenden Gorilla in die Perrücke fuhr, mit wüthendem, ohrenzerreißenden Geschrei demselben die Haare auszuzausen anfing. Nichts war vermögend, die beiden Thiere auseinander zu bringen. Das Gekreisch derselben, das Gebell der Hunde, das Gestampfe der ängstlich werdenden Pferde machte den ganzen Circus erzittern und setzte das Publicum in Mitleidenschaft der hinter den Coulissen spielenden Scene, die erst dann ihr Ende erreichte, als sich Herr Broekmann entschloß, mittelst eines Eimers Wasser die erhitzten Gemüther in etwas abzukühlen, so daß einigermaßen der Friede wieder hergestellt wurde.

Es war ganz offenbar, der Mandril war ehrgeizig und beneidete den sogenannten „Gorilla" — nicht um Aepfel und Nüsse, um Mandeln, Confect und Zucker, sondern — um den Beifall des Publicums.

Affenstreiche.

Zwei Kapuzineraffen wurden auf der deutschen Kolonie im Urwalde von Rio Grande do Sul gezähmt gehalten. Dem einen der Beiden gelang es in Abwesenheit der Hausbewohner, von der Kette loszukommen und den Schrank zu öffnen, der sämmtliches Küchengeschirr enthielt. Mit diesem nun wußte er nichts Besseres anzufangen, als dasselbe Stück für Stück zur Erde zu werfen, wobei ihn das Klirren der einzelnen zerspringenden Gegenstände ganz besonders erfreuen mochte. Die im Hofe befindliche Hausfrau hört endlich das verdächtige Geräusch und eilt von einer dunkeln Ahnung ergriffen nach dem Zimmer. Sobald sie der Affe sieht, wirft er noch in größter Hast den unversehrten Rest des Geschirres hinunter und ergreift dann erst zähnefletschend und pfeifend die Flucht, um sich der zu erwartenden Strafe zu entziehen.

Das andere Exemplar dieser zu allen Schelmenstreichen aufgelegten Affenart war innerhalb des Wohnzimmers in der Nähe der Zimmerthüre so angebunden, daß es nicht blos auf einem schmalen, an der Wand befestigten Bretchen hin und her, sondern auch auf die Erde herabgehen konnte. Eines Tages saß die Hausfrau auf der Schwelle der geöffneten Thüre mit Nähen beschäftigt, als ihr der Zwirnknäuel entfiel und in den Bereich des gelangweilten Affen rollte. Dieser kannte ohne Zweifel sehr genau die Grenzen seines Gebietes und wußte, daß der Knäuel für ihn schon erreichbar war, allein mit einer bei seinen Stammesgenossen seltenen Selbstbeherrschung bezwang er sich und nahm von dem vielbegehrten Gegenstande scheinbar keine Notiz, da ihm die Hausfrau im entgegengesetzten Falle jenen sogleich wieder abgenommen haben würde. Zufälligerweise wurde diese bald abgerufen und verließ ihren Platz, ohne den Knäuel in Sicherheit zu bringen. Sogleich holte sich ihn der Affe und stieg damit wieder nach seinem Sitz hinauf. Als nun die Frau nach einiger Zeit zurückkehrte, fand sie den Affen in einer eigenthümlichen Lage. Dieser hatte wahrscheinlich bald das freie Ende des Fadens aufgefunden und sich dasselbe in Ermangelung einer besseren Verwendung um den Leib gewickelt. Darauf mochte er den Faden immer weiter abgewickelt und um sich gewunden haben, denn er war vollständig in den ganzen Faden eingewickelt, etwa wie ein Insect im Netze einer Kreuzspinne, selbst der linke Arm war festgeschnürt, und nur der rechte, mit dem der Affe das Kunststück vollführt hatte, besaß noch seine Beweglichkeit. Dieser war sich seine Frevelthat wohl bewußt, und unter Grinsen

und Schnattern protestirte er gegen die nahende Bestrafung. Die Verwickelung war so vollständig, daß das Thier durch eine Scheere aus seinen Banden erlöst werden mußte, und der im Urwalde werthvolle Zwirn verloren war.

Vom Cay.

Der Cay ist höchst naschhaft und lernt bald, wenn er dabei ertappt wird, heimlich stehlen, wobei er alle Kniffe und Pfiffe anwendet. Ertappt man ihn bei der That, so schreit er aus Furcht vor der Strafe schon im voraus laut auf; wird er aber nicht entdeckt, dann thut er so unschuldig und furchtlos, als ob Nichts geschähen wäre. Kleinere Gegenstände versteckt er, wenn er gestört wird, im Munde und frißt sie erst später. Seine Habsucht ist sehr groß. Was er einmal besitzt, läßt er sich so leicht nicht wieder nehmen, höchstens von seinem Herrn, wenn er diesen sehr lieb hat. Diese Habsucht ist schuld, daß man ihn in ausgehöhlten Kürbissen fangen kann. Außer diesen Eigenschaften zeigt er noch Neugierde und Zerstörungssucht im hohen Grade.

Das Thier ist sehr selbstständig und unterwirft sich nicht gern dem Willen des Menschen. Man kann ihn wohl von Etwas abhalten, nicht aber zu Etwas zwingen. Dagegen sucht er, andere Geschöpfe seinem eigenen Willen zu unterwerfen und auch den Menschen, bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen. Diejenigen Thiere, denen er an Kraft und Gewandtheit überlegen ist, müssen sich in seinen Willen fügen. Dies thut seiner Gelehrsamkeit bedeutenden Abbruch. Er lernt blos Das, was ihm Nutzen bringt, z. B. Schachteln öffnen, Taschen seines Herrn untersuchen u. s. w. Mit den Jahren nimmt er an Erfahrung zu und weiß diese wohl zu benutzen. Gibt man ihm zum ersten Mal ein Ei, so zerbricht er es mit solchem Ungeschick, daß er den größten Theil des Inhaltes verliert, später öffnet er es bloß an der Spitze und läßt Nichts mehr verloren gehen. Selten läßt er sich mehr als ein Mal durch Etwas täuschen. Auslachen läßt er sich nicht, wahrscheinlich weil ihn das Gelächter an frühere unangenehme Lagen erinnert. Er versteht Das, was er einmal gelernt hat, in der ausgedehntesten Weise zu benutzen. So lernt er den Hammer zum Zertrümmern, den Hebel zum Aufbrechen brauchen. Entfernungen schätzt er auf das genaueste und richtet hiernach seine Bewegung ein. Sein treues Gedächtniß und seine Urtheilsfähigkeit machen sich oft bemerklich.

Wie der Cay beobachtet und überlegt.

Rengger, der sich sechs Jahre in Südamerika an den Ufern des Parana und des Paraguay aufgehalten und viele höchst interessante Beobachtungen an den dortigen Affen gemacht hat, sagt unter Anderem:

„Hat sich der Cay auch nur Einmal mit einem schneidenden Werkzeuge verletzt, so berührt er dasselbe entweder später nicht mehr, oder nur mit der größten Behutsamkeit. Ist er zuweilen von seinen Umgebungen getäuscht worden, so wird er gegen Jedermann vorsichtig und mißtrauisch, so daß er sich später nicht leicht wieder hintergehen läßt. Meine Cays waren gewohnt, öfters ein Stück Zucker, das ich in ein Stück Papier wickelte, von mir zu erhalten. Nun legte ich zuweilen, statt des Zuckers, eine lebendige Wespe in das Papier, von der sie das erstemal, wo sie, wie gewöhnlich, hastig zugriffen, gestochen wurden. Dadurch gewitzigt, hielten sie nachher immer die Düte an ein Ohr, und öffneten dieselbe erst, wenn sie keine Bewegung darin wahrnahmen. Diese Affen lernen bald die verschiedenen Modifikationen der Stimme und den Ausdruck der Gesichtszüge ihres Herrn unterscheiden, und zeigen Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder sanft mit ihnen redet, sie streng oder freundlich anblickt. Die größte Klugheit zeigt aber der Cay darin, daß er nicht selten die an einem Gegenstande gemachten Erfahrungen auf einen andren, ihm ganz neuen Gegenstand überträgt. So benutzte derjenige, welchen ich gelehrt hatte, kleine Palmnüsse aufschlagen, diese Fertigkeit, um jede andre Frucht zu öffnen, deren Schale für seine Zähne zu hart war. Auch andre Dinge, wie Schachteln, Gefäße und dergleichen, deren Eröffnung ihm mit den Händen nicht gelingen wollte, zerschlug er mit einem Steine."

Geräucherte Affen.

Wollen die Arekunas in Südamerika einen alten, störrischen Affen zähmen, so bestreichen sie das Pfeilchen, mit welchem sie ihn schießen, mit geschwächtem Urarigift. Stürzt er betäubt herab, so wird die Wunde gleich ausgesogen; alsdann begraben sie ihn bis an den Hals in die Erde und flößen ihm eine starke Auflösung salpeterhaltiger Erde oder Zuckerrohrsaft ein. Ist der Patient etwas zu sich gekommen, so wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind umschlungen. In dieser Zwangsjacke bekommt er einige Tage lang nur Zuckersaft zum Getränk und in Salpeterwasser gekochte, stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Speisen zur Nahrung. Schlägt

diese Gewaltkur nicht an, so wird der Unbändige eine Zeitlang im Rauche aufgehangen. Bald legt sich nun die Wuth; das heimtückische Auge wird mild, fleht um Verzeihung. Dann werden die Banden gelöst, und auch der bissigste Affe scheint nun vollkommen vergessen zu haben, daß er jemals frei im Walde gelebt.

Peter.

In Südbrasilien besteht eine deutsche Colonie, Blumenau, in welcher kürzlich, d. h. im Jahre 1871, ein kleiner zoologischer Garten angelegt worden ist. Schlüter, der Gründer und Director desselben, ist ein sorgfältiger Beobachter des Thierlebens und erzählt unter Anderem von den fünf Kapuziner-Affen, welche er besitzt:

Dieselben bilden den interessantesten Theil meines Gartens, und die Blumenauer Jugend belagert tagtäglich das Affenhaus, um sich an den gymnastischen Uebungen derselben zu ergötzen. Mit Hülfe ihrer ziemlich langen, gelenkigen Glieder und ihrem langen, elastischen Schwanze schwanken und klettern sie mit einer solchen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, in so raschen, possirlichen Wendungen umher, daß man stundenlang zusehen, sich wundern und freuen kann, ohne gelangweilt zu werden. Von den fünf Affen dieser Art spielt einer mit Namen Peter die Hauptrolle, er ist der älteste der ganzen Sippschaft und bereits drei Jahre gefangen gehalten worden. Er spielt den Vater der ganzen Gesellschaft, nimmt die jüngeren derselben in Schutz und auf seinen Rücken; wenn Gefahr für sie vorhanden ist, oder bei kaltem und regnerischem Wetter lockt er sie in einen Kasten, den ich als Schutz gegen Unwetter darin aufgestellt habe; im anderen Falle theilt er aber auch nach Belieben Ohrfeigen an dieselben aus, je nachdem sie sich darnach betragen haben. Für Kinder bis zu 3 und 4 Jahren hegt er ungemeine Liebe, indem er fortwährend Kußhändchen macht und sogar dieselben zärtlich umarmt; hingegen zeigt er einen ungeheuren Groll gegen Jungen bis zu 12 und 14 Jahren; wenn selbige ihm zu nahe kommen, beißt er sie tüchtig oder reißt ihnen die Kleider entzwei. Eines Tages hatte er sich beim Füttern aus dem Käfig gemacht, bemerkte ungefähr 20 Schritte davon einen ihm wahrscheinlich schon bekannten Jungen, stürzte sich sofort auf denselben und richtete ihn so mit Bissen zu, daß er Mordio schrie; ich wurde gerufen und hatte meine Noth, den Jungen zu befreien; derselbe mußte 8 Tage das Bett hüten. Später erfuhr ich von anderen Kindern, daß dieser Junge den Affen immer geneckt und sogar ausgelacht hatte,

was für Peter die größte Beleidigung ist, und was er auch nicht vergessen hatte. Es machte mir viel Mühe, denselben in seinen Käfig zurückzubringen; er war so aufgeregt, daß er denselben Tag Nichts zu sich nahm, und der Schaum stand noch vor Wuth an seinem Munde. Von mir läßt er sich Alles gefallen, denn ich bringe ihm ja sein Frühstück, Mittag- und Abendbrod möglichst pünktlich, unterhalte mich mit ihm stets zärtlich und liebevoll, was er auch anzuerkennen weiß. Mehrere Tage später nach einem vorhergegangenen Fandango, welchen ich im Schützenhause (dem Garten, welcher die zoologische Sammlung beherbergt) alle Monate einmal abhalte, saßen eines schönen Morgens beim Erwachen mein Peter mit seinem Lieblingszögling Hans vor meinem Bette und machten Kußhändchen; ich war nicht wenig erstaunt, wie beide aus ihrem Käfig herausgekommen waren. Nachdem ich mich beider zuerst mit einer Kette versichert hatte, bemerkte ich, daß eine Leiste des Affenhauses muthwilligerweise durchgebrochen war, wahrscheinlich von einem der vielen jungen Leute, die vorher bei mir verkehrt hatten. Beide Affen zeigten eine solche Anhänglichkeit für mich, daß sie mich sogar im Bette aufsuchten, auch sind beide so zahm und gelehrig, daß ich sie frei ohne Kette herumlaufen lassen könnte ohne zu befürchten, daß sie den Wald betreten, aber die possirlichen Kerle machen gar zu viel Dummheiten, so z. B. probirt Peter öfters mit einem kleinen Steine, ob die Fensterscheiben noch völlig ganz sind, oder er macht sich ins Büffet, schenkt Bier oder dergleichen ein so lange, bis die Flasche leer ist u. s. w.

Was der Kapuzineraffe lernt.

Gegen seinen Herrn ist der Kapuzineraffe gehorsam, und wenn er auch zuweilen nicht augenblicklich gehorcht, so geschieht dies blos aus Scherz, und er stellt denselben sogleich ein, wenn er ernstliche Befehle vernimmt. Beachtet ihn der Herr nicht, so thut er alles Mögliche, um die Aufmerksamkeit desselben auf sich zu ziehen und wirft sogar kleine Gegenstände scherzend nach ihm, um ihn zu veranlassen, sich mit ihm abzugeben. Nach mehrtägiger Abwesenheit zeigt er seine Freude beim Wiedersehen auf die innigste Weise. Man hat schon Kapuzineraffen gesehen, welche mit weinerlichem Geschrei ihrem Herrn auf die Schulter sprangen, ihm den Schwanz um den Hals schlangen, eine Hand auf jede Wange legten, ihn dabei wehmuthig ansahen, selbst Thränen vergossen und in der ersten Zeit kaum wegzubringen waren. Die Freude geht ihnen Stunden lang, ja sogar tagelang nach und

äußert sich, nach der ersten Ueberraschung gewöhnlich durch den tollsten Muthwillen.

Auf St. Domingo hat St. Mery einen Affen beobachtet, welcher vor Kurzem eine Taube gefangen und beschädigt hatte. Als der Herr hierauf ausfuhr, ließ er die Taube bringen und hielt dieselbe, nebst einer Ruthe, dem gewöhnlichen Strafwerkzeuge, dem Aeffchen vor. Dies war hinreichend, um ihn für immer von den Tauben zurückzuhalten, mochten dieselben ihm auch noch so nahe kommen.

Er lernt Schachteln und Flaschen aufmachen, harte Nüsse und Mandeln mit einem Stein oder Hammer aufschlagen u. dgl., hat er einmal ein Ei zerbrochen, welches er zu essen gedachte, so wird er bei einem zweiten Versuche schon sorgfältiger, und zuletzt schlägt er nur die Spitze ganz sachte an einen harten Körper und nimmt die einzelnen Schalenstückchen sorgsam mit seinen Fingern weg.

Hat er sich geschnitten oder gestochen, so berührt er entweder den gefährlichen Gegenstand nie wieder, oder es geschieht doch nur mit der größten Behutsamkeit. Er lernt Schlüssel umdrehen, Schlösser öffnen und schließen, Schiebladen aufziehen und kann zu vielen kleinen Verrichtungen gebraucht werden, denn er überlegt und macht sich seine Erfahrungen zu Nutze. So lernte z. B. einer, in den Ring eines Schlüssels einen Hebel stecken, um mehr Kraft anwenden zu können; ein anderer, mit einem Stäbchen Käßtchen aufbrechen und schob eben damit, wie mit einem Hebeisen, Gegenstände fort, welche ihm zum Tragen oder zum schlichten Fortschieben zu schwer waren.

Wird er schlecht behandelt und viel geneckt, so nimmt er allmählig die Untugenden des Quälers an. Er läßt alsdann kein Thier ungeschoren, lernt sich verstellen, rächt sich unversehens mit Beißen und stiehlt im Verborgenen, während er sich in Gegenwart der Menschen gegen die Dinge, welche ihm zusagen, ganz gleichgültig stellt. Hat er ein Naschwerk auf diese Weise gestohlen und verzehrt, so stellt er sich ganz unschuldig und furchtlos, wie wenn er das beste Gewissen hätte. Was er dann einmal hat, gibt er nicht mehr her. Selbst Dinge, welche ihm Nichts nützen, und sogar solche, die ihm schädlich sind, sucht er dann den Personen, die ihm zuwider sind, zu entziehen.

So fängt man sie.

In Südamerika höhlt man, um den Kapuzineraffen zu fangen, Kürbisse aus, füllt sie mit Welschkorn, läßt jedoch nur ein Loch von der Größe eines

Quadrat-Zolles. Der Affe streckt dann die Hand hinein, füllt dieselbe und kann sie nicht wieder herausbringen. Er sucht deßhalb das Loch mit den Zähnen zu erweitern. Jetzt kommt der Jäger aus seinem Verstecke und überrascht den Affen, welcher sich eher fangen läßt, als daß er sein Welschkorn aufgibt.

Galago.

Zu den Halbaffen gehört auch der Galago, der weit mehr Aehnlichkeit mit einem Eichhörnchen, als mit einem Affen hat; ein Thier, das auch in seiner Heimath Afrika selten gesehen wird, da es sich bei Tage in's dunkelste Dickicht verkriecht, denn die Sonne ist ihm viel zu hell.

Ueber diese Thiere erzählt v. d. Decken in seiner „Afrikanischen Reise":

Werden sie durch irgend einen Gegner gewaltsam aus ihrem tiefen Schlafe geweckt, so starren sie anfänglich wie träumend in's Weite, kommen nur ganz allmählig aus ihrer Schlaftrunkenheit zu sich und bekunden sodann durch abwehrendes Wesen, wie unangenehm ihnen die Störung war. Ganz anders zeigen sich dieselben Thiere nach Sonnenuntergang. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Galago, wahrscheinlich in Folge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, biegt den bisher über dem Kopf zusammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entknittert die häutigen, bisher zu einem wohlschließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zusammengeschrumpften Ohren, putzt und leckt sich, verläßt die Schlupfhöhle und beginnt nunmehr sein gespenstisches Treiben, — bei Lichte betrachtet ein Räuberleben im vollsten Sinne des Wortes, in welchem sich unersättlicher Blutdurst mit einer bei so hochstehenden Handthieren ungewöhnlichen Mordlust paart. Wehe jetzt dem schlummernden Vogel, wehe der Brut im Neste, und ob auch die treue Mutter sie beschütze; wehe dem schwächeren Säugethiere, wenn das große, im Dunkeln leuchtende Auge des Galago auf es fällt! Ein Sprung, ein Griff mit der geschickten, langfingerigen Hand, ein Biß in den Schädel, ein letztes Aufzucken — und das Opfer hat geendet. Begabt wie irgend ein anderes Raubthier, fernsichtig wie ein Luchs, feinhörig wie eine Fledermaus, scharfspürig wie ein Fuchs, zwar nicht besonders verständig, wohl aber listig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinend, die Unfehlbarkeit des Angriffes durch Dreistigkeit noch vermehrend: wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingethiers und unterscheidet sich hierdurch, namentlich aber durch seine so ausgeprägte Raubsucht sehr wesentlich von allen Ordnungsverwandten.

Der Zögling der Matrosen.

Zufolge London Illustrated News vom 18. Sept. 1869 ist der zoologische Garten im Regents Park zu London durch eine Aeffin neuer Species bereichert worden. Sie stammt von den Andaman-Inseln im Golf von Bengalen, ist 2 Fuß 4 Zoll hoch, 8 bis 9 Jahre alt, und war unter dem Namen Jenny seit 1864 in der Erziehung der Mannschaft des Schiffes Vigilant. Sie ist reinlich und gesellig und geht leicht auf den Hinterfüßen; ist nicht nur gewöhnt Grog und Sodawasser zu trinken, sondern auch zu rauchen, während sonst Affen nur dahin zu bringen sind, die Pfeife in den Mund zu nehmen, nicht den Rauch wirklich einzuziehen.

Wie hat Jenny Geschmack am Rauchen bekommen? Durch Gewohnheit. Und wie kam sie überhaupt dazu? Sie sah die Matrosen rauchen und immer wieder rauchen und machte es ihnen nach, wie die Knaben den Erwachsenen. Anfangs schmeckte es ihr auch nicht; aber sie probirte es immer wieder, sie wollte werden wie ein Matrose, und jetzt sitzt sie bei ihnen und raucht und trinkt — und trinkt und raucht, als ob sie ihres Gleichen wäre. In anderer Gesellschaft hätte sie etwas Anderes und Besseres gelernt.

Die Handflügler.

Den Uebergang vom Maki zur Fledermaus bildet der **Flattermaki**, ein katzenartiges Thier, das auf den ostindischen Inseln lebt und sich durch die behaarte Haut auszeichnet, die sich von Hals zu Vorderbein, von Vorderbein zu Hinterbein und von diesem zum Schwanze hinzieht. **Fliegen** kann es damit nicht, sie dient ihm aber bei seinen weiten Sprüngen als Fallschirm.

Dieses Thier hat viele Namen, es heißt **fliegender Hund**, **fliegender Fuchs**, **fliegende Katze**, **geflügelter Affe** u. s. w., denn man weiß nicht recht, was man aus ihm machen soll; es ist weder das Eine, noch das Andere ganz und recht, paßt nirgends hin, macht genau genommen eine eigene Ordnung aus. Es heißt auch Pelzflatterer. Von den

Fledermäusen

ist es völlig verschieden, denn diese haben eine **nackte Flughaut**, die zwischen den außerordentlich langen Zehen der Vorderfüße ausgespannt ist und sich das Vorderbein entlang nach dem Hinterbeine und von da nach dem Schwanze hinzieht.

Die Fledermäuse sind sehr nützliche Thiere, da sie eine überaus große Menge von Insekten verzehren; die bei uns heimischen fressen gar nichts Anderes; es ist Aberglaube, daß sie den Speck an Fleischstücken, welche etwa zum Räuchern aufgehängt sind, abnagen, gerade so wie es der lächerlichste Aberglaube ist, daß sie den Menschen in die Haare fliegen. Die wichtigsten Gattungen der Fledermäuse sind folgende:

Die Rousette.

Dieses Thier lebt in Asien, Afrika und Australien, nährt sich nur von Früchten, hält sich in sehr großen Gesellschaften in bebauten Gegenden auf, z. B. nach Tausenden in den altägyptischen Ruinen, und wird gerne gegessen. Namentlich gilt das von dem **Kalong** (Taf. I, Fig. 18), welchen die Bewohner der Insel Java schmackhaft finden. Dieses Thier ist übrigens auch über einen Fuß groß und mißt mit ausgebreiteten Flughäuten über 4 Fuß.

Die Blattnase (Taf. II, Fig. 24).

Diese Fledermaus, von welcher es 24 Arten im südlichen Amerika gibt, hat ihren Namen von einem blattartigen häutigen Auswuchse auf der Nase. Ihre Zunge ist zum Blutsaugen mit Wärzchen besetzt. Zu dieser Gattung gehört der gefürchtete, $5^1/_2$ Zoll lange Vampyr (Taf. I, Fig. 20), der allerdings Thiere und Menschen ansaugt, aber lange nicht so gefährlich ist, wie ihn die Sage gemacht hat.

Die Leiernase (Taf. II, Fig. 23),

Bei dieser sind die Ohren sehr groß und auf der Stirne zusammengewachsen; ein aufrecht stehendes Nasenblatt hat die Gestalt einer Leier. Das Thierchen ist nur 3 Zoll groß und lebt in Ostindien.

Die Hufeisen-Nase (Taf. I, Fig. 19),

auch Krumm-Nase, kommt in 30 verschiedenen Arten vor; bei uns gibt es deren zwei. Sie wird höchstens 3 Zoll groß, hält sich in Höhlen, Steinbrüchen und an anderen stillen Oertern auf. — Andere Fledermäuse haben keinen häutigen Aufsatz auf der Nase und heißen deßhalb Glattnasen. Die für uns wichtigste derselben ist die

gemeine Fledermaus oder Speckmaus.

Sie hat einen mit der Spitze nach außen gebogenen Ohrdeckel, kommt in 7 Arten bei uns in Europa vor, theils langöhrig, theils kurzöhrig. Es gibt auch eine (aus 9 Arten bestehende) Gattung mit nach innen gebogenem Ohrdeckel; diese nennt man Vesperugo, jene Vespertilio. Die Speckmaus ist über ganz Europa verbreitet, findet sich in Deutschland sehr häufig, hält sich in Speichern, auf Thürmen, in Ställen, Scheunen, Gewölben auf, wird zwar von abergläubischen Menschen verabscheut und gemieden, ist aber ein sehr nützliches Thier, das durch Wegfangen einer Unzahl von Insekten zu einem wahren Wohlthäter der Menschen wird.

Ehrenrettung der Fledermaus.

Kaum wird einem Thiere mehr Unrecht gethan, als der Fledermaus. Man fürchtet und verabscheut sie, ekelt sich vor ihr und traut ihr nicht die geringste Geisteskraft zu. Und doch hat auch dieses unansehnliche Thier von seinem Schöpfer Beobachtungsgabe, Ueberlegung und jede Fähigkeit erhalten, die ihm zu seiner Erhaltung dienlich ist Brehm sagt:

„Die geistigen Fähigkeiten der Fledermäuse sind keineswegs so gering, als man gern annehmen möchte, und strafen den auf ziemliche Geistesarmuth hindeutenden Gesichtsausdruck Lügen. Ihr Gehirn ist groß und besitzt Windungen. Hierdurch ist schon angedeutet, daß ihr Verstand kein geringer sein kann. Alle Fledermäuse zeichnen sich durch einen ziemlich hohen Grad von Gedächtniß und einige sogar durch verständige Ueberlegung aus. Daß sie nach dem Flattern stets dieselben Orte wieder aufsuchen und sich für den Winterschlaf immer äußerst zweckmäßige Orte wählen: Dies allein schon beweist, daß sie nicht so dumm sind, als sie aussehen. Ihre Feinde kennen sie sehr gut und verstehen ihnen ganz schlau zu begegnen, wie sie ihrerseits wieder die kleineren Thiere, denen sie nachstellen, zu überlisten wissen. So erzählt Kolenati, daß eine Fledermaus, welche in einer Lindenallee jagte, das Weibchen eines Schmetterlings verschonte, weil sie bemerkt hatte, daß dieses viele Männchen heranlockte, welche sie nun nach und nach wegschnappen konnte. Daß die Fledermäuse bei guter Behandlung sehr zahm und ihrem Herrn zugethan werden können, ist von vielen Gelehrten und Naturfreunden beobachtet worden. Einzelne Forscher brachten die Thiere bald dahin, ihnen Nahrung aus der Hand wegzunehmen oder sich solche aus Gläsern herauszuholen, sobald sie einmal bemerkt hatten, um was es sich handele. Mein Bruder hatte eine Ohrenfledermaus soweit gezähmt, daß sie ihm durch alle Zimmer folgte und, wenn er ihr eine Fliege hinhielt, sich augenblicklich auf seine Hand setzte, um jene zu fressen. Die größeren Fledermäuse sind wirklich liebenswürdig in der Gefangenschaft; sie werden außerordentlich zahm und zeigen sich sehr verständig. Wenn man Schmetterlinge an Angeln hängt, um sie damit zu fangen, wird man sich stets vergeblich bemühen. Sie kommen heran, untersuchen das schwebende Kerbthier, bemerken aber auch sehr bald das feine Roßhaar, an welches die Angel befestigt ist, und lassen es dann vorsichtig unberührt, selbst wenn sie wenig Futter haben sollten."

Eine zahme Fledermaus.

Die gehörnte Fledermaus, welche Faber in seinem Zimmer hielt, war sehr gefräßig, sie konnte aber auch lange hungern und ging bei kalter Witterung gar nicht ihrer Nahrung nach. Auf die Stubenfliegen machte sie sogleich Jagd, wenn man eine zu ihr setzte; zu einer Mahlzeit verzehrte sie 60—70 dergleichen. Sie verdaute fast eben so hurtig als sie fraß. Ihren Raub bemerkte sie nicht durch das Gesicht, sondern durch ihr feines Gehör und den Geruch. Sobald man Fliegen zu ihr setzte, wurde sie gleich un-

ruhig; wenn diese sich bewegten, ging sie witternd umher, bewegte die Ohren, machte Halt vor der Fliege und fuhr dann mit ausgebreiteten Flügeln auf sie los, um sie zu schnappen. Auch suchte sie die Fliege unter ihre Flügel zu zwingen, und dann ergriff sie dieselbe mit dem unter den Bauch gebogenen Kopf; war die gefangene Fliege sehr groß, so bog sie den Kopf unter die Brust, um sie besser zu fangen. Sie kaute die Fliegen sehr leicht und geschwind, und leckte sie mit der Zunge hinein; auch wußte sie die Beine und Flügel, die sie nicht gern fraß, behend aus dem Munde fallen zu lassen. Todte Fliegen packte sie nur, wenn sie sehr hungrig war, an; wie die Spinne fuhr sie nur auf die Beute los, wenn sie sich bewegte. Nach vollbrachter Mahlzeit saß sie ruhig und zog sich zusammen.

Spallanzani's Beobachtungen.

Die Augen der Fledermäuse sind klein und ganz blöde. Es scheint, als ob diese Thiere hauptsächlich dem Sinne des Gefühles folgten, und der Sitz des äußerst feinen Gefühles ist ohnstreitig die feine Haut der Flügel und mehr noch der Ohren. Es sind nächtliche Thiere, aber läßt man sie im hellen Sonnenschein fliegen, wo sie wohl fast gar Nichts sehen mögen, oder verklebt man ihnen die Augen, so stoßen sie doch an Nichts, ja selbst nicht, wie Spallazani beobachtet, an Bindfäden die quer durch die Stube gespannt sind. Läßt man einen frisch gefangenen Vogel in der Stube fliegen, so fliegt er gewiß mit aller Gewalt gegen die Fensterscheiben, zuweilen auch wohl gegen den Spiegel, weil er beide nicht sieht; die Fledermaus aber fliegt gegen keins von beiden, denn wenn sie sich ihnen naht, so deutet ihr der Widerstand der Luft sogleich an, daß ein fester Körper im Wege ist.

Die Fledermäuse in Peru.

Als sich Eduard Pöppig 1½ Monate in dem peruanischen Dorfe Tokache befand, schwirrten des Abends vier bis fünf Arten von Fledermäusen im Dorfe herum, wovon zwei in Schaaren die Häuser bewohnen, und Niemand erlauben, bei einer brennenden Kerze zu arbeiten, indem sie so oft gegen diese fliegen, bis man ihnen das Feld räumt und im Freien seine Zuflucht sucht. Ihr Pfeifen und ihre gegenseitigen Verfolgungen und Gefechte stören anfangs stets die nächtliche Ruhe. Ihre Gewohnheit, sich traubenförmig an einander zu hängen und so den Tag innerhalb der Häuser zu verschlafen, würde gleichgültig sein, erhielten nicht alle unter ihnen lie-

genden Gegenstände völlig unvertilgbare schwarze Flecken durch den Mist dieser ekelhaften Hausgenossen. Die blutsaugenden Fledermäuse, von zwei verschiedenen Arten, verbringen den Tag in hohlen Bäumen, nie in den Wohnhäusern; allein nach Sonnenuntergang finden sie sich häufig ein, mehr jedoch, um den Hausthieren, als dem Menschen nachzustellen. In allen Gegenden des östlichen Peru sieht man sich gezwungen, die Hühner des Nachts auf das Sorgfältigste einzuschließen, weil ihnen die Vampyre sehr gefährlich sind. In den niedrigen Ebenen von Maynas machen sie sogar ein unüberwindliches Hinderniß der Viehzucht aus, denn es ist schwer, dort ein Kalb zu erhalten, und die Kühe des Pfarrers von Yurimaguas waren durch allnächtliche Blutentziehungen in Gerippe verwandelt worden. Bei alle Dem sind die Fälle von Verwundung der Menschen durch jene blutgierigen Nachtthiere weit seltener, als man erwarten sollte. Der Indianer streckt sich in allen von Mücken freien Gegenden sorglos und unbedeckt zum Schlafen aus. Daß das Schlagen mit den Flügeln während des Saugens keine Fabel sei, habe ich in einem mondhellen Bivouac im Hafen des Mozon selbst beobachtet. Die Fledermaus ließ sich langsam auf den Ort der Bettdecke nieder, wo sie die Fußzehen vermuthete, und erhielt die Flügel fortwährend in leiser und flatternder Bewegung, während des Suchens nach einer verwundbaren Stelle. Das Volk meint, es geschehe dies, um durch die zugewehte Kühlung den Schmerz zu mindern und das Erwachen des Angefallenen zu hindern; wahrscheinlicher aber ist, daß der Vampyr sich so die Möglichkeit schneller Flucht erhalten will, indem er, gleich allen andern Fledermäusen, nur schwer wieder auffliegt, wenn er einmal die Flügel zusammengefaltet hat.

Fledermaus-Schlacht.

Der bekannte Naturforscher Kolenati fand in einer Kalkhöhle in Mähren 45 Stück schlafende Fledermäuse und zwar größtentheils gemeine Ohrenfledermäuse und kleine Hufeisennasen, nahm sie mit sich nach Brünn und ließ alle zusammen in einem großen Zimmer, in welchem seine Sammlung aufgestellt ist, herumfliegen und sich selbst eine Ruhestätte suchen. Er übernachtete in Gesellschaft der Fledermäuse, um sie genauer beobachten zu können. Von sieben bis zwölf Uhr Abends flatterte die Ohrenfledermaus, dann ging sie zur Ruhe; von ein bis drei Uhr in der Nacht flatterte die Hufeisennase, und hierauf begab sie sich zur Ruhe; von drei bis fünf Uhr morgens flatterten dann wieder einige Ohrenfledermäuse. Diese hielten sich, selbst

wenn der Beobachter ruhig stand, in einer Entfernung von drei bis fünf Fuß von ihm, während sich die Hufeisennasen seinem Gesicht bis auf zwei Zoll Entfernung näherten, einige Augenblicke an einer Stelle sich flatternd hielten, aber auch oft zu seinen Füßen herab flogen und dort in ähnlicher Entfernung flatternd blieben. Als wenige Tage später der Naturforscher einem seiner Freunde die Fledermäuse vorführen wollte, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen sechs Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Krallen aufgefressen, und eine, deren Kopf auf das furchtbarste verstümmelt war. Zahlreiche Blutspuren, blutige Schnauzen und die angeschwollenen Bäuche, sowie die vielen Kothklümpchen verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und die Untersuchung des Magens einer Getödteten beseitigte jeden Zweifel gegen diese Vermuthung. Dagegen bemerkte man aber, daß die Flatterhäute der Ohrenfledermäuse in der Nähe des Körpers frische Wunden erhalten hatten, deren Ränder schwammig aufgetrieben erschienen; auch hatten sich diese Thiere dachziegelförmig an einander gehängt und in einen Klumpen zusammengedrückt, während die Hufeisennasen immer vereinzelt die verborgensten Schlupfwinkel zu ihrer Ruhe benutzten. Die Schlußfolgerung dieser Beobachtung war sehr einfach. Die nicht freundlich gegen einander gesinnten Thiere hatten sich in der Nacht eine Schlacht geliefert. Während der ersten Ruhe der Ohrenfledermäuse waren die Hufeisennasen gekommen, hatten jene verwundet und ihnen Blut ausgesaugt; die Ohrenfledermäuse aber hatten sich für diese Schändlichkeit während ihrer zweiten Flatterzeit gerächt und die Uebelthäter kurzweg aufgefressen!

Vampyr-Geschichten.

Die haarsträubenden Geschichten, die da erzählen, wie der gottlose Vampyr den armen unter einem Baume schlafenden Reisenden sich zum Opfer erkiest, sich ihm an die Schläfe setzt, ihm das Blut aussaugt und ihm dabei noch mit den Flügeln kühle Luft zufächelt, damit er ja hübsch fest schläft, bis er eine Leiche ist, — sind eitel Aberglauben. Etwas ist freilich daran, aber so entsetzlich ist's nicht. Der Spanier Azara berichtet über diese Thiere:

„Zuweilen beißen sie sich in den Kamm und die Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn sich die Wunden, wie fast immer geschieht,

entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maulthiere und Kühe regelmäßig in die Seiten, die Schultern oder den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit dem Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst vier Mal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie durch aufgetriebene Ränder. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa $2^1/_2$ Unzen. Allein bei Pferden und anderen Thieren mag diese Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dickern Felles größere und tiefere Wunden an ihnen hervorbringen. Das Blut kommt nicht aus den Hohl- und Schlagadern, denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern blos aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie es unzweifelhaft schlürfend und saugend herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch an meinem Gehen verhindert wurde. Weil sie also keine Gefahr bringen und die Thiere blos in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich Niemand vor ihnen. Man erzählt, daß sie ihr Opfer mit den Flügeln an derjenigen Stelle, wo sie saugen wollen, fächeln, damit die Thiere Nichts fühlen sollen." Die übrigen volksthümlichen Anschauungen über den Vampyr bestreitet Azara auf das Nachdrücklichste.

Rengger fügt Azara's Beobachtung Folgendes hinzu: „Ich habe wohl hundert Mal die Verletzung der Maulesel, Pferde und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie herrorgebracht, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr und je nach dem Theile des Körpers eine Tiefe von einer bis zu zwei Linien. Sie reicht niemals durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen, wie bei Bißwunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Blattnasen und die Zungenfresser zugleich vermittelst eines Bisses den Saumthieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde. Vielmehr vermuthe ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie Dies durch

Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen dienende Zunge allmälig in die Haut hinein, wodurch die trichterförmige Aushöhlung entsteht. Die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, ist uns durch die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Da die Flügelhaut bis an das Fußgelenk herab mit den Beinen verbunden ist, wird es dem Thiere unmöglich, sich mit den Füßen festzuhalten, und zugleich die Füße zu gebrauchen; es müßte also in der Luft schwebend saugen. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer sich auf die Pferde niedersetzen, wobei sie nothwendig die Flügel einziehen mußten. Auch wählen sie, um sich besser festhalten zu können, die behaarten oder flachen Theile der Thiere und bringen daher den Pferden am Halse, auf dem Widerriste und an der Schwanzwurzel, dem Maulesel am Halse und auf dem Widerriste, den Ochsen auf den Schulterblättern und am Halslappen die Wunde bei. Diese hat an sich nichts Gefährliches, da aber zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier ansaugen und Dies sich oft mehrere Nächte hintereinander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt und zwar umsovielmehr, als neben dem Blute, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch zwei bis drei Unzen aus jeder Wunde nachfließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten in die Wunden, und diese werden dann zu großen Geschwüren."

Die Blutsauger.

Ein Reisender, Waterton, der Südamerika durchstreifte, erzählt von seinen Erfahrungen am Vampyr:

Vor einigen Jahren kam ich mit einem Schotten Tarbot an den Fluß Paumaron. Wir hingen unsere Hängematten auf den mit Stroh gedeckten Boden in dem Hause eines Pflanzers. Am nächsten Morgen hörte ich diesen Herrn in seiner Matte murmeln und dann und wann eine Verwünschung ausstoßen.

„Was gibt's, Herr!" fragte ich leise, „ist irgend Etwas nicht recht?"

„Was es gibt?" antwortete er verdrießlich, „nun, die Fledermäuse haben mich zu Tode gesogen."

Sobald es hell genug war, ging ich an seine Hängematte und fand sie sehr mit Blut bedeckt.

„Da", sagte er, seine Füße vorstreckend, „sehen Sie, wie diese höllischen Kobolde mein Lebensblut abgezapft haben."

Ich untersuchte seine Füße und fand, daß der Vampyr seine große Zehe angebohrt hatte. Es war eine etwas geringere Wunde, als die, welche von Blutegeln herrührt. Das Blut floß noch immer heraus; ich vermuthete, daß er zehn bis zwölf Unzen davon verloren haben konnte. —

Cassell theilt mit, ein Reisender habe sich von einem Vampyr Blut aussaugen lassen, um ihn dabei beobachten zu können.

Der Mann hatte sich in dem großen Zimmer eines Hauses zur Ruhe niedergelegt, aber, weil die Nacht heiß war, die Mückennetze um sein Bett herum nicht niedergelassen. Vollkommen wach, schaute er auf die Mondstrahlen, welche durch die offenen Fenster in den Raum hereinleuchteten. Da erschien plötzlich ein großer Vampyr in dem Zimmer. Unser Beobachter blieb vollkommen ruhig, um zu sehen, was die Fledermaus thun würde. Zuerst segelte sie geräuschlosen Fluges von einem Ende des Zimmers zum andern; nachdem sie aber verschiedene Male den gleichen Weg gemacht hatte, flatterte sie zwischen dem Betthimmel und dem Ruhenden hin und her. Nach und nach verkürzte sie ihre Windungen, senkte sich mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte ihre Schwingen außerordentlich schnell, aber ohne jedes Geräusch. Sie fächelte ihrem Opfer eine höchst angenehme Kühlung zu. Dann senkte sie sich vollends hernieder. Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in welchem der Vampyr in seine entblößte Brust biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war er und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er aber doch ein leises Schmerzgefühl, an das von dem Biß eines Blutegels herrührende erinnernd, griff zu und erwürgte den Blutsauger.

Was Stedman erlebt.

In seinem Werke Voyage en Surinam 1799 erzählt Stedmann: „Ich erwachte im September im Lager des Morgens um 4 Uhr und war sehr erschrocken, als ich fand, daß ich in geronnenem Blute lag, obschon ich keine Schmerzen fühlte. Ich lief sogleich mit einem brennenden Stück Holz zum Wundarzt, um Hilfe zu suchen, wo es sich ergab, daß ich von einem Vampyr oder fliegenden Hund gestochen war. Es ist eine ungeheuere Fledermaus, welche schlafendem Vieh und Menschen das Blut aussaugt und bisweilen den Tod verursacht. Sie nähert sich, auf ihren großen Fittigen schwebend

den Füßen, und beißt oder sticht vielmehr ein Loch in die große Zehe, daß kaum eine Nadel hinein geht und gar kein Schmerz empfunden wird. Dennoch saugt sie so viel Blut, daß sie es wieder erbrechen muß, und das wiederholt sie so oft, daß sie kaum davonfliegen kann, und ihr Opfer nicht selten aus dem natürlichen Schlaf in den ewigen hinüber geht. Das Vieh sticht sie gewöhnlich an den Ohren und in eine Stelle, wo das Blut sogleich fließt, wahrscheinlich in eine Schlagader. Der Wundarzt legte mir Tabaksasche auf; ich wusch mich, sowie meine Hangematte, unter der viel geronnenes Blut war, welches der Wundarzt auf 14 Unzen schätzte. Nachher gelang es mir, einen dieser Vampyre zu tödten; er hatte 32 Zoll Flugweite, und es soll welche geben von drei Schuh, obschon sie denen auf Madagaskar nicht gleichen.

Später, wo ich von Kriegsstrapatzen fast erschöpft war, wurde ich noch dazu zwei Nächte hintereinander so vom Vampyr ausgesogen, daß ich das Bewußtsein in meiner Hängematte verlor. Endlich sah ich im Hornung einen Weißen, welcher das Gesicht in einer Nacht vom Stich des Vampyrs verloren hatte."

Fledermaus-Bäume.

Daß manche Fledermäuse gegessen werden, ist eine bekannte Sache. Der alte griechische Schriftsteller Herodot, der 500 Jahre vor Christi Geburt lebte, erzählte schon von den großen Fledermäusen, die in Borsippa, einer Vorstadt Babylons, sich in ungeheurer Menge aufhielten, dort gefangen, eingesalzen und verspeist wurden. Aber weniger bekannt dürfte es sein, daß Fledermaus-Colonieen als Fettniederlage benutzt werden.

Auf den Inseln Mauritius und Bourbon lassen sich die Fledermäuse bei Tage gar nicht sehen, sondern stecken in hohlen Bäumen, bisweilen mehr als vierhundert beisammen. In der Abenddämmerung fliegen sie fort nach ihrer Nahrung und kommen vor der Morgendämmerung wieder nach Hause. Sie haben viel Fett, und die ärmeren Leute sammeln dasselbe, um ihre Speisen damit zu schmälzen. Solch ein hohler Fledermausbaum ist daher eine wahre Fundgrube; denn wenn das einzelne Thier das Fett auch nicht pfundweise liefert, so multiplicirt sich doch die Ausbeute des einzelnen, und vierhundert mal ein Loth giebt auch zwölf und ein halbes Pfund. Die Bewohner von Mauritius und Bourbon finden aber das Fledermaus-Schmalz sehr schmackhaft und besonders — sehr billig.

Digitized by Google

Die Raubthiere.

(Tafel II.)

Die Raubthiere oder Fleischfresser nähren sich von frischem Fleische, von Aas, von Insekten, einige fressen auch Früchte. Die Zehen sind mit Krallen versehen, der Zahl nach aber verschieden. Diese Thiere gehen zum Theile auf der ganzen Fußsohle, dann heißen sie Sohlengänger, oder auf den Zehen und dem Mittelfuße, — Halbsohlengänger, oder nur auf den Zehen, dann nennt man sie Zehengänger.

Die Raubthiere finden sich am häufigsten da, wo es ihnen am leichtesten fällt, ihre Nahrung zu gewinnen, das heißt also, wo die meisten Pflanzenfresser leben; und da diese sich natürlich auch da am stärksten vermehren können, wo für sie der Tisch immer gedeckt und am reichlichsten besetzt ist, so folgt, daß die meisten Raubthiere in den Tropengegenden leben, wo der Pflanzenwuchs am üppigsten ist. So ist es jedoch nur bei den Landthieren; bei den im Wasser lebenden findet das umgekehrte Verhältniß statt.

Die erste Abtheilung der Raubthiere umfaßt die

Insektenfresser.

Sie haben theils Gangfüße, und dann sind sie entweder auf den Rücken mit Stacheln oder Borsten geschützt (Igel), oder sie sind überall behaart (Spitzmäuse); theils haben sie Grabfüße (Maulwurf). —

Der Igel. (Fig. 15.)

Er ist ein nächtliches Thier, lebt von Mäusen, Fröschen, Insekten, Würmern, aber auch von Früchten, wenn er keine Thiere findet. Kommt er in Gefahr, so rollt er sich in eine Kugel zusammen und ist dann durch seine Stacheln nach allen Seiten hin gegen seine Feinde geschützt. Er hält einen Winterschlaf, lebt nur in der alten Welt und kommt da in 13 ver-

schiedenen Arten vor. — Auf Madagaskar gibt es auch einen Borstenigel, der statt der Stacheln nur starke Borsten hat. Sein Fleisch ist ein wichtiges Nahrungsmittel für die Bewohner jener Insel.

Die Spitzmaus. (Fig. 17.)

Die Spitzmaus hat ihren Namen daher, daß ihre Schnauze rüsselartig verlängert ist. Sie lebt in Erdlöchern und ist ein sehr nützliches Thier, da sie eine überaus große Masse Ungeziefer verzehrt; Pflanzen frißt sie gar nicht, beißt auch nicht die Wurzeln ab, wie der Aberglaube gemeint hat. Man hat diesem Thierchen viel Unrecht gethan, hat es sogar für giftig gehalten, weil es von Hunden und Katzen nicht gefressen wird. — Es ist fast über die ganze Erde verbreitet.

Der Maulwurf. (Fig. 16.)

Auch der Maulwurf frißt keine Pflanzentheile, sondern nur Insekten und Würmer und ist darum nicht zu verfolgen und zu vertilgen. — Der gemeine Maulwurf, welcher bei uns so häufig ist, kommt in heißen Ländern nicht vor, schon in Süditalien nicht mehr; dort findet sich aber ein anderer, dessen Augen von der Körperhaut fast ganz überzogen sind, und der deßhalb der blinde Maulwurf heißt. Auch einen Stern-Maulwurf gibt es, dessen Rüssel sternförmige Knorpelstrahlen hat, und einen Gold-Maulwurf, so benannt nach der Farbe seines Felles.

Zu den eigentlichen Raubthieren, den Fleischfressern, gehören erstens solche, deren Krallen nicht zurückziehbar sind, — Bären, Marder, Hunde, — zweitens solche, welche beliebig ihre Krallen zurückziehen können, — Viverren und Katzen.

Die Bären sind Sohlengänger. — Außer Fleisch fressen sie auch gerne Obst. Trotz dessen, daß sie in ihrem langhaarigen Pelze so plump und ungeschickt aussehen, sind sie doch sehr flink und gewandt und haben namentlich in ihren Vordertatzen eine erstaunliche Kraft, theilen wuchtige Hiebe damit aus, oder umarmen auch ihren Feind und erdrücken ihn.

Der Eisbär. (Fig. 22.)

Er lebt an den Küsten des Polarmeeres, wo er sich Höhlen in das Eis gräbt; schwimmt mit Fertigkeit, taucht leicht unter, läuft sehr schnell und ist darum ein sehr gefährliches Raubthier. In der Regel nährt er sich allerdings von dem Fleische der Seehunde, oder von Fischen, aber er greift unbedenklich Menschen an und verfolgt sie mit großer Ausdauer. Sein Fleisch wird gegessen; der dicke Pelz gibt beliebte Schlittendecken.

Der braune Bär. (Fig. 8.)

In Europa kommt er jetzt nur noch in den Pyrenäen, den Alpen, im Osten und im Norden vor. Besondere Abarten sind der Honigbär mit gelblichem, der Silberbär mit silbergrauem und der schwarze Bär mit schwarzem Pelze. Der Baribal oder amerikanische Bär ist größer, als unser brauner, volle 7 Fuß lang und bricht manchmal schaarenweise in die Vereinigten Staaten ein. Er ist ein Hauptbeutestück der dortigen Jäger. Das größte und furchtbarste Thier dieser Gattung ist aber der Grisly oder Grieselbär. Er ist grau, wird 9 Fuß lang, lebt in den nordamerikanischen Felsengebirgen und geht auch ungereizt auf Menschen los. Die Jagd auf ihn ist sehr gefährlich.

Der Lippenbär oder Rüsselbär ist an seinem langen Rüssel kenntlich; von dem weißen Landbären wird uns in der Bibel und zwar im 2. Buche der Könige im 2. Capitel erzählt; wie böse Buben den Propheten Elisa „Kahlkopf“ schalten, kamen zwei solche Bären aus dem Walde und fraßen ihrer zweiundvierzig auf einmal.

Der Waschbär

ist viel kleiner, lebt nur in Amerika, nährt sich von Vögeln, Fischen, Eiern, Insekten, frißt auch Pflanzen und ist sehr leicht zu zähmen. — Wickelbär, Nasenthier und Katzenbär sind minder bekannte Arten.

Zu der Familie Marder gehört

der Dachs. (Fig. 11.)

Er ist wichtig für die Jagd, denn sein wasserdichter Pelz ist sehr beliebt zu Ueberzügen für Ranzen, Felleisen, Tornister, Jagdtaschen u. dergl.,

seine Haare geben gute Pinsel, und sein Fett gibt treffliche Seife. — Der Stinkdachs oder Telagon (Fig. 14) findet sich nur in Ostindien, hauptsächlich auf der Insel Java.

Der Vielfraß,

eigentlich Fiälfraß, d. h. Höhlenbewohner, ist durch Mißverständniß seines Namens zu einem gar üblen Rufe gekommen. Sein Pelz, namentlich der weiße des kamtschadalischen Vielfraßes, ist ein geschätztes Pelzwerk.

Der Marder

ist fast über die ganze Erde verbreitet, hat eine überaus große Fertigkeit im Klettern, ist Enten, Hühnern, Tauben sehr gefährlich, vertilgt übrigens auch eine Menge von Ratten und Mäusen. — Der Iltis (Fig. 12) klettert schlechter, ist aber der blutgierigste Geflügeldieb, den man sich nur denken kann Während des Sommers hält er sich in Klüften und Holzhaufen auf, im Winter kommt er in Ställe und Scheunen. — Das Frettchen (Fig. 13) ist vielleicht nur ein Kakerlak des Iltis. Obwohl blutgierig über alle Maßen, wird es doch von Jägern als Hausthier gehalten und zur Kaninchenjagd abgerichtet.

Die Fischotter (Fig. 21.)

hält sich Tags über in Uferlöchern auf, schwimmt und taucht vortrefflich, lebt von Fischen, Krebsen, Fröschen, Molchen und wird in Schweden zum Fischfange abgerichtet. Den Fischereien ist sie sehr schädlich, ihr Haar gibt gute Pinsel, und ihr Fleisch wird als Fastenspeise geschätzt und in manchen Gegenden sehr gesucht.

Die Familie Hund zählt viele Arten. Als hauptsächlichste und wichtigste sind anzusehen

der Haushund. (Fig. 9.)

Er ist der treueste Freund des Menschen, begleitet ihn überall hin, gewöhnt sich an jedes Klima und dient seinem Herrn zu Allem, was seine Kräfte nur zu leisten vermögen. Er ist ein zuverlässiger Wächter, ein gewandter Helfer auf der Jagd, ein unentbehrliches Zugthier in manchen Polargegenden, ein geschätztes Mastvieh auf den Inseln der Südsee. Wild kommt unser Haushund nirgends auf der Erde vor; es gibt zwar einen wilden Hund, den Dingo, auf Neuholland, allein dieser ist ein ganz anderes Thier —

mit gestrecktem Schwanze, da hingegen bei dem Haushunde die Schwanzspitze immer zurückgebogen ist, — und wo der Dingo gezähmt ist und als Hausthier gehalten wird, bleibt er doch immer von unserem Haushunde so verschieden, wie etwa der Schakal.

Der Wolf. (Fig. 7.)

Bei den alten Germanen ein geachtetes und geehrtes Thier — daher die vielen mit Wolf zusammengesetzten Namen, Wolfgang, Wolfhard, Rudolf, Gangerolf u. s. w. — ist der Wolf heute gehaßt und verabscheut. Ohne Zweifel ist er das schädlichste Raubthier Europa's, aber die Verachtung verdient er nicht, mit welcher er in manchem naturhistorischen Buche behandelt wird, und da, wo er sich jetzt noch vorfindet, weiß er sich Respect zu erzwingen. Er ist ausdauernd, stark, listig, fällt, wenn er Hunger hat, unbedenklich Menschen an, und wehe Dem, der in eine Heerde hungriger Wölfe geräth!

Der Schakal oder Goldwolf

in Asien und Nordafrika ist leicht zähmbar, lebt in Heerden und liefert einen recht guten Pelz, der jedoch bei uns nur selten vorkommt. In der Bibel wird gesagt: Ein Wolf kommt nicht, denn daß er stehle, würge und umbringe; bei Tage hält er sich verborgen, des Abends geht er auf Raub aus.

Der Fuchs (Fig. 19.)

in vielen Arten und Abarten lebt in Höhlen mit vielen Kammern, Gängen und Thüröffnungen, so daß er sich, verfolgt, leicht retten kann. Er ist ein gefährlicher Feind der Hühner und Gänse, vertilgt übrigens auch eine Unzahl von Mäusen; diese sind und bleiben seine Hauptnahrung, die Gänsebraten stehen nicht alle Tage auf dem Tische. — Der Polarfuchs, Eisfuchs, Blaufuchs, im Sommer blaugrau, im Winter weiß, liefert ein treffliches Pelzwerk, findet sich in allen Polarländern, selbst auf abgelegenen Inseln; in Sibirien allein werden jährlich 50,000 Eisfüchse erlegt, deren Pelze dann unter den verschiedensten Namen (je nachdem sie gefärbt sind) in den Handel kommen.

Die Hyäne. (Fig. 10.)

Es gibt eine gestreifte und eine gefleckte Hyäne; jene findet sich in Nordafrika und Westasien, diese nur in Südafrika, wo man sie Tigerwolf

nennt. Die Hyäne hat einen bösen Namen, ihr Ruf ist aber schlimmer, als sie selbst. Zwar kommt sie nachts schaarenweise in die Araberdörfer und sucht Etwas, ihren Hunger zu stillen, aber die haarsträubenden Erzählungen von der Grausamkeit dieses Thieres sind eitel Erdichtungen; die Hyäne ist körperlich zu schwach und viel zu feig, um ein so Entsetzen erregendes Ungethüm zu sein; ein muthiger Mann jagt sie leicht in die Flucht. In ihrer Heimath ist sie übrigens ein sehr nützliches Thier durch Verzehren des Aases; — freilich fällt sie auch über lebende Thiere her, wenn sie keine todten findet.

Die Familie der Viverren ist nicht groß, sie zählt nur vier Arten, und von diesen sind wieder nur zwei bekanntere:

Das Zibeththier

in Südasien und Mittelamerika, welches uns den Zibeth liefert, der sonst überall in den Apotheken als krampfstillendes Mittel gebraucht wurde, jetzt aber bei uns fast gar nicht mehr und im Orient vorzüglich nur noch als parfümirendes Mittel gebraucht wird, womit sich die Frauen den Körper, die Männer den Turban wohlriechend machen. Eine in Afrika lebende Art ist die Ginsterkatze oder Genetta.

Der Ichneumon. (Fig. 18.)

Der in Asien lebende nährt sich hauptsächlich von Schlangen, der ägyptische frißt nicht nur diese, sondern sucht als köstlichste Leckerbissen die Krokodilseier auf und ist somit ein höchst nützliches Thier. Die alten Aegypter hielten ihn als Hausthier zur Vertilgung der Mäuse; auch jetzt kommt das noch hin und wieder vor. Daß er den schlafenden Krokodilen in den Rachen und von da in den Magen krieche, die Eingeweide verzehre und sich dann auf der Seite des Thieres wieder herausfresse, ist natürlich eine Fabel.

Die Viverren sind nur kleine Thiere; keines ist über 2 Fuß lang; gewaltige, ansehnliche, ja majestätische Thiere schließt aber die Familie der

Katzen

in sich. Sie sind Zehengänger, schleichen sich sehr leise herbei, haben scharfes Gesicht und feines Gehör, klettern leicht, sind listig und muthig, haben sich

den Ruf der Falschheit erworben, — ob mit Recht, ist eine andere Sache. Sie zerreißen ihre Beute, leben nur von frischem Fleische, verzehren kein Aas, — nur die Hauskatze hat der Mensch allmählich gewöhnt, Alles zu genießen.

Die Reihe der Katzen eröffnet der König der Thiere,

der Löwe. (Fig. 1.)

Im grauen Alterthume fand sich der Löwe auch in Griechenland und auf der Insel Sicilien; heute kommt er nur noch in Afrika und einem Theile Asiens vor. Der berberische ist der größte, stärkste und gefürchtetste. Er kann Sprünge von 30 Fuß machen, mit einem einzigen Schlage seiner Tatze einem Pferde den Rückgrath zerschmettern; wenn sein furchtbares Brüllen ertönt, fangen alle Thiere, die es hören, an zu zittern. Der Löwe zerreißt übrigens nie ein Thier aus Mordlust, sondern nur, wenn er Hunger hat; dann ist es ihm aber auch einerlei, wie groß und stark sein Gegner ist. Menschen fällt er nicht leicht an, furchtlos aber, wenn er gereizt, also z. B. verwundet wird, oder wenn ihn der Hunger treibt.

Der kleine mähnenlose amerikanische Löwe, der Kuguar, oder (wie man in Peru sagt) Puma, ist hingegen ein blutdürstiges Thier, das viel lieber warmes Blut trinkt, als Fleisch ißt, und deßhalb Dutzende von kleineren Thieren zerreißt, ohne sie zu fressen.

Der Tiger. (Fig. 2.)

Dieses fürchterlichste aller Raubthiere wird von javanischen Dichtern „Der Herr der Wege und Thiere“ genannt, und es verdient diesen Namen. Ganze Dörfer sind in Ostindien von ihren Bewohnern verlassen worden, ganze Gegenden verödet, weil man sich nicht mit Erfolg gegen die zahlreichen Tiger vertheidigen konnte. Ihre Stärke ist eine unglaubliche, ihre Kühnheit übertrifft jede Vorstellung, ihr Blutdurst ist nicht zu stillen. Das einzige Mittel, sich gegen ihre Angriffe zu sichern, ist das Feuer; Reisende in Ostindien können nur dann im Freien sorglos ruhen, wenn sie rings um sich eine Flammenwand gezogen haben.

Einen besonderen „Königstiger“ gibt es nicht; durch das Bestimmungswort „König“ soll nur das Gewaltige in dem Auftreten des Tigers bezeichnet werden. Der „schwarze Tiger“ (Fig. 5) ist eine Spielart des Jaguar, kommt nur in Amerika vor, hat keine Streifen,

wie der Tiger, sondern Flecken, die man allerdings auf dem dunklen Felle nur sieht, wenn man von der Seite darüber hin blickt.

Der Jaguar

oder die Unze, in den heißen Gegenden Nord- und Südamerika's, ist auch ein gefährliches Raubthier, aber weder so groß und so stark, noch so blutgierig, als der Tiger. Da er das Fleisch gerne frißt, so zerreißt er nie mehr Thiere, als er auch verzehren kann; dahingegen sein Verwandter, der Kuguar, welcher das Fleisch verachtet, aber mit Wollust warmes Blut trinkt, deren zwanzig in einer einzigen Nacht tödtet.

Der Panther

oder auch Parder (Fig. 4) und der Leopard werden oft mit einander verwechselt. Der Panther hat größere, unregelmäßige Flecken, der Leopard kleinere Flecken, von welchen immer wieder etwa fünf einen Ring bilden; der Kuguar hat ebensolche Ringflecken in jedem Ringe ist aber noch ein Mittelflecken. Panther und Leopard leben in Nord-Afrika und im südlichen und westlichen Asien.

Der Ocelot (Fig. 6.)

oder die Pardelkatze, ein ähnliches Thier in Süd- und Mittel-Amerika, ist nur 2 Fuß lang, wird in Brasilien und Mexico oft gezähmt und wie eine Katze im Hause gehalten; ist aber auch da dem Federvieh gefährlich.

Der Gepard (Fig. 20.)

oder Jagd-Leopard ist noch etwas kleiner, kommt in Afrika und Westasien vor, ist leicht zu zähmen und wird häufig zur Jagd benutzt. Mit schnellen Füßen jagd er dem Wilde nach, stellt es und beißt es sogleich todt. Dieses unzweifelhaft katzenartige Thier kann übrigens seine Krallen nicht zurückziehen. Man sieht auch hier wieder, daß der liebe Gott die Thiere nicht nach einer bestimmten Classification geschaffen hat, sondern daß in der Natur die höchste Mannigfaltigkeit herrscht, bei der wir, — mögen wir nun eintheilen, wie wir wollen — doch immer hier und da in Verlegenheit kommen; entweder paßt's hier nicht, oder dort nicht.

Der Luchs (Fig. 3.)

ist die größte Katzenart Europa's, wird aber jetzt immer seltener. Auf einem Baumaste sitzend, lauert er dem Wilde auf und bringt der Jagd großen

Schaden. Er liefert uns ein gutes Pelzwerk. Die Luchsaugen sind sprichwörtlich geworden; in der That sieht er sehr gut, und die Schnelligkeit, mit der er ein Thier tödtet, ist bewunderswürdig. In einem Augenblicke ist er mit wohlbemessenem und sicherem Sprunge vom Baume herab auf einen Hirsch oder ein Reh gesprungen und hat ihm auch in demselben Momente schon die große Pulsader am Halse durchgebissen.

Die wilde Katze,

grau, mit dunklen Streifen zwischen den Ohren und um den Schwanz, ist ebenfalls der Jagd schädlich, kommt aber auch nicht mehr häufig bei uns vor.

Die Hauskatze

aber ist jetzt über die ganze Erde verbreitet, wo nur Menschen wohnen, mit Ausnahme des hohen Nordens, wo es ihr zu kalt ist. Die Katze ist übrigens eines der Thiere, von welcher wir noch die Zeit nachweisen können, in welcher es bei uns Hausthier wurde. Die alten Aegypter hielten Katzen und verehrten sie besonders hoch; wer eine Katze tödtete, wurde selbst mit dem Tode bestraft; Griechen und Römer aber kannten in alten Zeiten die Katze nicht als Hausthier; sie lernten sie erst als solches dort an den Ufern des Nils kennen, konnten sich aber nicht entschließen, das gefährliche Thier in ihre Wohnungen aufzunehmen. Etwa vor 800 Jahren fing man erst in Europa an, Katzen zu halten. Anfangs war es auch noch etwas gar Absonderliches, und es dauerte einige Jahrhundert, bis die Katze ihren jetzigen Platz im Leben der Menschen eingenommen hatte. Auch die Amerikaner hatten keine Hauskatzen, ihnen wurden sie vor noch nicht 400 Jahren durch die Spanier zugeführt.

Freund Igel und seine Kämpfe.

Der Igel ist ein drolliger Kauz und dabei ein guter, furchtsamer Kerl, welcher sich ehrlich und redlich, unter Mühe und Arbeit durch's Leben schlägt. Er ist wenig zum Gesellschafter geeignet und deßhalb findet er sich auch stets allein oder höchstens in Gesellschaft mit seinem Weibchen. Unter den dichtesten Gebüschen, unter Reisighaufen oder in Hecken hat sich jeder einzeln sein Lager aufgeschlagen und möglichst bequem zurecht gemacht.

Obgleich er so scheu ist, daß er sich an unruhigen Orten am Tage fast niemals sehen läßt, nur des Nachts seinen Geschäften nachgeht und sich gewöhnlich bei Annäherung eines Menschen oder Hundes augenblicklich zu-

sammenkugelt, und sich durch keine Qual (es sei denn, daß man ihn in's Wasser wirft,) dahin bringen läßt, sich wieder aufzurollen, bis Alles sicher scheint, so zeigt er doch in mancher Hinsicht großen Muth. „Ich ließ zu einem alten Igel (erzählt Lenz), der seine bei mir geheckten Jungen säugte, acht große Hamster. Sogleich unternahm er einen Angriff auf den, welcher in der Ecke der Kiste saß, die sein Lieblingssitz war; seine Kopfstacheln waren gesträubt und bildeten eine Art Helm; die Nase tief am Boden hinschiebend, nahte er und versetzte dem Hamster, der wüthend fauchte und ihn oft vergeblich und zu eigenem Schaden in die Stacheln biß, bald Stiche mit seinem Helme, bald Bisse mit seinen Zähnen; dabei fauchte er trommelnd. Abwechselnd griff er auch den in der nächsten Ecken sitzenden Hamster an, und ich mußte diese Gäste, um ihr Leben zu retten, entfernen. Merkwürdig und lächerlich waren die vielen Kämpfe, welche er gegen Kreuzottern, die er gerne frißt, liefern mußte. Sowie er diese giftige Schlange in seiner Nähe riecht, rückt er auf sie zu und beschnuppert sie, vorzüglich am Rachen, weil er da bloßes Fleisch riecht, packt aber nicht fest zu, sondern kneipt sie nur oft mit den Zähnen. Die Otter wird wüthend, zischt und beißt fürchterlich; er aber kehrt sich nicht im geringsten daran, zuckt auch kaum vor ihren Bissen zurück. Endlich, wenn sich die Otter abgetobt hat, und ihr Rachen von den Bissen, die sie seinen Stacheln gegeben hat, von Blute trieft, packt er ihren Kopf, zermalmt ihn sammt den Giftzähnen, frißt zuerst den Kopf und dann das Uebrige. Bei andern Schlangen ist es ihm einerlei, an welchem Theile er zuerst zu fressen beginnt. Er hat oft im Gefecht mit einer Kreuzotter acht, zehn, zwölf Bisse in die Ohren, das Gesicht, die Lippen, ja sogar in die Zunge erhalten, mit welcher er seine Wunden lecken wollte, und hat doch weder Geschwulst, noch sonst einen krankhaften Zufall erlitten. Auch seine an ihm saugenden Jungen blieben gesund. Was er von den Schlangen nicht gleich verzehrte, das trug er jedesmal sorgfältig zu seinem Neste."

Wer sähe dem unscheinbaren Thierchen an, daß eine solche Kampfeslust in seiner kleinen Brust lebte? Die Thiere werden interessant, man bewundert sie und gewinnt sie lieb, wenn man sie sorgfältig beobachtet und sich eingehend mit ihnen beschäftigt.

Ueber die Lebensweise des Maulwurfs.

Da der Maulwurf, welcher unter die grabenden Raubthiere gehört, sein Leben fast nur unter der Erde zubringt, so ist es außerordentlich schwer,

seine Lebensweise und namentlich die Art und Weise, wie er sich seiner Beute bemächtigt, genauer kennen zu lernen.

Ueber Letzteres kennen wir sogar nur eine einzige Beobachtung, welche im Freien gemacht wurde und wohl ziemlich selten ist. Ein glaubwürdiger Forscher hat uns nämlich berichtet, daß der Maulwurf in den stillsten Stunden des Tages, namentlich in den Mittagsstunden, oft an der Mündung seiner Gänge auf Insekten lauert und sogar Käferchen oder Mückchen, welche vorbeifliegen, hüpfend zu erhaschen sucht.

In der Gefangenschaft ist der Maulwurf von Lenz genauer beobachtet worden. Er setzte nämlich ein lebendiges Thier in einen Käfig, dessen Boden nur 2 Zoll hoch mit Erde bedeckt war, und brachte allerlei Nahrungsmittel in dies Behältniß. Brod, Wurzeln und andere Pflanzenkost verschmähte der Maulwurf durchaus; aber Würmer, Schnecken, Käfer, Maden, Raupen, Schmetterlinge, Puppen, weiches Fleisch, selbst wenn es gekocht oder gebraten war, verzehrte er mit dem größten Appetit. Auch trank er, wenn er nicht sehr saftige Speisen genossen hatte, etwas Wasser. Regenwürmer und andere kleinere Beute nahm er beim Fressen an einem Ende in den Mund und streifte, indem er sie so hielt, mit beiden Vorderpfoten den Schmutz hinweg.

Wenn er Jagd machte auf große Nachtschmetterlinge, und diese sich durch Bewegung der Flügel seiner zu erwehren suchten, so biß er sie einigemal an, und entfernte sich dann wieder, um eine weitere Gelegenheit abzuwarten. Auf gleiche Art erlegte er Blindschleichen und sogar eine $2^1/_4$ Fuß lange Ringelnatter.

Er zeigte sich außerordentlich gefräßig. Eines Tages fraß er des Morgens eine Blindschleiche, Mittags eine große Weinbergschnecke, deren Gehäuse man ihm zerquetschte, Nachmittags drei Schmetterlingspuppen und bis zum nächsten Morgen noch eine Ringelnatter.

Maulwurfsleben.

Der Maulwurf ist ein sonderbarer Geselle, den eigentlich Niemand recht kennt und Jeder verfolgt, den Niemand liebt, den Niemand schont, der scheu und angstvoll den Menschen flieht, wenn er ihm je auf der grünen sonnigen Erde begegnet, ein kleiner Wühler im Dunklen, ein Lichtfeind und Grillenfänger. Wo ihn der Mensch zu Gesichte bekommt, wo er sein Treiben spürt, feindet er ihn an; Jung und Alt macht auf ihn Jagd. Der kleine

Wundermann mit den winzigen Augen, dem Rüsselchen, den groben Schaufelhänden und dem feinen schwarzen Sammtrocke kommt wie aus einer anderen Welt. Was hoch oben, unerreichbar durch die Lüfte segelt, wird von uns freundlicher betrachtet, als was da unten in der dunklen Erde gräbt und wühlt, Nacht und Tag nicht unterscheidet, ungesehen und ungebeten in unser Eigenthum eindringt und mit frecher Hand das Oberste zu unterst kehrt, ohne nach den Dingen da oben und nach Weltordnung und Sitte auch nur mit einem Sterbenswörtlein zu fragen. Diese Abneigung, welche die ganze Welt dem Maulwurfe entgegen bringt, wird auch von ihm reichlich erwidert. Ihn kümmert die Mitwelt nicht; er braucht ihre Einrichtungen, ihre Anordnungen nicht, sie sind ihm geradezu im Wege. Er lebt in seinem eigenen abgeschlossenen Reiche; in dem ist der kleine, unscheinbare Geselle unbeschränkter Herr und König und herrscht darin mit furchtbarer despotischer Gewalt. Er baut sich sein Haus selbst, er ebnet sich seine Straßen und geht seinen eigenen Weg. Ist er draußen ein verfolgter Fremdling, so duldet er auch bei sich daheim keinen Genossen, und wäre es auch einer von seinem eigenen Geschlechte. Die Welt läßt ihn allein, und er will allein sein und weiß sich dieses Recht zu erringen. Sein Haus, die Gänge, die es umgeben, sind sein Jagdrevier, und wehe dem Eindringling, der es wagt, ihm dort zu begegnen. Er hat einen einzigen Gefährten, der bei ihm aushält von der Geburtsstunde bis zum Tode, der ihn kaum eine Stunde verläßt, der ihn das ganze Leben durch antreibt zur Arbeit, zur Mühe und Plage, der ihn keinen Augenblick ruhen läßt, einen einzigen treuen Genossen — den Hunger. Dieser macht ihn zum wilden Raubthiere und jagt ihn Tag und Nacht durch sein Revier. Nichts, was ihm dort begegnet, ist ihm heilig, Alles faßt er an: das kleine Insekt wird zermalmt, der Frosch wird am Beine in das unterirdische Reich gezogen, und dort zerfleischt; kleine Vögel, die er über dem Boden wittert, werden aus ihrem Neste gerissen, Mäuse in ihrem eigenen Hause überrumpelt; Eidechsen, Blindschleichen, Alles, was nicht genügende Waffen zur Wehre hat, muß erliegen; mit derselben Hast, mit welcher der Maulwurf, den Rüssel voran, sich durch die Erde bohrt, um Eßbares aufzusuchen, mit derselben Hast und Gier bohrt er sich in die Eingeweide seines Opfers ein und zerreißt, zerwühlt und verschlingt es. Kein Wunder, daß ihn Alles flieht, ihn, der kein Erbarmen kennt, und der das eigene Geschlecht nicht schont, wenn einer seinesgleichen sich hineinwagt in sein Gebiet.

Seine Wohnung liegt 1—2 Fuß tief unter der Erde; dort ist in einem runden Kessel seine Schlafkammer, die mit Ausgängen wohl ver-

sehen ist, um dem Herrn des Hauses, der dort zeitweilig der Ruhe pflegt, sichere Gewähr gegen feindliche Ueberfälle zu bieten. Die Gänge und Hügel, welche diese seine Wohnstätte umgeben, werden auf den Jagdzügen von ihm aufgeworfen und sind nur durchwühltes Beuteterrain. Auf seinen Streifereien leitet ihn beinahe ausschließlich Geruch und Gehör; die Dunkelheit macht ihm das Gesicht fast entbehrlich, während die Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit, in der er lebt, die tiefe Stille unter der Erde sein Gehör schärfen und sein Geruch ihm als Ersatz für die Waffe der Vorsicht, das Auge, dient.

Da der Maulwurf bei seiner ungeheuren Freßgier, die ihn zwingt, täglich Nahrung bis zum Gewichte seines eigenen Körpers aufzunehmen, das Bedürfniß nach Wasser in hohem Grade empfindet und doch nur höchst ungern eine Tränke aufsucht, so gräbt er sich meist eine Grube, gleichsam einen Brunnen im eigenen Baue, in dem er das erforderliche Wasser sammelt, und den er häufig tagsüber besucht. So weit geht die Vorsicht des kleinen weltscheuen Würgers, so weit die Angst, sich außerhalb seines Reviers zu zeigen.

Im Frühling sucht er eine Gefährtin auf, und haben sich die beiden Sonderlinge an einander gewöhnt, dann beginnt die Sorge für die Zukunft; das Lager wird bestellt, Gräser und Halme werden eingetragen zur warmen Stätte für die drei bis fünf winzigen Maulwurfskinder, welche nach wenigen Wochen den futterbedürftigen, ewig hungrigen Haussegen der glücklichen Eltern repräsentiren. In die Jugendzeit dieser Kinder fällt Alles, was der Maulwurfsvater an Liebenswürdigkeit zu leisten vermag. Mit Hingebung und Treue widmet er sich Weib und Kind; er pflegt sie, schützt sie, hält in Gefahr und Tod bei ihnen aus und wagt sein Leben, wenn es ihre Rettung gilt. In dieser Zeit ist ihm seine Familie Alles, und es geht von ihm die schöne Sage, daß er sich zuweilen über den Verlust von Weib und Kind zu Tode härme.

Leider hält diese Selbstverläugnung nicht lange vor; die sonnige Zeit des Glückes geht wie ein Traum vorüber, die Kinder werden nach wenig Wochen groß und verlassen das Elternhaus, um sich eine eigene Existenz zu gründen; die Mutter sucht ihre frühere Wohnstätte auf, und der alte Sonderling, vereinsamt und verlassen, schließt sein verödetes Haus, um sein zornerfülltes, düsteres Räuberleben, voll Blut- und Mordgeschichten, von Neuem zu beginnen, um von nun an Niemandem zu leben, als sich — und seinem Hunger.

Mutter und Kinder.

Muttersorge und Mutterliebe sind die allmächtigen Triebfedern im Leben der Menschen und der Thiere, und selbst diejenigen, welche wir als die blutgierigsten und grausamsten ansehen, sorgen doch mit Mutterliebe für ihre Jungen, hegen, pflegen, unterweisen sie und opfern selbst ihr Leben für sie, wenn sie hoffen können, das der Kleinen dadurch zu retten.

Nach Aussage der nördlichen Völkerschaften sollen die jungen Eisbären kaum größer oder nicht einmal so groß als Kaninchen sein, Ende März oder Anfangs April aber bereits die Größe kleiner Pudel erlangt haben. Weit eher, als die Kinder des Landbären, begleiten sie ihre Alte auf ihren Zügen. Sie werden von ihr auf das sorgfältigste und zärtlichste gepflegt, genährt und geschützt. Die Mutter theilt auch dann noch, wenn sie schon halb oder fast ganz erwachsen sind, alle Gefahren mit ihnen und wird dem Menschen, so lange die Jungen bei ihr sind, doppelt furchtbar. Schon in der ersten Zeit der Jugend lehrt sie sie das Gewerbe betreiben, nämlich schwimmen und Fischen nachstellen. Die kleinen, niedlichen Bursche sollen das Eine wie das Andere sehr bald begriffen haben. Sie machen sich die Sache aber so bequem als möglich und ruhen z. B. auch noch dann, wenn sie bereits ziemlich groß geworden sind, bei Ermüdung behaglich auf dem Rücken ihrer Mutter aus. Walfisch- und Grönlandsfahrer haben uns rührende Geschichten von der Aufopferung und Liebe der Eisbärenmutter mitgetheilt.

Eine Bärin (erzählt Scoresby), welche zwei Junge bei sich hatte, wurde von einigen bewaffneten Matrosen auf einem Eisfelde verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen dadurch zu größerer Eile anzureizen, daß sie voran lief und sich immer umsah, auch durch eigenthümliche Geberden und einen besonderen, ängstlichen Ton der Stimme die Gefahr ihnen mitzutheilen suchte; als sie aber sah, daß ihre Verfolger ihr zu nahe kamen, mühte sie sich, jene vorwärts zu treiben, zu schieben und zu stoßen, und entkam auch wirklich glücklich mit ihnen. Eine andere Bärin, welche von Kane's Leuten und deren Hunden aufgefunden wurde, schob ihr Junges immer ein Stück weiter, indem sie es mit dem Kopfe zwischen Hals und Brust klemmte oder von oben mit den Zähnen packte und es ein Stück fortschleppte. Dabei trieb sie dann wechselsweise die Hunde zurück. Als sie erlegt worden war, trat das Junge auf ihre Leiche und kämpfte gegen die Hunde, bis es, durch einen Schuß in den Kopf getroffen, von seinem Standpunkte herabfiel und nach kurzem Todeskampfe verendete.

Respect vor dem Eisbären!

Capitän Munroe lag mit seinem Schiffe im Jahre 1820 im grönländischen Meere vor Anker. Einer von der Mannschaft, welcher sich aus einer Rumflasche wohl gerade besonderen Muth geholt haben mochte, machte sich anheischig, einen Eisbären, den man von ferne erblickte, zu erlegen. Blos mit einer Walfischlanze bewaffnet, ging er zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke brachte ihn ganz in die Nähe seines Feindes, der, zu seinem Erstaunen, ihn unerschrocken anblickte und zum Kampfe herauszufordern schien. Sein Muth hatte unterdessen sehr abgenommen, theils weil der Geist des Rums unterwegs verdunstet war, theils weil der Bär nicht nur gar keine Furcht verrieth, sondern selbst eine drohende Miene annahm. Unser Matrose hielt daher an und schwang seine Lanze ein paarmal hin und her, daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich vertheidigen wollte. Der Bär stand auch still. Vergebens suchte der Abenteurer sich ein Herz zu fassen, um den Angriff zu beginnen: sein Gegner war zu furchtbar und sein Ansehen zu schrecklich. Vergebens fing er an, ihn durch Schreien und mit der Lanze zu bedrohen: der Feind verstand dies entweder nicht oder verachtete solche leere Drohungen und blieb hartnäckig auf seinem Platze. Schon fingen die Kniee des armen Teufels an zu wanken, die Lanze zitterte in seiner Hand, aber die Furcht, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß: er wagte nicht, zurückzugehen. Meister Petz hingegen fing mit der verwegensten Dreistigkeit an vorzurücken. Seine Annäherung und sein ungeschlachtes Wesen löschten den letzten noch glimmenden Funken von Muth bei dem Matrosen aus; er wandte sich um und floh. Aber nun ging die Gefahr erst an. Der Bär holte den Flüchtling bald ein. Dieser warf die Lanze, sein einziges Vertheidigungsmittel, weil sie ihn im Laufe beschwerte, von sich und lief weiter. Glücklicherweise zog die Waffe die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stutzte, betastete sie mit seinen Pfoten, biß hinein und setzte dann seine Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer auf den Fersen, als dieser in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, wie die Lanze sie gehabt hatte, einen Handschuh fallen ließ. Die List gelang, und während der Bär wieder stehen blieb, um diesen zu untersuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorsprung. Der Bär setzte ihm von Neuem mit der drohendsten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handschuh und

zuletzt durch den Hut, den er mit seinen Zähnen und Klauen in Stücke zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbesonnenen Abenteurer, der schon alle Kräfte und allen Muth verloren hatte, zu seinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn nicht die anderen Matrosen da sie sahen, daß die Sache eine so ernste Wendung genommen hatte, zu seiner Rettung herbeigeeilt wären. Die kleine Phalanx öffnete dem Freunde einen Durchgang und schloß sich dann wieder, um den verwegenen Feind zu empfangen. Dieser fand jedoch unter so veränderten Umständen nicht für gut, den Angriff zu unternehmen, er stand still, schien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun wäre, und trat dann einen ehrenvollen Rückzug an. Der Flüchtling hingegen, obgleich durch eine Schutzwehr gedeckt, hörte, von seiner Furcht gejagt, nicht eher auf zu laufen, als bis er das Schiff erreicht hatte.

Große Liebe einer Eisbärin zu ihren Jungen.

Ein englisches Schiff fror auf einer Entdeckungsreise nach dem Nordpol ein. Die Mannschaft legte Wallroßfleisch an's Feuer, um Thran daraus zu ziehen; plötzlich kam eine Bärin mit ihren zwei Jungen über das Eis gelaufen, welche letztere fast so groß waren, als sie selbst. Sie nahmen das Fleisch aus dem Feuer und fraßen es begierig. Die Leute warfen große Stücke Wallroßfleisch vom Schiffe herab, welche die alte Bärin sogleich ihren Jungen brachte und nur wenig für sich behielt. Als die Mutter das letzte Stück fortschleppte, legte die Mannschaft ihre Gewehre auf die Jungen an und erlegte sie beide, verwundete auch die Mutter, aber nicht tödtlich. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie kläglich die Mutter um ihre sterbenden Jungen that; selbst der harte Matrose wurde gerührt. Die stark verwundete Mutter, welche sich kaum fortschleppen konnte, zerriß das Fleisch in Stücke und legte es vor die Jungen hin, wie vorher, und als sie sah, daß sie nicht fressen wollten, legte sie ihre Pfoten auf das eine und auf das andere, und suchte sie aufzurichten, wobei sie klagende Töne von sich gab. Als sie ihre Mühe umsonst sah, schleppte sie sich fort, kehrte aber wieder um und leckte die Wunden der Jungen. Dies that sie zum dritten Male, und als sie endlich fand, daß sie todt waren, richtete sie ihren Kopf nach dem Schiffe in die Höhe und brüllte fürchterlich. Von neuen Schüssen getroffen, stürzte sie zwischen ihre Jungen, welche sie noch sterbend leckte.

Nicht das Thier in die Falle, sondern die Falle in das Thier.

Um den Eisbären zu tödten, bedienen sich die Eskimo's im hohen Norden des westlichen Amerika's, wie Berthold Seemann berichtet, folgender List: Sie biegen ein vier Zoll breites, zwei Fuß langes Stück Fischbein kreisförmig zusammen, umwickeln es mit Seehundsfett und lassen dieses gefrieren, dann suchen sie den Bären auf, necken ihn durch einen Pfeilschuß, werfen den Fettklumpen hin und flüchten. Der sie verfolgende Bär findet die Lockspeise, verschluckt sie, das Fischbein schnellt im Magen auseinander und veranlaßt seinen Tod.

Der Bär in der Schule.

In Nord-Amerika findet sich in manchen Gegenden der Vereinigten Staaten eine kleine, schwarze und sehr friedliche Bärenart. Diese Thiere greifen Menschen nur im alleräußersten Falle, im dringendsten Winter und wenn sie vom Hunger unwiderstehlich getrieben werden, an; sonst leben sie nur von Honig und Obst. Nun hatte vor mehreren Jahren ein Knabe, welcher mit seinem Vater auf der Jagd war, einen noch ganz jungen Bären gefunden, mit nach Hause genommen, da sorgfältig gepflegt und aufgezogen, und der Bär wurde so zahm wie ein Hund. Da der Knabe täglich in eine ziemlich entfernte Schule gehen mußte, begleitete ihn der Bär dahin; er trabte hinter ihm her wie ein gehorsamer, gutmüthiger, am Strick geführter Pudel. Anfangs fürchteten sich freilich die andern Schüler vor dem Thiere, als sie aber sahen, daß es so überaus gutmüthig und ungefährlich war, machten sie es zu ihrem Spielkameraden, theilten ihre Lebensmittel mit ihm und trieben alle nur erdenklichen Scherze mit ihm. Nach zwei Jahren verschwand der Bär plötzlich. Die Lust nach dem Walde hatte ihn unwiderstehlich angewandelt; er war nach seiner Heimath zurückgekehrt, und man hörte und sah vier Jahre lang nichts von ihm. Der Lehrer, welcher die erwähnte Privatschule eingerichtet hatte, starb, die Schule wurde verkauft, von einer Frau übernommen und ganz anders eingerichtet. Als einst an einem sehr kalten Wintertage die Schulmeisterin Unterricht hielt, ging die Thür auf, welche ein Knabe nicht vorsichtig in das Schloß gelegt hatte, und ein schwarzer Bär trat in die Klasse. Der Schrecken der Kinder läßt sich nicht beschreiben; mit lautem Angstgeschrei sprangen sie von ihren Plätzen auf und rannten nach der entferntesten Zimmerecke; ihre Verzweiflung kannte keine Grenzen, als der Bär ganz ruhig vorwärts schritt; allein er that kei-

nem etwas zu Leid, sondern ging langsam an das Kamin und wärmte sich behaglich. Unterdessen hatten sich mehrere Kinder längs der Wand hin nach der Thüre geschlichen, waren entsetzt nach Haus gerannt und hatten da das gefährliche Abenteuer erzählt. Nach einer Viertelstunde wandte sich Meister Petz nach der Wand, wo die Kinder ihre Körbchen mit ihrem Vesperbrod und Obst hängen hatten; geschickt stellte er sich auf die Hinterbeine und leerte mit Wohlbehagen ein Körbchen nach dem andern aus; dann legte er sich abermals an das Feuer, wärmte sich noch einmal und trollte dann ruhig von dannen. Unterdessen hatte sich bereits die Nachricht von dem Bären in der Schule verbreitet; die Nachbarn hatten ihre Flinten herbei gesucht, und das Thier wurde erlegt. Jetzt erst hatte man Muße, es ruhig zu betrachten, und entdeckte, daß der arme Bär kein Feind war, sondern der ehemalige Spielgenosse der früheren Schüler.

Bären-Gutmüthigkeit.

Ein Bärenführer hatte im Jahre 1839 in der Stadt Digne in Frankreich sein Zottelthier und einen kleinen Magot in der ganzen Stadt umher geführt und sehen lassen. Er hatte sich ein schönes Stück Geld damit verdient, kehrte noch in der Mitte des Nachmittags in einem Wirthshause ein, um sich durch einen Trunk zu laben; den Bären aber band er im Hofe an. Nach einer Viertelstunde jedoch stürzte der Wirth verzweiflungsvoll in das Gastzimmer und schrie: „Der Bär ist durchgegangen!“ Der Schrecken des Führers läßt sich leicht denken; der Mann rannte hinaus, sah aber nichts mehr von dem verschwundenen Bären. Dieser war ruhig durch die Straßen getrabt, in ein offen stehendes Haus eingetreten, hatte eine Treppe vor sich gesehen und war diese hinaufgestiegen; oben befand er sich aber vor einer angelehnten Thür, drückte sie mit seiner Tatze auf, trat in ein schönes Prunkzimmer und fand daselbst drei kleine spielende Kinder. Diese erschraken zwar anfangs vor dem ungewöhnlichen Gaste und drückten sich scheu in eine Ecke; als der Bär sich aber ganz ruhig verhielt und nur langsam an den Wänden umher ging, Alles besah und beschnupperte, faßten sie Muth, kamen allmählig näher, streichelten ihn und fingen an ganz sorglos mit ihm zu spielen; sie stießen und zerrten ihn hin und her, setzten sich auf ihn, packten ihn bald von der einen, bald von der anderen Seite an seinem Pelze und wurden allmählig so ausgelassen in ihrer Freude, daß die Eltern das laute Jubeln und Lachen eine Treppe höher vernahmen und herunter kamen, um

STANFORD LIBRARY

zu sehen, was ihren Kindern solche Freude mache. Aber wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie die Thüre öffneten und das seltenste und schrecklichste Schauspiel vor ihren Augen sahen? Mitten im Zimmer lag der Bär auf seinem Rücken, wälzte sich wie ein Hund im Grase und hielt mit seinen Tatzen die drei Kinder an sich gedrückt, deren blonde Köpfe wunderbar schön aus dem dicken Bärenpelze hervorleuchteten. Es war eine Gruppe, wie sie ein Maler sich nicht schöner wünschen konnte. Die Mutter aber sah nur das Schreckliche darin; sie wollte auch ohne Besinnen sich auf das entsetzliche Thier stürzen und ihm die Kinder entreißen; ihr Mann jedoch hielt sie am Arm zurück, denn er erkannte recht gut, welche Gefahr ihnen drohte, wenn man sie mit Gewalt wegreißen wollte: das stellte er seiner Frau auch vor, und drängte sie sanft die Thüre wieder hinaus; er selbst blieb an der Wand stehen und harrte ängstlich und klopfenden Herzens der weiteren Entwickelung. Der Bär wälzte sich noch ein paarmal mit seinen kleinen Freunden herum, dann, als sie gerade einmal von ihm aufgestanden waren, erhob er sich auch, trabte langsam hin und her, ging die Thür hinaus die Treppe hinab und geraden Weges nach dem Hofe zurück, wo ihn sein Herr angebunden hatte. Mit solcher Inbrunst aber hatten die Eltern ihre Kinder noch nie an's Herz gedrückt, wie jetzt, da der Bär sie verlassen hatte.

Bärenfang.

Da der Bär gerne Honig frißt, so hängt man vor die Baumlöcher, worin Bienen wohnen, einen starken, mit Nägeln besetzten Klotz. Hat der Bär Lust nach dem Honig, so klettert er an dem Baume hinauf und wirft den Klotz, der ihm den Leckerbissen versperrt, zornig bei Seite; der Klotz aber fährt zurück und versetzt dem Bären einen derben Schlag auf den Kopf; ärgerlich darüber, schleudert der Bär ihn mit noch mehr Gewalt zurück als das erste Mal, erhält aber dafür von dem zurückkehrenden Klotz auch einen viel empfindlicheren Schlag, und so geht es hin und her, bis der Bär endlich von den immer stärker werdenden Schlägen des Klotzes betäubt vom Baume herab in die unten angebrachten spitzen Pfähle stürzt.

*

Es ist in der That drollig, wie leicht sich der Bär durch seine Liebhaberei am Honig fangen läßt. In russisch Polen befestigt man in einiger Höhe einen mit Honig gefüllten Bienenstock an der Wand eines Hauses, steckt drei, vier Fuß entfernt davon einen Pfahl in die Erde und legt von diesem Pfahl

STANFORD LIBRARY
hinüber nach dem Bienenstock, gewissermaßen wie eine Brücke, ein starkes Bret. Von oben herunter hängt an einem Seile der dicke Klotz vor dem Flugloche des Bienenstockes, zu beiden Seiten des Bretes sind unten am Boden spitze Pfähle in die Erde gesteckt und Eggen verkehrt niedergelegt, so daß ihre Spitzen nach oben stehen. Vor lauter Gier nach dem Honig rutscht der Bär ganz unvorsichtig am Pfahl hinauf, setzt sich auf den Diel und gibt dem vor dem Flugloche hängenden Klotze einen gewaltigen Schlag mit der Tatze, daß er weit nach der Seite fliegt. Einen Augenblick darauf fliegt aber auch der Klotz zurück und versetzt dem Bär einen so heftigen Schlag, daß er von dem schmalen Diele herunter in die Spitzen und Eggen stürzt. Entsetzlich brüllend wälzt sich das Thier auf den Stacheln hin und her, und die bereit stehenden Jäger erlegen es mit einem wohlgezielten Schusse auf die Stirn.

*

In Sibirien binden die Bauern einen Klotz an einen Strick mit einer Schlinge und locken den Bären durch seine Liebhaberei am Honig mit dem Kopf in diese Schlinge. Die ganze Vorrichtung aber wird in der Nähe eines schroffen Abhanges gemacht. Sobald nun der Bär die Schlinge um den Hals spürt und fühlt, wie ihn der Klotz behindert, läuft er nach dem Abhang und wirft den Klotz mit großer Gewalt hinunter; muß aber natürlich selbst mit stürzen und fällt sich todt.

*

Im Ural hängt man ein Bret mit mehreren Stricken wie eine Wagschale an einem Baumaste auf und bindet es vor dem Flugloche eines Bienenkorbs mit einem Baststrick in der Weise an, daß der Strick den Zugang hindert. Der honigbegierige Bär setzt sich auf das Bret, welches ihm hierzu ganz bequem zu sein scheint, und versucht es nun, durch Zerreißen des Baststrickes das Hinderniß zu beseitigen, welches ihm den Zugang zu dem Honigstocke verwehrt. Sobald er aber seinen Zweck erreicht hat, sitzt er unfreiwillig auf einer Schaukel, von welcher aus er nicht nach dem Aste emporsteigen kann, und unten hat man spitze Pfähle eingerammt, so daß er nicht herausspringen kann, ohne sich aufzuspießen.

*

Der namentlich durch seinen langen Aufenthalt in Kamtschatka bekannte Arzt und Naturforscher Doctor Steller erzählt: Wenn die Kamtschadalen einen Bären in seinem Lager erlegen wollen, versperren sie denselben darin zu mehrerer Sicherheit auf folgende Weise: Sie schleppen viel Holz

vor das Lager, welches länger ist, als der Eingang breit, und stecken ein Holz nach dem andern hinein. Der Bär erfaßt dasselbe sogleich und zieht es zu sich. Die Kamtschadalen aber fahren so lange damit fort, bis die Höhle des Bären so voll gestopft ist, daß Nichts mehr hineingeht, und er sich weder bewegen, noch umwenden kann: alsdann machen sie über dem Lager ein Loch und stechen ihn mit Spießen todt.

Petz und Butz.

Einer der Gründer des zoologischen Gartens in Hannover, Georg Schultz, berichtet über zwei braune Bären das Folgende, wobei besonders hervorzuheben ist, daß hier wohl zum ersten Male bei einem Bären ein Beinbruch geheilt wurde:

Als wir vor etwa drei Jahren die Anlage eines zoologischen Gartens begannen, boten uns auf Veranlassung des Herrn Consuls Grünberg in Narva zwei junge braune Bären ihre Dienste an. Wir nahmen sie bereitwillig auf und bauten ihnen eine provisorische Wohnung, wo sie täglich Besuche annahmen und sich an den Umgang mit Menschen gewöhnten. Petz und Butz waren gemüthliche, harmlose Thiere, die von der so oft geschilderten rohen Bärennatur Nichts zu haben schienen. Wenn nicht zu viel Besuch da war, öffnete ich oft ihren Käfig und ließ sie zum großen Vergnügen der anwesenden Jugend sich im Freien herumtummeln, wo sie jedoch fast nie von meiner Seite gingen und wie die Hunde an mir aufsprangen. Da aber Butz einmal ungezogen war, stellte ich diese Spaziergänge ein. Petz und Butz schienen sich an den Neckereien der Jugend sehr zu erfreuen und spielten mit, wobei dann freilich bisweilen eine Mütze, ein Tuch oder dergl. von ihnen erhascht und unter großem Jubel zertheilt wurde. Eines Tages wollte ich ihre Fähigkeit zum Springen und Tanzen probiren und nahm deßhalb einen Kringel, den ich mittelst eines langen Strohhalms an ihrem Baum ungefähr in doppelter Höhe ihres Körpers frei aufhängte. Petz besah sich die Höhe; ohne jedoch einen Sprung zu versuchen, ging er zum Baum, kletterte auf den Ast, an dem der Halm hing, faßte denselben ganz behutsam, zog den Kringel zu sich auf und verspeiste ihn behaglich.

Die Thüre zu dem Käfig war durch einen Drücker, der von innen mit einer viereckigen Schraube festgemacht war, zu öffnen. Petz hatte bemerkt, daß diese Schraube sich jedesmal drehte, wenn die Thüre sich öffnete, und der Wärter hineinging. Er wollte sich nun einmal die Einrichtung genauer

besehen und drehte die Schraube mit seinen zarten Tatzen so lange herum, bis er sie los hatte, stieß darauf den Drücker aus und begann einen Spaziergang in's Freie, um sich die Stadt zu besehen. Etwa dreißig Schritte vor seiner Wohnung begegnete ihm mein Sohn, der ihn durch überzeugende Gründe belehrte, daß ein solcher Spaziergang ohne Begleitung nicht erlaubt sei, wonach er sich bereit erklärte, in seine Wohnung zurückzukehren.

So lebten Petz und Butz fast ein Jahr in gemüthlicher Ruhe, bis das launige Schicksal beweisen wollte, daß auch Bären Unglück haben können. Eines Morgens, als ich ihnen meinen Besuch machte, kam Petz mir nicht entgegen, sondern blieb traurig auf seinem Lager. Ich untersuchte ihn und fand, daß er ein Hinterbein gebrochen. Das war eine böse Geschichte. Herr Professor Gerlach war jedoch augenblicklich zur Hand, um die ungewöhnliche Cur zu unternehmen. Zunächst wurde nun dem Petz eine Schlinge um den Hals geworfen und er außer Verbindung mit dem Erdboden gesetzt. Dann eilten Leute hinein und befestigten Schlingen um die drei gesunden Beine. Nun ward er niedergelegt und an seinen Baum gebunden. Fünf Männer hielten die Stricke, zwei knieten auf der Brust und einer, der ihm zugleich einen Sack über den Kopf zog, auf dem Hals. Hatte er sich bis dahin wüthend gewehrt, so erklärte er sich nun überwunden und versprach, still zu halten. Butz, der abgesperrt war, drückte sich ängstlich in die Ecke. Nunmehr legte der Herr Professor Gerlach ihm einen Gypsverband an. Die ganze Handlung währte wohl eine Stunde; ich hatte jedoch nicht Hand mit angelegt, um mir seine Freundschaft zu erhalten. Als der Verband fest war, wurden die Knoten so weit gelöst, daß Petz im Stande war, sich selbst zu befreien. Eilig verließen darauf die acht Männer den Zwinger. Petz sprang wüthend auf und suchte sich von seinen Banden zu befreien, tobte und brüllte. Als ich jedoch mit einer Hand voll Zucker an den Zwinger trat und ihn freundlich anredete, kam er gleich angelaufen, nahm den Zucker aus meiner Hand und fraß ihn gierig und hastig. Dadurch etwas besänftigt, machte er sich gänzlich los und legte sich grollend nieder. Gegen mich blieb er zutraulich wie zuvor. Der Verband war glücklich gelungen, und Petz ist vollkommen hergestellt.

Wird nun von vielen Beobachtern behauptet, daß der Bär nie Anhänglichkeit an den Menschen zeige und stets gleich roh und barbarisch gegen Jedermann bleibe, so kann ich diese Ansicht nicht theilen. Petz und Butz sind jetzt über drei Jahre hier und gehorchen stets meinen Winken. Petz, der gutmüthiger und sicherer ist als Butz, reicht mir jedesmal, wenn ich

komme, mit freudigem Gesicht seine Tatze durch die Gitter entgegen, die ich immer freundlich annehme; dann nimmt er die Leckerbissen, welche ich mitgebracht, sehr zart hin.

Zwei schwarze amerikanische Bären, die wir fast zu gleicher Zeit bekommen haben, sind weniger intelligent, aber ebenfalls zutraulich gegen mich. Sie geben mir immer freundlich ihre Tatze und küssen meine Hand, wenn ich es befehle.

Bären als Knechte und Bediente.

In Polen, wo die Bären abgerichtet werden, und daher einen ganz eigenthümlichen Industriezweig abgeben, hält man viele alte Thiere in Käfigen gezähmt. Wenn dann das Junge etwa vierzehn Tage bei der Mutter war, nimmt man's ihr weg, um es vor ihren Tatzen zu schützen und seine Bildung auf menschliche Weise weiter zu bringen. Man verfährt dabei so, daß man die Alte mit Ketten in einem Winkel des Käfigs festhält, um ihr das Junge wegnehmen zu können. Ist dies geschehen, so wird die Mutter rasend und wenn ihr Wüthen sich gelegt hat, so geht sie in einen Zustand der Traurigkeit über, der für den Beobachter reich an merkwürdigen Zügen ist und etwas Rührendes hat. Sie will keine Nahrung nehmen, sie liegt wie todt da, oder sie beschnuffelt das Stroh, auf dem ihr Kind gelegen, bis sich endlich ihr Schmerz wieder legt, und sie wie jedes Geschöpf der Zeit ihren Tribut zollt, der Zeit, der Alles mildernden und ebnenden. In Polen richtet man Bären zum Tanze ab, wie Jedermann weiß. Dort im Lande, in den kleinen, schmutzigen Städten und Wohnorten, zwischen den Wildnissen alter Föhren und Kiefern, gilt dieser Tanz noch etwas und wird gern gesehen. Ja, ein tanzender Bär gehört dort zur Verherrlichung eines Jahrmarktes, wie bei uns ein Ballet zur Verherrlichung irgend eines Hoffestes. Jenseit der Gränze des Sarmatenlandes ist aber der Bärentanz bedeutend im Ansehen gesunken, seitdem das Ballet so um sich griff und den Geschmack verdorben hat, und nun, da die Vereine wider Thierquälerei überall entstanden sind, wird ein tanzender Bär wohl gar nicht mehr geduldet werden; denn es ist anzunehmen, daß der Bär trotz seiner schönen Anlage nur durch Hunger und Schläge zur Tanzkunst gebracht werden kann und selbst, wenn er sie versteht, sie nur mit höchstem Widerwillen übt. Seine grimmige Miene, sein Pusten und Stöhnen dienen wohl als hinlängliche Belege für diese Annahme. Nicht so ist es mit häuslichen Verrichtungen,

zu denen die geschickten Polen ihre Bären ebenfalls abzurichten verstehen. Der Bär hat Sinn für Häuslichkeit, und man hat nur die kleine Sorgfalt zu beobachten, ihm die Krallen abzuschneiden und die großen Eckzähne auszubrechen, so darf man überzeugt sein, an ihm ein recht wackeres Hausthier zu besitzen, das wohl einen kräftigen Hausknecht erspart. Er trägt Holz und Wasser herbei, dreht den Bratspieß und läßt sich selbst einen Stoß Teller auf die Bratzen laden, den er fein säuberlich in's Eßzimmer trägt. Sonst war es ein Luxus der Woywoden und Starosten, recht viele solcher Bären um sich zu haben, und man erzählt von einem Fürsten Sapieha, der einst dem Könige von Polen in seiner Residenz einen Besuch abstattete und dabei an zweihundert Bären in seinem Gefolge hatte. Dergleichen lächerliche Sitten verbreiteten sich zu allen Zeiten in einem weiten Umkreise, und so wollten die Fürsten ihren Vasallen nicht nachstehen, und August der Starke, der so üppigen Hof zu Dresden hielt, wollte die Bären ebenso wenig auf seinen Lustschlössern missen, wie die Zwerge und Narren, die Sänger und Tänzer. Ein seltsames Loos, das dem Sohne der rauhen Wildniß gefallen war. Andere Fürsten machten es Augusten nach, und sogar der mäßige und den fürstlichen Tand gewiß gründlich verschmähende Friedrich Wilhelm I. von Preußen ließ es sich beikommen, die Mode der zahmen Bären mitzumachen; das war nach seiner Meinung Etwas, das sich wohl für einen nordischen Fürsten geziemte, und in seinem Jagdschlosse zu Wusterhausen in der Mark hielten vier Bären gar stattlich Wache.

Den Bären in den zoologischen Gärten darf man jedoch nicht trauen. Trotz der anscheinenden Zahmheit und der lächerlichen Naschhaftigkeit, mit der sie sich die Makronen, Brödchen und Süßigkeiten holen, die ihnen das zuschauende Volk hinreicht, ist es nicht gerathen, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Das mußte ein junger Soldat erfahren, der einst im Pariser zoologischen Garten am Bärenzwinger Schildwache stand. Ein Fremder hatte ein Fünffrankenstück in die Grube fallen lassen, und unser muthiger Kriegssohn war, als es dunkel wurde, hinabgestiegen, um die blanke Beute, die der Schnauze des Bären keinen Reiz bot, zu holen. Am andern Morgen fand man ihn zerrissen. Man schalt die Geldgier des Armen und entzog deßhalb den Thieren Nichts von der ihnen früher stets gewidmeten Zuneigung. Alte und junge Kinder umstehen nach wie vor die Gruben, und den Bären fehlt es nicht an Süßigkeiten, wie den Zuschauern nicht an Unterhaltung.

Geldverdienende Bären.

Da der Bär bekanntermaßen die Musik liebt, so hat der Mensch auch diese Eigenschaft schon zu seinem Vortheile ausgebeutet. Der Litthauer und Russe lehrt nämlich den Bären nach der Trommel oder der Pfeife tanzen und führt ihn zur Belustigung der Schaulustigen in der Welt umher. Man hat dabei nicht selten gesehen, wie der Bär den Zuschauern die Schale hinreichte, um das Trinkgeld selbst in Empfang zu nehmen, und wie er auf die heimlichen Winke des Führers zu brummen pflegte, wenn diesem die Belohnung zu gering war.

Im Norden werden nicht selten Bären bis zu einem gewissen Alter auf Bauernhöfen aufgezogen und treiben dann daselbst zur Ergötzung von Jung und Alt allerlei höchst drollige Kurzweil. Werden diese Zöglinge größer und in ihren Liebkosungen beschwerlich, so braucht man sie zum Holzschleppen oder zum Treten eines Rades.

Ein Bär läßt sich in einem Kahne über den See fahren.

John Cheney, der sein ganzes Leben im Urwalde Amerika's zubrachte, war als der berühmteste Bärenjäger in der ganzen Grafschaft bekannt. Es war eine Lust, ihm zuzuhören, wenn er von seinen Streifereien und Abenteuern erzählte, und das ganz in so schlichter Weise, wie er selber war, dem man es gar nicht ansah, daß er bereits so und so viel wilde Bestien erlegt. Aber er wußte nicht nur von sich zu reden, sondern kannte auch alle Waldvorgänge seines Bezirks, und so erzählte er mir einmal, als ich ihn auf einer meiner Streifereien traf, folgendes Jagdabenteuer:

Ich möchte, hob John Cheney an, Niemandem zu nahe treten; aber manche Leute halten die Waldkenntniß für etwas sehr Geringes, bis sie sich einmal recht tüchtig zwischen den Bäumen verlaufen haben, und so gewaltig sie auch zu Hause prahlen mögen, würden sie doch ganz sonderbar drein schauen, wenn ihnen im Walde plötzlich eins der wilden Thiere begegnete.

Hier in der nächsten Stadt wohnt Jemand, der vor mehreren Jahren ausging, ein Elennthier zu erlegen, und sich, als er etwas auf seiner Fährte herantraben hörte, hinter einen umgefallenen Stamm legte, um sicherer schießen zu können. Der Mann aber, der noch in seinem Leben kein solches Thier gesehen hatte, bückte sich nicht schlecht hinter seinem alten Baume, als ein großes, sechsjähriges Elenn, höher als ein Pferd, mit Geweihen, die um

alle Welt so aussahen, als ob sie im Leben nicht durch die dichten Bäume fortkönnten, polternd und die Büsche niedertretend herankam. „Wenn du mir Nichts thust, thu' ich dir auch Nichts", sprach er zum Elennthier. Und das ließ ihn ruhig liegen und spazierte an dem geladenen Laufe ruhig vorüber.

Dieser selbige Bursche wußte weiter Nichts von Bären, als was er uns Jäger davon hatte erzählen hören, und daß sie manchmal ein halb Dutzend Kugeln in ihrem Leibe mit forttragen, oder Gott weiß wie viel Hunde todtschlagen, wenn wir sie aus den Fallen nehmen wollen, in denen sie, bei den Tatzen festgehalten, oft schon 3—4 Tage gehungert und geschmachtet haben.

Gut. Dieser Mann saß in seinem Boote auf dem See und wartete auf Hirsche, als er plötzlich einen Sturz und ein Plätschern im Wasser hörte. Er ruderte um ein Eiland und fand eine große Bärin, die nach dem andern Ufer hinüberschwimmen wollte. Da er mit seinem Boote gut umzugehen wußte, schoß er gerade vor, dem Thiere den Weg abzuschneiden, was ihm auch gelang, und dieses veranlaßte, seinen Curs etwas zu verändern und zu versuchen, um das Boot herum zu schwimmen. Der Mann kam ihm auch hier wieder entgegen, und noch einmal veränderte der Bär seine Richtung, immer jedoch dem beabsichtigten Ufer zuschwimmend.

Wüthender werdend, ruderte jener zum dritten Mal an die Bestie heran, um sie auf diese Art etwas zurückzutreiben und so lange im See zu halten, bis er Hülfe vom andern Ufer erwarten könne. Wie aber das Hintertheil des Boots im Herumschwingen dem Bär zu nahe kam, faßte der es mit seinen Tatzen und stieg ganz behaglich hinein. Da saß er jetzt und schaute dem Manne so ruhig und gemüthlich ins Gesicht, wie nur immer ein Bär aussehen konnte.

Hätte der Jäger nun die Stelle gewußt, wo er die Bestie hintreffen sollte, so wäre ein richtiger Hieb über den Hirnschädel mit dem Ruder von ausgezeichneter Wirkung gewesen; denn zähes Eschenholz ist in manchen Fällen besser als eine Kugel; der ruhige Blick, mit dem ihn sein Passagier betrachtete, gefiel ihm aber nicht, und so blieben sie, der Bär den Mann, der Mann den Bär anstierend, ruhig sitzen. Endlich, als Jener über den ersten Schrecken hinaus war, begann er wieder leise sein Ruder zu bewegen, um nach dem Ufer, von welchem der Bär hergekommen war, hinzugleiten; damit war diesem aber nicht gedient und er rückte ein bischen näher zu dem Manne hin und zeigte ihm auf eine ganz besondere Art die Zähne. Sobald der Mann jedoch wieder drehte, nahm auch der Bär seinen alten

Platz wieder ein und blieb so zufrieden wie möglich auf seinem Ende sitzen. Der Mann war richtig gezwungen, sein Boot dem Wunsche des Reisenden gemäß zu steuern, und — wollt Ihr's wohl glauben —, er mußte es auch noch mit dem Hintertheil an's Land treiben, wo dann die Bestie ruhig an's Ufer trat, sich noch einmal nach dem Ruderer umsah, leise vor sich hinbrummte und dann in den Wald trabte.

Weit kam sie aber nicht. Denn sie begegnete mir keine hundert Schritt von hier, und ich machte kurzes Federlesens mit ihr. Als mich der Mann schießen hörte, kam er an's Ufer auf mich zu und erzählte mir seine Schifffahrt mit dem Bären. Er schleppte mir das Vieh bis zu meiner Hütte mit.

Bär und Schornsteinfeger.

Es ist gerade keine besondere Freude, allein und unbewaffnet dem Meister Petz zu begegnen; manchmal läuft's aber doch noch gnädig ab. Eine Ueberraschung bringt den vierbeinigen Sohlengänger so gut aus der Fassung, wie den zweibeinigen.

In dem schweizer Thale Camogasca trug sich in den ersten Tagen Novembers 1871 folgende ergötzliche Historie zu:

Ein Schornsteinfeger wollte sich früh Morgens in ein hoch im Gebirge gelegenes Dorf begeben. Auf dem Wege traf er eine frischgefallene Lawine. Mühsam klimmt er bis an die Spitze, aber in dem nämlichen Augenblicke, als er sie erreicht hat, taucht auf der andern Seite der Kopf eines Bären empor, der den Weg in entgegengesetzter Richtung eingeschlagen hatte. Sich scheu und mit einer wahrhaft militärischen Präcision beiderseits umkehren und davonlaufen, war das Werk einer Secunde. In wenigen Augenblicken war der Eine auf dem Berg, der Andere im Thal.

Petz war so wenig darauf gefaßt, einen kohlschwarzen Schornsteinfeger vor sich zu sehen, als dieser auf den Anblick eines Bären gefaßt war.

Wie sich der Waschbär die Zeit vertreibt.

In den zahlreichen Mußestunden, welche jeder gefangene Waschbär hat, treibt er tausenderlei Dinge, um sich die Langeweile zu verscheuchen. Bald sitzt er aufrecht in einem einsamen Winkel und ist mit dem ernstesten Gesichtsausdruck beschäftigt, sich einen Strohhalm über die Nase zu binden, bald spielt er nachdenklich mit den Zehen seines Hinterfußes oder hascht nach

der wedelnden Spitze des langen Schwanzes. Ein anderes Mal liegt er auf dem Rücken, hat sich einen ganzen Haufen Heu oder dürre Blätter auf den Bauch gepackt und versucht nun diese lockere Masse niederzuschnüren, indem er den Schwanz mit den Vorderpfoten fest darüber zieht. Kann er zum Mauerwerk gelangen, so kratzt er mit seinen scharfen Nägeln den Mörtel aus den Fugen und richtet in kurzer Zeit eine unglaubliche Verwüstung an. Wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems hockt er dann mitten auf dem Schutthaufen nieder, schaut finstern Blicks um sich und lüftet sich, erschöpft von der harten Arbeit, das Halsband mit den Vorderpfoten.

Nach langer Dürre kann ihn der Anblick einer gefüllten Wasserbutte in Begeisterung versetzen, und er wird Alles aufbieten, um in ihre Nähe zu gelangen. Zunächst wird nun die Höhe des Wasserstandes vorsichtig untersucht; denn nur seine Pfoten taucht er gern in's Wasser, um spielend verschiedene Dinge zu waschen: er selbst liebt es keineswegs, bis zum Hals im Wasser zu stehen. Nach der Prüfung steigt er mit sichtlichem Behagen in das nasse Element und tastet im Grunde nach irgend einem waschbaren Körper umher. Ein alter Topfhenkel, ein Stückchen Porcellan, ein Schneckengehäuse sind beliebte Gegenstände und werden sofort in Angriff genommen. Jetzt erblickt er in einiger Entfernung eine alte Flasche, welche ihm der Wäsche höchst bedürftig erscheint; sofort ist er draußen: allein die Kürze der Kette hindert ihn, den Gegenstand seiner Sehnsucht zu erreichen. Ohne Zaudern dreht er sich um, genau wie es die Affen auch thun, gewinnt dadurch eine Körperlänge Raum und rollt die Flasche nun mit dem weit ausgestreckten Hinterfuße herbei. Im nächsten Augenblicke sehen wir ihn, auf den Hinterbeinen aufgerichtet, mühsam zum Wasser zurückwatscheln, mit den Vorderpfoten die große Flasche umschlingend und krampfhaft gegen die Brust drückend. Stört man ihn in seinem Vorhaben, so geberdet er sich wie ein eigensinniges, verzogenes Kind, wirft sich auf den Rücken und umklammert seine geliebte Flasche mit allen Vieren so fest, daß man ihn mit derselben vom Boden heben kann. Ist er der Arbeit im Wasser endlich überdrüssig, so wirft er sein Spielzeug heraus, setzt sich quer mit den Hinterschenkeln darauf und rollt sich in dieser Weise langsam hin und her, während die Vorderpfoten beständig in der engen Mündung des Flaschenhalses fingern und bohren.

Um sein eigenthümliches Wesen gebührend würdigen zu können, muß man ihn im freien Umgang mit Menschen und verschiedenen Thierarten beobachten. Sein übergroßes Selbstständigkeitsgefühl gestattet ihm keine be-

sondere Anhänglichkeit weder an seinen Herrn, noch an andere Thiere. Doch befreundet er sich ausnahmsweise mit dem einen wie dem anderen. Sobald es sich um Verabfolgung einer Mahlzeit und Erlösung von der Kette oder ähnliche Anliegen handelt, kennt und liebt er seinen Herrn, ruft ihn durch ein klägliches Gewimmer herbei und umklammert seine Kniee in so dringlicher Weise, daß es schwer fällt, ihm einen Wunsch abzuschlagen. Harte Behandlung fürchtet er sehr. Wird er von fremden Leuten beleidigt, so sucht er sich bei vorkommender Gelegenheit zu rächen. Jeder Zwang ist ihm zuwider, und deßhalb sehen wir ihn im engen Käfig der Thierschaubuden meist mit stiller Entsagung in einem Winkel hocken.

Waschbär und Dachs.

Ein Waschbär, welcher nebst anderen gezähmten Vierfüßlern auf einem Gehöfte gehalten wurde, hatte eine besondere Zuneigung zu einem Dachse gefaßt, der in einem kleinen, eingefriedigten Raume frei umherwandelte. An heißen Tagen pflegte der Dachs seinen Bau zu verlassen, um auf der Oberwelt im Schatten eines Fliederbusches sein Schläfchen fortzusetzen. In solchem Falle war der Waschbär sofort zu Stelle; weil er aber das scharfe Gebiß des Dachses fürchtete, hielt er sich in achtungsvoller Entfernung und begnügte sich damit, jenen mit ausgestreckter Pfote in regelmäßigen Zwischenräumen leise am Hintertheil zu berühren. Dies genügte, den trägen Gesellen beständig wach zu erhalten und ihn fast zur Verzweiflung zu bringen. Vergebens schnappte er oft nach seinem Peiniger: der gewandte Waschbär zog sich bei Seite auf die Einfriedigung des Zwingers zurück, und kaum hatte der Dachs sich wieder zur Ruhe begeben, so begann ersterer seine sonderbare Thätigkeit auf's Neue. Sein Verfahren hatte keineswegs einen Anstrich von Tücke oder Schadenfreude, sondern wurde mit gewissenhaftem Ernst und mit unerschütterlicher Ruhe betrieben, als hege er die feste Ueberzeugung, daß seine Bemühungen zu des Dachses Wohlergehen erforderlich seien. Eines Tages ward es dem letzteren doch zu arg, er sprang grunzend auf und trollte verdrießlich in seinen Bau. Der Hitze wegen streckte er den bunten Kopf aber bald wieder aus der engen Höhle heraus und schlief in dieser Lage ein. Der Waschbär sah augenblicklich ein, daß er seinem Freunde die üblichen Aufmerksamkeiten in dieser Stellung unmöglich erweisen konnte, und wollte eben den Heimweg antreten, als der Dachs zufällig erwachte und, seinen Peiniger gewahrend, das schmale, rothe Maul sperrweit aufriß. Dies

erfüllte unsern Waschbär dermaßen mit Verwunderung, daß er sofort umkehrte, um die weißen Zahnreihen des Dachses von allen Seiten zu betrachten. Unbeweglich verharrte der Dachs in seiner Stellung und steigerte hierdurch die Neugierde des Waschbären auf's Aeußerste. Endlich wagte der Waschbär, dem Dachse vorsichtig von oben herab mit der Pfote auf die Nase zu tippen — vergebens, der Dachs rührte sich nicht. Der Waschbär schien diese Veränderung im Wesen seines Gefährten gar nicht begreifen zu können, seine Ungeduld wuchs mit jedem Augenblick: er mußte sich um jeden Preis Aufklärung verschaffen. Unruhig trat er eine Weile hin und her; er war augenscheinlich unschlüssig, ob er seine empfindlichen Pfoten oder seine Nase bei dieser Untersuchung auf's Spiel setzen solle. Endlich entschied er sich für Letzteres und fuhr plötzlich mit seiner spitzen Schnauze tief in den offenen Rachen des Dachses.

Das Folgende ist unschwer zu errathen. Der Dachs klappte seine Kinnladen zusammen, der Waschbär saß in der Klemme und quiekte und zappelte wie eine gefangene Ratte. Nach heftigem Toben und Gestrampel gelang es ihm endlich, die bluttriefende Schnauze der unerbittlichen Falle des Dachses zu entreißen, worauf er zornig schnaufend über Kopf und Hals in seine Hütte flüchtete. Diese Lehre blieb ihm lange im Gedächtniß; so oft er an dem Dachsbau vorüberging, pflegte er unwillkürlich mit der Tatze über die Nase zu fahren, gleichwohl nahmen die Neckereien ihren ungestörten Fortgang.

Den Jungen geopfert.

Im Frühjahr 1868 besuchte Herrn Nill, den Besitzer eines kleinen zoologischen Gartens in Stuttgart, ein Weinbergbesitzer, welcher ihm mittheilte, daß in seinem Weinberghäuschen eine Marderfamilie hausen müsse. Hiervon in Kenntniß gesetzt, beschloß Herr Nill, der ganzen Familie habhaft zu werden, und ging mit einigen Gehilfen, mehreren Fangapparaten und mit einem Sack dorthin. Das Häuschen selbst war mit Weinrebenbündeln angefüllt, und man fand hier und da frische Losung vom Hermelin vor. Nachdem man sich der Ausgänge sorgfältig versichert hatte, hielt man zuletzt einen Sack vor den Spalt einer Thüre und fing an, die Rebenbündel vorsichtig zu entfernen. Kaum hatte man aber damit begonnen, als plötzlich ein Etwas gegen den Sack angerannt kam, sich durch eine kleine Lücke neben demselben hindurcharbeitete und davon sprang; der betreffende Sackhalter erkannte ein noch geflecktes Hermelin mit einem Jungen im Maule. Das

Wiesel trug sein Junges nach einem nahen Steinhaufen, von welchem es in kurzer Zeit zurückkam und unerschrocken, neben dem Manne am Sacke vorbei, wieder in das Haus zurückeilte, um ein anderes Junges zu holen. Diesmal hatte man aber den Ausgang besser verwahrt, und als es wieder hinaus wollte, mußte es in den Sack hineinspringen, in welchem man es mit einem zweiten Jungen gefangen hatte. Bald darauf fand man das Nest mit noch 3 Jungen, und dies sammt den Alten wurde in einen geräumigen, passenden Käfig gebracht, wo die Jungen von der Mutter gut gepflegt wurden.

Der Zufall wollte es, daß man einige Tage nach dem Fange Herrn Nill einen zweiten Wurf junger Hermeline brachte, welche man den früheren zugesellte. Auch diese Jungen adoptirte das Wiesel und säugte sie gleich den ihrigen. Aber es zeigte sich bald, daß seine Mutterliebe größer als seine physische Kraft war. Trotz aller gespendeten Nahrung an frischem Fleisch und an Milch unterlag das Thierchen doch bald seiner übergroßen Aufgabe, indem es fast buchstäblich von den Jungen nach und nach ausgesäugt wurde.

So war es seiner Sorge für die Kleinen zum Opfer gefallen.

Zahme Fischottern.

Am 11. Juli 1869 brachte ein Bauer dem Arzte Dr. Grun in Nikolaiken (Ostpreußen) zwei junge Fischottern, die er aus ihrem Neste geholt. Sie waren noch blind und hatten die Größe einer Mannsfaust; das eine öffnete nach vierzehn Tagen, das andere erst nach drei Wochen die Augen. Dr. Grun machte den Thierchen aus einem grobmaschigen wollenen Shawl ein Nest in einen großen Drahtkäfig und fütterte sie mit Kuhmilch, die er in eine Glasflasche that, welche einen Gummistöpsel hatte. Nach sechs Wochen erhielten sie Brei aus Milch und Weißbrod; nach und nach lernten sie erst gekochte und klein geschnittene, dann rohe Fische essen. Ihren Ernährer lernten sie bald kennen, drängten sich in wilder Freude heran, wenn er gegen den Käfig kam, und wedelten mit dem Schwanze, wenn er sie herausnahm; jedem Fremden gegenüber knurrten sie wie eine zornige Katze.

Als sie aus dem kleinen Käfig waren, balgten sie sich den ganzen Tag, wie junge Katzen spielend, sich packend und über einander kollernd, rannten blitzschnell ihrem Pfleger entgegen, zupften ihn an den Kleidern, versuchten, an ihm in die Höhe zu klettern, und jede wollte zuerst geliebkost sein.

Neugierig besahen, beschnupperten und untersuchten sie Alles, und gar köstlich war es, wenn Dr. Grun mit ihnen Verstecken spielte. Wohin er sich auch verborgen haben mochte, sie rochen, wie Hunde, pfeifend auf dem Boden hin und her, suchten das Gefährt und fanden ihn stets.

Nach und nach waren sie so zahm und zuverlässig geworden, daß er sie überallhin mitnehmen konnte und frei neben sich her laufen ließ. In's Wasser zu gehen, hatten sie durchaus kein Verlangen; sie mußten dazu erst erzogen werden. Als sie zum ersten Male in eine Badewanne mit lauem Wasser gesteckt wurden, war ihnen das sehr unangenehm, und sie mußten mit Gewalt darin zurückgehalten werden; doch gewöhnten sie sich schnell daran, und es war ihnen nachher sehr behaglich in dem nassen Elemente. Aehnlich ging es, als sie zum ersten Male im Freien in das kalte Wasser geworfen wurden; sie schrieen gar jämmerlich und schwammen schnell wieder heraus. Bei fortgesetzten Versuchen nahm ihre Fertigkeit im Schwimmen, wozu sie ja von der Natur vortrefflich gebildet sind, außerordentlich zu, und sie waren gar lustig und possierlich im Wasser.

Gegen Fremde waren die Thiere mißtrauisch, vorsichtig und bissig; auch vor Hunden fürchteten sie sich nicht und bissen tapfer zu; gegen ihren Herrn aber waren sie stets freundlich, zuthunlich, liebkosend, und immer erkannten sie leicht und sicher seine Stimme und eilten mit großer Geschwindigkeit zu ihm, wenn er ihnen rief. Einmal ließ er sie in einem Kahne über den Spirdingsee fahren; als sie schon weit vom Ufer waren, pfiff er ihnen, und schnell wie ein Blitz sprangen sie in's Wasser und schwammen zu ihm zurück. Sie hingen mit solcher Liebe an ihrem Herrn, daß sie förmlich eifersüchtig auf einander wurden und es nicht ertragen konnten, wenn das eine mehr liebkost wurde, als das andere. Im Januar 1870, — die Thierchen waren also ein halbes Jahr alt, — fühlte sich das Weibchen so zurückgesetzt gegen das Männchen, das, weil es größer und stärker war, auch auf weitere Ausflüge mitgenommen wurde, daß es bei jeder Gelegenheit auf dieses losbiß, und diese Rachgier des Weibchens wurde nach und nach so arg, daß sich Dr. Grun genöthigt sah, es an eine Kette zu legen; das arme Männchen hatte schon recht gefährliche Wunden davongetragen und war nur durch die ärztliche Pflege am Leben erhalten worden.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Januar riß sich aber das Weibchen von seiner Kette los, suchte das Männchen in seiner Schlafstelle in einem Holzstalle auf und brachte es durch gewaltige Bisse an Kopf und Hals um's Leben.

Digitized by Google

Bis zu solcher Wuth war die Eifersucht gestiegen. Die Thiere hatten sich bis dahin als Geschwister auf's Beste vertragen; aber die Schwester konnte es nicht mit ansehen, daß ihr Bruder bevorzugt wurde. Reue über ihre That hat sie nicht gezeigt; man sah nachher nicht, daß ihr der Gespiele fehle. Aber wie empfänglich für Beweise der Liebe muß doch so ein Thier sein, wenn es aus Eifersucht bis dahin getrieben wird, den Genossen todt zu beißen? Wer hätte das bei einer Fischotter gesucht?

Aubry's Hund.

Der französische König Karl V., welcher vom Jahre 1364 bis 1380 regierte, hatte an seinem Hofe einen besonderen Liebling, Aubry von Montidieu. Es lebte aber daselbst ein anderer Ritter, Macaire, der auch gerne Karls Liebling gewesen wäre, und weil ihm Aubry im Wege stand, diesen tödtlich haßte.

Als nun einst Aubry nahe bei Paris in dem Wäldchen von Bondi allein spazieren ging und nur von seinem Jagdhunde begleitet war, kam Macaire daher geritten, sprengte wüthend auf ihn los, ermordete ihn und verscharrte den Leichnam sorgfältig im Gebüsche. Aubry's Jagdhund blieb lange an dieser Stelle liegen, heulte und suchte den Leichnam heraus zu scharren und nach Hause zu schleifen, was ihm aber nicht gelang. Als ihn endlich der Hunger nach Hause trieb, lief er nach Paris zu einem Busenfreunde des Gemordeten, wo man ihm, erstaunt ihn zu sehen, zu fressen gab. Sogleich kehrte er in den Wald zu seinem todten Herrn zurück. Am andern Tage erschien er wieder da, wo man ihn gestern gefüttert hatte, und so trieb er dies regelmäßig wohl eine Woche lang. Da staunte man, woher der Hund komme, warum er immer allein ohne seinen Herrn erscheine; man forschte nach; man folgte ihm und fand ihn endlich auf einem kleinen, von Dornen, Laub und Moos gebildeten Hügel liegen, unter welchem man Aubry's schon in Verwesung übergehende Leiche entdeckte. Man brachte sie nach Paris und ließ sie mit Ehren begraben. Herkules, der Hund, blieb nun bei dem Freunde seines erschlagenen Herrn. Es verging lange Zeit, und vergebens bemühte man sich, den Mörder des vom Könige so lebhaft bedauerten Aubry ausfindig zu machen, bis einstens Herkules den Ritter Macaire in der Reihe der königlichen Armbrustschützen erblickte; da sprang er wüthend auf ihn zu, biß nach ihm, versuchte ihn auf den Boden zu reißen, und nur mit der größten Mühe und Anstrengung gelang es den

Umherstehenden, ihn von dem zum Tode erschreckten Manne abzubringen; Dasselbe wiederholte sich noch einige Male; so oft Herkules den Ritter Macaire irgendwo sah, oder antraf, fiel er in gleicher Wuth über denselben her. Dem Könige, welcher Nachricht davon erhielt und sogar selbst einmal Zeuge eines solchen Wuthanfalles des Hundes war, kam die Sache verdächtig vor, und er fragte den Ritter Macaire geradezu, ob er vielleicht der Mörder Aubry's sei. Wie zu erwarten, stellte dieser das Verbrechen entschieden in Abrede. Aber Karl V. sagte: „Wohlan, so mag es denn Gott entscheiden, ob du der Verbrecher bist, oder nicht. Stelle dich zum Zweikampf mit dem treuen Hunde des ermordeten Aubry."

Auf dem Platze Notredame in Paris wurde für den König ein prachtvolles Zelt hergerichtet. Karl war erschienen; auch die übrigen Großen des Hofes hatten ihre Plätze eingenommen, und jetzt erschien Macaire, in der Rechten eine Keule, in der Linken einen Schild, und ihm gegenüber wurde Herkules vorgeführt. Als man den Hund losließ, sprang er laut heulend und zähneknirschend auf Macaire los, packte ihn mit unnennbarer Wuth im Genicke, und Macaire, dem es vollständig unmöglich war, sich von dem rasenden Thiere zu befreien, bat, man möge nur den Hund von ihm abbringen, er wolle gern Alles gestehen. Mit Mühe machte man ihn von Herkules los; er gestand sogleich, daß er Aubry's Mörder sei, und daß er ihn aus Neid umgebracht habe. Der König übte kurze Justiz. Es erschienen alsbald zwei Priester und der Henker. Macaire beichtete, und wenige Minuten nachher wurde ihm der Kopf abgeschlagen.

Der Schuhputzer und sein Pudel.

Wer schon in Paris gewesen ist, kennt die Schuhputzer, welche auf allen öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen ihr Gewerbe treiben. Ihr ganzes Eigenthum besteht aus einem Schemel, einigen Bürsten und einem Näpfchen mit Wichse.

Ein Savojarden-Knabe hatte auch an einer vielbesuchten Straßenecke seinen Platz aufgeschlagen, um für zwei Sous den Vorübergehenden die Schuhe oder die Stiefel zu putzen. Sein treuer Genosse war ein schwarzer Pudel, den er, wenn er Nichts zu thun hatte, zärtlich auf dem Schooße hielt und von dem Wenigen, was er erwarb, gerne fütterte; der Pudel war aber auch sein einziger Freund und sein einziges Vergnügen. Allein er war auch noch mehr als das. Wenn sein Herr längere Zeit vergebens auf Kund-

schaft gewartet hatte, wenn eine Viertelstunde oder auch eine halbe vergangen war, und Niemand hatte sich dem Schemel des Savojardenknaben genähert und den Fuß darauf gesetzt, so sprang der Pudel in die nahe Gosse, beschmutzte seine Pfoten und suchte so irgend einem Vorübergehenden auf den Stiefel zu treten, damit dieser sogleich wieder geputzt werden mußte. Dieser Kunstgriff gelang freilich nicht bei allen Passanten, aber Viele benützten doch die Gelegenheit, sich ihre Stiefel glänzend bürsten zu lassen; und als man erst bemerkt hatte, daß der Pudel zu dem Savojardenknaben gehörte und mit Vorsatz den Vorübergehenden die Fußbedeckung beschmutzte, damit sein Herr etwas verdiene, gingen tagtäglich sehr viele Pariser, denen es gleichgültig war, ob sie 2 Sous mehr oder weniger ausgaben, dorthin, um sich von dem Pudel den Stiefel beschmutzen und von dem Schuhputzer wieder reinigen zu lassen.

Auch Fremde wurden auf dieses Treiben des Hundes aufmerksam gemacht, und ein reicher Engländer, welcher damals in Paris wohnte und verschiedene Male an sich selbst die Erfahrung gemacht hatte, wie fleißig der Pudel für den Verdienst seines Herrn sorgte, trat an den Savojarden heran mit der Aufforderung ihm den Pudel zu verkaufen. Dazu wollte sich der Junge durchaus nicht verstehen; er hätte sich ja von seinem einzigen Freunde trennen müssen und wäre ganz verlassen gewesen. Vergebens bot der Engländer ein Louisdor, zwei, drei, vier; der Savojarde war unerbittlich; aber als das Gebot immer noch weiter in die Höhe ging, wurde die Versuchung einzuwilligen immer größer, und endlich ließ sich der Savojarde durch das viele Gold blenden und verkaufte seinen Hund für 15 Louisdor. Der Abschied war rührend, allein der Knabe tröstete sich mit dem vielen Gelde, das er eingenommen hatte. Als er jedoch einige Tage ohne seinen Hund gelebt hatte und erfahren, daß ihn das Geld nicht glücklich mache, ihm seinen Freund nicht ersetze; und als endlich nach einigen Wochen auch seine Kunden mit der Abwesenheit des Pudels abnahmen, da wurde die Trauer in der Brust des armen Jungen von Tag zu Tag lebhafter, und er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er so treulos an dem edlen Thiere gehandelt, das nicht nur seine Armuth willig mit ihm getheilt, sondern auch seinen Erwerb zu erhöhen verstanden hatte.

Der Engländer reiste unterdessen mit dem erkauften Hunde nach Calais, stieg hier in's Packetboot, fuhr nach Dover und von da mit dem Postwagen nach London. Geraume Zeit verging. Trübselig saß eines Tages der Savojarde an seinem Schemel. Stunden waren vergangen, er hatte noch keinen

Pfennig eingenommen. Da sprang plötzlich laut bellend und wedelnd ein Hund gegen ihn daher, legte ihm die Vorderpfoten auf die Schultern und leckte ihm Hände und Gesicht. Staunend saß der kleine Schuhputzer da, — es war sein verkaufter Pudel. Das Thier war abgemagert, zerzaust, beschmutzt, und es war nicht zu verkennen, es mußte mit der größten Anstrengung und unter den herbsten Entbehrungen den Weg nach Paris zurückgelegt haben. Wie es ihm gelungen war, über das Meer zu kommen, war nicht zu sagen, jedenfalls mußte es sich unbemerkt in ein Schiff geschlichen haben und mit diesem von Dover nach Calais gefahren sein. Die beiden Freunde waren nun wieder vereinigt und trennten sich nicht mehr. Der Pudel aber führte seinem Herrn wie früher tagtäglich wieder viele Kunden zu.

Der Hund des Postillons.

In der Mark Brandenburg liegt ein Städtchen mit Namen Zielenzig. Der dortige Postmeister schenkte einst einem seiner Postillone einen Hund, welcher von da an alle Fahrten seines Herrn mitmachte. Die Reisen des Postillons waren in der Regel keine anderen, als von Zielenzig nach Crossen und von da nach Zielenzig zurück. Eines Tages kommt die Post nicht an. Vergebens wartet der Postmeister. Endlich erscheint bellend und heulend der Hund. Als ihn der Postmeister erblickte, erschrickt er und denkt: „Was soll das wohl zu bedeuten haben?" Er wird noch mehr besorgt, als der Hund an ihm hinaufspringt, nach der Thür zurückrennt, ihn an den Kleidern erfaßt und mit sich fortzuziehen sucht. Endlich läuft der Hund in der That wieder zurück, denselben Weg, den er gekommen war. Der Postmeister aber läßt schnell sein Pferd satteln und reitet dem Hunde nach. Halbwegs zwischen Zielenzig und Crossen steht der Postwagen geplündert, aber der Postillon ist verschwunden. Heulend stürzt jetzt der Hund in das nahe Fichtengebüsch. Der Postmeister folgt und findet den Postillon hier erschlagen liegen. Sogleich wird natürlich Anzeige bei der Obrigkeit gemacht; es werden Nachforschungen nach allen Seiten hin angestellt, aber nirgends wird auch nur das Geringste entdeckt, was auf die Spur des Diebes und Mörders führen könnte. Nach einem Vierteljahre reitet der Postmeister, welcher den Hund wieder zu sich genommen hatte, nach Crossen. Plötzlich springt der Hund mit einer noch nie an ihm gesehenen Wuth zur Seite und fällt einen am Kasernenthor stehenden Kanonier wüthend an. Dieser schreit und flucht; der Postmeister zieht seinen Hund zurück, was allerdings schwer fiel, entschuldigt

sich beim Kanonier und bittet ihn um Verzeihung, daß er von dem Hunde so erschreckt worden war. Allein der Postmeister dachte in seinem Herzen, daß es einen guten Grund habe, wenn der Hund, der sonst Niemand das Geringste zu Leid thut, mit solcher Wuth, ohne irgend eine sichtbare Veranlassung auf einen ruhig Stehenden losgehe. Er läßt sich also sogleich beim Obristen des Regimentes melden, erzählt diesem die Sachlage und trägt auf Verhaftung des Kanoniers an. Der Obrist spricht: „Guter Mann, ich werde sogleich selbst mit ihm in die Kaserne gehen und will sehen, wie die Sache steht.“ Als der Hund den Kanonier wieder erblickt, springt er mit derselben Heftigkeit gegen ihn los, wirft ihn zu Boden, rennt über ihn hinaus nach der Bodentreppe, und als man ihm folgt, findet man ihn oben in einer Kammer einen Bündel Stroh auseinander kratzen; man greift sogleich zu, legt das Stroh auseinander und findet einen Theil der aus dem Postwagen gestohlenen Sachen. Der Kanonier konnte jetzt weder den Diebstahl, noch den Mord mehr läugnen; er wurde gefangen gesetzt, zum Tode verurtheilt und in Berlin hingerichtet.

Liline, Mimi und **Tili.**

Der König Heinrich III. von Frankreich verwendete jährlich wenigstens 100,000 Thaler für seine Liebhaberei an Vögeln und Hunden. Unter diesen letzteren waren drei allerliebste niedliche Hündchen, die er gewöhnlich in einem Körbchen, das mit einer prächtigen Kette an seinem Halse hing, bei sich trug. Stundenlang unterhielt er sich mit diesen kleinen Thierchen und bedurfte keines anderen Zeitvertreibs. Sie hießen Liline, Mimi und Tili, waren für theures Geld in Smyrna angekauft, nach Paris gebracht und hier sorgfältig abgerichtet worden. Heinrich III. war von ihrer Niedlichkeit und Schönheit ganz entzückt. Schlief er Nachts, so hatten stets zwei der Lieblingshunde Wache zu thun; einer schlief, die andern beiden saßen auf den Hinterfüßen und legten die beiden Vorderpfoten auf die Wölbung des Kopfbrettes. Wenn die Wachezeit um war, pfiff einer der Posten, welche auch die Wache hatten und der eine der beiden Hunde biß sogleich den schlafenden Kameraden in's Ohr, daß dieser aufsprang, die Wache übernahm und er selbst legte sich schlafen. So ging es mit großer Regelmäßigkeit eine Nacht wie die andere, und nie trat die geringste Unordnung ein.

Als im Jahre 1589 Heinrich vor Paris lag und sich gerade in einem Landhaus bei St. Cloud aufhielt, trat ein Fremder Namens Jakob Clement

vor den König hin, überreichte ihm einen Brief und bat, daß ihn der König sogleich lese, weil er Mittheilungen von größter Wichtigkeit enthielte. Liline sprang mit außerordentlicher Heftigkeit gegen den Fremden los, biß nach ihm und bellte mit einer solchen Wuth, wie es der König noch nie gehört hatte. Es war wirklich so auffallend, daß Heinrich III., welcher sich weder Tag noch Nacht von seinen Hunden trennte, ja sie, wie oben gesagt, sogar stets in einem Körbchen bei sich trug, befahl, die Hunde sogleich aus dem Zimmer zu bringen. Liline wehrte sich zwar und tobte noch ärger, allein es half Nichts, die Hunde wurden hinausgebracht. Der König öffnete den Brief, las ihn, und einen Augenblick nachher stieß ihm Clement einen verborgen gehaltenen Dolch in die Brust.

Gute Rechnung.

Ein gallizischer Graf reiste, um Pferde einzukaufen, nach Lübin auf den Pferdemarkt. Auf der Heimreise verlor er den Rest seiner mitgenommenen Baarschaft, bestehend in 50 Ducaten, die er in einem ledernen Beutel bei sich trug Er machte sich jedoch keine große Sorge darum, denn er hatte seinen Pudel bei sich, auf dessen Klugheit er sich in jeder Beziehung verlassen konnte. „Geh'," sprach er zum Pudel, „suche das Geld, ich habe den Beutel verloren", und der Hund lief gehorsam zurück; er fand auch den Beutel, nahm ihn ins Maul und kehrte nach seinem Herrn um. Unterwegs aber begegnete ihm ein anderer polnischer Edelmann, welcher mit mehreren seiner Jäger auf der Jagd war. Er bemerkte den Hund mit dem Geldbeutel im Maul, ließ ihn aufhalten, fing ihn und nahm ihn sammt dem Beutel mit nach Hause. Der Herr des Hundes aber hörte Nichts mehr, weder von den 50 Ducaten noch von seinem Hunde. So vergingen drei Vierteljahre. Es kam die Zeit eines neuen Pferdemarktes, und der Edelmann, welcher das vorige Mal die 50 Ducaten geraubt hatte, wollte auch diesmal verschiedene Pferde einkaufen, packte 150 Ducaten in den dem Pudel abgenommenen Beutel und legte ihn kurz vor der Abreise zum Pferdemarkt auf den Tisch. Kaum hatte er sich entfernt, so packte der kluge Pudel den beschwerten Beutel, schlich sich durch Thür und Thor und eilte geraden Weges zu seinem ersten und rechtmäßigen Herrn zurück. Dieser wußte seines Erstaunens kein Ende, als nach 9 Monaten sein Hund wieder erschien und ihm in dem wohlbekannten Beutel nicht 50 Ducaten brachte, sondern das Dreifache davon. Das merkwürdige Erlebniß erzählte er kurz darauf in

einer Gesellschaft bekannter und befreundeter Edelleute. Der Eigenthümer der 150 Ducaten war zufällig auch anwesend, und in der Hoffnung, sein Geld wieder zu erhalten, gab er sich zu erkennen; allein der Herr des Pudels war damit nicht zufrieden; statt die 150 Ducaten zurückzubezahlen, erhob er gegen jenen eine förmliche Klage wegen Straßenraubes, und der Edelmann wurde in der That zu einer schweren Geldbuße verurtheilt.

Türk.

Durch die Stadt Königsberg fließt bekanntlich der Pregel, und an diesem Pregel liegt auf der einen Seite der altstädtische Schlachthof. Aus dem Hofe desselben führt eine mannsdicke Röhre bis in das Wasser hinunter, um Blut und Unreinigkeiten durch dieselbe dahinein abzuleiten. Nun fand sich's, daß oft Morgens in dem Schlachthofe Vieh fehlte. Man glaubte anfangs an einen Irrthum, mußte sich aber sehr bald überzeugen, daß hier ein sehr frecher Diebstahl vorliege. Alle Nachforschungen nach dem Diebe waren aber vergebens. Auf keinen der Nachbarn oder der Knechte ließ sich irgend ein gegründeter Verdacht werfen. Da entschlossen sich denn einige Meister, eine Nacht durch zu wachen. Die erste Hälfte der Nacht ging vorüber, ohne daß sich das Geringste verspüren ließ. Endlich schlug es 12 Uhr, da vernahm man ein Plätschern unten im Flusse. Die Wächter paßten auf, und siehe, stöhnend wand sich mit außerordentlicher Mühe ein Geschöpf aus der dicken Reinigungsröhre herauf. Es war, wie sich's bald zeigte, eine große englische Dogge. Sie kroch langsam und vorsichtig vollends heraus, fing aber bald an zu knurren und zu brummen, da sie die Wächter witterte. Diese jedoch hielten sich stille, und der Hund ging nun nach der einen Seite hin, wo das Fleisch aufgehängt war, riß ein geschlachtetes Kalb von dem Nagel, schob es vor sich her in die Röhre und folgte ihm auf demselben Wege hinunter zum Pregel. Die Aufpassenden schauten nun dem Hunde nach und sahen, wie er, das Kalb im Maul, über den Fluß schwamm und am jenseitigen Ufer hinauf kletterte in den Hof eines Handwerksgenossen. Drüben wohnte der Fleischermeister Schörke, und sein Hof stieß unmittelbar an das Wasser. Am andern Morgen gingen die Vorsteher des Fleischerhandwerks, begleitet von den beiden Meistern, welche die Nacht hindurch gewacht hatten, zum Meister Schörke, theilten ihm mit, was vorgegangen war, und verlangten Entschädigung. Schörke war im höchsten Grade erstaunt, begriff aber die Sache recht wohl, denn er hatte sich schon

verschiedene Male gewundert und nicht begreifen können, woher Morgens die vielen Knochen und abgerissenen Fleischstücke auf seinem Hofe gekommen waren. Sein Kettenhund Türk, der jeden Abend losgelassen wurde, hatte sich also in jeder Nacht drüben eine Mahlzeit geholt. Schörke bezahlte, war aber äußerst erbittert über den Hund und beschloß, ihn erschießen zu lassen. Er bat einen seiner Bekannten, den Hund mit hinauszunehmen und zu tödten. Die Flinte über die Schulter hängend, den armen Türk an einem Stricke mit sich führend, ging Schörke's Freund hinaus, um die traurige Aufgabe zu vollführen, als ihm vor'm Stadtthor einige Polen begegneten. Einer von diesen mochte wohl eine Ahnung haben, was hier vorgehen solle, fragte, was es mit dem Hunde gebe, und bat, ihm denselben zu überlassen, statt ihn zu erschießen. Darauf ging allerdings Schörke's Freund nicht ein. Als ihm aber ein Thaler, zwei und endlich drei Thaler geboten wurden, gab er den Hund hin, kehrte zurück und brachte seinem Freunde, dem Fleischermeister, die Nachricht, Türk werde kein Fleisch mehr stehlen, es sei aus mit ihm Allerdings regte sich nun in dem Herzen des Fleischers das Mitleid. Der Hund war treu, ergeben und zuverlässig gewesen; sein ehemaliger Herr bedauerte es jetzt, daß er das gute Thier habe erschießen lassen, daß er das Haus um den treuen Hüter gebracht; allein es war nun einmal geschehen, und Türk war nicht mehr da.

Es mochte wohl ein Jahr vergangen sein, als Schörke, um Schlachtvieh einzuhandeln, eine Reise nach Polen machte. Vier Stunden jenseit der Grenze, nicht weit vom Städtchen Wissyten, überfiel ihn aber die Nacht. Es war die letzte Februarwoche. Das Wetter war außerordentlich schlecht; es hatte geschneit und geregnet durcheinander. Schörke war bis auf die Haut durchnäßt, müde und matt und kehrte in einem kleinen elenden Wirthshause ein. Fremde fand er daselbst nicht, nur den Wirth und seine Frau. Es war auch ein trauriges, finsteres und unfreundliches Wirthshaus; das Abendessen war dürftig, spärlich und nichts weniger als appetitlich, und als endlich Schörke bat, ihm das Nachtlager anzuweisen, wurde er vom Wirth, der mit einem brennenden Kienspan voranging, eine Leiter hinauf nach einer Bodenkammer geführt. Hier sah es nicht freundlicher aus, als in der Wirthsstube; das Bett war nicht einladend, ein Licht hatte Schörke auch nicht, und die ganze Erleuchtung ging von dem an die Wand gesteckten Kienspan aus. Schörke zündete sich seine Pfeife an, ging mißmuthig in der Kammer auf und ab und konnte sich eines sehr unbehaglichen Gefühles nicht erwehren. Der Wirth hatte auch so verdächtig mit seiner Frau ge-

flüstert und gierige Blicke nach dem Geldgurt geworfen, den der Metzger um den Leib trug. Ueberdies war der Wirth ein stämmiger Geselle mit einem rohen, wilden Ausdruck im Gesicht. Das Wirthshaus war abgelegen und einsam; wer weiß, ob es nicht eine Mörderhöhle war. Schörke untersuchte die Thüre, sie hatte keinen Riegel, und in dem Schlosse fehlte der Schlüssel. Er betrachtet das Bett, er sieht darunter und glaubt Blutspuren zu entdecken; — jetzt wird seine Furcht zur Gewißheit; er will sich durchs Fenster retten, allein dieses ist so eng und klein, daß es unmöglich ist, hindurch zu kommen. Da bleibt ihm denn Nichts übrig, als sich auf seine eigene Kraft und auf sein gutes, scharfes Messer zu verlassen. Er wickelt ein Kopfkissen zusammen, bekleidet es mit der Nachtmütze, legt es in's Bette, bringt das Deckbett etwas in Unordnung, bläst dann den Kienspan aus, so daß die Kammer nur nothdürftig durch den Mond erhellt wird, und stellt sich nun, sein blankes Messer in der Hand, hinter die Thür; so wartet er der Dinge, die kommen werden. Regen und Schnee schlagen wider das kleine Fenster, nur sparsam blickte zuweilen der Mond durch die Wolken herein. Beim geringsten Geräusch, bei jedem Pfeifen des Windes erschrak Schörke, und seine Faust umklammerte krampfhaft das Messer. Es mochte etwa 1 Uhr sein, da vernahm er leises Geräusch auf der Treppe, und einen Augenblick darauf tritt der Wirth, mit einer Flinte bewaffnet, barfuß herein. Leise schleicht er sich nach dem Bette, setzt den Lauf seines Gewehres dem vermeintlichen Gaste an den Kopf, drückt ab, der Schuß fällt; aber in demselben Augenblick springt Schörke hinter der Thür hervor und erfaßt den Mörder. Es war ein heftiger Kampf, ein Kampf auf Tod und Leben, und obwohl Schörke mit seinem Messer bewaffnet war, konnte er doch nicht Herr werden über den kräftigen und sehr gewandten Wirth. Er fühlt, wie allmählich seine Kräfte schwinden, da ruft der Wirth noch um Hülfe. „Huß! Huß!“ schreit er, und bei diesem Rufe springt ein mächtig großer Hund die Thüre herein und mit einem einzigen Satz auf den Fleischer zu, ihn zu Boden zu reißen. Da — was ist das? Das wüthende Thier bleibt stehen, kehrt um, stürzt sich mit lautem Gebell auf den Gastwirth, reißt ihn zu Boden, tritt über ihn hin, und mit feurigen rollenden Augen ihn anstierend öffnet es weit den fürchterlichen Rachen mit den großen Zähnen und heult fürchterlich. Schörke kommt von seinem Schrecken zu sich, und, — wer beschreibt seine Freude? — er erkennt in dem Erlöser, der bestimmt war, ihn zusammen zu reißen, seinen alten guten Türk. So wartet er neben dem Hunde den Morgen ab. Türk hielt den Wirth unter sich fest

und gestattete ihm keinen Versuch zur Flucht, der Fleischer stand mit dem blanken Messer daneben. Endlich graut der Morgen; man hört in der Nähe sprechen. Vorsichtig naht sich Schörke dem Fenster; er sieht Reisende, ruft ihnen zu, sie dringen herein; der Wirth wird geknebelt, an die Obrigkeit abgeliefert und nach einer kurzen Untersuchung hingerichtet. Schörke nahm natürlich seinen Hund wieder mit und hielt ihn mit Sorgfalt, wie er es sicherlich verdiente. Und als der Meister (in den vierziger Jahren) starb, übernahm sein Sohn die Versorgung des alten, jetzt blind gewordenen Türk, der zu Anfang der fünfziger Jahre dann auch seine treue Seele aushauchte.

Minko.

Es mögen ungefähr funfzig Jahre sein, da ging ein Oheim von mir, der nachmalige Frankfurter Schöff und Senator Dr. Carl Diehl, als angehender Student nach Heidelberg, um daselbst Jurisprudenz zu studiren. Da er vorher noch nicht draußen in der Welt gewesen, begleitete ihn sein älterer Bruder Joseph und half ihm, in der Musenstadt am Neckar eine passende Studentenwohnung suchen. Diese war auch sehr bald gefunden. Man war handelseins geworden, nur ein Punkt war noch zu regeln übrig: der junge Student hatte gemeint, sein Hund Minko könne sich recht gut sättigen an dem, was in der Küche abfiele; die Wirthin aber war anderer Ansicht und meinte, das sei nicht der Brauch, sondern die Herren Studenten bezahlten für ihre Hunde ein anständiges Kostgeld. Der verlangte Preis schien jedoch den beiden jungen Leuten viel zu hoch gegriffen, und da er nicht zu ermäßigen war, entschloß sich der ältere Bruder, den Hund wieder mit nach Frankfurt zu nehmen. Morgens früh fuhr er mit einer Landkutsche, in welcher er nebst seines Bruders Minko saß, von Heidelberg ab und war spät am Abend in dem Städtchen Langen, ungefähr drei Stunden von Frankfurt, angekommen. Da wurde abermals gefüttert. Der junge Mann stieg aus, aß Etwas zu Nacht und vergaß darüber, dem Hunde die Aufmerksamkeit zu widmen, die er ihm den Tag über wohl erzeigt hatte. Kurz, als es hieß: „Einsteigen“, war Minko verschwunden. Alles Suchen half Nichts, und endlich mußte der junge Joseph Diehl ohne Hund nach Frankfurt heimfahren. Der Verlust des Hundes machte ihm eine schlaflose Nacht, denn er wußte wohl, wie lieb dieses Thier seinem Bruder gewesen war. Dafür aber hatte eben dieser Bruder einen freudigen Morgen. Er lag noch in seinem Bette und dachte daran, daß er jetzt weg sei vom elterlichen

Hause, daß er Student geworden, aber doch allein und einsam hier lebe und erst Freunde suchen müsse. Da kratzt Etwas an seiner Thüre; er hört ein bekanntes Bellen; erwartungsvoll steht er aus dem Bette auf, öffnet die Thür: da springt sein Minko laut freudig bellend und mit dem Schweif wedelnd an ihm in die Höhe und gibt ihm auf unverkennbare Weise seine Freude zu erkennen, daß er nun wieder bei seinem Herrn ist. Er hatte in der Nacht die funfzehn Stunden Wegs von Langen nach Heidelberg zurückgelegt, einen Weg, den er vorher nie gegangen war, denn hin und her war er in der Kutsche gefahren worden. Es versteht sich von selbst, daß der Studiosus nun seinen Hund nicht mehr von sich ließ und gerne das Kostgeld bezahlte, und hätte er es selbst an einem andern Platze ersparen müssen.

Barri.

Ueber den großen St. Bernhard führt eine viel bereiste Straße von Wallis nach Italien, und hoch oben, von Felsen und Bergen umschlossen, auf welchen der Schnee nie schmilzt, steht die höchste menschliche Wohnung Europa's, das Kloster des heiligen Bernhard. Hier wohnen einige Mönche, die sich's zum Geschäft machen, die Reisenden aufzunehmen, zu bewirthen und ihnen alle Hülfe und allen Beistand angedeihen zu lassen. In den drei Vierteljahren aber, während welcher der Weg über das Gebirge durch Schnee und Schneelawinen, durch Nebel und Ungewitter sehr gefährlich ist, streifen sie auch mit ihren Dienern täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Gefährdete zu retten. Dabei bedienen sie sich großer, ganz besonders abgerichteter Hunde, welche entweder allein ausgehen, oder die Mönche begleiten. Man hängt ihnen ein kleines Fäßchen mit Wein oder Branntwein und ein Körbchen mit Brod an den Hals, aufdaß sie sogleich Etwas mitbringen, einen ermüdeten oder halb verschmachteten Wanderer zu laben und zu erquicken. Diese Hunde haben eine ganz besondere Gewandtheit, Verirrte aufzusuchen. Haben sie einen solchen gefunden, so kehren sie pfeilschnellen Laufes nach dem Kloster zurück und geben hier durch Bellen und Unruhe unverkennbar zu verstehen, daß man mit ihnen gehen solle, und so führen sie die Mönche, immer zurücksehend, ob man ihnen auch folgt, sicher nach der Stelle hin, wo ein Verunglückter zu retten ist.

Der vortrefflichste Hund, welcher je von dem St. Bernhard ausgegangen war, Verunglückte zu retten, war Barri. Zwölf Jahre lang stand er im Dienste der Mönche, und er allein hat mehr als vierzig Personen das Leben

gerettet. Sein Eifer war aber auch außerordentlich. Sobald der Himmel sich mit trüben Wolken überzog, Nebel den Blick in die Ferne verhüllte, die Schneegestöber sich einstellten, ließ er sich nicht mehr im Kloster zurückhalten, und unermüdlich strich er in der Gegend hin und her, bellte laut, um Verirrte auf sich aufmerksam zu machen, und kehrte wieder und immer wieder an die gefährlichsten Stellen hin, um zu sehen, ob nicht hier ein Sinkender noch zu halten, oder ein vom Schnee Verschütteter auszugraben sei. Es war ein starker, kräftiger Hund, der für sich allein gar Manchen aus dem Schnee erlöste. Fühlte er sich aber zu ohnmächtig dazu, so sprang er in gewaltigen Sätzen nach dem Kloster zurück und holte Hülfe. Als er alt und schwach geworden war und seinen Dienst nicht mehr versehen konnte, wurde er von dem Prior des Klosters nach Bern geschickt, wo man ihm das Gnadenbrod gab; und als er gestorben war, wurde er ausgestopft und in dem dortigen Museum aufgestellt.

Gut abgerichtet.

Als in der Schlacht bei Jena am 14. October 1806 die ganze preußische Armee zersprengt war, wurde auch ein junger Cornett mit vier Reitern von der Armee gänzlich abgeschnitten, irrte lange umher, wußte sich nirgends zurecht zu finden, kam endlich in ein Dorf und stieg vor dem Pfarrhaus, als dem ansehnlichsten Gebäude, ab. Als königlicher Offizier war er der Meinung, welche damals noch Viele seines Standes mit ihm theilten, der rechte Soldat offenbare sich durch Schelten und Toben, oder durch Mißhandlung der Bürger. Es war Abend, die Thüre des Pfarrhauses war verschlossen; der junge Held schlug mit dem Griff seines Säbels gewaltig wider die Thür und schrie mit tobender Stimme hinein: „Aufgemacht, oder ich haue die Thür in Stücke!“ Der Pfarrer öffnete sein Fenster und fragte in ruhigem Tone: „Wer ist da?“ — „Herr! auf der Stelle aufgemacht, oder ich schlage euch die Fenster ein,“ schrie der junge Mann drohend, während seine Begleiter hinter ihm sich ruhig verhielten. Ein Knecht öffnete von innen die Thür; der 18jährige Held bewies nun in jeder Weise, daß er nicht auf den Namen eines gebildeten Offiziers Anspruch machen konnte. Das empörte Peter, den Knecht, denn sein Herr war freundlich und liebreich gegen Jedermann, gastfrei gegen arme Handwerksbursche, dienstwillig gegen Jeden und hatte gewiß nicht verdient, von einem jungen Menschen in solcher

Weise behandelt zu werden. Peter beschloß also, dem jungen Helden eine kleine Lehre mit auf den Weg zu geben. Der Pfarrer war ein großer Freund von Hunden und hatte schon vor langer Zeit von einem zum Regimente zurückkehrenden Werbe-Offizier eine außerordentlich große Dogge gekauft, welche dazu abgerichtet worden war, die angeworbenen Rekruten, wenn sie über Land gebracht wurden, zu bewachen. Sein Herr hatte ihm nur den Rekruten zu zeigen und zu sagen: „Sultan, ein Rekrut", — dann war er sicher, daß der Bursche nicht entlief; namentlich konnte Jemand, der dem Hunde als Rekrut bezeichnet worden war, unmöglich aus einem Zimmer kommen. Nahte er sich der Thür, so zog ihn Sultan beim Rockschoß, zuerst sanft und dann nachdrücklicher zurück; wollte er aber Gewalt brauchen, so warf ihn der Hund zu Boden, trat ihm auf die Brust und rief durch lautes Heulen seinen Herrn herbei. So mußte gar mancher Rekrut, der durchgehen wollte, liegen bleiben, bis der Offizier zurückkam und ihm durch die Worte: „Laß passiren!" die Freiheit gab. — Auf dem Hofe stand der Pfarrer bei den vier Reitern, unterhielt sich mit ihnen und hörte, wie es denn zugegangen, daß die Schlacht in so kläglicher Weise verloren worden. Oben im Zimmer lag der Cornett auf dem Sopha und wartete, bis die Pferde vorgeführt wären; hinter dem Ofen aber lag ganz ruhig Sultan. Da naht sich Peter, deutet auf den Cornett, ohne daß dieser es merkte, und sprach leise: „Sultan, ein Rekrut". Darauf ging er still hinaus. Sultan aber stand bedächtig auf, streckte und dehnte sich einigemal und faßte dann Posto vor seinem Schützling. Jetzt rief einer der Reiter vom Hofe: „Herr Cornett, die Pferde sind gesattelt!" „Gleich," antwortete dieser, griff nach Hut und Stock, (denn damals trugen die Offiziere in der preußischen Armee noch einen Stock), zog seine Handschuhe an und wollte eben die Thür hinaustreten, als sich Sultan gewaltig zwischen ihn und die Thüre schob und ihn sehr unsanft zurückwarf. Der Cornett erschrak, griff nach seinem Säbel, doch kaum hatte Sultan diese drohende Bewegung bemerkt, als er in die Höhe sprang, den Cornett rückwärts zu Boden stürzte, auf ihn trat und mit fürchterlicher Stimme zu heulen begann. Jetzt rief es abermals: „Herr Cornett, wollen Sie nicht mit? Wir sind hier nicht sicher!" Da schallte die Stimme des Helden aus dem Pfarrzimmer heraus: „So helft mir doch um Gottes willen!" Darauf hin trat der Pfarrer nebst zweien der Reiter in die Stube, und siehe da, alle Drei lachten laut auf, als sie sahen, wie zahm und bescheiden der Cornett, welcher noch vor wenig Augenblicken so barsch und hochmüthig war, unter dem Hunde lag. „Was haben Sie denn mit dem Hunde?"

fragte der eine der Reiter. „Ach, um Gotteswillen, ich weiß es nicht," antwortete der Offizier leichenblaß und an allen Gliedern zitternd. Der Pfarrer merkte, was vorgegangen war, denn es war nicht das erste Mal, daß Peter Jemand einen solchen Streich spielte; allein Sultan verrichtete sein Amt so gut und so treulich, daß er keinen Gegenbefehl von anders Jemandem annahm, und nur den Befehl vollführte, welcher von derselben Person kam, die ihm den ersten gegeben. Also mußte der Cornett geduldig liegen bleiben, bis der Pfarrer seinen Knecht geholt hatte und dieser, im Beisein der vier Reiter, durch ein: „Laß passiren!" den geängsteten Gefangenen befreite, der darauf vom Pfarrer sehr höflichen Abschied nahm und sich so schnell als möglich entfernte.

Kundschaft.

Ein Freund des berühmten Wundarztes Morand in Paris hatte einen Hund, der ihm außerordentlich lieb und werth war. Leider aber hatte der Hund das Unglück, ein Bein zu brechen, und als Morand seinen Freund besuchte und von diesem hörte, wie er über das Unglück seines treuen Hundes klagte, sagte er, schicke mir das Thier nach Haus, ich hoffe, daß ich den Beinbruch wieder heilen kann. Es geschah, wie der Arzt gesagt hatte, und nach wenig Wochen konnte der Hund wieder fröhlich hinaus springen und kam frisch und gesund bei seinem Herrn an. Nach einigen Tagen saß Morand in seinem Studirzimmer und arbeitete an seinem Schreibtische; da kratzte und scharrte Etwas an der Thüre. Der Wundarzt steht auf und sieht denselben Hund, welchen er kürzlich geheilt hatte, hereintreten; aber hinter ihm kommt ein anderer, zweiter Hund, schnappend, sich mühsam auf drei Beinen haltend und das eine gebrochen nachschleifend. Der geheilte Hund hatte den unglücklichen Kameraden gefunden und hatte ihn mit zum Arzt geführt, auf daß er auch geheilt werde. Wedelnd und schmeichelnd sprang er an dem Helfer in die Höhe und suchte auszudrücken, was er wünsche und verlange. Lächelnd sprach Morand: „Diesmal will ich deinen Wunsch erfüllen, aber für die Zukunft verbitte ich mir dergleichen Kunden." Und er heilte auch den zweiten Hund.

Ein pfiffiger Hund.

In einem Gasthause trafen sich allabendlich viele Bürger der Nachbarschaft, um ein Gläschen Wein zu trinken; fast jeder brachte einen Hund mit.

Es war Winter, kalt, fror draußen auf der Straße, und wie sich die Gäste wohl fühlten in dem behaglichen Zimmer, so legten sich auch die Hunde alle zusammen um den warmen Ofen. Einer jedoch hatte das Unglück, gewöhnlich keinen Platz mehr zu finden, oder sehr weit entfernt von dem Ofen liegen zu müssen, weil sein Herr erst sehr spät in das Weinhaus kam. Verschiedene Male hatte es der Hund versucht, sich zwischen seinen Kameraden durchzudrängen, sich zwischen sie niederzulegen, war aber jedesmal bissig und schnauzend zurückgewiesen worden. Eines Abends ging er auch wieder von einer Seite zur andern und versuchte durchzudringen; als aber Alles Nichts half, sprang er plötzlich, als einer der Kellner ins Zimmer trat, die Thür hinaus, und einen Augenblick darauf hörte man ihn an der Hausthür aus Leibeskräften mit großer Heftigkeit bellen. In demselben Augenblick sprangen auch sogleich alle Hunde auf die Beine und stürzten die Thür hinaus: sie wollten sehen, was draußen vorging. Es war aber gar Nichts vorgegangen, und kaum waren sie draußen im Hausflur angekommen, als jener erste Hund die Thür herein glitt und sich den besten Platz in der nächsten Nähe des Ofens aussuchte. Nachdem seine getäuschten Kameraden vergeblich nach der Ursache des Lärms geforscht hatten, kamen sie auch zurück, fanden aber bereits den besten Platz besetzt. Und dasselbe Kunststück wiederholte jener Hund im Laufe des Winters noch mehr als einmal.

Hundestreue.

Zur Zeit des Directoriums in Frankreich, also während der ersten französischen Revolution, wurde eine hochstehende und allgemein geachtete Magistratsperson von den Männern der Schreckens-Regierung zum Tode verurtheilt. Die ganze Familie zerstreute sich, und der ehrwürdige Beamte hatte Niemand, der sich seiner angenommen hätte; denn wer in damaliger Zeit sich eines Verurtheilten erbarmt haben würde, wäre auch dem sicheren Tode entgegen gegangen. Nur Einer war es, der treu zu ihm hielt, und das war sein Pudel, den er seit zwölf Jahren als zuverlässigen Freund kennen gelernt hatte. Er begleitete seinen Herrn an die Pforte des Gefängnisses, und da man ihn nicht einließ, harrte er bis zum folgenden Tag. Endlich wurde er vom Hunger hinweg getrieben; aber kaum hatte er irgendwo Etwas gefressen, als er zurück kehrte und abermals winselnd an der Kerkerthür harrte, um zu seinem Herrn zu gelangen. Keine Zurückweisung schreckte ihn; Schläge hielten ihn nicht ab; täglich kam er wieder, bis endlich der

Gefängnißwärter, von der unwandelbaren Treue des Thieres gerührt, ihm den Eingang gestattete. Die Freude des Hundes, seinen Herrn wieder zu sehen, war grenzenlos; er leckte fortwährend Hände und Gesicht und konnte sich nicht von ihm trennen. Endlich aber mußte er mit Gewalt wieder hinaus gebracht werden, denn der Kerkermeister durfte es nicht wagen, irgend Jemand zu einem Gefangenen zu lassen, und wäre es auch nur ein Hund gewesen. Aber jeden Morgen kehrte der Pudel zurück, und jeden Morgen wurde ihm auf einige Stunden der Eintritt gestattet. So kam der Tag der Entscheidung näher. Das Gericht versammelte sich; es galt, das Urtheil über den Angeklagten zu sprechen. Die Menge drängte sich um den Gerichtssaal, und der Pudel kroch mitten hindurch und legte sich zu den Füßen seines unglücklichen Herrn. Das Todesurtheil wurde gesprochen, und die Stunde der Hinrichtung kam. Zitternd trat der ehrwürdige Greis mit seinem wenigen silberweißen Haare aus dem Gefängniß heraus, sein treuer Hund empfängt ihn schon an der Schwelle, die ganze Nacht war er nicht von der Thüre des Gefängnisses gewichen; jetzt verließ er den Herrn nicht mehr, er ging nicht von seiner Seite; auch von dem Leichnam weicht er nicht, und als der Todte verscharrt ist, legt sich der Hund auf's Grab und ist trotz aller Bemühungen milder Seelen nicht zu vermögen, von diesem Platze wegzugehen. Da liegt er einen Tag und zwei Nächte; endlich gelingt es einem Bekannten seines todten Herrn, ihn mit nach Haus zu nehmen und ihn zu füttern. Anfangs wollte er durchaus keine Nahrung zu sich nehmen, endlich bezwang ihn aber der Hunger. Noch drei Monate bringt der Pudel in der Weise hin, daß er jeden Tag bei seinem Gönner sich einfindet, um seinen Hunger zu stillen, und dann sogleich auf das Grab seines Herrn zurückkehrt, das er vierundzwanzig Stunden nicht verläßt. Aber täglich wird er trauriger, täglich magerer, und man sieht deutlich, wie er allmählich dahin schwindet. Sein Beschützer versucht nun, ihn mit Gewalt zu retten; er bindet ihn fest; aber der treue Hund zerreißt das Seil, das ihn gefesselt hält, kehrt auf das Grab seines Herrn zurück und verläßt dieses nun gar nicht mehr. Da geht Jener, welcher ihn bisher gefüttert; auf den Friedhof und bringt dem Hunde sein Futter dorthin; aber der Pudel weigert sich standhaft, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Mit den Füßen versucht er, die Erde aufzuscharren, welche ihn von dem geliebten Todten trennt; allein seine Kräfte waren bereits zu schwach und bald verschied er auf dem Grabe seines Herrn.

Muttersorge.

Eine Dame hatte einen Hund, der während eines kalten Winters Junge bekam. Die Thiere lagen sämmtlich in dem Zimmer allein. Das Feuer war ausgegangen, und namentlich der Boden des Zimmers wurde nach und nach kalt. Die Hundemutter trug nun ihre Jungen zunächst unter den Ofen, allein bald war es auch nach ihrem Dafürhalten hier für die Kleinen zu frostig; sie öffnete deshalb mit ihren Pfoten die Ofenthür, kehrte, obwohl sie sich dabei jedenfalls verbrannte, die heiße Asche und die wenigen glühenden Kohlen ganz auf die Seite in die Ecke des Ofens und putzte den Platz in der Mitte vollständig staubrein, dann faßte sie ein Junges nach dem andern und legte es in den Ofen an die warme Stelle, damit es nicht mehr fror.

Was Mutterliebe zu leisten vermag.

Ein Schäfer in Waltershausen ging im Frühjahr auf das Eichsfeld, um theils für sich, theils für einige Metzger in Waltershausen Hämmel einzukaufen. Da trifft es sich, daß seine Hündin 18 Meilen vom Wohnort des Schäfers entfernt sieben Junge bekommt. Es that ihm recht leid, das Thier verlassen zu müssen; allein er wußte doch nicht, wie er die sieben Kleinen nach Haus bringen sollte, und ließ also Mutter und Kinder im Stiche. Anderthalb Tage war er zu Haus, da findet er eines Morgens, als er aufsteht, die Hündin vor seiner Thür liegen und alle sieben Junge bei ihr; sie säugte eines nach dem andern. Es ist ihm unbegreiflich, wie sie ihre Kleinen den weiten Weg nach Haus gebracht habe. Er zieht Erkundigungen von den zwischen liegenden Ortschaften ein und hört, daß die Mutter alle ihre Kinder, eins nach dem andern, stationsweise getragen. Sie packte das erste auf, trug es einige Stunden weit, legte es auf den Weg, dann holte sie das zweite und so fort bis zum letzten. Nachdem sie Alle wieder gesäugt hatte, ergriff sie das erste und trug es abermals eine Strecke voran, und so brachte sie nach und nach alle sieben Junge die 36 Stunden weit nach Waltershausen; hatte aber allerdings den Weg vielfach zurücklegen müssen, um das fertig zu bringen.

Mehr als Instinkt.

Ein Jäger hatte einen Hasen angeschossen, der jedoch immer noch im Stande war, sich mit ziemlicher Schnelligkeit voran zu schleppen. In der

Nähe eines großen Hofes, dessen Thor jedoch verschlossen war, verschwand der Hase, und der Jäger konnte ihn durchaus nicht wieder auffinden. Ein alter Spürhund aber roch heraus, daß der Hase durch ein kleines Loch am Fuße der Mauer in den Hof gekrochen war; allein das Loch war zu klein, der Hund konnte nicht ebenfalls hindurch kriechen. Da nahm er seinen Anlauf, sprang über die Mauer, fing richtig den Hasen und brachte ihn zur Mauer zurück. Nun versuchte er wiederholt, mit seiner Last im Munde darüber zu springen, allein alle Mühe war vergeblich; die Last war zu schwer, als daß der hohe Sprung hätte gelingen können. Da faßte er den Hasen, den er todt gebissen hatte, schob ihn zur Hälfte durch das Loch am Fuße der Mauer, sprang hinüber, packte das todte Thier nun von vorn und brachte es so seinem Herrn.

Der gelehrte Hund.

Vor einigen Jahren war zur Meßzeit ein Oesterreicher in Frankfurt a. M., welcher einige Hunde sehen ließ, die durch ihre Gelehrigkeit alle Zuschauer in Erstaunen setzten. Es wurden ihnen z. B. hundert Täfelchen von der Größe einer gewöhnlichen Spielkarte vorgelegt, und auf diesen Täfelchen standen in dicken, leicht kenntlichen Zügen die Ziffern von 1 bis 100. Fragte nun der Herr: wieviel ist 24 und 6, so suchte der Hund unter den Täfelchen dasjenige heraus, welches die Ziffer 30 trug. Zähle dazu noch 5, — der Hund brachte 35; und noch sieben, — der Hund brachte 42. Ziehe wieder 4 ab und noch einmal 3 und noch 2 u. s. w., — jedesmal brachte der Hund die richtige Ziffer. Auch kleine leichte Multiplicationen und Divisionen wurden ihm aufgegeben. Wieviel ist 4 mal 5; wieviel die Hälfte von 6, 8, oder ein $^1/_4$ von 12.

In gleicher Weise wurden ihm Täfelchen mit den 25 Buchstaben des Alphabets vorgelegt. Der Herr befahl: Schreibe deinen Namen! Und der Hund trug die Täfelchen zusammen, welche die Buchstaben enthielten: Sch, n, a, p, s, e, r, l. Dann befahl er: Schreibe Wien! schreibe Brod! schreibe Milch und dergleichen, und jedesmal brachte der Hund in der richtigen Reihenfolge die nöthigen Buchstaben des Wortes zusammen.

Ein anderer Künstler aus der vierbeinigen Gesellschaft spielte auch ein kleines Stückchen auf dem Clavier; doch war dies ohne Zweifel der schwächste Theil der Kunstleistung. Auch die Lösung solcher Aufgaben: „Bringe den Anfangsbuchstaben des Wortes Fleisch! Bringe den letzten Buchstaben des Wortes Brod!“ rc. gelang jedesmal.

Ueberlegung.

Zwei Jäger hatten auf der Entenjagd einen kleinen neufundländer Hund bei sich. Als sie nun an einem schilfbewachsenen Ufer angekommen waren, legten sie ihre Hüte und die Jagdtaschen ab und gingen vorsichtig und leise nach dem Wasser zu. Es blies aber ein eisig-kalter Wind; sie waren schnell gegangen, es war ihnen heiß geworden, und sie froren an den Köpfen. Da schickte der Eine seinen Hund fort und befahl ihm, die beiden Hüte zu holen. Das Hündchen machte verschiedene Versuche, beide Hüte zusammen zu packen und mit einem Gang dem Jäger zu bringen; allein es war ganz unmöglich, damit fertig zu werden, der Hund war viel zu klein, als daß er beide Hüte neben einander an den Rändern hätte packen und mit dem Maule fort tragen können. Auf einmal stellte er den großen Hut umgekehrt auf den Boden, faßte den kleineren, setzte ihn in jenen hinein, drückte ihn mit dem einen Fuße nieder, ergriff sodann den doppelten Rand mit seinen Zähnen und brachte so beide Hüte zusammen seinem Herrn.

Der Retter.

Der spanische Obristlieutnant Kaspar von Brandenburg, ein geborener Schweizer, reiste mit seinem Bedienten über den Gotthardsberg in das Liviner Thal. Plötzlich rauschte es über ihnen, eine Schneelawine stürzte vom Gipfel des Berges herunter, begrub Herr und Diener, und nur der kleine Hund, der eine bedeutende Strecke zurückgeblieben war, entging dem Tode. Er lief, als er seinen Herrn verschwinden sah, auf dem plötzlich entstandenen Schneeberge hin und her und fing mit seinen Pfötchen an, den Schnee weg zu kratzen; allein das war natürlich vergebliche Mühe, und als der Hund das erkannt hatte, lief er zurück nach dem Kloster auf dem Gotthard, in welchem sein Herr die letzte Nacht geherbergt hatte. Mit auffallender Freundlichkeit sprang er um die Mönche herum, faßte sie am Kleid, lief nach der Thür, kehrte zurück und suchte auf jede Weise den Mönchen verständlich zu machen, daß sie mit ihm gehen sollten. Allein man hatte zu wenig Acht auf ihn; die Mönche hatten gerade Anderes im Kopfe; es waren auch wieder fremde vornehme Gäste gekommen, sonst würde es ihnen wohl aufgefallen sein, woher der kleine Hund, den sie doch vom vorigen Tag noch kennen mußten, ohne seinen Herrn kam. Einen ganzen Tag lang bemühte sich das arme Thier vergeblich, die Mönche seinen Bitten geneigt zu machen. Endlich, am

folgenden Morgen, fiel ihnen das Benehmen des Hundes doch sehr auf; sie machten Anstalt, mit ihm zu gehen, und als er das bemerkte, sprang er, freudig bellend, so schnell als es seine Kräfte erlaubten, voraus. Nun merkte man erst, daß man den Hund richtig verstanden hatte. Schnell wurden die nöthigen Schippen, Schaufeln, Hacken und Seile zusammen gesucht, und man machte sich auf den Weg. Es war eine lange und mühselige Arbeit. Aber endlich wurden durch die Treue des Hundes, welcher die Mönche sicher an den Platz gebracht hatte, wo sein Herr vergraben war, die beiden Verschütteten nach 36 langen, schrecklichen Stunden unter dem Schnee hervorgeschaufelt. Sie hatten das Bellen des Hundes sogleich nach dem Unglück deutlich gehört, auch daß er im Schnee gescharrt; sie hatten aber auch vernommen, wie es still geworden war, und anderthalb Tage lang hatte kein Laut ihr Ohr berührt.

Kaspar von Brandenburg ist in der Oswaldkirche zu Zug begraben; dort kann man auch heute noch sein Denkmal sehen. Zu den Füßen des gerüsteten Helden liegt sein treuer Hund.

Vom Hunde.

Es gibt wohl wenige Menschen, die nicht einen treuen Hund gehabt oder Züge seiner Klugheit und Anhänglichkeit zu erzählen wüßten; nicht wenige auch, welche all' ihre Liebe auf diesen treuen Gefährten in Freud und Leid übergetragen, wenn sie, von dem Stolz und der Habsucht ihrer Mitbrüder gekränkt und betrogen, keinen Freund fanden, als ihren Hund, der mit stets gleicher Zuneigung ihnen ergeben blieb. Oft ist er dem Kinde ein treuerer Hüter als der bezahlte Miethling, und Beispiele, wo er Wächter und Vertheidiger des Eigenthums seines Herrn war, sind zahllos.

Wunderbare Geschichten weiß man von dem scharfen Geruch dieser Thiere. Robert Bayle spricht von einem Hunde, welcher der Spur eines Dieners viele Meile weit auf einer Landstraße, bis nach dem Hause auf dem Marktplatz einer großen Stadt, in welchem er wohnte, gefolgt war. Durch solchen Instinkt ist auch der Herzog von Mon-Mouth, der sich nach der Schlacht von Sedge-Moor in einem Graben versteckt hatte, entdeckt worden.

Nach dem Beispiele der Römer, welche Hunde bei ihren Heeren gebraucht hatten, schickte auch die Königin Elisabeth von England 600 solcher Thiere mit Essex' Armee nach Irland. Ebenso benutzten sie die Spanier bei Bekämpfung der Indianer zur Zeit der Entdeckung Amerika's. Im Jahre 1775 war man im Begriff, sie gegen die Maronneger zu verwenden, als

diese, durch Spione von ihrer Annäherung in Kenntniß gesetzt, sich auf Gnade und Ungnade ergaben und dies Zufluchtsmittel unnöthig machten.

In Persien bedient man sich der Hunde als Henker, indem die zum Tode bestimmten Verbrecher von ihnen in Stücke zerrissen werden.

Mehr als alle andern ihres Geschlechts tragen die sibirischen Hunde jene demüthige Eigenschaft in sich, die man gar oft im verächtlichen Sinne manchem Menschen vorwirft; sie kehren nämlich jeden Winter, trotz der Grausamkeit, mit der sie behandelt werden, freiwillig aus der Freiheit, die ihnen für den Sommer geschenkt war, zurück, um auf's Neue die Schlitten zu ziehen.

In wildem Zustande ordnen sie sich selbst in Schaaren und jagen Eber und Büffel und manchmal selbst Tiger und Löwen. Zur Zeit Heinrich VII. griff ein Hund einen Löwen an und wurde ob dieser Vermessenheit vom Könige zum Strange verurtheilt. Oberst Hamilton war Augenzeuge, wie ein Bullenbeißer einen Auerochsen an der Nase packte und ihn so lange festhielt, bis er erstickt war. Sogar der watschelige Dachshund läßt sich mit Thieren, die zwanzigmal so groß wie er sind, in einen Kampf ein und stirbt, ohne zu ächzen.

Wie sich Hunde erziehen.

Je nach den Umständen bildet sich die Gewandtheit des Hundes von selbst aus. In Aegypten hat ihn die Furcht, einem hungrigen Krokodil in den Rachen zu fallen, gewöhnt, im schnellsten Laufe längs dem Ufer des Nils hin zu trinken, und in Neu-Orleans bellt er, die Aufmerksamkeit des Alligators zu erregen, und sobald er ihn dadurch an einen gewissen Ort gelockt hat, läuft er eiligst davon und durchschwimmt den Strom an einem entfernten Punkte. Ein Esquimaux-Hund, der in diese Gegend gebracht worden war, hatte die Gewohnheit, Futter um sich her auszubreiten und sich schlafend zu stellen, um Geflügel und Ratten anzulocken, welche er dann seinem Proviante hinzufügte.

Manchmal gehen auch diese klugen Thiere gemeinschaftlich mit einem Freunde auf Unternehmungen aus. So waren einmal zwei Hunde, welche heimlich auf die Jagd gingen; der eine jagte den Hasen auf, und der andere, welcher hinter einer Hecke versteckt lauerte, stürzte sich auf den Flüchtigen. Ein andermal sah man einen Hühnerhund und ein Windspiel ebenfalls auf eigne Faust dem Waidmannshandwerke obliegen. Der Hühner-

hund spürte das Wild auf, und das Windspiel benutzte seine Schnelligkeit, um es zu fangen. Da man auf den Hühnerhund Verdacht bekam, wurde ihm eine Kette umgehängt, die seine Bewegungen hindern sollte; aber bald bemerkte man, daß er nach wie vor dem Windspiel als Spürhund und Treiber zugleich nützte; das letztere trug nämlich dessen Kette so lange im Maule, bis die Reihe der Jagd an es kam.

In seiner Heimath wird der Neufundländer Hund zum Tragen großer Lasten Holz und Lebensmittel benutzt und ist darauf abgerichtet, verunglückte Menschen aus dem Wasser zu retten. Besonders ist es seltsam, wie der Hund oft in die Gedanken und Absichten des Menschen einzugehen versteht und die Antipathien seines Herrn theilt.

Der Hund eines Schmugglers wittert auf weit hin den Zollbeamten, der auf ihn oder seinen Herrn lauert, und oft greift er ihn an, oft manövrirt er auch mit außerordentlicher Geschicklichkeit, um dessen Beobachtung zu entgehen. Hat er seinen Bestimmungsort erreicht, so zeigt er sich gewiß nicht eher, als bis er sich versichert, daß die Luft rein sei; man schreibt ihm überhaupt große Talente als Schmuggler zu.

Zur Charakteristik des Hundes.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehört es, wenn ein Hund, seine eigne Furcht vor dem Feuer bewältigend, seinen Herrn oder dessen Eigenthum aus dem Feuer zu retten sucht.

Vor Kurzem kam es vor, daß ein Stall in Brand gerieth, und die darin befindlichen Thiere waren, wie das gewöhnlich der Fall ist, so erschreckt, verblüfft, oder in Furcht, daß sie sich nicht von der Stelle rührten. Da sprang der Haushund hinein und brachte durch Bellen und Beißen zweimal nacheinander einen Theil von ihnen heraus, wie er aber zum dritten Male zurückkehrte, um die wenigen Uebrigen zu retten, waren sie bereits in den Flammen umgekommen. Im Jahre 1835 gab ein Bewohner von Libourne in Frankreich einen alten Anzug weg, damit er verbrannt wurde. Sein Hund glaubte, es sei seinem Herrn selbst ein Leid geschehen und versuchte wiederholt, die Kleider aus dem Feuer wegzureißen, und wollte nicht eher ablassen, als bis der, welchen er in Gefahr wähnte, ihm rief.

Oft sind durch den Scharfsinn, das Gedächtniß und den entschlossenen Muth der Hunde Diebe und Mörder ihrer gerechten Strafe überliefert worden, und manche Mordthat durch ein treues Thier, das die Absicht

des Mörders zu errathen schien, und seine ganze Kraft aufbot, sie zu vereiteln, verhindert worden. Als sichern Wächter des Eigenthums seines Herrn kennen wir ihn Alle, und daß er auch oft das gestohlene Gut wieder aufzufinden weiß, ist nichts Seltenes; allein daß er auch als Bettler eine große Gewandtheit besitzt, darüber staunen wir wohl ein wenig. Ja, ja, ein Hund, der lange einen Blinden begleitete und mit schönen Männchen den Vorübergehenden einen zinnernen Teller zur milden Gabe hinhielt, fuhr auf eigne Rechnung mit diesem Geschäfte fort, als sein Herr schon längst keines Mitleids mehr bedurfte, und wenn scherzend Jemand einen Pfennig auf den Teller warf, lief er eiligst zu einem Bäckerladen und kaufte sich einen Weck.

Ein aufmerksamer Bullenbeißer.

Eine englische Dame in Bath wollte eilig eine Bekannte besuchen und fand plötzlich den Weg von einem völlig fremden, mächtig großen Bullenbeißer verstellt, und wie sie ihm auch auszuweichen suchte, er wußte stets durch eine geschickte Schwenkung sie am Vorbeigehen zu hindern; endlich wollte sie erschrocken umkehren, und erblickte wenige Schritte hinter sich — ihren Shawl, welchen sie verloren hatte. Sobald sie ihn aufgehoben, trat Monsieur Bullenbeißer galant auf die Seite und ließ sie ungehindert weiter.

Der weiße Pommer.

Ein blinder Clarinettspieler in Paris wird von seinem Hunde, einem weißen Pommer, täglich vom Carrousselplatze durch die Pforten der Tuilerien über den Pont royal in die Rue du Bac und weiter in das Faubourg St.-Germain hineingeführt. Ein Kind, ja selbst ein Erwachsener könnte den Augenlosen nicht besser führen als der Pommer. In Verbindung mit seinem Herrn durch eine Schnur, deren Ende dieser in der Hand hält, geht er demselben nach Bedarf bald voran, bald links, bald rechts zur Seite und warnt ihn vor jeder drohenden Gefahr, sei es, daß er lediglich dem Triebe der Selbsterhaltung folgt, sei es aus Rücksicht auf seinen Herrn. Neulich sah ich, wie er seinen Herrn mit größter Umsicht durch die Pforte der Tuilerien, die Straße kreuzend, nach dem erhöhten Trottoir des auf dem rechten Ufer der Seine befindlichen Quais führte. An den Stiegen des Trottoirs angelangt, drängte er sich eng an das Schienbein des Blinden und stand stille, um ihn zu bedeuten, er solle den Fuß nun höher aufheben, um die Stufen hinanzusteigen. Der Blinde gehorchte, suchte mit

seinem Stabe die erste Stufe und setzte seinen Fuß unverzagt darauf. Auf dem Trottoir angelangt, führte ihn der Hund möglichst dicht an die Brustwehr des Quais. Ebenso verfuhr er auf dem Pont royal, mit dem Unterschiede, daß er hier seinem Herrn zweimal von der Brustwehr ablenkte, weil sich an derselben spielende Knaben befanden. Am jenseitigen linken Ende der Brücke angelangt, warnte er abermals dadurch seinen Herrn, daß er ihm, so zu sagen, in die Beine fiel und stille stand. Der Blinde tastete nach der Brustwehr der Brücke und seine Hand fiel auf das letzte von den dort zum Verkauf aufgestellten Büchern. „Oui, c'est cela," sagte er, „tu a raison; descendons." Hierauf führte ihn der Hund bis an den Rand des Trottoirs, wo er wieder stille stand, bis der Clarinettspieler die erste Stiege mit dem Stabe berührt hatte. Darauf durchschnitten Beide den Quai des linken Seineufers und befanden sich alsbald in aller Sicherheit auf dem Trottoir der Rue du Bac.

Vom nahen Tode gerettet.

In einem Hause auf dem Ballplatze in Mainz miethete im October 1871 ein einzelner Herr ein möblirtes Zimmer. Ein prachtvoller Neufundländer, der treue Gefährte dieses Herrn, befand sich, wenn derselbe zu Hause war, stets im Zimmer. An einem Samstag gegen Abend erwartete der betreffende Herr einen Freund in seiner Wohnung; er zündete, da es schon dunkel war, die Lampe an, schraubte den Docht herunter und legte sich auf's Kanapee, um auszuruhen und zu warten, bis sein Freund käme. Letzterer blieb außergewöhnlich lange aus, und so schlief der auf dem Sopha Liegende ein. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde gelegen haben, als der auf dem Boden vor dem Sopha ruhende Hund plötzlich unruhig wurde, auf seinen Herrn sprang, diesen an den Kleidern packte und ihn mit der größten Mühe aus einem todtähnlichen Schlafe erweckte. Kaum konnte der Herr athmen und seiner Stimme mächtig werden, so dicht war der Rauch im Zimmer, und er wankte der Thür zu, um frische Luft einströmen zu lassen. Eine Viertelstunde später, und er wäre verloren gewesen. Ein dichter Qualm im Zimmer war dadurch entstanden, daß die Camphin- oder Erdöl-Lampe zu klein heruntergeschraubt war. Dadurch rußte die Lampe, und zwar so stark, daß, als der Herr eingeschlafen war, er dem Erstickungstode nur durch die Treue seines Hundes, der ihn an der Brust gepackt und tüchtig geschüttelt hatte, entrissen wurde.

Originelle Dressur.

Zu Anfang des Jahres 1869 führte in Prag ein Mädchen einen Hund mit sich herum, welcher förmlich zum Stehlen abgerichtet war. Gewöhnlich hielt sich das Mädchen von dem Hunde in ziemlicher Ferne, und dieser sprang, sobald er bei dem Laden der Metzger vorüberkam, mit einem gewaltigen Satze ins Innere des Gewölbes und zog ganze Stränge von Würsten herab, mit denen er sich schleunigst davon machte. In der Regel waren die im Gewölbe zumeist beschäftigten Verkäufer über den kecken Eindringling so verdutzt, daß sie erst nacheilten, als der Hund bereits verschwunden war. Das Mädchen lauerte gewöhnlich in einem Nachbarhause auf den Dieb und nahm ihm die Beute ab. Kürzlich mißrieth ihr jedoch der Gaunerstreich. Der Hund war zwar auch diesmal beim Apportiren eben so flink wie immer, nicht so das Mädchen, welches, als es die Würste in einem Hause der Altstadt wie gewöhnlich dem Hunde abnehmen wollte, ertappt wurde, was denn auch zu ihrer Verhaftung führte.

Der Hund des Wilddiebes.

Eine im November 1865 stattgefundene Gerichtsverhandlung hat Kunde von der Klugheit, Gelehrigkeit und Treue eines Hundes geliefert, die Alles übertrifft, was bisher von jenen Eigenschaften des besten Freundes der Menschen unter den Thieren bekannt geworden ist. In der Nähe von Shropshire trieb ein Wilddieb sein Wesen, der seinen Hund derart abgerichtet hatte, daß es lediglich einer nur dem Manne und dem Thiere bekannten Nüance in dem Tone der Anlockung bedurfte, daß der Hund, statt heranzukommen, fortrannte. Kürzlich wurde der Wilddieb abgefaßt und vor Gericht gestellt. Er leugnete gejagt zu haben. Sein Hund war mit ihm festgenommen und vor den Richter geführt worden, um gleichsam als Belastungszeuge zu dienen. Der Wilddieb behauptete, es sei nicht sein Hund. „Rufen Sie ihn", sagte der Richter, „dann wird es sich gleich zeigen, daß Sie leugnen!" Der Wilddieb pfiff; kaum hatte der Hund, der auch gegen seinen Herrn ganz fremd that, dies gehört, als er, statt heranzukommen, Reißaus nach der Thüre des Gerichtshofes nahm und, ohne sich nur umzusehen, entsprang. Auf diese Weise wurde er zum Entlastungszeugen, und der Wilddieb freigesprochen.

Treue eines Hundes.

Nach der Schlacht von Barossa mußten die Verwundeten beider Nationen (Franzosen und Engländer) aus Mangel an Fuhrwerken die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages auf der Wahlstatt liegen bleiben. Der französische Divisions-General Rousseau lag unter ihnen. Sein Hund, ein weißer Pudel, war beim Vorrücken der französischen Armee im Lager zurückgelassen worden; da er Abends den General nicht mit den vom Schlachtfelde Geflüchteten zurückkommen sah, machte er sich auf, ihn zu suchen. Er fand ihn in der Nacht (unter vielen Todten und Verwundeten) auf der traurigen Ruhestätte. Der Hund drückte seine Betrübniß durch Heulen aus und hörte nicht auf, dem sterbenden Herrn Hände und Füße zu lecken. Als einige Stunden später der Tod wirklich erfolgte, schmiegte sich das treue Thier noch dichter an den Körper und blieb, die furchtbare Veränderung wahrnehmend, drei Tage hier wie gebannt und ließ alle ihm gebotenen Nahrungsmittel unberührt. Man hatte endlich Anstalten zur Beerdigung der Todten getroffen, und die Leiche des Generals wurde einem ehrenvollen Grabe übergeben. Der Pudel saß da in tiefer Niedergeschlagenheit, schweigend und kummervoll und wie trostlos über den erlittenen Verlust. Der englische Befehlshaber, General Graham, den Zartgefühl veranlaßt hatte, die letzten Pflichten gegen die tapferen Gefallenen selbst zu überwachen, sah den jammernden Pudel, lockte ihn, den endlich Nachgebenden, von dem Orte und nahm ihn unter seinen Schutz, in welchem er noch mehrere Jahre, bis an seinen Tod, auf dem Landsitze des Generals blieb.

Hausrecht.

In meiner Nachbarschaft wohnt ein Pumpenmacher, der einen artigen Pintscher besitzt. Dieser findet zwar zu Hause sein genügendes Futter, er geht aber regelmäßig Tag für Tag um die Mittagszeit einige Häuser weiter, und macht da in einer Küche seine Aufwartung, wo ihm mancherlei gute Bißchen zugeworfen werden. Man kennt den Hund, man weiß, daß er kommt, und der Köchin macht es Freude, ihn zu füttern.

So dauerten diese Besuche lange, lange Zeit, bis in das letztere Haus ein Herr B. einzog, welcher einen Spitz mitbrachte. In den ersten Tagen vertrugen sich die beiden Hunde recht gut, bis der Spitz gemerkt hatte, daß Freund Pintscher gar nicht in das Haus gehöre. Darob ergrimmte er,

paßte auf, und als am nächsten Tage der Besuch, wie gewöhnlich, gegen ein Uhr das Gartenthor herein kam und nach der Küche spazieren wollte, vertrat ihm der Spitz den Weg, bellte ihn zornig an und ließ ihn durchaus nicht weiter vor; der Gast ging unverrichteter Sache wieder heim. — Am folgenden Tage dasselbe Schauspiel. Der Pintscher kommt — vorsichtig, — um sich blickend, — wird wieder in der nämlichen Weise empfangen, und mit Schelten und grimmigem Gebell hinaus getrieben.

Die Hauptsache dabei war aber, daß der Spitz seinen Gegner nicht biß, überhaupt gar nicht berührte; er schrie ihn nur an, zankte mit ihm, und wenn der Pintscher das lange genug angehört hatte, machte er sich — erst zögernd, dann entschlossener — auf den Rückweg. Aber am dritten Tage steht der Spitz präcis halb ein Uhr an dem Gartenthore, und als nun der Herr Nachbar langsam und überlegend daher kommt, erhebt jener schon laut seine Stimme, zankt gewaltig mit ihm und trabt, immer grollend und bellend, hinter ihm her, bis er in des Pumpenmachers Hof angekommen ist. Da bleibt Spitz am Thore stehen, schilt, schmäht, schreit noch eine kleine Weile und kehrt dann beruhigt in seine Heimath zurück.

So ging es vielleicht acht bis zehn Tage lang. Der Pintscher kam immer wieder, wurde aber jedes Mal schon am Gartenthore von dem Spitz empfangen, mit Schmach zurückgeschickt, bis an seinen Hof verfolgt, — aber ohne daß die Hunde sich balgten, oder bissen, ohne daß sie liefen, oder einander jagten, — der Pintscher ging langsam, scheu, beschämt voran, der Spitz folgte knurrend und keifend nach bis an das Hofthor des Pumpenmachers; da blieb er stehen, hielt dem Heimgeschickten noch eine kurze Rede und ging dann selbst wieder nach seinem Eigenthum. Die Köchin, welche den alten Besuch nicht mehr zu sehen bekam, gab recht gerne die abfallenden Bissen dem neuen, der ohne Zweifel der Ansicht war: „Was hier in der Küche abfällt, gehört mir, dem einzigen Hunde im Hause, und nicht einem fremden, der hier nicht heimathberechtigt ist."

Der Pintscher blieb nach und nach ganz weg; jede Woche einmal etwa erschien er ganz schüchtern und sah nach, ob der böse Spitz noch da sei, entfernte sich aber ohne Weiteres sogleich wieder, wenn er diesen gesehen hatte. Da begab sich's, daß Herrn B.'s Hund einmal von muthwilligen Knaben gejagt wurde und in der Angst sich auf ein Wetterdach flüchtete. Als er nun wieder herunter wollte, bemaß er seinen Sprung nicht recht, sprang zu kurz und fiel in ein Regenfaß, wo er denn elendiglich ertrank.

Einige Tage später erschien Nachbar Pintscher wieder und untersuchte das Feld, — es war kein Spitz da. Er blickte in's Haus, auch da war der schlimme Feind nicht; — jedoch, für dies Mal war's genug, aber am folgenden Tage war der Pintscher Punkt halb ein Uhr am Gartenthore, zehn Minuten darauf verzehrte er seinen Nachtisch in der Küche, und seit dieser Stunde macht er regelmäßig wieder Tag für Tag seinen kleinen Spaziergang vier Häuser weit und besucht um die Mittagszeit seine alte Freundin, die Köchin.

Ein Bohrer.

Die englischen und schottischen Dachshunde nennt man Bohrer (terriers), und diesen Namen haben sie daher, weil sie mit großer Begierde alle Thiere, welche in Erdhöhlen leben, verfolgen. Der schottische Dachshund ist rauhhaarig, nicht höher als 12—14 Zoll, aber muskulös gebaut, mit kurzen starken Beinen, schmalen, etwas zugespitzten Ohren und gewöhnlich schwarz- oder rothhaarig. Der englische Dachshund ist glatt, ein schöner, munterer Hund, auf dem Rücken, den Seiten, am Oberkopfe, im Nacken und am Schwanze gewöhnlich schwarz, am Bauche und Halse hellrothbraun, mit gleichen Flecken über jedem Auge, und wird 10—18 Zoll hoch.

Zur Jagd auf Füchse und Dachse sind diese Hunde vorzüglich geeignet und werden von keinem andern übertroffen. Bei der Schärfe ihres Geruchs und ihrer Schnelligkeit entgeht ihnen so leicht keine Beute, und mit unglaublicher Geschicklichkeit und Kühnheit dringen sie dann in die Höhlen ihrer Feinde und treiben sie aus denselben hervor. Auch sind sie erbitterte Feinde von Ratten und Mäusen, und von einem Hunde dieser Art wird erzählt, daß er mehr als einmal an hundert Ratten in fünf Minuten erwürgt habe.

Sehr auffallend muß daher bei dem bissigen Charakter dieser Hunde, so wie des Contrastes wegen erscheinen, was der Engländer Brown erzählt. Er sah 1820 zu Dunrobin in England eine englische Dachshündin, welche eine junge Ente führte. Man hatte ihr nämlich kurz vorher die Jungen weggenommen, und die trostlose Mutter hatte, um sich für den Verlust einigermaßen zu entschädigen, dieses befiederte Pflegekind angenommen. Sie bewachte mit der größten Sorgfalt jeden Schritt desselben, begleitete es den ganzen Tag, und ein komischer Anblick war es, wenn die Ente, ihrem Instinkte folgend, in's Wasser ging, der Hund heulend am Ufer auf- und

niederlief und das ungezogene Kind, wenn es wieder an's Land kam, eiligst in die Schnauze nahm und nach Hause trug.

Mit gleicher Liebe pflegte dieselbe Hündin im folgenden Jahre, wo man ihr die Jungen abermals genommen hatte, zwei junge Hähne, erhob aber jedesmal, sobald diese krähten, ein ängstliches Geheul.

Allzugroßer Eifer.

Eine Gesellschaft Hanauer Bürger machte an einem Sonntag-Nachmittage einen Ausflug nach dem nahe gelegenen Wilhelmsbad. Zu ihr gehörte auch ein Herr, welcher einen Hund bei sich hatte, von dessen Klugheit, Verständniß und Zuverlässigkeit er nicht genug erzählen konnte; namentlich hob er hervor, er könne mit dem Hunde fast wie mit einem Menschen sprechen und werde verstanden. Das Lob aber, welches er seinem Thiere ertheilte, schien der übrigen Gesellschaft doch etwas übertrieben; es wurden Zweifel laut, man widersprach, man lachte, — der Besitzer des Hundes wurde gereizt und schlug eine Probe, verbunden mit einer Wette, vor. In bester Laune ging man darauf ein, und es wurde bestimmt, der Herr des Hundes solle eine Stunde vor den Uebrigen weg gehen, aber sein Taschentuch in einer Sopha-Ecke liegen lassen; daheim angekommen solle er das kluge Thier zurückschicken, das Taschentuch zu holen, und wenn das glücke, solle die Wette gewonnen sein.

Gesagt, gethan. Der Hanauer packt auf, geht mit seinem Hunde und begleitet von einem überwachenden Mitgliede der Gesellschaft nach Hause, — aber in Wilhelmsbad im großen Restaurations-Saale steckt in einer Ecke des Sopha's das gelb und schwarze Foulardtuch. Daheim angekommen ruft der Herr seinen Hund vor sich, heißt ihn aufpassen, fährt wiederholt mit seiner Hand in die Rocktasche und gibt durch Geberden zu verstehen, daß ihm das Taschentuch fehlt, spricht aber fortwährend dabei. Dann schickt er den Hund zurück, es zu holen und zeigt ihm vorher noch am eigenen Sopha, wo es in der Ecke liegen müsse, — öffnet die Thüre, und fort ist der Bote.

In Wilhelmsbad aber hatten sie voll heiteren Muthwillens beschlossen, das Spiel zu vereiteln; ein Herr hatte das Tuch zu sich genommen und in die eine Tasche seines Frackes gesteckt, ein anderer sich auf das Sopha in jene Ecke gedrückt. Auf einmal bellt's draußen und kratzt an der Thüre, — lautes Gelächter ertönt im Saale, aber Niemand öffnet. Es dauerte jedoch

nicht lange, kam der Kellner herein, einen Gast zu bedienen, und mit ihm stürzte der Hund in den Saal und in schnurgerader Linie nach der verhängnißvollen Sopha-Ecke. Der dort Sitzende wankt und weicht nicht; doch dauert dieser Widerstand nicht lange, denn die Zudringlichkeit des Hundes fing an, etwas unangenehm zu werden. Unter allgemeinem Juchhe springt Jener in die Höhe, und der Hund fährt hastig nach der Ecke. Ja, suche du nur! Du findest Nichts! Neues Gelächter. Alle weiden sich an der Verlegenheit des Thieres, das immer und immer wieder dasselbe Plätzchen mit Nase und Pfoten durchstöbert. Plötzlich kehrt der Hund um, läuft, erst auf dem Boden riechend, dann die Nase hoch in die Luft haltend, im Zimmer hin und her und greift richtig den Herrn an, welcher das Gesuchte bei sich verborgen hatte. Doch der thut, als höre, fühle und merke er gar Nichts, drückt sich fest an die Stuhllehne und läßt den Hund schnuppern und bellen und kratzen und zerren. Die ganze Gesellschaft ist in Aufregung und sieht mit lebhaftester Theilnahme dem Ende der Geschichte entgegen. Der Hund reißt und zerrt, — der Herr regt sich nicht; da — krach! — lautes Halloh, und der Hund rennt mit dem Rockschooß im Maule die Thüre hinaus. —

Eine Viertelstunde später legte Caro vor seinen Herrn einen schwarzen Rockzipfel nieder, und in der Tasche desselben stak das vermißte Tuch. Aber ganz spät am Abend, als es bereits völlig dunkel und Nacht war, zog eine fröhliche Gesellschaft singend und scherzend von Wilhelmsbad nach Hanau, und Einer davon hatte nur Einen Schooß an seinem Fracke.

Ein neues Beispiel zu den vielen.

Ein Bürger eines ungarischen Landstädtchens ging, von seinem Hunde begleitet, am 11. December 1871 nach einem nahe gelegenen Dorfe, wo er eine Arbeit zu verrichten hatte. Nachdem diese gethan war, und er sich mit einem Trunke gestärkt hatte, trat er die Heimreise an. Unterwegs überfiel ihn Müdigkeit, er setzte sich nieder, um ein wenig auszuruhen und schlief ein, — um nicht mehr zu erwachen. Die Frau wartete schon ungeduldig auf die Heimkehr ihres Mannes, als sie plötzlich an der Thüre das Bellen und Kratzen des Hundes vernahm. Sie erschrak nicht wenig, als sie den Hund allein erblickte, und folgte, Unglück ahnend, dem sie winselnd umspringenden und an ihrem Kleide zerrenden Thier. So gelangte sie wirklich bis zu der Stelle, wo ihr Mann erfroren lag. Alle Wiederbelebungs-

versuche blieben vergeblich. Der treue Hund aber wollte sich keinen Augenblick von der Leiche trennen, nahm keine Nahrung zu sich, und als der Sarg schon in die Grube versenkt war, blieb er auf dem Grabhügel liegen, wo man ihn am Tage nach dem Begräbniß erfroren fand.

Angeführt.

Der Panama-Star erzählt als ein Beispiel von der außerordentlichen Klugheit eines Hundes, daß derselbe stets sicher über einen Fluß schwimmt, welcher von Alligatoren wimmelt. Er stellt sich an eine Stelle des Ufers und bellt, bis die Ungeheuer sich in ganzen Schaaren eingefunden haben, um ihn sogleich zu verschlingen, wenn er in's Wasser kommt. Dann läuft er pfeilschnell stromaufwärts und schwimmt unbehindert auf das andere Ufer, ehe die Alligatoren gewahr werden, wie er sie an der Nase herumgeführt hat.

Hier ist also Ueberlegung, Plan und sehr geschickte Ausführung. Der Hund läuft auch, wenn er die Alligatoren durch sein Bellen herbeigezogen hat, nicht stromabwärts, — sie könnten ihn noch erreichen, ehe er drüben wäre; stromaufwärts hat aber er auf dem Lande kein Hinderniß, während sie im Wasser den Strom bekämpfen müssen.

Diese fein ausgedachte List des Hundes ist übrigens dort in der Heimath der Alligatoren etwas Bekanntes und nicht eine Thatsache, die nur ein einziges Mal vorgekommen wäre. Ausdrücklich muß aber gesagt werden, daß hier Nichts vom Instinct eingegeben ist; denn ein fremder, mit den Gefahren des Wassers unbekannter Hund wird unrettbar die Beute der lauernden Alligatoren.

Verschlagenheit.

Es ist ein Irrthum, die Hunde für offen und ehrlich zu halten; sie sind treu, ihrem Herrn ergeben, dankbar für jeden Beweis von Liebe, aber nichtsdestoweniger auch schlau, verschlagen, listig und können sich, wenn es in ihrem Interesse liegt, verstellen, wie nur irgend ein Thier.

Ein großer Haushund hatte aus der Rauchkammer ein Stück Fleisch sammt dem eisernen Haken gestohlen und ersteres im Hofe verzehrt. — Den Haken ließ er liegen. Sein Herr (A. Bruhin) hatte dies beobachtet und ging, wie von ungefähr, an dem liegen gebliebenen Haken vorüber. Aber kaum hatte er dem Hunde den Rücken gekehrt, so packte „Tiger“ gleich das

Corpus delicti mit den Zähnen und trug es etwas abseits, worauf er sich wieder an die vorige Stelle legte und jenen beim Zurückkehren mit der unschuldigsten Miene von der Welt und freundlichem Wedeln empfing, so daß Bruhin vor dieser Hundepolitik die Segel streichen mußte und auch den Sermon vergaß, den er dem Räuber hatte halten wollen.

Ein Fuchs hätte an Verstellung nicht mehr leisten können, als dieser biedere Haushund.

Den einzigen Freund verloren.

Der bekannte Kupferstecher J. C. Regnault in Paris nahm sich am 12. December 1871 selbst das Leben. Er war erst vierzig Jahre alt und besaß ungewöhnliches Talent, aber er lebte schon seit längerer Zeit in schlechten Verhältnissen, als jetzt sein Hund, den er schon lange Jahre hatte, und der ihm nie von der Seite wich, mit plötzlichem Tode abging. Diesen Verlust konnte er nicht ertragen, und er vergiftete sich. Man fand ihn auf seinem Bett mit dem Hund in den Armen. Er hatte einen Brief hinterlassen, worin er schrieb, daß er den Verlust des Einzigen, der ihn nie betrogen habe, nicht ertragen könne.

Mit welcher Liebe muß Regnault an diesem Hunde gehangen haben, da er die Trennung von ihm nicht überleben mochte! Und wie ergeben muß dieser Hund seinem Herrn gewesen sein! Der Arme und Niedere ist oft von Allen verlassen, Niemand fragt nach ihm, Niemand kümmert sich um ihn, Niemand liebt ihn; — der liebe Gott hat ihm aber einen Freund gegeben, der seine Armuth gerne mit ihm theilt, der sich seiner nicht schämt, der nicht von ihm läßt, der ihm schmeichelt und ihm die Hand leckt, ihm dankbar ist für Alles und ihn liebt mit ganzer Innigkeit. Ein treuer Hund ist des Armen Trost.

Von Hunden zerrissen.

Die Hunde sind die treuen Freunde des Menschen und sein starker und zuverlässiger Schutz in Gefahr; aber sie können, verwildert, auch selbst zu einer Gefahr werden. Dann macht sich ihre Raubthier-Natur wieder geltend, und der Wolf kommt in ihnen zum Vorschein. Im April 1868 wurde in Steiermark ein Mann von hungrigen Hunden geradezu zerrissen und halb aufgefressen; am 24. Mai desselben Jahres fand dies Ereigniß in der nächsten Nähe von Pest ein trauriges Seitenstück.

Clavierlehrer Schmidt, ein passionirter Schmetterlingsfänger und von einer solchen Excursion heimkehrend, wurde in der Nähe eines offen gelassenen Friedhofes nächst der Uellöerstraße von einer Meute Hunde überfallen, zu Boden geworfen, todt gebissen und angefressen. Die Hunde ließen von dem unglücklichen Opfer erst ab, als ein Finanzwächter einen Hund niederschoß, worauf die übrigen die Flucht ergriffen. Der Körper Schmidt's war fürchterlich zugerichtet.

Das Hundebellen.

In seinem Werk: „Naturtöne", sagt Gardiner, daß die Hunde in wildem Zustande nie bellen, wie dies auch bei den australischen Hunden der Fall ist, sondern nur heulen, knurren und winseln; nur die zahmen Hunde hätten das eigentliche Gebell. Ebenso berichtet Sonini, daß die Hunde in Aegypten nicht bellen, während diejenigen, welche Columbus mit nach Amerika genommen, daselbst alle Neigung zum Bellen verloren. Bennet meint, das Bellen der Hunde sei etwas Erlerntes, ein Versuch, zu sprechen, der aus dem Umgang mit dem Menschen herrühre. Ein französischer Componist warf den Hund seiner Frau zum Fenster hinaus, weil er — unausstehlich falsch gebellt!

Wie es der Wolf hält.

Wenige Thiere sind so vorsichtig, so schlau und listig, wie der Wolf. Nie raubt er in der Nähe seines Aufenthaltes, und wenn er irgendwo eingebrochen hat, muß man ja nicht denken, daß man ihn in der Nähe finden werde. Drei, vier Stunden weit streift er in die Umgegend. Dabei geht er, wenn er den Wald verläßt und nach Raube spürt, nur gegen den Wind, damit ihn weder Mensch, noch Thier wittern kann. Leise und vorsichtig schleicht er an Gebüschen hin, daß er nicht bemerkt wird; duckt sich von Zeit zu Zeit nieder und blickt und horcht nach allen Seiten. In der Nähe von menschlichen Wohnungen ist er besonders vorsichtig, untersucht und prüft Alles, ehe er einen Einbruch, oder Angriff unternimmt, und das geringste Verdächtige scheucht ihn dann zurück. Findet er z. B. quer vor die Thüre des Schafstalles ein dünnes Seil gespannt, so geht er sicher hier nicht hinein, obwohl es ihm ein Leichtes ist, das Seil zu zerreißen und die Thüre zu

sprengen. Er kommt dem Seile nicht nahe, denn — er weiß nicht, was damit zusammenhängt; aber er thut nun gerade das Allerunerwartetste, er bricht auf der entgegengesetzten Seite die Wand ein, oder gräbt unter der Mauer durch. Gehen ihrer mehrere zusammen auf Raub aus, so gehen sie alle in einer Linie hinter einander und jeder tritt mit der größten Vorsicht genau in die Fußtapfen seines Vordermannes, so daß man auch mit geübtem Blicke nur Eine Spur entdeckt. Und mit welcher Ueberlegung und Berechnung diese Thiere auch bei kleinen Unternehmungen zu Werke gehen, läßt sich bei jeder Gelegenheit sehen. Es ist eine Schafheerde anzugreifen, die aber durch einen starken und wachsamen Hund geschützt ist. Zwei Wölfe machen sich auf den Weg; der eine versteckt sich in der Nähe des Pferches, der andere bricht ein, sobald ihm der rechte Augenblick gekommen scheint. Gelingt es ihm, ein Schaf zu erwischen, so jagt er mit Windeseile davon, und sein Kamerad kommt auf unbemerkbaren Pfaden sogleich nach auf den bestimmten Platz der Zusammenkunft, das Schaf wird mit großer Geschicklichkeit aus der Haut geschält und ehrlich getheilt. Mißlingt der Angriff aber, so flieht der Wolf; und verfolgt ihn der Schäferhund nicht sogleich, so bleibt jener stehen, macht Miene zum Umkehren und reizt und lockt den Hund so lange, bis der sich auf die Verfolgung macht. Haben sich beide nun weit genug entfernt, so bricht der zweite Wolf aus seinem Hinterhalte hervor in den unbewachten Pferch, ergreift das schönste Schaf, und — die List ist geglückt, die Beute wird gemeinsam verzehrt. Erfahrene Hirten erlauben daher ihrem Hunde nie, einen Wolf zu verfolgen; sie wissen, wie schwer es ist, sich gegen alle seine Listen und Tücken zu sichern.

Das geraubte Schaf beißt er sogleich todt, weil es ihn dann weniger im Laufe behindert; auf der Flucht dreht er das eine Ohr nach vorn, das andere nach hinten, um nach beiden Richtungen hin zu hören, wer ihn verfolgt, und wer ihm etwa in den Weg tritt. Es ist aber schwer, ihn einzuholen; er läuft schnell und kann, wenn es gilt, 15 bis 16 Stunden Weges in Einem Laufe zurücklegen.

Die Wölfe, welche sich in bewohnteren Gegenden aufhalten, sind weit weniger reißend, gefährlich und gefräßig, als die, welche entfernt von allen menschlichen Wohnungen in der Wildniß leben; jene sind dem Menschen gegenüber eher furchtsam und durch einen energischen Angriff leicht in die Flucht zu jagen, während diese, z. B. tief in Polen und Rußland, Jeden ohne Scheu anhalten. Es ist früher mehr als Einmal vorgekommen, daß ein Wolf Nachts in die Vorstädte Posens kam, nach irgend einem kleinen

Thiere schnupperte, an den ihm begegnenden Menschen aber harmlos vorbeiging, oder daß er, still dasitzend und sich umschauend, von spät Heimkehrenden für einen großen Fleischerhund gehalten wurde. Ganz anders freilich wird's, wenn der Wolf vom Hunger gepeinigt ist. In kalten Wintern hat man erlebt, daß Wölfe in russische und ostpreußische Dörfer eingebrochen sind, am hellen Tage Hunde von der Kette weg geholt, Kinder auf der Straße angefallen haben, ja sogar in die Parterre-Stuben der Häuser gedrungen sind und zerrissen haben, was sie fanden. In Lemberg wurde 1803 eine Schildwache auf dem Posten von einem Wolfe angegriffen.

Es scheint, daß den Wölfen das Menschenfleisch sehr gut schmeckt, denn man glaubt bemerkt zu haben, daß sie, wenn sie es einmal gekostet, weit begieriger darnach und somit weit gefährlicher sind. Als vor 57 Jahren die Verbündeten den Kampf gegen Napoleon führten, hatten die Wölfe in den Ardennen oft Gelegenheit, gefallene Krieger zu verzehren, und sie wurden dadurch so lüstern nach Menschenfleisch, daß sie für die Bewohner der dortigen Gegend und für die Truppen selbst sehr gefährlich wurden. Sie fraßen am hellen Tage die Bauernweiber auf dem Felde, ja sogar einzelne Ordonnanzen trotz ihrer Bewaffnung, und es mußte ein allgemeines Aufgebot erlassen werden; ganze Dörfer zogen aus, bis die gefräßigen Thiere vertilgt, verjagt, oder eingeschüchtert waren. Die gleiche Erfahrung mußte man machen, als 1799 die Russen und Oesterreicher in der Schweiz mit den Franzosen kämpften. Im Winter von 1812 auf 1813 zogen den Franzosen in Rußland Hunderte von Wölfen nach, denen es an reichlicher Nahrung nicht fehlte; täglich fielen ja Pferde und Menschen genug, um die sich Niemand kümmerte, die in kein Lazareth gebracht wurden; man ließ sie liegen, und sie wurden hungriger Wölfe Beute.

Doch ist all' Das gar Nichts im Vergleiche mit dem Schaden, den der Wolf da anrichtet, wo er sich noch in großer Zahl findet. Nach amtlichen Berichten zerrissen und fraßen die Wölfe im Jahre 1823 in der einzigen russischen Provinz Lievland

	703	Hunde,
	1,807	Rinder,
	1,841	Pferde,
	1,873	Gänse und Hühner,
	3,270	Lämmer und Ziegen,
	4,190	Schweine und
	15,182	Schafe,
zusammen	28,866	Stück Vieh!

Daher ist es sehr natürlich, daß man dem Wolfe nachstellt, wie kaum irgend einem anderen Thiere. Der Arten, ihn zu fangen, oder zu tödten, gibt es gar mancherlei, zum Theil recht sonderbare. In Sibirien z. B. mischt man Gift — und zwar Brechnuß — in Würste und legt diese dann hier und da in's Freie. Oder man steckt dasselbe Gift in Butterkugeln, die sehr begierig von dem Wolfe gefressen werden. In Kamtschatka steckt man große Stücke Fleisch an starke Angelhaken und hängt diese mit festen Seilen außen an den Häusern herunter, doch so, daß der Köder etwa fünf Fuß über dem Boden schwebt. Kommt nun der Wolf, so springt er nach dem Fleische und springt so lange, bis er es erfaßt hat; aber dann ist auch er gefangen, er hängt an dem Angelhaken. Die Tschuktschen machen es wieder auf eine andere Art. Sie nehmen starke Riemen, die sie an den Enden scharf zuspitzen, rollen sie spiralförmig, legen sie so gerollt in Wasser, lassen Eis darum frieren, überstreichen sie dann dick mit Butter und legen sie dem Wolfe zum Fraße hin. Sobald nun das Eis von der Wärme des Magens schmilzt, rollen die Riemen auf, bohren sich mit den Spitzen in die Magenwand und verursachen dem Thiere so viel Schmerz, daß es weder zur Flucht, noch zur Vertheidigung mehr fähig ist und leicht getödtet werden kann. In Ostpreußen reibt man Fleisch und Gedärme eines frisch gefallenen Thieres mit pulverisirten Krähenaugen ein, zieht sorgfältig die Haut, den Pelz, wieder über, damit der Wolf nicht Verdacht schöpft, und legt es ihm in den Weg.

Wo es aber viele Wölfe gibt, ist mit diesen Mitteln wenig geholfen. In Siebenbürgen wurden z B. im Jahre 1854 nicht weniger als 771 Wölfe erlegt; dazu gehört eine wohl eingerichtete Organisation der Jagd. In verschiedenen Gegenden wird diese auch verschieden hergestellt; man hat Wolfsnetze, Wolfsgärten, d. h umzäunte Plätze, in welche die Wölfe gelockt werden, und dergleichen. Recht vortheilhaft ist es, auf einem dicken, sehr ästigen Baume, etwa 24 Fuß über dem Boden, eine Lauerhütte anzulegen, nämlich ein kleines, dem Wolfe nicht bemerkbares Versteck für den Jäger. Nun wirft man in die Nähe ein gefallenes Stück Vieh, das durch seinen Geruch nach und nach viele Wölfe anlockt, die dann alle von dem hohen, sicheren Hinterhalte aus erlegt werden können. — Hier und da legt man auch Wolfsgruben an. Eine solche Grube ist wenigstens zwölf Fuß lang und breit, mindestens sechzehn Fuß tief, hat senkrechte, platte Wände und in der Mitte eine feste, glatte Stange, ebenfalls sechzehn Fuß hoch, auf welcher oben ein kleines Bret befestigt ist. Auf dieses Bret wird nun ein

Schaf, ein Ferkel, oder ein ähnliches Thier gebunden, die Grube umher wird aber leicht mit Gesträuch bedeckt, so daß sie der Wolf bei Nacht nicht sieht, und mit einem zwei Fuß hohen Zaune umgeben. Zieht nun der Geruch, oder das Schreien des Thierchens den Wolf an, so muß er über den Zaun springen, ohne vorher den Boden untersuchen zu können, und stürzt in die Grube. — Auch in Fallen fängt man ihn. Sie sind genau wie die Fuchseisen, müssen nur viel stärker sein. — Am Ausgiebigsten sind wohlgeordnete Treibjagen: nur ist nothwendig, daß man dabei gehörig gerüstet und vorgesehen sei. Noch mehr ist Das der Fall bei der Art, wie man in Polen und Rußland im Winter die Wölfe in kurzer Zeit massenhaft erlegt. Eine Gesellschaft guter Schützen fährt, wohl versehen mit scharf geladenen Doppelflinten, auf einem großen Schlitten in den Wald und lockt die Wölfe an durch ein kleines Thier (Schaf, Schwein ꝛc.), das man zum Schreien bringt, oder durch den Geruch eines großen Stückes Fleisch, das an einem langen Seile hinter dem Schlitten nachgeschleift wird. Kommen nur zwei, oder drei Wölfe zugleich, so ist es kurzweilig, sie so zu erlegen und sich die vortrefflichen Pelze zu verschaffen, die den großen Vorzug haben, daß kein Ungeziefer, kein Insect an sie geht; kommt aber eine ganze Rotte auf die Spur, stürzen dreißig, oder vierzig auf einmal aus dem Dickicht hervor, dann heißt es schon: Aufgepaßt und gut gezielt! Allein es kommt auch vor, daß die Heerden noch viel größer sind, und dann ist es im Winter, wenn der rasende Hunger die Thiere zum Verzweifeltsten treibt, kein Spaß mehr, mit ihnen auf diese Weise anzubinden. Fallen sechs Wölfe zugleich unter den Kugeln der Schützen, so bleiben vielleicht zwanzig dabei zurück und zerfleischen und verzehren sie; aber die anderen kommen mit Windesschnelle heran, und wehe, wenn die Gewehre nicht zur rechten Zeit wieder geladen, oder die Schüsse nicht gut gezielt sind!

Zu früh triumphirt.

An einem schönen Samstag-Nachmittage stehen in einem polnischen Dorfe mehrere Bauern beisammen im Gespräche, während sich nicht weit von ihnen eine kleine Heerde Schweine umhertreibt. Auf einmal kommt ganz leise und vorsichtig von dem anderen Ende des Dorfes her ein Wolf geschlichen. Er sieht sich nach allen Seiten um, ob ihm Niemand den Weg versperren kann; jene Bauern aber würdigt er keiner Beachtung. Als er nahe genug an den Schweinen ist, thut er einen gewaltigen Sprung vorwärts,

packt ein Ferkel und — geht ganz gemächlich damit weg. Aber einer der Bauern entschließt sich schnell, ergreift den ersten besten Knüppel, den er erwischen kann, eilt dem Wolfe nach und führt gewuchtige Hiebe nach ihm. Der Wolf weicht diesen Hieben geschickt aus, läßt aber doch das junge Schwein fallen und begibt sich auf die Flucht. Triumphirend kehrte der Sieger zu seinen Freunden zurück, — — da wird er plötzlich von hinten angefallen. Der Wolf war nur wenige Schritte geflohen, bis ihm sein Verfolger den Rücken zugekehrt hatte; dann aber wandte er um, stürzte ihm nach, fiel ihn wüthend an, brachte ihm gräßliche Bißwunden bei, sprang nach der Schweineheerde, die zu entkommen suchte, ergriff das nämliche Ferkel, das er schon einmal im Rachen gehabt, und jagte pfeilgeschwind mit ihm davon. Alles war nur das Werk eines Augenblickes; die Bauern hatten nicht Zeit, ihrem Nachbar beizuspringen, dieser aber erlag seinen Wunden unter entsetzlichen Schmerzen.

Wolf und Roß.

Es war schon Abend geworden, die Sonne war untergegangen, und der Mond goß sein bleiches Licht über die weiten Schneeflächen, die sich zwischen den Bergen der Ardennen ausdehnten. Da zog ein Fuhrmann mit seinem zweiräderigen Wagen durch diese Wintereinsamkeit. Drei Pferde voreinander gespannt zogen den Karren; der Fuhrmann saß auf dem mittelsten und trieb sein Gespann zur Eile an, denn die Nacht ließ nicht mehr lange auf sich warten. Aber plötzlich fangen die Pferde an zu schnauben, spitzen die Ohren, werden immer unruhiger, und — es bedarf keiner Peitsche mehr — in gestrecktem Trabe laufen sie dahin. Der Kärcher gewahrt das mit Entsetzen, denn er weiß, was es bedeutet; und nur zu bald entdeckt er auch einen ganzen Rudel gieriger Wölfe, der ihn verfolgt. Zunächst kann er gar Nichts thun; Waffen hat er nicht, und die Pferde braucht er nicht mehr anzutreiben, sie laufen immer schneller und schneller und setzen ihre ganze Kraft daran, den blutgierigen Feinden zu entgehen. In Todesangst sitzt der Fuhrmann auf seinem Pferde; der Lauf der Thiere wird zum Fluge; aber die Wölfe sind doch noch schneller. Immer näher kommen sie, immer näher. — Jetzt sind sie da. Etliche springen an dem Wagen vorbei, das vorderste Pferd anzufallen, die andern machen Miene, sich auf das hinterste zu stürzen. Da schneidet der Mann schnell die Stricke, mit welchen das Pferd an dem Wagen befestigt ist, durch, und kaum fühlt dieses sich frei, 'so stürmt es mit Windeseile quer feldein.

Als aber die Wölfe das einzelne Pferd dahinspringen sehen, stürzen sie ihm mit lautem Geheule nach, — die Beute ist ihnen sicher. Dieses gräßliche Geheul treibt die andern beiden Pferde mehr an, als die Peitsche vermocht hätte, und schweißtriefend kommen sie im nächsten Städtchen an und werden in den sicheren Stall geführt, in dem sie schon manches Mal gestanden. Auch der Fuhrmann streckt sich auf sein Lager; aber schlafen kann er nicht; die furchtbare Aufregung der tollen Jagd, bei welcher ihn der Tod in jedem Augenblicke erreichen konnte, und der Verlust seines Pferdes scheuchten den Schlummer von seinen Augen.

Halt! Was ist das? Horch! Was schnaubt und scharrt und stampft drunten vor der Stallthüre? — Das ist das verloren gegebene Pferd. An Brust und Leib haben die Wölfe ihre Zähne eingehauen; es trieft von Blut; aber es ist da; es hat sich durchgekämpft, der Fuhrmann hat es wieder, und er läßt es so sorgfältig pflegen, daß in kurzer Zeit alle Wunden geheilt sind und es wieder frisch und gesund seinen Platz zuvorderst am Wagen einnehmen kann.

Am Morgen nach dem Abenteuer macht sich eine große Gesellschaft auf, verfolgt die Blutspuren im Schnee und gelangt so an den Platz, wo der Kampf auf Leben und Tod stattgefunden haben muß. Fünf Wölfe liegen dort erschlagen und zum Theil von ihren Kameraden aufgefressen. Das Pferd muß sich mit wunderbarer Kraft und Gewandtheit vertheidigt haben.

Der muthige Försterknabe.

Ein in Posen angestellter Unterförster, Deutscher von Geburt, hatte an einem sehr kalten Wintertage, da Alles in tiefen Schnee gehüllt lag, seinen Sohn auf ein benachbartes Dorf geschickt. Die Sonne ging schon um vier Uhr unter; es war bereits Abend, als der Knabe zurückkam. Etwa fünf Minuten von der väterlichen Wohnung entfernt, sah er bei dem hellen Scheine des Mondes einen großen Hund am Wege sitzen, ging aber ruhig weiter und dachte gar nicht, woher dieser große Hund kommen sollte. Auf einmal aber sieht er, es ist ein Wolf; doch war er nun schon so nahe, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war. Die so plötzliche schreckliche Entdeckung und die Nähe der nun unvermeidlichen Gefahr bringen ihn so in Verwirrung, daß er vollständig rathlos ist. Einen Augenblick steht er starr, dann wirft er sich schnell zu Boden. Er hatte einmal gehört, daß die Bären keinen todten Menschen fressen, und wie man sich, von einem Bären

verfolgt, dadurch retten könne, daß man sich todt stelle; in der Verwirrung der Angst verwechselte er den Wolf mit dem Bären und legte sich regungslos auf den Leib in den Schnee.

Jetzt erhebt sich der Wolf langsam und bedächtig. Vorsichtig schreitet er näher und schleicht ein paarmal um den Knaben herum. Dann tritt er herzu, stößt ihn mit der Schnauze an die Füße, beriecht ihn und rückt so ganz langsam, immer schnobernd und stoßend, bis zum Kopfe vor. Dann tritt er mit dem einen Fuße über, so daß er den Hals des Knaben zwischen den Vorderbeinen hat.

Da fährt dem zum Tode geängsteten Förstersohne plötzlich ein Gedanke wie ein leuchtender Blitzstrahl durch den Kopf. Er faßt die beiden Vorderfüße kräftig mit den Händen, springt in demselben Augenblicke in die Höhe und rennt so, den Wolf auf dem Rücken, dem väterlichen Hause zu. Dabei zieht er aus allen Kräften die Bestie fest an sich, so daß diese nicht beißen kann, sondern nur röchelnd ihm mit den Hinterklauen die Waden blutig kratzt.

An dem Hofthor der Försterei angekommen, rief der ermattete und fast athemlose Knabe aus Leibeskräften seinen Vater; allein es hörte ihn Niemand. Was machen? Er hatte keine Hand frei, konnte weder klopfen, noch läuten, und lange konnte er's in dieser Lage auch nicht mehr aushalten. Da stieß er rückwärts den Wolf wider das Hofthor, daß er laut heulte. In demselben Augenblicke erhoben alle Hunde ein furchtbares Gebell, und der alte Unterförster sprang mit einer geladenen Flinte aus dem Hause. Die Scheune wurde geöffnet, der Knabe warf den Wolf rückwärts auf den Boden; ein halbes Dutzend gieriger Hunde fiel über ihn her, — drei zerriß er noch, dann schoß ihn der Förster nieder.

Guten Abend, Wolf!

Der Bauer Janke ging einst nach einem fröhlichen Schmause in einem Nachbarorte nach seinem Dorfe, nahe bei Chodecz, zurück. Es war eine schöne, mondhelle Winternacht, und Janke hatte, wie es bei den Bauern dort Sitte ist, bei der lustigen Gesellschaft dem Branntwein tapfer zugesprochen und war dadurch in eine etwas heitere Stimmung gekommen. Auch war er ein großer, kräftiger Mann, nicht zur Furcht geneigt, und ging so guten Muthes allein durch den Wald. Da gewahrt er ein paar funkelnde Augen, die ihn neben vom Wege her anstarren, — ein großer Wolf sitzt

ganz ruhig da und verfolgt ihn nur mit seinen Blicken. Janke erschrak nicht; er hatte schon Wölfe genug gesehen und war auch gar nicht in der Stimmung, überhaupt zu erschrecken. „Guten Abend, Wolf," ruft er, halb gleichgültig, halb höhnisch, und trollt seines Weges weiter. Kaum aber hat er ein paar Schritte gethan, so macht der Wolf einen gewaltigen Sprung und sitzt ihm im Nacken. Nun haben die Bauern dort den Gebrauch, im Winter eine Art Mantel aus Schafspelz zu tragen. Diesen hatte Janke auch; da es ihm aber warm genug war, hatte er den Pelz nicht zugeknöpft, sondern nur lose über die Schultern hängen; und als nun der Wolf darauf sprang und hinein biß, rutschte er mit dem Pelze zu Boden, während der Bauer, jetzt plötzlich von namenlosem Schreck gepackt, mit der Schnelligkeit der Verzweiflung davon rannte. So entkam er glücklich.

Am andern Morgen zog er mit noch einigen Bauern hinaus, — es war aber weder Wolf, noch Pelz zu finden.

Entsetzlich!

Ein Mönch aus einem Kloster an der belgisch-französischen Grenze hatte einen Jugendfreund, der in der Nähe Landgeistlicher war; und wenn dieser nun an hohen Festtagen Viel zu thun hatte, ging jener oft hinüber und unterstützte ihn. So hatte er sich auch am 24. December wieder auf den Weg gemacht und marschirte wohlgemuth durch die große Haide. Die Sonne war schon untergegangen; eine friedliche Stille lag auf der Erde, über welche der Winter seine weiße Decke ausgebreitet hatte; einsam zog der fromme Wanderer seine Straße, und es waren recht erhabene, festliche Weihnachtsgedanken, die seine Seele bewegten.

Ein sonderbares Geräusch tönt aus weiter Ferne an sein Ohr; doch kann er es noch nicht erkennen. Jetzt aber, jetzt wird es deutlicher, und nun gewahrt er auch im Dämmerlichte eine Schaar Wölfe, die ihn verfolgt. Er setzt sich in Trab; aber die Wölfe laufen schneller als er; immer näher kommen sie; immer lauter hört er ihr blutgieriges Geheul, und näher sieht er den schrecklichen Tod vor sich. Er strengt alle seine Kraft an, den hungrigen Bestien zu entgehen; er, der vielleicht seit dreißig Jahren, nicht mehr gelaufen ist, läuft jetzt mit der Schnelligkeit eines Jünglings, — die Angst verleiht ihm Flügel. Aber seine Kräfte gehen zu Ende; er fühlt, daß er nicht mehr lange auszuhalten vermag, — er ist erschöpft, — er kann nicht weiter. Da wirft er sich auf die Kniee, empfiehlt seine Seele dem lieben Gott und erwartet in wenigen Augenblicken den sicheren Tod.

Aber was ist sicher? In dem nahen Busche hatte ein Rehlein geruht. Das war durch das Geheul der Wölfe aufgeschreckt worden, sprang empor und jagte mit schnellen Füßen durch die Haide, und die Wölfe — sehen das Rehlein, stürzen ihm heißhungrig nach und achten nicht weiter auf den betenden Mönch. Nicht eine Minute hatte er auf seinen Knieen gelegen, aber die Zeit von wenigen Secunden hatte genügt, ihn alle Qualen der Gewißheit des nahen gräßlichen Todes durchleben zu lassen und — ihm die Erlösung zu bringen.

Er erhebt sich und schwankt, tief ergriffen, weiter. Als er an das Pfarrhaus kommt, schläft bereits Alles. Es kam oft vor, daß er erst spät ankam; man stellte ihm dann ein Abendbrod in sein Schlafkämmerlein und ging ruhig zu Bette; das Haus war unverschlossen, und der, den man erwartete, war darin ja heimisch. So ging er auch dies Mal auf sein Zimmer, ohne von Jemandem bemerkt zu werden, verzehrte sein bescheidenes Nachtessen und legte sich dann nieder. Aber noch lange konnte er nicht einschlafen; er dachte immer noch, wie nahe er dem Tode gewesen, und welchem Tode!

Am nächsten Morgen steht er in aller Frühe auf, eilt in die Kirche und hält die Frühmesse. Die Theilnehmer waren ihm alle bekannte Leute, mit denen er schon hundertmal gesprochen, schon ungezählte Male gemeinschaftlich gebetet hatte; sie kannten ihn alle persönlich, darum fällt es ihm so sehr auf, daß sie ihn verwundert ansehen, ihn förmlich betrachten und sich einander in die Ohren flüstern. Nach dem Schlusse des Gottesdienstes tritt sein Freund zu ihm, wünscht ihm einen guten Morgen und fragt: „Aber woher kommt's denn, daß du so plötzlich schneeweiß geworden bist?“ Die Angst der vorigen Nacht hatte sein Haar völlig gebleicht.

Ueberlistet.

Am meisten Mühe macht dem Wolfe der Kampf mit ledigen Pferden; in der Regel gelangt er da nur durch List zum Siege.

In der Champagne ist es Gebrauch, Pferde, Esel und Rindvieh während des Sommers auch bei Nacht außer dem Hause zu lassen; sie weiden da auf Wiesen, welche durch einen breiten Graben abgeschlossen sind; an einer Seite findet sich eine Brücke mit einem Thore.

In dem Dorfe Signy-le-Petit sieht einst gegen Abend ein Bauer von seinem Hofe aus, wie auf dem nahen Weideplatze ein Wolf um seinen Maul-

esel schleicht und sich vergebens bemüht, ihm beizukommen, denn der Maulesel ist flink, dreht sich mit Gewandtheit, zeigt dem Feinde stets den Rücken und schlägt kräftig aus. Ueber eine Viertelstunde sieht der Bauer diesem Kampfe zu und hat eine innige Freude an dem Muthe und der Tapferkeit seines Thieres. Endlich bricht der Wolf, anscheinend ermüdet, den Kampf ab und eilt nach einer nahen Pfütze, in welche er mehrere Male untertaucht, — wie der Bauer meint, sich nach der Ermüdung zu erfrischen. Aber mit Blitzesschnelligkeit ist der Wolf wieder am Platze, schüttelt sich vor seinem Gegner, daß ihm eine Masse Wassers in die Augen gespritzt wird, und in demselben Momente, da der Maulesel so nothgedrungen die Augen schließt, hängt ihm der Wolf schon am Halse und reißt ihn nieder.

Der arme Schimmel.

Andern Thieren Wasser in die Augen zu spritzen, um sie momentan blind zu machen, ist ein mehrfach von den Wölfen geübter Kunstgriff.

In Posen, wo ebenfalls der Gebrauch herrscht, größere Hausthiere Nachts im Freien zu lassen, litten die Bauern eines Dorfes gar sehr durch die Verwüstungen, welche ein alter, großer Wolf unter ihren Heerden anstellte. Manches Pferd, manche schöne Kuh war ihm schon zum Opfer gefallen, und die Nachbarn wußten sich gar nicht mehr zu helfen. Ein kräftiger, feuriger Schimmel war schon mehrere Male über den Graben gesprungen und schäumend und schweißtriefend nach seinem Stalle gerannt, wahrscheinlich von mehreren Wölfen verfolgt, aber immer doch unverwundet, und sein Herr bildete sich nicht wenig darauf ein. Wenn wieder ein Nachbar klagte, daß ihm ein Stück Vieh erwürgt worden sei, sprach jener triumphirend: „Meinen Schimmel bekommen sie nicht."

Man hätte nun freilich denken sollen, die Bauern würden ihre Thiere in die Ställe gesperrt und sich selbst in Hinterhalt gelegt haben, — aber nein, so weit ging ihre Thatkraft nicht; sie klagten nur und — beneideten den Besitzer des muthigen und tapferen Schimmels. Sie gönnten ihm sein Glück nicht und sagten ihm voraus, auch an den Schimmel werde noch die Reihe kommen; — der Bauer widersprach, — es kam zu einer Wette, — und endlich verstieg man sich sogar zu der Thorheit, dem Wolfe den Schimmel gewissermaßen anzubieten. So weit ging die Mißgunst von der einen und die dumme Zuversicht von der andern Seite.

Als die nächste mondhelle Nacht kommt, wird sämmtliches Vieh in die

Ställe gesperrt, nur den Schimmel läßt man draußen auf der Weide; die Wettenden aber überblicken durch ein Loch in der Wand einer nicht zu fernen Scheune die ganze Flur. Es war bereits fast Mitternacht geworden; das Pferd hatte, langsam und sorglos hin und her gehend, ruhig geweidet, — da erhebt es plötzlich den Kopf, schnaubt, seine Mähne sträubt sich, es schreitet vorsichtig nach einer Seite hin und starrt in die Nacht hinaus. Jetzt gewahrt man den Wolf. Langsam kommt er näher Am Graben steht er still; — ein mächtiger Sprung, er ist drüben und drückt sich sogleich fest an den Boden. So liegt er eine geraume Zeit — für die Zuschauenden nur ein großer schwarzer Fleck. Nun kriecht er langsam auf dem Bauche wie eine Schlange dem Schimmel näher; dieser geht ihm einige Schritte entgegen, schnaubt ihn an, dreht sich dann um und zeigt ihm die Hinterfüße, deren Hufe selbstverständlich mit starken Eisen beschlagen waren. Der Wolf wagt keinen Angriff. Nach einer Weile versucht er, unbemerkt an die Seite, oder an den Kopf des Schimmels zu kommen; aber alle List hilft hier nicht; wie er auf dem Boden kriecht, genau so dreht sich der Schimmel, stets bereit, kräftig auszuschlagen. So geht das fort, bis der Wolf, wie es scheint, der vergeblichen Versuche überdrüssig, den Kampf aufgibt und sich zurückzieht. Er steigt hinunter in den Graben, taucht seinen buschigen Schwanz wiederholt in das Wasser, erscheint darauf wieder, schleicht leise herzu, springt dem Pferde nach dem Kopfe, schlägt ihm dabei den nassen Schwanz in die Augen, — und schneller, als man es denkt, liegt der tapfere Schimmel am Boden. und der Wolf hat ihm schon den Hals aufgerissen. Namenloser Schreck packt die Zuschauenden. Das Pferd war nicht mehr zu retten; aber wenn man bei dieser Gelegenheit doch wenigstens den Wolf erlegen könnte! Allein so weit hatte Niemand gedacht, daß man sich mit Feuergewehr versehen hätte. Mit Dreschflegeln und Heugabeln auszuziehen, das erkannten die Leute selbst als thöricht. Aber Etwas mußte doch geschehen! Halt! Drüben im Wirthshause ist es noch hell. Ein wandernder Musikant spielt auf seiner Geige, und die Nachbarn ergötzen sich bei dem Concerte. Also marschirt man hinüber und erzählt die schaurige Mähr. Da lacht der Musikant und spricht: „Ihr kriegt den Wolf nicht. Ihr seid ihm nicht gescheid genug. Wenn ihr mir aber den Pelz zukommen lassen wollt, besorge ich's für euch. Ich verstehe mich auf dergleichen, ich habe Erfahrung darin.“ Die Bauern waren das wohl zufrieden, und leise zieht nun die ganze Gesellschaft nach der Scheune zurück.

Der Wolf frißt noch mit Gier. Den ungeduldigen Bauern erwidert der Geiger: „Jetzt ist noch Nichts zu machen; er muß fressen, bis Nichts

mehr in ihn geht; je mehr, desto besser“ Endlich hörte der Wolf auf, beißt noch einen Schenkel ab, den er mühsam mitschleppt, und kehrt schwerfällig nach dem nahen Gehölze zurück. Nach einer halben Stunde wird aufgebrochen; der Musikant, welcher sich mit einem derben Holzknüppel bewaffnet hat, marschirt voran, die Bauern müssen, damit sie durch ihre Unruhe den Wolf nicht aus seinem Verdauungsschlafe wecken, eine Strecke zurückbleiben. Die Blutspur im Sande war zu deutlich, man konnte nicht fehl gehen. Im Gehölze angekommen, bleibt der Geiger an einem dicken Gebüsche stehen. Da lag der Wolf, gut versteckt, und schnarchte in tiefem Schlafe. Noch einen Augenblick steht der Musikant sich sammelnd und vorbereitend; dann bückt er sich leise und vorsichtig, legt die Hand an den Schwanz des Wolfes; — aber nun war es nur noch das Werk eines Momentes. Schnell wie der Blitz ist der Wolf hervorgezogen, und es wird ihm so kräftig, so schnell und so andauernd auf den Kopf gedroschen, daß er todt ist, bevor er wach geworden.

Wolfs-Gericht.

Höchst merkwürdig ist die folgende Geschichte, die ein helles Licht auf die geistigen Fähigkeiten des Wolfes wirft.

Eine einsam gelegene Abtei in den Gebirgen der Auvergne hatte jeden Winter viel von den Wölfen zu leiden. Wenn sie nicht mehr genügende Nahrung in den Wäldern fanden, zogen sie sich hierher, suchten in den Hof zu kommen, lauerten in Hinterhalten, bis ein Knecht oder ein Mönch herauskam, oder bis sie einen Hund oder ein anderes Stück Vieh erwischen konnten. So war die Abtei förmlich belagert; es konnte Niemand aus noch ein ohne die augenscheinlichste Lebensgefahr.

Eines Winters nun, da eben die Noth wieder begann, ließ der Prior mehrere Jäger in der Nachbarschaft dringend ersuchen, sie möchten ihn doch von den blutgierigen Ungeheuern befreien, und jene waren auch recht gerne bereit, die Bestien zu erlegen. Zwölf wohlbewaffnete Jäger trafen nach ein paar Tagen in der Abtei ein und wollten die Jagd beginnen. Allein es fiel so dicker Schnee, daß kaum durchzukommen war; jeder Gedanke an eine Wolfsjagd mußte aufgegeben werden. Nun war an selbigem Tage ein Pferd gefallen. Das gab einem alten, erfahrenen Jäger Veranlassung, eine List zu versuchen. Er ließ das todte Pferd mitten in den Hof legen, an jeden Flügel des eisernen Hofthores ein starkes Seil so befestigen, daß das Thor mit Einem Ruck geschlossen werden konnte, vertheilte, als es dunkel wurde, die Jäger

mit ihren scharf geladenen Flinten an die verschiedenen Fenster, ließ alle Lichter auslöschen und sodann das Hofthor öffnen. Eine Todesstille herrschte in der Abtei. Da hörte man von ferne das Geheul der Wölfe. Es kam näher und immer näher; ein ganzer Rudel der beutegierigen Thiere rannte heulend heran bis an die hohen Mauern und das offene Thor. Sie hatten das gefallene Pferd gewittert und lechzten nach diesem guten Bissen. Aber — keiner kam herein. Dazu waren sie viel zu klug. Sie fürchteten eine Gefahr und wollten erst die Sachlage genau untersuchen. Ihr Geheul verstummte. Ganz still blickten sie lange in das Thor, dann umschwärmten sie unhörbar die ganze Abtei, untersuchten jeden Busch und jede Ecke und sahen an der Mauer hinauf. So waren drei Viertelstunden vergangen, da erschien ein großer, alter Wolf am Thore, sah sich vorsichtig um, trat langsam ein, blickte mißtrauisch nach allen Seiten, schlich hierhin und dorthin, blieb stehen und that, als wolle er wieder gehen. Es regte sich Nichts, er wurde nicht angegriffen, Alles blieb unverdächtig. Jetzt kehrte er nochmals um, durchschnoberte wiederholt den ganzen Hof, beroch und untersuchte das todte Pferd, ohne jedoch das Geringste davon zu fressen, und eilte, von der vollständigen Sicherheit überzeugt, nun hinaus, seine Gefährten zu holen.

Einen Augenblick darauf sprang er wieder herein, und zweiundzwanzig Wölfe folgten ihm. Alle eilen still an das gefallene Pferd und beginnen ihr Mahl. Da ertönt ein furchtbarer Schlag, — die eisernen Thorflügel fahren zu. Entsetzt stieben die Wölfe auseinander, stürzen nach dem Thore, und da dieses geschlossen ist, rennen sie verzweiflungsvoll nach allen Seiten. Jetzt kracht's aber auch aus allen Fenstern, Schüsse von allen Seiten, — die Wölfe erkennen, daß sie gefangen und verloren sind. Da kehren sie in die Mitte des Hofes zurück, umstellen den alten Wolf, der sie geführt, bilden einen Kreis um ihn, halten gewissermaßen Gericht über ihn, und wie auf ein Zeichen stürzen sie plötzlich vor, reißen ihn zu Boden und zerfleischen ihn. Dann läßt sich jeder, in sein Schicksal ergeben, ruhig niederschießen.

Vor Freude getödtet.

Man hat gesagt, die Wölfe seien gar nicht zu zähmen, und wenn man einen auch anscheinend zahm gemacht habe, breche doch bei Gelegenheit die Unbändigkeit wieder einmal durch und könne dann blutige Folgen haben. Tschudi meint: „Der bestdressirte Wolf eilt bei erster Gelegenheit in seine Wildniß und ist der alte gemeine Mörder, und die sorgsamste Pflege pflanzt nicht einen Funken von Anhänglichkeit oder Treue in das niedrige Gemüth."

Auf die „Dressur“ ist freilich nicht Viel zu geben, und daß der Wolf, welcher im Walde aufgewachsen ist, die süße Freiheit dem besten Futter in der Knechtschaft vorzieht und bei der ersten Gelegenheit desertirt, ist ganz natürlich. Buffon hatte einen Wolf, der frei auf dem Hühnerhofe erzogen worden war und sich 1½ Jahre mit dem Geflügel ganz gut vertrug. Aber plötzlich biß er sämmtliche Hühner todt, ohne jedoch ein einziges davon zu fressen. Mit einem zweiten machte der genannte Naturforscher eine ähnliche Erfahrung. Diesen hatte er an einer Kette liegen, und der Wolf vertrug sich zwei Jahre lang mit dem Hofhunde recht gut. Mit einem Male aber sprengte er seine Kette, biß den Hund todt und ergriff die Flucht.

Will man einen Wolf nicht blos nach Art der Thierbändiger abrichten, sondern wirklich zähmen, so muß man ihn, wenn er erst wenige Tage alt ist, in's Haus nehmen und einer Hündin zum Säugen übergeben. Dann hat er die Lust der Freiheit und Wildheit nie geschmeckt, das Waldesgrün nie gesehen und wird zum wahren Hausthiere herangezogen. In wolfreichen Gegenden findet man nicht selten, daß er die Stelle eines Hofhundes vertritt, und er bekommt dann, wenn er so ganz im Hause und unter Menschen herangewachsen ist, eine Zutraulichkeit und Anhänglichkeit, wie man sie sonst nur von einem Hunde gewohnt ist.

Vor Jahren zog eine Riesin auf allen Messen und Jahrmärkten umher und ließ sich mit einem zahmen Wolfe sehen, den sie neckte, und mit welchem sie allerlei Muthwillen trieb, wie mit einem Hunde. — Mounier hatte eine ganz junge Wölfin gefangen, zu Hause bei sich groß gezogen, und sie war die Gespielin seiner Tochter geworden, lag dieser wie ein Hündchen auf dem Schooße, lief ihr nach, sprang an ihr auf, ließ sich die Hand in den Rachen stecken, — kurz, benahm sich wie der zutraulichste und anhänglichste Hund. Das Mädchen mußte verreisen und blieb sehr lange weg; die Wölfin war traurig, wollte anfangs Nichts fressen, fügte sich aber allmählich in ihr Schicksal. Das war nun allerdings nicht beneidenswerth. Niemand gab sich mit ihr ab, und sie, die sonst so gehätschelt war, wurde nun von einer Ecke in die andere gestoßen; überall war sie im Wege; kaum erhielt sie das nothdürftige Futter. Endlich kehrt das Mädchen von der Reise zurück. Es tritt in den Hof, sieht die Wölfin liegen und ruft sie mit dem alten Schmeichelnamen. Kaum hört diese das liebe Wort, den Klang der Stimme, als sie, wie vom Blitze in die Höhe geschnellt, aufspringt und nach der Gegend blickt, woher der Ruf erschollen. Sie sieht ihre Freundin, springt mit funkelnden Augen auf sie zu und fällt vor Freuden todt zu Boden.

Zahme Wölfe.

Es sind anderthalb hundert Jahre, da hatte der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg einen schwarzen Wolf, welcher Melac hieß und so zahm war, daß er seinen Herrn gerade wie ein Hund überall hin begleitete, vor seinem Bette schlief und nur selten von seiner Seite wich. Im Jahre 1711 war er mit dem Herzog in Frankfurt bei der Kaiserkrönung; aber das stete Abfeuern der Kanonen erschreckte ihn so sehr und griff ihn so an, daß er allein den Heimweg antrat. Und richtig traf er nach etlichen Tagen in dem Schlosse zu Ludwigsburg, wo der Herzog gewöhnlich residirte, ein, hatte also — gerade wie ein Hund — den Weg von beinahe 50 Stunden durch Städte und Dörfer richtig gefunden. Noch wunderbarer aber ist eine andere Reise, die er ebenfalls allein machte: Er war mit dem Herzog über den Rhein in den Krieg gezogen; aber sei es nun, daß ihn sein Herr im Lager vernachlässigte, oder daß ihm aus irgend einem andern Grunde das Lagerleben nicht gefiel, er verschwand eines Tages; Niemand wußte, wohin er gekommen war, — in Ludwigsburg lag er ganz unerwartet einmal vor der Stubenthür des Herzogs. Wie er den Weg gefunden, wie er sich durchgeschmuggelt, — als Wolf war er ja doch der Gegenstand der allgemeinsten Verfolgung, — besonders aber, wie er über den Rhein gekommen, das begriff Niemand. Hinüber war er in einem Nachen gefahren worden; herüber fuhr ihn aber doch gewiß Niemand, und die Brücken bei Kehl und Mannheim existirten noch nicht. Er hing mit einer rührenden Treue an seinem Herrn bis in den Tod.

Der Herzog Anne de Montmorency, der berühmteste Sproß eines alt französischen Adelsgeschlechtes, Pathe der Königin Anna von Frankreich und Vertrauter des Königs Franz I., mit dem er erzogen worden war, geb. 1493, gest. 1567, hatte sich einen jungen Wolf aufgezogen, von dem sich Aehnliches sagen läßt. Er schmiegte sich an seinen Herrn, schmeichelte ihm, wie ein Hund, und zeigte ein staunenswerthes Mitgefühl. Als Montmorency einst krank war, legte sich der Wolf vor sein Bett, betrachtete ihn fortwährend und wollte anfangs gar Nichts fressen; nach einigen Tagen genoß er allerdings etwas Weniges, magerte aber zusehends ab, betrachtete nur seinen Herrn und wich nicht von dem Lager desselben, bis dieser wieder gesund war.

Die Familie Beboire zog drei kleine Wölfe auf, die der Vater (1837) von einem Jäger gekauft hatte. Sie wurden so zutraulich und heimisch, wie ein Hund, leckten den Kindern und den Eltern die Hände, spazierten vollkommen

frei in Hof, Stube und Küche umher und hatten eine ganz besondere Freude daran, dem Familienvater, wenn er nach Hause kam, die Taschen zu durchsuchen, ob er ihnen Nichts mitgebracht. Eines der drei Thiere behielten die Leute, die anderen beiden verschenkten sie später, und so kam eines an den Gutsbesitzer von Uhr. Hier war es nun höchst interessant anzusehen, wie Wolf und Hofhund sich mit einander vertrugen, in derselben Hütte wohnten und schliefen, ja sogar das Futter friedlich mit einander theilten. Warf man dem Wolfe, oder dem Hunde irgendwo ein Stück Fleisch zu, so fraß er es nicht auf, sondern schleppte es zu seinem Kameraden und theilte ehrlich mit ihm; sie verzehrten es zusammen.

Ein wüthender Wolf.

Besonders in kalten Wintern muß man sich vor den Wölfen hüten. Sie gerathen dann manchmal in einen Zustand, der Aehnlichkeit mit der Tollwuth hat.

In der Nähe von Bamberg fiel ein Wolf eine Heerde Vieh an; auf das Geschrei mehrerer Kinder, welche dasselbe hüteten, ließ er von dem Vieh ab und verfolgte diese, die in der Flucht ihre Rettung suchten. Glücklicher Weise kamen sie an einen Graben, in den sie sich warfen, und über welchen der Wolf in seiner Wuth sprang, ohne den Kindern den mindesten Schaden zuzufügen. Auf seinem Laufe kam ihm ein Mann entgegen, den er mit dem heftigsten Grimm anfiel. Dieser zog durch sein durchdringendes Geschrei einen Förster herbei, welcher in der Geschwindigkeit nach seiner Wohnung eilte und eine Flinte holte. Als er zurückgekommen war, und ihn der Wolf erblickte, ließ er von dem erstern ab und ging auf den Förster los, dem zum Unglücke die Flinte viermal versagte. Er suchte sich mit dem Flintenkolben zu vertheidigen; aber die wüthende Bestie schleuderte die Flinte weg und biß den Förster dreimal in den Arm. Auf sein Rufen kam seine Frau aus dem Hause, erhob ein Jammergeschrei, wodurch der Wolf aufmerksam auf sie gemacht wurde, vom Förster losließ und nun auf sie losrannte. Diese aber trat hinter einen Zaun, bei dem der Wolf vorbei lief, ohne sie zu bemerken, und sich darauf nach Walkoy wandte, wo er unterwegs mehrere Holzbauern antraf, die ihn mit Peitschenhieben abzuhalten suchten, daß er ihr Zugvieh nicht verletzte. Allein das hinderte den Wolf nicht, einen Bauern nach dem andern zu beißen, ohne daß diese so viel Geistesgegenwart gehabt hätten, sich mit einander zu verbinden, in welchem Falle es ihnen ein

Leichtes gewesen wäre, ihn zu tödten. An demselben Tage wurden 18 Menschen von diesem Wolf beschädigt. Einige wollten behaupten, es sei eine Wölfin gewesen, der man ihre Jungen geraubt hätte; allein es ist wahrscheinlich, daß es ein wüthender Wolf war. Nach mehreren vergeblichen Versuchen wurde er doch endlich erlegt.

Treues Angedenken.

Ein pariser Kaufmann hatte sich, mehr aus Laune, als aus wissenschaftlichem Interesse, ein ganz junges, erst vor wenigen Tagen geborenes Wölfchen schenken lassen und belustigte sich damit, dieses (anfangs mit Milch) zu füttern und groß zu ziehen. Das Thier bekam nach und nach eine solche Anhänglichkeit an ihn, daß er es nicht mehr missen mochte; da er es aber unmöglich auf seine Reisen mitnehmen konnte, gab er es, als er wegging, zur Pflege in die Menagerie des Pflanzengartens. Wochenlang war der Wolf ganz trostlos, fraß fast gar Nichts und lag traurig in der Ecke seines Käfigs. Endlich lebte er wieder auf und gewann Zuneigung zu seinem Wärter. Da, nach anderthalb Jahren, kehrt sein Herr zurück, geht nach dem Pflanzengarten und will nach seinem Wolfe sehen. Es waren viele Besucher in der Menagerie; aber durch alle Unruhe hindurch erkennt der Wolf sogleich die Stimme seines Herrn, der mit dem Wärter spricht; tobt in seinem Käfige, als wolle er ihn zersprengen, und als er endlich herausgelassen wird, springt er auf seinen Herrn zu, steigt an ihm in die Höhe, legt ihm die Vorderpfoten auf die Schultern, leckt ihm das Gesicht und überläßt sich der ungestümsten und ausgelassensten Freude. Sein Herr nimmt ihn mit nach Hause, und Beide leben wieder eine geraume Zeit bei einander; aber der Herr mußte wieder eine Reise antreten, und der Wolf wurde abermals in Kost gegeben.

Dies Mal war seine Traurigkeit noch größer und anhaltender; doch gelang es, ihn zum Fressen zu bringen, und nach und nach lebte er wieder auf. Drei Jahre vergingen, da erschien der von seiner langen Reise zurückgekehrte Kaufmann eines Abends und fragte nach seinem Wolfe. Es war bereits so spät, daß die Käfige der Thiere alle geschlossen waren; der Wolf konnte seinen Herrn nicht sehen, aber er erkannte wieder seine Stimme, fing an, ängstlich zu heulen und brach wieder in die tollsten Aeußerungen der Freude aus, als man ihn aus seinem Gefängnisse entließ. Nachdem die Freude des Wiedersehens eine Viertelstunde gedauert hatte, meinte der

Wärter, es sei doch schon spät heute, er wolle den Wolf noch für diese Nacht einsperren; aber das war nicht möglich. Der Wolf drohte mit funkelnden Augen und weit aufgerissenem Rachen, wenn ihn der Wärter zu greifen suchte; er ließ sich durchaus nicht von seinem Herrn trennen und ging sogleich mit ihm. Und das war nach einer dreijährigen Trennung!

Als nun sein Herr wieder einmal verreisen mußte, entschloß er sich, den Wolf für immer in die Menagerie zu geben. Das gute Thier aber erkrankte vor Leid und Traurigkeit, nahm durchaus gar keine Nahrung zu sich, und man hielt es schon für verloren, als es glücklich noch gelang, es zum Fressen zu bringen. Lange Zeit aß es nur sehr Wenig, und als man es endlich mit vieler Mühe wieder hergestellt hatte, war und blieb es ein bissiger, gefährlicher Wolf, vor dem man sich hüten mußte.

Noch einige Charakterzüge des Wolfes.

Ein paar eigenthümliche Züge aus dem Leben des Wolfes seien noch erwähnt.

Die großen Schafheerden der Tartaren leiden begreiflicher Weise außerordentlich durch die vielen Wölfe, obwohl in den weiten Steppen die Verfolgung leicht ist. Die Wölfe schleppen dabei nicht immer, wie sie es hier bei uns thun, das Schaf im Rachen fort, nachdem sie es todt gebissen, sondern sie lassen es zuweilen mitlaufen. Ihrer zwei brechen in die Heerde ein und drängen ein Schaf von den andern weg; erst hetzen sie es eine kleine Strecke vorwärts, dann springt der eine rechts, der andere links an die Seite des Schafes, und so jagen sie alle Drei in gestrecktem Galopp über die Steppe hin. Das Schaf rennt mit aller Anstrengung zwischen seinen Todfeinden dahin, als seien sie seine besten Freunde; es weiß wohl, daß ein Widersetzen fruchtlos, daß jeder Versuch zur Flucht vergeblich wäre, — gerade wie kleine Vögel einer Schlange, der sie nicht mehr entfliehen können, entgegen gehen sollen.

Rührend ist es, mit welcher Zärtlichkeit die Wölfin an ihren Jungen hängt, und erstaunlich, mit welcher Wuth sie dieselben vertheidigt. Ist eine Gefahr überstanden, so packt sie die Kleinen sogleich auf und schleppt sie weit weg, damit sich der Angriff nicht wiederhole. Sie mit Futter zu versorgen, scheut sie keine Anstrengung; die weitesten und beschwerlichsten Wege macht sie in der kürzesten Zeit, durchstreift ein großes Revier und setzt sich den äußersten Gefahren aus, um Nahrung für ihre Jungen aufzutreiben.

Und dabei findet sie manchmal den Tod. „Im Jura", erzählt Tschudi, „ward eine säugende Wölfin getödtet, und wenige Tage darauf fand man in dem vier Stunden entfernten Risourwalde drei junge Wölfchen verhungert."

Im Nordwesten Amerikas finden sich die Wölfe noch in ungeheurer Zahl, und man hat dort Gelegenheit, namentlich die Massenangriffe dieser Thiere zu beobachten. In Schaaren von drei bis vier Hunderten umschließen sie, wie nach einer genauen Verabredung, die Weideplätze und kommen gleichzeitig von allen Seiten näher. Oder die Heerde kommt in Form eines Halbmondes dahergebraust, der sich erst schließt, wenn er die Opfer umspannt hat. Diese Ueberfälle, von Hunderten ausgeführt, haben etwas Grausiges und es kostet schwere Opfer, auch nur Etwas aus ihnen zu retten. Zugleich lassen sie gar keinen Zweifel darüber, daß die Wölfe irgend eine Art der Verständigung haben.

Das ist der Wolf, von dem Roßmäßler nichts Anderes zu sagen weiß, als: „Der Wolf ist ein ganz gemeiner, sehr gefräßiger, gieriger und stinkender Räuber." Hat er nicht ein besseres Lob verdient?

Fuchsstücklein.

Der Hund wird von uns Allen wegen seiner Klugheit geschätzt, — sagt von Corvin Wiersbitzki in seinem sehr lebendig verfaßten Sporting-Almanach —, der Elephant ist den Indiern das Sinnbild des Verstandes, und der Bär wird von den Lappländern der weise Mann im Pelzrock genannt; allein alle Völker der Erde erkennen, was Schlauheit und List anbetrifft, dem Fuchse den Preis zu.

Ein Beweis dafür, daß der Fuchs ganz vortrefflich die Wirkung der Eisen und Fallen kennt, ist der, daß er den Stellbrocken ganz unbedenklich verzehrt, wenn sich ein anderes Thier schon in der Falle gefangen hat. Desto besser für ihn, wenn es etwa ein Kaninchen ist; eine Katze und selbst einen Kameraden verschmäht er nicht. Der Fuchs wird lieber verhungern, als seinen Bau verlassen, wenn er sieht, daß die Eingänge mit Fallen und Eisen besetzt sind. Ueberhaupt zeigt er eine ganz bewundernswürdige Energie, deren gewiß nur sehr wenige Menschen fähig sein würden. Gar mancher Fuchs, dessen Lauf zerschossen, und der von den Hunden verfolgt wurde, biß eilig den schlenkernden Lauf ab, der ihn bei der Flucht hinderte. Eben so wenig selten findet man es, daß der Fuchs einen Lauf in dem Eisen ließ, sich also

lieber selbst amputirte, als gefangen werden wollte. Man überlege nur recht, welch ein ungeheurer Entschluß dazu gehört, sich selbst mit unvollkommenen Instrumenten ein Bein abzulösen, und man wird vor dem Fuchse einige Hochachtung fühlen. Wie aber nicht alle Menschen Mucius Scävola sind, so amputiren sich auch nicht alle Füchse selbst, die am Lauf gefangen werden. Es gibt eben so gut verzagte Herzen unter den Füchsen.

Daß der Fuchs in dem Bezirke, in welchem er seinen Aufenthalt hat, gewöhnlich nicht raubt, ist eine ausgemachte Thatsache. Es läßt sich dafür nur ein Grund annehmen, nämlich der, daß er Verfolgung und Strafe fürchtet. Lehrt ihn dies etwa auch der Instinkt? Wie genau der Fuchs weiß, was Recht und Unrecht ist, kann man am Besten bei gefangenen Füchsen beobachten, die im Hause gut gefüttert werden. Hunger kann sie nicht zur Jagd treiben, sondern es ist ganz sicher reine Jagdpassion. Er weiß eben so gut wie der Wilddieb, daß er etwas Unrechtes thut, und bemüht sich, seine Exkursionen zu verbergen.

Eine Dame hatte einen Fuchs aufgezogen. Er lief ihr wie ein Hund nach, ging ins Feld, in den Wald und kehrte sogleich bei dem ersten Pfiff zurück. Am Tage durfte er frei umherlaufen, und des Nachts wurde er in einer Kammer eingeschlossen, wo er frisches Fleisch genug fand. Diese bequeme Nahrung mußte ihm mißfallen, denn er suchte sich eine delicatere, aber verbotene zu verschaffen. Man merkte eine sehr fühlbare Abnahme des Geflügels auf dem Hofe, und lange Zeit fiel kein Verdacht auf den Fuchs, da derselbe ja bei Tage in Wald und Feld spazieren ging und bei Nacht eingeschlossen war. Man fühlte sich indessen doch veranlaßt, dem Fuchse aufzupassen, und entdeckte bald seinen Geniestreich. Ganz ostentatiös marschirte er zum großen Hofthore hinaus, so daß alle Leute glauben mußten: Unser Fuchs geht auf die Jagd. Kaum war er so weit entfernt, daß er sich nicht mehr beobachtet glaubte, so glitt er in einen Graben, der ihm als bedeckter Weg diente, und kehrte auf das Gut zurück. Durch ein Fenster kroch er nun in die Scheune und lauerte hier, bis ein Hühnchen kam, um einige verstreute Körner aufzupicken. Dieses wurde dann seine Beute, die ihm wahrscheinlich um so besser schmeckte, da sie gestohlen war.

Ein anderer gefangener Fuchs, der an der Kette lag, und gleichfalls gut gefüttert wurde, konnte es unmöglich mit ansehen, daß die delikaten Hühner so unverspeist auf dem Hofe einherspazierten. Leider war das Halsband fest und die Kette kurz. Wie es nun anfangen, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen? Reinecke fand eine Auskunft. Absichtlich ließ er etwas Futter in

seinem Napf zurück, legte sich daneben auf den Rücken und streckte alle Viere gen Himmel, als ob er ganz behaglich schliefe und es für ihn keine Hühner auf der Welt gebe. Durch seine friedliche Lage getäuscht, kamen denn die Hühner vertrauensvoll herbei und pickten von seinem Futter, wie sie es bei den Hofhunden zu thun gewohnt waren. Das hatte Reinecke beabsichtigt. Er beunruhigte sie durchaus nicht und alle Leute erbauten sich sehr über des Schalkes Frömmigkeit. Indessen nahm die Zahl der Hühner ab. Man hatte Reinecke in Verdacht; allein er lag ja an der Kette und um seine Wohnung sah es reinlich und unverdächtig aus. Endlich wurde der Dieb doch erwischt. Wenn Mittags die Sonne brannte und kein Mensch auf dem Hofe war und vielleicht nur ein einzelnes Huhn an seinem Freßgeschirr pickte, dann packte er es plötzlich und schleppte es schnell in seine Hütte. Hier verzehrte er den Braten und verbarg die Federn ganz sorgfältig unter seinem Lager. Der Zufall machte Jemand zum Zeugen einer solchen Scene, und das Handwerk wurde ihm gelegt.

Ein Fuchs als Cassier.

Jedermann kennt in Paris das verständige Füchslein, das am Jardin turc den metallenen Empfangbecher des blinden Geigers in der Schnauze trägt und die Vorübergehenden höflichst um einen Sou bittet. Es hat allen Trieben der Gattung entsagt und kennt keinen andern Beruf, als das Interesse seines blinden Patrons wahrzunehmen; die Neckereien der bösen Buben selbst übersieht es großmüthig, um seinem Herrn Aerger und Verdruß darüber zu ersparen.

Fremde Pflegekinder.

Wer jemals Gelegenheit hatte, die freudige Aufregung zu sehen, in welche alte, gezähmte Füchse gerathen, wenn man junge Füchschen in ihre Nähe bringt, wird gern zugeben, daß auch im wilden Zustande ein Fuchs sich fremder Jungen annehmen wird. Ich habe (erzählt Beckmann in Düsseldorf) noch in diesem Frühjahre ein derartiges Schauspiel mehrere Wochen lang von dem Fenster meines Arbeitszimmers aus beobachten können. Zu einer alten, völlig gezähmten Füchsin, welche in einem Zwinger an der Kette steht, brachte ich einen Drahtkäfig mit drei jungen Füchsen, welche zu Anfang Mai beim Graben gefangen wurden. Sofort beim ersten Anblick wedelte die Füchsin mit dem Schwanze, rannte unruhig an der Kette hin und her und bot Alles auf, in den Käfig zu gelangen. Da ich dem Ding doch nicht traute,

ließ ich den Käfig weiter rücken; allein Abends bei der Fütterung sah ich mit Erstaunen, daß die Füchsin ihre ganze Ration Pferdefleisch in der Schnauze unter beständigem Winseln hin- und hertrug, ohne zu fressen. Als ich sie von der Kette befreite, und die Thür des Käfigs öffnete, schlüpfte sie sofort hinein, ließ indeß im Eifer das Fleisch unterwegs fallen. Im ersten Momente des Begegnens standen Alte und Junge mit weit aufgesperrten Rachen einander unbeweglich gegenüber; nach einigem Parlamentiren durch Berühren der Nasenspitzen und zustimmendem Schwanzwedeln stürzte plötzlich die ganze Gesellschaft in ausgelassenster Freude über und durcheinander, und die Balgerei wollte kein Ende nehmen. Als aber die Jungen anfingen, mit ihren scharfen Zähnchen das Gesäuge ihrer Stiefmutter zu untersuchen, ward es der Füchsin unheimlich; sie scharrte heftig an der Thür, um hinauszukommen, und zeigte seitdem keine Lust mehr, das Innere des Käfigs zu betreten. Dagegen versäumte sie nie, bei der abendlichen Fütterung den größten Theil ihrer Ration stundenlang — oft im vollen Regen — im Maule hin- und herzutragen. Ward sie von der Kette gelöst, dann war sie in zwei Sprüngen vor dem Käfig, legte das Fleisch dicht vor dem Gitter nieder und kehrte dann beruhigt zurück. Daß die Jungen das Fleisch in dieser Weise doch nie erlangen konnten, schien sie durchaus nicht zu bekümmern, — der instinctive Trieb des Zutragens der Beute war augenscheinlich befriedigt. — Mit dem Heranwachsen der Jungen nahm die Aufmerksamkeit der Füchsin (wie im wilden Zustande) allmählich ab, und zu Ende Juni nahm sie nur wenig Notiz mehr von ihren Stiefkindern.

Mutter Natur hat jedem weiblichen Thiere den Trieb eingepflanzt, Kleine zu nähren und zu hegen, und so wird es möglich, daß unzählige junge wilde Thierchen erhalten bleiben, deren rechte Mutter von dem Jäger erlegt, oder einem anderen, größeren Thiere zur Beute geworden ist.

Selbander.

Immer und immer wieder drängen sich uns Beispiele auf, welche uns nöthigen, anzunehmen, daß die Thiere sich weit mehr mit einander verständigen können, als wir gemeinhin annehmen.

Ein Jäger ging Abends spazieren und bemerkte einen Fuchs, welcher in der Nähe des Waldes einer Katze nachschlich. Als er ihr nahe war, drehte sich jene um, fauchte, krümmte den Buckel und Schwanz und sah ihn mit großen, Widerstand verheißenden Augen an. Der Fuchs blieb ruhig stehen und sah sie ebenfalls an; drauf machte er mehrere Ver-

suche sich ihr zu nahen; da sie aber immer grimmiger fauchte, schlich er weg, kam aber bald wieder und brachte einen anderen Fuchs mit. Als sie selbander heranrückten, hielt die Katze nicht Stand, sondern sprang auf einen Baum.

Der Fuchs hatte also doch überlegt: „Wenn ich allein die Katze nicht erwischen kann, zu Zweien fehlt's uns nicht; ich will noch einen Kameraden suchen und mit ihm gemeinsame Sache machen." Und: Er mußte im Stande sein, dem Genossen in irgend einer Weise zu sagen: „Komm, es gibt Etwas." —

Kannibalismus des Fuchses.

Die Füchse stehlen, beschleichen und rauben mit einander, theilen auch die gemeinsame Beute; aber es waltet dabei kein Gefühl der Zusammengehörigkeit; es besteht deßhalb noch keine Freundschaft; es ist der Bund der Banditen und Räuber zu gemeinsamem Vortheil, und kann Einer den Andern selbst als Beute bekommen, so besinnt er sich keinen Augenblick.

Der fürstlich Wittgenstein'sche Oberförster Müller sah, wie sechs Füchse mit einander spielten, dann zankten, wobei der eine blutig gebissen und nun sofort von der ganzen Schaar mörderisch angefallen und aufgefressen wurde. — Verwalter Hickmann im Darmstädtischen hatte einen jungen Fuchs angeschossen, der sich noch bis in den Bau fortschleppte. Als dieser nach einer Stunde geöffnet wurde, war der Verwundete schon von seinen Brüdern verzehrt. — Wildmeister Euler zu Zell im Darmstädtischen schoß eine säugende Füchsin, legte sie neben dem Bau in ein Loch, fand aber am folgenden Morgen nur noch den Balg und die Knochen; das Uebrige hatten die jungen Füchschen verzehrt. — Der Förster des Freiherrn von Thüngen sah zu, wie ein Fuchs einen anderen in der Falle steckenden verzehrte und schoß den Kannibalen.

Sonst kommt es bei größeren Thieren nicht leicht vor, daß Glieder derselben Art einander auffressen; selbst Ratten und ähnliche kleinere Thiere werden nur durch das absichtlich in der Gefangenschaft hervorgerufene Uebermaß des Hungers dazu gebracht, ihres Gleichen zu verzehren; der Fuchs aber greift gleich zu.

Sie vergißt ihr Kindlein nicht.

Mag der Fuchs auch gegen seines Gleichen den häßlichsten Kannibalismus zeigen, unbarmherzig über den eigenen Bruder herfallen, sobald

dieser sich nicht mehr wehren kann, — gegen ihr Junges ist auch die Füchsin eine liebende und sorgende Mutter.

In der Nähe eines Gutes hatte ein Fuchspaar seinen Bau, und Junge darin. Der Verwalter stellte eine Jagd auf die alten Füchse an, erwischte sie aber nicht. Da wurden Tagelöhner aufgeboten, den Bau zu graben Zwei Junge wurden getödtet, und das dritte nahm der Verwalter mit sich auf den Hof, legte ihm ein Hundehalsband an und band es dicht vor seinem Kammerfenster an einen Baum. Dies wurde am Abend des nämlichen Tages bewerkstelligt. Am Morgen, als die Leute im Gehöfte erwachten, wurde sogleich ein Mensch hinausgeschickt, um nachzusehen, wie es mit dem jungen Fuchse stände. Er stand sehr trübselig an derselben Stelle, hatte aber einen fetten Truthahn mit abgebissenem Kopfe vor sich. Nun wurde die Magd herbeigerufen, welche die Aufsicht über das Hühnerhaus hatte und mit Thränen im Auge gestehen mußte, daß sie vergessen hatte, die Truthühner einzutreiben. In Folge angestellter Untersuchung fand sich, daß der alte Fuchs während der Nacht vierzehn Truthühner geschlachtet hatte, deren zerstückte Körper hier und da im Haus- und Viehhofe herumlagen; eins hatte er, wie schon gesagt, vor sein angefesseltes Junge gelegt. Auch in die Gefangenschaft brachte er seinem Kinde Futter, obwohl für ihn große Gefahr damit verbunden war.

Hyänenjagd in Afganistan.

Der britische Lieutenant Conolly, welcher auf seiner Reise durch Asien einige Zeit bei den Afganen verweilte, schildert die Hyänenjagd auf folgende Weise:

Man entdeckte die Fährte einer Hyäne. Ein Mann, der nur zur Noth bekleidet war und keine andere Waffe als ein Messer im Gürtel trug, trat hervor mit einem Stricke, welcher zwei Schleifen hatte, in der rechten und einem kleinen Filzmantel in der linken Hand. So ausgerüstet ging er ruhig in die Höhle des blutgierigen Thieres. Bei seiner Annäherung zog sich die Hyäne immer weiter zurück bis in ihres Baues Hintergrund, wo ihr kein Ausweg mehr übrig blieb.

Der Mann, obgleich auf allen Seiten von der tiefsten Dunkelheit umschlossen, konnte dennoch sehr gut alle ihre Bewegungen bemerken, da ihrer Augen außerordentliches Funkeln ihm immer den Ort andeutete, an welchem sie sich befand. Er rutschte auf den Knieen der wilden Bestie näher, und diese, von Furcht ergriffen, schickte sich keineswegs zur Vertheidigung an,

sondern dachte nur darauf, sich in sich selbst zusammen zu schmiegen und zu verbergen. Endlich, ganz nahe vor ihr, warf er ihr den Filzmantel über den Kopf und zog ihn dergestalt zusammen, daß sie sich desselben nicht leicht entledigen konnte.

Ueber diesen plötzlichen Angriff ist das Thier in der Regel so bestürzt, daß es sich noch mehr zusammendrückt, und obgleich es in den Filz beißt, gibt es sich doch keine Mühe, seine scharfen Zähne auch an dem kühnen Jäger zu versuchen. Dieser ergreift nun die Vorderbeine der Hyäne, zieht die Schleife fest darum und schnürt sie auf diese Weise zusammen, schlingt dann rasch den Strick um den Hals und schleift nun seine Beute ohne alle Gefahr ans Tageslicht.

Man bringt die Hyänen gewöhnlich auf solche Weise nach den Städten, wo man sich ihrer zu Jagdbelustigungen bedient, ihnen jedoch zuvor einen Knebel in den Rachen befestigt, damit sie die Hunde nicht beißen können.

Bosheit.

Baron Karl Claus von der Decken machte in den Jahren 1862 bis 1865 Reisen in Ost-Afrika und legte sehr reiche Sammlungen an. In Waga waren hauptsächlich die Knaben seine Lieferanten. Da es hier noch keine Schulen gibt, liefen die jungen Wadigos als sie einmal gehört hatten, der Fremde sammele, den ganzen Tag umher und lasen alles nur Erdenkliche zusammen, brachten es ihm und verdienten so einige Pesa.

Nebst vielen unbrauchbaren Sachen brachten sie auch manches Gute, namentlich schöne Fische und Krebse, sowie zwei allerliebste junge Ginsterkatzen, welche ihres einschmeichelnden Wesens halber von dem Reisenden sogleich liebgewonnen wurden. Leider verschmähten die noch an Muttermilch gewöhnten Thierchen jegliche Nahrung, bis man endlich auf einen sinnreichen Einfall kam. Man umwickelte eine Glasröhre unten mit weichem Baumwollenzeug, füllte sie oben mit Milch und reichte sie den kleinen Pflegebefohlenen dar. Sie tranken gierig mit behaglichem Schmatzen, und die Reisenden hatten die Freude, sie täglich munterer und zutraulicher werden zu sehen. Beide sahen sich in ihrem grauen, dunkelgestreiften Felle täuschend ähnlich, unterschieden sich aber durch ihr Benehmen; denn die eine schlüpfte, wenn man ihr den Rockärmel hinhielt, sofort hinein und kroch möglichst weit in die Höhe, die andere that dies niemals. Ihre spätere Geschichte war tragisch und wirft ein eigenthümliches Licht auf die angeborene Wildheit dieser Raubthiere, die sich nicht verläugnet, auch wenn sie im Zimmer erzogen

werden. Nach einigen Wochen begannen die Kätzchen Reis zu fressen, der mit Milch und Ei angerührt war. Sie nahmen sichtbar an Schönheit und Größe zu, wurden aber auch lebhafter und unartiger, sprangen über Tische und Stühle und übten sich in täglichen Kämpfen unter sich.

Nach Kurzem gewann der eine Bruder eine stärkere Entwickelung und suchte im Gefühle seiner Kraft den anderen überall zu verdrängen, sowohl von der Schüssel, als aus dem weichen Bette, welches ihnen gemeinschaftlich in einem Kistchen zubereitet worden war. Um die fortwährenden Beißereien zu verhindern, wurde jedem ein eigenes Lager gegeben. Der Große aber war so bösartig, daß er den Kleinen in keinem von beiden schlafen ließ, ohne ihn zu stören. Eines Morgens fand man den Letzteren mit einer tüchtigen Bißwunde auf der Erde liegen. Er war unempfindlich gegen alle Schmeicheleien, fraß nicht mehr und verendete noch im Laufe des Tages. Man setzte ihn in ein großes Weinsteinglas und band den anderen zur Strafe daran fest; doch dem kleinen Missethäter schien der Anblick seines Bruders Abel weniger unangenehm zu sein, als der Strick, durch welchen er sich gefesselt fühlte. Ohne irgendwie Zerknirschung zu zeigen, sprang er ungeberdig hin und her, so daß er wieder losgebunden ward. Um ihn auf eine andere Weise zu bestrafen, setzte man ihn in einen Kasten und gab ihm den ganzen Tag Nichts zu fressen. Als er am nächsten Tage freigelassen wurde, stürzte er sich mit Gier über sein Futter; kaum aber war er mit dem Fressen fertig, so bekam er Zuckungen, und nach einer Stunde war er gleichfalls eine Leiche!

Der plötzliche Tod war wohl eine Folge des gierigen, unmäßigen Fressens; merkwürdig ist aber die Bosheit, mit welcher die Katze ihren Bruder todt gebissen, der doch mit ihr erzogen worden war. —

Der König tritt auf.

Folgende unvergleichliche Schilderung verdanken wir dem trefflichen Brehm, der hier nur ausspricht, was er selbst erlebt hat:

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Heerde in der sichern Seriba eingehürdet, in jenem acht bis zehn Fuß hohen und drei bis vier Fuß dicken, äußerst dichten, aus den stachlichsten Aesten der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwalle, welchen er bilden kann. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet sie hell auf, im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in

die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthend bellende Laute und grimmig heißeres Gebrüll, sodann Siegesgeläut, — eine Hyäne umschlich das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Heerden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum besser ergangen sein. — Es wird stiller und ruhiger, der Lärm verstummt, der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Heerdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächsten Bäumen herab spinnen die stufenschwänzigen Ziegenmelker ihren Nachtgesang, oder tragen fliegend ihre Federschleppe durch die Lüfte, nähern sich oft und gern der Seriba und huschen wie Geister über die schlafende Heerde hinweg. Sonst ist Alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: — in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Jetzt bewährt er seinen Namen „Essed", d. i. der Aufruhr erregende: denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kameel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die muthigen Hunde, welche Leoparden und Hyänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn, welcher selbst rath- und thatlos, an seiner eigenen Stärke verzweifelnd, sich der ihm übermächtigen Gewalt unterordnend, in seinem Zelte zittert, es nicht wagt, nur mit seiner Lanze bewaffnet, einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, und es geschehen lassen muß, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen, — der es geschehen lassen muß, daß der Löwe auch noch einen zweiten seiner arabischen Namen „Sabaa", d. i. Würger der Heerden bethätigt.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die acht, ja selbst zehn Fuß hohe Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Branken fällt ein zweijähriges Rind; das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Thiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute, die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier, mit dem Schwanze peitscht er in die Luft, läßt das verendende Thier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem

zermalmenden Gebiß von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt: ich habe selbst eine neun Fuß hohe Seriba gesehen, über welche der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesetzt war; ich selbst den Eindruck noch wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt hatte, und auf der andern Seite noch die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem vielleicht eine halbe Meile entfernten Lager zu, und man sieht die Furche, welche ein so geschlepptes Thier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen athmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergibt sich gefaßt in sein Schicksal: er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, der ihn fast ebenso arg brandschatzt, als der Menschenkönig, unter welchem er steht.

Man begreift, daß alle Thiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Thier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen, es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines andern lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad," d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zersprengen zu wollen. Es ist schwer, die Richtung zu erkennen, von woher es erschallt, denn der Löwe brüllt gegen die Erde hin, und auf dieser pflanzt sich der Schall wirklich wie Donner fort. Das Gebrüll selbst besteht aus Lauten, welche zwischen O und U in der Mitte liegen und überaus kräftig sind. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen, dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller, gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer, und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurr gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, welche es hören, augenblicklich mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernehmen kann.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hyäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke, der Leopard hört auf zu grunzen, die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die blökende Heerde wird todtenstill; die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweig; das beladene Kameel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht; das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts; der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn: kurz, Freiligrath's Beschreibung ist vollkommen richtig:

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kameel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll".

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum ersten Mal diese Stimme schlägt, in der Nacht des Urwaldes, selbst er fragt sich, ob er auch Held genug sei Dem gegenüber, welcher diesen Donner hervorruft — Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich auch dann der Thiere, wenn sie den Löwen durch einen andern Sinn wahrnehmen, schon, wenn sie ihn blos wittern, ohne ihn zu sehen: sie wissen alle, daß die Nähe des Löwen für sie Tod bedeutet.

Jagd und Zähmung des Löwen.

Die Jagd auf Löwen ist außerordentlich gefährlich. Man zieht in Mehrzahl aus und sucht ihn aus seinem Verstecke durch Hunde aufzuscheuchen. Diese haben zwar nicht den Muth, ihm nahe zu kommen, treiben ihn aber doch durch ihr Gebell heraus. Mit gewaltigen Sätzen stürzt der Löwe brüllend hervor gegen seine Verfolger. Ist er ihnen auf 10—15 Schritte nahe gekommen, so staucht er sich zum Sprunge zusammen, und dies ist der Augenblick, wo die entschlossenen Jäger ihren Schuß anzubringen pflegen, weil hier das Thier einen Augenblick ruhig ist und gerade Zeit gibt zum Zielen. Im nächsten Augenblicke würde er den Leib eines Jägers zerfleischen. Dasselbe geschieht, wenn er nicht getroffen, oder nicht schwer genug verwundet wird.

Die Hottentotten sollen sich bei den Löwenjagden besonders entschlossen und kaltblütig zeigen.

Jüngere Löwen zeigen sich, wenn sie aufgejagt werden, nicht so muthig wie die alten. Gewöhnlich suchen sie anfangs zu entfliehen und stürzen sich erst, wenn sie keinen Ausweg finden, mit Wuth auf die Verfolger. Völlige Verachtung jeglicher Gefahr zeigt die Löwin, welche ihre Jungen in Gefahr glaubt. Sie bekommt deren jährlich zwei bis vier und pflegt dieselben fünf bis sechs Monate lang mit der größten Zärtlichkeit. In der Gefangenschaft sucht sie dieselben, wie die Katzen, vor den Menschen zu verbergen und schleppt sie von einem Winkel zum andern. Daß der männliche Löwe die Jungen auffresse, ist, wie so vieles Andere, was vom Löwen erzählt wird, eine Fabel.

Die jungen Löwen sehen anfangs jungen Hunden sehr ähnlich, haben hängende Ohrenspitzen, und die Männchen sind ohne Mähne. Noch im ersten Jahre stellen sich die Ohren, aber die Mähne wächst erst im vierten Jahre und erreicht im fünften oder sechsten ihre größte Länge.

Der Löwe ist schon von den Römern und wahrscheinlich noch viel früher von den Mauritaniern gezähmt worden. Die römischen Triumphatoren ließen sehr häufig ihre Triumphwagen zur Ergötzung des Volkes von Löwen ziehen. Außerdem wurden sie zu den schrecklichen Thiergefechten verwendet, bei welchen Sclaven auf Leben und Tod mit diesen furchtbaren Raubthieren vor dem Volke kämpfen mußten. Bei einem solchen Anlasse soll ein gewisser Androklus von einem Löwen, dem er früher einen Dorn aus dem Fuße gezogen, wieder erkannt und geliebkost worden sein. Er soll deßhalb seine Freiheit und den Löwen zu Geschenk erhalten und letzteren dann als ständigen Begleiter an einem Stricke mit sich umhergeführt haben.

Auch in neuerer und neuester Zeit sind Löwen gezähmt worden, und van Aken hat es so weit gebracht, daß er zu einer Löwin gehen durfte, wenn sie Junge hatte. Ebenderselbe Thierbändiger, den Europa so lange anstaunte, hat übrigens ein einziges Mal seine Gerte unvorsichtig gebraucht und seine Wagstücke dadurch mit dem Leben bezahlt. Den Löwen erbitterte die vielleicht nicht verdiente Züchtigung, und er zerfleischte den Arm van Aken's dermaßen, daß dieser an den Folgen der Verwundung starb.

Tod des Löwenjägers.

Am 6. März 1865 gegen Abend fand der berühmte Reisende und noch berühmtere Jäger Much seinen Tod in einem Gehölz an den Ufern des Radian auf die traurigste Weise. Der in ganz Hindostan durch seine

Jagdabenteuer bekannte Held hatte am Morgen jenes sechsten März in der Nähe des Flusses einen Elephanten getödtet und war eben dabei, ihn zu zerlegen, die Hauer und das Fett von ihm herauszuholen, als ein Bedienter, den er ganz besonders lieb hatte, und der ihn stets auf allen Jagden begleitete, da er ein ebenso guter Schütze war, wie er, ihm die Nachricht brachte, daß er nicht weit von der Stelle, wo sie sich eben befänden, einen großen Löwen verwundet habe. Much, der sich eine solche gute Gelegenheit nie entgehen ließ, bewaffnete sich mit einer doppelläufigen, mit Kugeln geladenen Flinte und mit einer Büchse, und folgte der Führung Abd el Meschid's, des erwähnten treuen Dieners, mit welchem er sich auf den Weg nach dem bezeichneten Löwen machte. Dem Löwen war durch die Kugel nur ein Fuß verletzt. Er hatte sich in den Schatten einer Baumgruppe hingestreckt und beleckte, vor Schmerz knirschend, seine Wunde. Much, dessen Kaltblütigkeit sich bei keiner Gelegenheit verläugnete, stellte sich auf halbe Flintenschußweite vor dem Thiere auf, gab Feuer und die Kugel drang dem Löwen in den Leib. Dieser ließ ein furchtbares Brüllen vernehmen; vor Wuth bebend erhob er sich, jedoch nicht so schnell, um Much nicht Zeit zu lassen, seinen zweiten Schuß abzufeuern. Aber auch dieser tödtete den Löwen nicht. Much griff nun nach der Büchse, der Löwe jedoch bemerkte die Absicht des Jägers und stürzte auf ihn mit der Schnelligkeit eines Pfeiles los. Der unglückliche Much, der so fest von dem Löwen gepackt war, daß er sich nicht rühren, geschweige denn sich wehren konnte, rief seinem Diener. Dieser feuerte auf das Thier zwei Pistolenschüsse ab, aber es wurde auch hiervon nicht tödtlich getroffen, nur seine Wuth auf's Aeußerste getrieben. Mit einer unbeschreiblichen Wildheit begann er seine Beute zu zerfleischen. Abd el Meschid sah es von fern mit an, und da er bei dem entsetzlichen Schauspiel keinen andern Beistand leisten konnte, lud er seine Pistole von Neuem und erlegte mit dem Schusse den Löwen, dessen Lebenskräfte schon vorher bedeutend gesunken waren. Für die Rettung seines Herrn war dies jedoch viel zu spät. Die Ueberreste des armen Jägers wurden an Ort und Stelle, wo sein Tod erfolgt war, begraben.

Ein gefährlicher Nachbar.

In einem dichten Gestrüpp, welches ungefähr eine englische Meile von der Besitzung eines holländischen Bauers entfernt war, der im Schatten des Draakenberges wohnte und sich hauptsächlich von der Elephantenjagd nährte,

hatte sich ein Löwe niedergelassen. Er fand dort Schutz und Wasser und konnte recht behaglich seinen Jagdzügen von hier aus nachgehen. Unser Bauer merkte sehr bald, welchen Nachbar er erhalten hatte; die unverkennbare Fährte im Sande sagte genug, und der Mann beschloß deßhalb, auf seiner Hut zu sein. In der ersten Nacht erhoben die Hunde ein wüthendes Gebell; der Löwe aber verhielt sich ruhig, und der Bauer gab sich bereits dem sicheren Traume hin, daß Freund Leu, von den Hunden gewarnt, die Gegend verlassen habe. Aber Leu war kein Furchthase und hatte sich von dem Bischen Hundegebell nicht in die Flucht schlagen lassen.

Während der zweiten Nacht wurde Röberg, ein starker Ochse vom Lieblingsgespann, ohne Umstände von ihm weggeführt. Am Morgen zeigte sich, daß der Löwe über die Umzäunung, welche den Kraal umgab, gesprungen war, den Ochsen getödtet hatte und mit ihm über die Umzäunung zurückgegangen sein würde, wenn diese unter dem gemeinsamen Gewicht des Ochsen und des Löwen nicht gebrochen wäre und ihm so einen bequemern Ausgang geboten hätte.

Der Bauer verfolgte augenblicklich im Geleit seines Hottentotten und eines halben Dutzends seiner besten Hunde die Löwenspur. Ohne Schwierigkeit erkannten die Jäger, daß der Löwe in jenem dicken Gestrüpp sein müsse; doch dies war an und für sich kein großer Vortheil: denn der Kloof — so wird im Caplande eine Schlucht genannt, welche dicht mit Dornen bewachsen ist — war ungefähr eine Meile lang und 300 oder 400 Ellen breit. Die Bäume und Sträuche bestanden aus Stachelgewächsen und Dornen; kriechendes Gesträuch und langes Gras bedeckte den Boden in solcher Ueppigkeit, daß es fast unmöglich schien, hindurchzubringen. Man kam deßhalb überein, daß sich der Bauer an der einen, der Hottentotte an der andern Seite des Kloofs aufstellen und daß die Hunde den Löwen heraustreiben sollten.

Das lebhafte Bellen der Rüden zeigte bald an, daß sie den Räuber entdeckt hatten; aber man merkte auch, daß sie unfähig waren, ihn aus seiner Festung herauszutreiben. Man hörte, wie sie bald zurückprallten, wenn das erzürnte Ungeheuer einen Angriff machte, bald aber wieder vordrangen; im Ganzen jedoch blieb das Gebell auf einer und derselben Stelle. Endlich, als das Bellen schwächer und immer schwächer wurde, hielt man es für räthlich, die Hunde zurückzurufen. Doch alles Pfeifen und Rufen brachte nicht mehr als zwei von dem halben Dutzend zu ihrem Herrn zurück, und

einer von diesen war schrecklich verstümmelt: — die andern hatte der Löwe getödtet.

Dieser erste Versuch, des unangenehmen Nachbars habhaft zu werden, war gänzlich mißlungen, und der Bauer kehrte, den Verlust seiner Hunde beklagend, nach Hause zurück, um sich nach solcher Anstrengung zu erfrischen. Während der Nacht wachte er an seinem Kraal, aber der Löwe stattete ihm keinen zweiten Besuch ab. Am folgenden Abend machte unser Mann sich in Begleitung seines Hottentotten noch einmal nach dem Kloof auf. Man bestieg hier einen Baum in der Nähe des Wechsels, und beide Jäger spähten die ganze Nacht nach ihrem Gegner. Der Löwe war aber klüger, als sie; er ging einen andern Weg, und während sie dort auf dem Baume saßen, holte er sich, ohne sich zu fürchten oder irgendwie einzuschränken, ein sehr werthvolles Pferd aus dem Hofe, den Hinterhalt, welcher ihm gelegt worden war, glücklich vermeidend. Die Wuth des heimgekehrten Bauers und sein Schelten auf die Hottentotten und Kaffern wegen ihrer Nachlässigkeit und Feigheit mag man sich selbst in Worte setzen. Der Bauer beruhigte sich endlich doch, und mit der Ruhe kam ihm ein neuer Plan. Derselbe war nicht wenig gefahrvoll. Der kühne Mann wollte den dichten Kloof zu Fuß und ohne Hunde betreten, um den Löwen selbst aufzusuchen und zu tödten. Er war ein alter, erfahrener Jäger und verstand sich auf die Führung seiner Doppelbüchse wie nur Einer. Das Werk aber, welches er vor hatte, war kein Kinderspiel, und all' sein Mannesmuth war erforderlich, um es glücklich zu Ende zu führen.

Ungefähr um zehn Uhr Morgens nach dem neuen Unfall machte sich der Jäger auf. Er nahm seinen treuen Hottentotten nicht mit, weil er meinte, daß dessen Ausdünstung, welche, wie bei allen Schwarzen, sehr stark ist, dem Löwen die herannahenden Menschen verrathen und ihn vertreiben möchte. Mit äußerster Vorsicht näherte sich unser Mann dem Kloof und folgte der Spur, welche das fortgeschleppte Pferd zurückgelassen hatte. Bald war er vom Dickicht umgeben und mußte nun alle seine Aufmerksamkeit darauf setzen, so geräuschlos als möglich vorwärts zu gehen oder zu kriechen: eine Aufgabe, welche bei der Menge von trockenen Zweigen und Blättern ihre großen Schwierigkeiten hatte. Doch unser Jäger löste sie. Die kleinen Vögel, welche wie gewöhnlich auf Alles achten und merken, flogen erst weg, wenn er unter ihnen dahinkroch, ein Zeichen, daß nicht ihr Gehör, sondern ihr Gesicht sie auf die Gegenwart eines Menschen aufmerksam gemacht hatte. Vögel und Affen sind, wie bekannt, in jedem dichten Walde die

größten Hindernisse eines erfolgreichen Ueberfalls; denn die Vögel fliegen von Baum zu Baum und pfeifen oder zwitschern, während die Affen gurgeln oder Grimassen schneiden und durch alle Arten von Hanswurstbewegungen ausdrücken, daß sich ein verdächtiges Wesen nähert.

Der Bauer war kaum funfzig Schritte tief in den Busch vorgedrungen, als er Grund bekam, zu vermuthen, daß er schon nahe an das Lager des Löwen herangerückt sei. Die Reste des erbeuteten Pferdes wurden zwischen den Bäumen sichtbar, und unser erfahrener Buschjäger wußte sehr wohl, daß der Löwe sich nicht weit davon niedergethan haben würde. Er kauerte sich also hinter einen Busch und nahm eine möglichst bequeme Stellung ein, damit er sich ohne Beschwerde ruhig verhalten konnte. Nachdem er so einige Zeit gelauert hatte, sah er endlich, daß sich Etwas hinter einigen großen, breitblättrigen Pflanzen bewegte, ungefähr zwanzig Schritte von ihm. Er erkannte nach und nach den Kopf des Löwen und bemerkte, daß dieser mit großer Aufmerksamkeit die Gegend beobachtete, in welcher er, der Jäger, sich verborgen hatte. Es war augenscheinlich, daß das Raubthier die Annäherung eines Wesens vernommen hatte, aber noch nicht sicher war, wo dies sich verborgen hielt. Der Bauer wußte, daß jetzt ein sehr bedenklicher Augenblick für ihn gekommen war, und verblieb deshalb so ruhig wie eine Bildsäule. Er wollte keinen Schuß nach der Stirn des Löwen wagen, denn es hätte dies ein sehr guter Schuß sein müssen, und die vielen Zweige und Aeste, welche die Schußlinie durchkreuzten, machten einen solchen mehr als unwahrscheinlich.

Nach einer sehr sorgfältigen Besichtigung schien der Löwe zufriedengestellt und legte sich hinter den Büschen nieder. Jetzt spannte unser Jäger leise beide Hähne seines Gewehres und richtete dasselbe langsam nach der Gegend hin, wo der Löwe lag; dabei änderte er seine Lage nur um so viel, als nothwendig war, um eines guten Schusses sicher sein zu können. Das leise Geräusch, welches er dabei machen mußte, war der Wachsamkeit des Löwen nicht entgangen. Er erhob sich augenblicklich, zeigte aber wieder blos die Stirnseite. Der Jäger nahm die Stelle zwischen den Augen auf's Korn und feuerte, traf jedoch, wie dies bei kurzen Entfernungen und starken Pulverladungen gewöhnlich ist, zu hoch. Zwar fiel der Löwe auf den Rücken, aber er sprang sogleich wieder auf und brüllte entsetzlich. Doch jetzt zeigte er dem sichern Schützen seine Breitseite, einen Augenblick später hatte er die zweite Kugel in der Brust und stürzte jetzt, mit dem Tode kämpfend, in

das Dickicht der Büsche. — Vor Sonnenuntergang hing die Haut des Löwen an der Thüre des Bauernhauses.

Walther vom Thurm und sein Löwe.

Der tapfere französische Ritter, Walther vom Thurm, ritt in einer öden syrischen Wüste. Da hörte er von Ferne ein langes, klägliches Gestöhne. Gewiß, dachte er, haben verruchte arabische Räuber einen Wanderer angefallen. Er sprengte hin auf dem Streitrosse; aber als dieses vor der finstern, engen Kluft stand, stutzte und zitterte es, bäumte sich und schäumte in's Gebiß. Die funkelnden Augen eines großen männlichen Löwen blitzten ihm entgegen. Dieser lag im Kampfe mit einer ungeheuren Schlange, welche sich schon um Leib und Schweif des Löwen gewunden hatte. Ohne sich zu besinnen, schwang Walther sein mächtiges scharfes Schwert, und mit einem tüchtigen, glücklichen Streiche spaltete er der Schlange den Leib. Als der Löwe sich von der furchtbaren, wüthenden Feindin befreit sah, erhob er sich, brüllte laut, schüttelte die Mähnen, streckte den Leib und nahete sich dann seinem Retter. Sanft schmeichelnd kroch er zu dem jungen, unerschrockenen Helden und leckte ihm Schild und Hand. Von nun an verließ er ihn nicht mehr, sondern folgte ihm wie ein Hund auf dem Marsche, über Flüsse und in den Streit.

Mehrere Jahre lang war der Ritter im heiligen Lande gewesen und hatte viele tapfere Thaten verrichtet und einen berühmten, geachteten Namen sich erworben. Endlich empfand er Sehnsucht nach dem fernen, theuren Vaterlande, wollte dahin zurückkehren und den guten, treuen Löwen mitnehmen. Aber kein Schiffer wollte das Thier in sein Schiff aufnehmen, obgleich Walther doppelten, ja vierfachen Lohn bot. Endlich ließ der Ritter ihn zurück und fuhr allein fort. Da erhob der Löwe ein langes, klagendes Gebrüll, lief ängstlich am Strande auf und ab, stand dann am Ufer stille, schaute dem Schiffe nach und stürzte sich endlich in's Meer.

Man sah ihn vom Schiffe aus und beschloß, das edle Thier aufzunehmen. Schon war er dem Schiffe nahe, da verließ ihn die Kraft; er blickte noch einmal mit treuen, hellen Augen nach dem Ritter und versank.

Das Entsetzlichste für eine Mutter.

Man hüte sich ja, die Thiere in Menagerieen für zahm zu halten; im Gegentheile ist ihnen gegenüber die allergrößte Vorsicht nöthig, da sie meist — hungrig sind.

An einem der letzten Tage des Monats Juni 1869 ereignete sich in einer Menagerie auf dem Jahrmarkte zu Orleans ein haarsträubender Vorfall.

Es war Fütterungsstunde, und der Wächter hatte den Thieren ihre Portionen Fleisch zugesteckt, nur der Löwe allein hatte das seinige noch nicht erhalten. Vom Hunger und dem Geruche des frischen Fleisches wüthend gemacht, lief das Thier mit schauerlichem Gebrüll an den Eisenstäben seines Käfigs auf und nieder, als die Frau des Menagerie-Besitzers, ein Kind von fünf Monaten in ihren Armen tragend, sich unvorsichtigerweise dem Käfig näherte. Der Löwe streckte eine Tatze durch das Gitter, und es gelang ihm, das Kleid der Frau zu fassen, die eine rasche Bewegung machte, um sich von seinem Griffe zu befreien, in diesem Moment aber ließ das Thier das Kleid los und faßte das Kind. Vergebens machte die Mutter einen Versuch, um es ihm wieder zu entreißen. Es ist zu spät, und als auf ihr Schreien die Wärter herbeieilen, war das arme Kind zerfleischt und zur Hälfte aufgefressen. Den Löwen streckte der Vater durch einen Flintenschuß todt nieder; die unglückliche Mutter aber ist von Wahnsinn befallen, sie hält sich für eine Löwin und schreit nach ihrem andern Kinde, um es zu verschlingen. Am Tage nach dem Ereignisse verließ der arme Vater mit seinen Thieren Orleans.

Der Löwe des Grafen Stadion.

Ein Graf Stadion, der im vorigen Jahrhundert zu Frankfurt a. M. lebte, hatte einen Löwen, welcher so zahm war, daß er Nachts am Bette des Grafen schlief. Eines Morgens erwachte letzterer, weil ihm der Löwe seine zum Bett heraushängende Hand bis auf das Blut geleckt hatte. Stadion zog die Hand nicht zurück, sondern griff mit der andern nach einer geladenen Pistole und drückte sie dem Löwen hart vor dem Kopfe ab. Als nun die Leute auf den Schuß hereindrangen, da lag der Graf über dem todten Löwen und schrie, ihn umhalsend und starr ansehend: „Ich habe meinen besten Freund gemordet!“ Dann schloß er sich mehrere Tage in sein Zimmer ein und hing seinem Schmerze nach. Er hatte gefürchtet, daß, weil der Löwe einmal Blut gekostet, er über ihn herfallen werde, wenn er die Hand zurückziehe.

Der Thierbändiger Lucas.

Am 20. August 1869 wurde aus Paris geschrieben:

„Gestern ist dem Löwenbändiger Lucas im Hippodrome ein bedenklicher Unfall widerfahren, welcher fast einen sehr tragischen Verlauf genommen hätte. Seit einiger Zeit gibt der Thierbändiger Lucas als Nachfolger des bekannten Batty bei Herrn Arault Vorstellungen, welche das Publikum sehr anziehen, obgleich die von den vier Löwen ausgeführten Exercitien in Nichts von den überall bekannten abweichen. Vorgestern war nun Herr Lucas zu seinen Löwen gegangen, ohne sich außer seiner Reitgerte noch, wie sonst seine Gewohnheit, mit einem derben Knotenstock zu bewaffnen. Nachdem die große Löwin einige Sprünge anscheinend ganz gehorsam gemacht hatte, packte sie, plötzlich von hinten kommend, den Bändiger am Arm, warf ihn um und schleppte ihn nach dem Gitter des Käfigs. Das Blut spritzte aus seinen Wunden, die sie dem Unglücklichen beigebracht hatte, da eilte auch noch ein anderer Löwe seiner Gefährtin zu Hülfe, zerfleischte ihm den Arm, biß ihn in den Hals und riß ihm ein Stück Fleisch von der Lende ab. Das Alles war das Werk einer Secunde, und wenn es nur noch einen Augenblick gedauert hätte, so wäre Lucas verloren gewesen. Mit einem Mal stürzt sich ein Mensch in den Käfig, welcher mit einer ungeladenen Flinte auf die beiden Löwen springt und ihnen gewaltige Schläge mit dem Kolben auf ihre Köpfe versetzt und sie dadurch veranlaßt, ihre Beute loszulassen. Es war ein Augenblick der entsetzlichsten Angst. Die vier vom Anblick des Blutes gereizten Löwen stoßen ein furchtbares Gebrüll aus und wandern grollend um den muthigen Retter herum, während der Thierbändiger blutig und bewußtlos aus dem Käfig gebracht wird. Dr. Pinel, welcher den Dienst als Arzt im Hippodrome hatte, sowie die Doctoren Moneau und Rolland sind damit beschäftigt, den Schwerverwundeten zu verbinden und ihm Linderung zu verschaffen. Der Erstere spricht die Ueberzeugung aus, daß, da sämmtliche Löwen vollkommen gesund sind, aus dem Schaum der Thiere, welcher in die Wunden gedrungen ist, keinerlei Gefahr erwachsen kann. Der Mann, welcher sich so muthig in den Käfig stürzte und dem Angegriffenen zu Hülfe eilte, ist einer seiner Gehülfen, ein junger Spanier, Namens Mendez. Sein Muth und seine Kaltblütigkeit sind über alles Lob erhaben, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Rettungsgesellschaft ihm eine Medaille für seine Heldenthat zuerkennen wird. Einstweilen haben bereits die Zuschauer dieses erschütternden Ereignisses eine Subscription eröffnet, um dem wackern Mendez

eine Medaille prägen zu lassen. Sonderbar ist es, daß die von dem kühnen Spanier zur Ruhe gebrachten Bestien augenblicklich, nachdem er sich entfernt hatte, mit grimmiger Wuth gegen die Gitter sprangen."

Einige Tage später kam aber die Trauerbotschaft, daß Lucas seinen dreiunddreißig Wunden erlegen und unter unsäglichen Schmerzen gestorben war.

Im Circus getödtet.

In Bailleul, einer Ortschaft an der französisch-belgischen Grenze, ereignete sich im April 1869 ein schauerlicher Vorfall. Im Circus Brennet war nämlich der Löwenbändiger unwohl und konnte seiner Function nicht obliegen. Darüber große Verlegenheit in der Kunstreitertruppe. Die Löwenbändigerscene im Käfig gehört zu den interessantesten Punkten des Programms. In dieser Verlegenheit faßt der Circusdirector Brennet einen tollkühnen Entschluß. Trotz aller Vorstellungen seiner Freunde packte er die Peitsche des Löwenbändigers, öffnete den Käfig und trat in denselben ein. Anfangs spielte er seine Rolle so ziemlich gut, als aber der Moment kam, wo er der Löwin ein Stück rohes Fleisch hinhielt, erwachte in dem Thiere der wilde Instinct, und Herr Brennet, wenig vertraut mit der Uebung des Bändigers, bekam, statt fest Stand zu halten, Furcht und machte einen Schritt gegen die Thür. Das war sein Unglück. Es folgte eine entsetzliche Scene, die nicht zu beschreiben ist. Dann zog man aus dem Käfig einige zwanzig zuckende blutende Klumpen, — es waren die Ueberreste des unglücklichen Directors.

Der junge Rice.

Es ist unbegreiflich, daß sich immer wieder Leute finden, welche das gefährliche Geschäft betreiben, zu wilden Thieren in die Käfige zu gehen. Es heißt, die Thiere seien gezähmt; aber daran ist nicht zu denken. Sie sind nur durch unmenschliche Quälereien, durch namenlose Schmerzen, die man ihnen mit glühenden Eisenstangen und drgl. Marterwerkzeugen bereitet hat, in Furcht gesetzt; sie wagen sich nicht an ihren Peiniger. Werden sie aber einmal so gereizt, daß sie der auf Widersetzlichkeit folgenden Strafen nicht gedenken, so ist es um das Leben des „Thierbändigers" geschehen.

Unbegreiflich ist ferner, daß die Obrigkeit solche Schaustellungen gestattet, und daß Thierschutz-Vereine und ähnliche Gesellschaften nicht auf Unterdrückung dieses himmelschreienden Mißbrauchs hinwirken.

Im Circus Rice zu London unternahm in den letzten Tagen Aprils 1868 der Sohn des Circusbesitzers wie gewöhnlich seine Production im Käfige der wilden Thiere; nur betrat er den Käfig nicht, wie sonst, im indischen Costüme, sondern in Folge einer Wette im Frack. Dies sollte ihm theuer zu stehen kommen. Kaum erblickte ihn sein Lieblingslöwe in der ungewohnten Kleidung, als er wüthend auf ihn losstürzte und ihm den einen Fuß furchtbar zerfleischte. Es mußte eine Amputation vorgenommen werden, die aber Nichts half; der junge Rice erlag seinen Wunden.

Der Tiger ist los!

Der zoologische Garten in Antwerpen besaß seit längerer Zeit zwei prächtige bengalische Tiger, von denen einer, um nach London befördert zu werden, zu Anfang des Monats Juni 1868 in einen soliden Transport-Käfig gebracht worden war. Nachts zwischen drei und dreiundeinhalb Uhr sahen Eisenbahnbeamte ein Thier über die Mauer springen, die den Eingang zum zoologischen Garten von der Eisenbahn trennt. Es war der Tiger, dem zuerst ein Abtrittskarren in den Wurf kam; er fiel über das Pferd her, an dessen Weichen er sich festkrallte, während er ihm einen Biß in den Schenkel versetzte. Der Fuhrmann, der sich zuerst auf sein Pferd gerettet hatte, erhielt durch die Tatze eine Wunde am Schenkel und flüchtete sich auf den Karren, während das Pferd in Angst dem Marktplatze von St. Jacques zueilte. Der Tiger, der dem Pferde nachsetzte, traf einen Mann, einen Gärtner, der gerade von der Straße St. Jacques herzukam, warf sich auf ihn, zerriß ihm Brust und Beine mit den Krallen, packte ihn an der Gurgel und versetzte ihm eine tödtliche Wunde. Er schleppte die Leiche noch eine Strecke fort und ließ sie dann liegen, um in den Hof von St. Anna einzubrechen. Indeß hatte der Director des zoologischen Gartens, Vekemans, sich mit seinen Leuten aufgemacht und traf das Thier an der Ecke des Marktplatzes von St. Jacob am Hause von Verstregen. Gegenüber hatte ein Nachtwächter mit einigen andern Personen Zuflucht in einem Krämerladen gefunden und das Thier drohte, durch die Fenster einzudringen; es machte Halt, setzte dann jedoch seinen Lauf fort, bis es Vekemans mit seinen Leuten gelang, dasselbe in den Hof von St. Anna zu treiben. Hier wurde es von vier mit Gewehren bewaffneten Männern umstellt. Als die Leute auf Entfernung von zwölf Fuß dem Tiger nahe waren, setzte er sich, als wolle er sich sprungfertig machen. Vekemans schoß nun zuerst; drei

Schüsse fielen nach einander. Der erste Schuß fehlte, bei dem zweiten fuhr das Thier zurück, der dritte versetzte ihm die Todeswunde, doch schleppte es sich noch fort, bis es noch einen Schuß erhielt, an dem es verendete. Aus einem andern Bericht erhellt, daß der Tiger, nachdem er entwichen war, auf dem Bahnhofe umherging; ein Nachtwächter hielt ihn für einen großen Hund und ließ ihn ruhig gehen; mehrere Arbeiter, die den Tiger erkannten, sprangen auf eine Locomotive und wurden nicht weiter behelligt. Aber wieviel Unglück hätte noch geschehen können, wenn Bekemans die Flucht des Tigers nicht so bald erfahren hätte, und wenn er nicht so entschieden aufgetreten wäre!

Der Tigerjäger.

Herr Adam White, einer der unerschrockensten Tigerjäger in Ostindien, hatte im Frühlinge 1869 einen schrecklichen Kampf zu bestehen, der ihm schließlich noch das Leben kostete.

Der Sun erzählt ihn nach den Aeußerungen des Herrn White folgender Weise:

„Ich war noch nicht lange das Thal hinaufgewandert und hielt mich auf dem Saume der Nullah, in welche sich der Tiger zurückgezogen hatte, als ich, nach allen Seiten sorgfältig um mich spähend, ein leises, tiefes Brummen vernahm, das immer dem Angriffe dieses wilden Thieres vorausgeht. Kaum hatte ich Zeit, nach der Richtung, von welcher dieser unheimliche Ton kam, hinzublicken, als ein prächtiger Tiger aus einem Gesträuche, wo er gänzlich verborgen gewesen, ungefähr 20 Schritte entfernt, sich auf mich stürzte. Ich richtete meine Doppelflinte auf seinen Kopf, feuerte den rechten Schuß ab, doch streifte die Kugel nur seinen Schädel und drang an der Wurzel des rechten Ohres ein, ohne ihn schwer zu verwunden. Durch diesen Empfang wurde er einen Augenblick stutzig, warf sich dann aber mit größerer Wuth mir von Neuem entgegen, wobei ihn mein zweiter Schuß aus nächster Nähe in die volle Brust traf. Die Wunde war tödtlich, aber der Sprung des Tigers auf mich so ungestüm gewesen, daß er mich in Anwendung seiner letzten Lebenskräfte mit furchtbarer Wucht traf und ich mit ihm von der Nullah eine Höhe von ungefähr funfzehn Fuß hinabstürzte. Wir gelangten zusammen unten an, wo ich bald wieder zu mir kam und mich unter meinem todten Gegner fühlte, dessen enormer Kopf auf meinem linken Arme lag und mein Gesicht mit Blut übergoß. Nach vielen Anstrengungen befreite ich mich von ihm, doch fand ich, als ich aufzustehen ver-

suchte, daß mein Bein gebrochen war. In diesem Augenblicke begannen meine Flintenträger, die beim ersten Anblicke des Tigers davongeeilt waren, in ihrem Schrecken auf denselben in einer für mich sehr beunruhigenden Weise zu feuern. Eine Stunde nachher hatte man ein Tragbett bereitet und wurde ich zu meinem Lager getragen, der Tiger hinter mir her von einem Eingeborenen und den Hindu's der Nachbarschaft."

Herr Adam White wurde in das Artillerie-Hospital von Jubbulpore gebracht und erlag dort den erlittenen Verletzungen.

Der Trompeter und der Tiger.

Der Trompeter eines Cavallerieregimentes, welches in der Capstadt garnisonirte, wurde auf ein benachbartes Städtchen zu einer Hochzeit eingeladen. Es ging lustig zu, und die Gäste blieben lange beisammen. Unser Trompeter ließ es sich wohl sein, schonte den Wein nicht und machte sich erst sehr spät wieder nach Haus zurück. Er hatte einen sehr vergnügten Tag gehabt, denn er war der beliebteste Gast bei der Hochzeitsfeier gewesen, hatte er doch Alle durch die Fertigkeit auf seinem Instrumente oft und vielfach ergötzt. Unterwegs setzte er sich unter einen Baum, um auszuruhen und schlief ein. Da schlich aus dem Dickicht ein Tiger herbei, packte ihn am Kleid und wollte ihn seitwärts schleppen, um ihn dort ruhig zu verzehren. Der Trompeter erwachte, als er vom Boden in die Höhe gehoben wurde; noch schlaftrunken, konnte er nicht überlegen; er sah nur die furchtbare Gefahr, in welcher er schwebte. Verzweiflungsvoll ergriff er seine Trompete und blies so gewaltig in dieselbe, daß der Tiger, welcher den ungewohnten schmetternden Schall dicht vor seinen Ohren hörte, entsetzt seine Beute fallen ließ und eiligen Laufes davon sprang. Jetzt erhob sich der Trompeter, blies einen Siegesmarsch und machte sich sogleich wieder auf den Weg, um einen ähnlichen Besuch nicht zum zweiten Male zu erhalten.

Wie man einem unangenehmen Besuche die Thüre zeigt.

Der Thierbändiger Carter, der im Jahre 1847 in London starb, war in England geboren. Schon in seiner Jugend war die Eigenschaft an ihm bemerkbar, durch die er später seinen Ruf erlangte. Seine erste Heldenthat war das Einfangen eines lebendigen Wolfs, den er während einer einzigen Nacht zahm machte. Von England ging er mit einem wilden Löwen auf

die Reise nach Amerika und zähmte denselben auf der Ueberfahrt völlig. In Amerika zeigte er seine Kunst zum ersten Male öffentlich für Geld, und was er verdiente, verwendete er darauf, sich mehr Thiere anzuschaffen. Als er nach England zurückgekehrt war, verfiel er in Schulden, und als endlich die Gerichtsdiener zu ihm kamen, um ihn in's Gefängniß zu führen, öffnete er seinem Königstiger die Thüre. Es läßt sich denken, daß die Diener der Gerechtigkeit sich alsbald auf die schleunigste Flucht begaben. Seine Gläubiger fürchteten sich vor einem so gut bewachten Schuldner und wurden nachgiebig. Sein Geheimniß, die wildesten Thiere so schnell gehorsam und unterwürfig zu machen, hat er mit ins Grab genommen.

Jaguar-Jagd.

In Brasilien nimmt der Jaguar aus dem Geschlechte der Katzen den ersten Rang ein. Seine Stärke und sein Muth machen ihn zu einem gefürchteten Raubthiere, doch überfällt er vorzugsweise gern junge Pferde. Er lebt meist paarweise und findet sich in Süd-Brasilien vorzüglich im Urwalde und auf der Serra, ohne irgendwo häufiger zu sein. Zuweilen nähert er sich den Wohnungen der deutschen Colonisten im Urwalde und raubt dann besonders Hunde und Schweine. Letztere werden gewöhnlich des warmen Klimas wegen in Ställen aufbewahrt, die aus dicken Stangen nach Art der Vogelbauer zusammengesetzt sind. Der Jaguar greift zwischen den Stangen hindurch, faßt das Schwein und tödtet es entweder im Stalle, oder während er es durch die Sprossen zieht. Die Hunde werden trotz ihrer Wachsamkeit unversehens überfallen und eine kleine Strecke in den Wald hinein geschleppt, wo sie der Jaguar gewöhnlich zu tödten pflegt. Doch verzehrt er zuerst nur wenig davon und kehrt in nächster Nacht zurück, um seine Mahlzeit zu vollenden. Stellt man bei dem getödteten Hunde Selbstschüsse auf, so gelingt es nicht selten, den Jaguar zu tödten. In einigen Schädeln solcher Jaguare, die längere Zeit hindurch Hunde und Schweine geraubt hatten, waren die Zähne so stark abgenutzt, daß wohl nur das hohe Alter und die damit verbundene Noth die Dreistigkeit der Thiere erklären.

Die Jagd auf den Jaguar wird so betrieben, wie sie schon der Prinz zu Wied dargestellt hat. Man bedarf dazu nicht blos zuverlässiger und starker Hunde, sondern auch solcher, die den Jaguar selbst verbellen, denn die meisten Hunde haben eine solche Furcht vor ihrem Erbfeinde, daß sie bei der bloßen Witterung desselben die Haare sträuben und knurrend Schutz

bei ihren Herren suchen. Besonders muthige Hunde nehmen die Fährte auf und treiben das Raubthier, ohne sich jedoch in seine unmittelbare Nähe zu wagen; und nur selten hat ein Hund so viel Kühnheit oder besser Frechheit, um bis dicht an den Jaguar heranzugehen, während seine Jagdgenossen in einiger Entfernung zurückbleiben und ihn nur durch heftiges Bellen unterstützen. Durch eine zahlreiche Meute läßt sich der Jaguar treiben wie ein Reh; jüngere Individuen flüchten endlich auf einen schräg, zuweilen aber auch auf einen völlig senkrecht stehenden Stamm und strecken sich hier auf die untersten Aeste hin, um durch heftiges Knurren den wüthenden Hunden zu antworten. Der Jäger kann sich nun leicht heranschleichen und oft aus einer geringen Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten einen Schuß anbringen. Mit einer Büchsflinte bewaffnet, hat er wohl keine große Gefahr zu befürchten, obgleich der angeschossene Jaguar leicht den Jäger annimmt. Allein der Brasilianer kennt weder einen gezogenen Lauf, noch Visir oder Stechschloß, sondern schießt einen groben Schrot oder Posten aus einem einfachen oder Doppelgewehr, ebenfalls eine kleine, etwas mit Zinn versetzte Kugel, die in Papier gewickelt wird, um den Lauf besser auszufüllen. Unter solchen Umständen ist allerdings die Jagd auf den Jaguar nicht ungefährlich, und der Jäger entgeht nicht selten nur dann dem Tode, wenn die Hunde muthig genug sind, das angeschossene Raubthier, welches sich auf den Jäger stürzt, zu packen und so ihr eigenes Leben für das ihres Herrn einzusetzen. Alte Jaguare lassen sich von den Hunden wohl treiben, gehen aber auf keinen Baum, sondern erwarten die Hunde hinter einem Felsen oder einer Baumwurzel versteckt, um den ersten derselben zu tödten und die Flucht fortzusetzen, so lange die Hunde noch Neigung haben, zu folgen. Bei einer Jagd auf den Jaguar werden daher in der Regel die besten Hunde geopfert, ohne daß man mit Bestimmtheit auf ein glückliches Ergebniß rechnen kann.

Wie der Jaguar Fische fängt.

In einer mondhellen Nacht hatten wir uns bereits zur Nachtruhe um das hinter einem kleinen Hügel angezündete Feuer gelagert, als meine Begleiter, Indianer, ein Rauschen und Plätschern im Parana, an dessen Ufer wir lagerten, hörten, das ihnen mit ihren scharfen Sinnen verdächtig vorkam. Wir griffen rasch zu den Waffen und schlichen vorsichtig der Stelle zu, woher das Geräusch kam, welches wir anfangs einem sich badenden Tapir zuschrieben. Statt dessen gewahrten wir jedoch in dem hellen Mondschein

einen Jaguar, welcher in einem seitwärts gelegenen, vom Flusse gebildeten stehenden Gewässer mit Fischen beschäftigt war. Meinen Begleitern, welche dieses furchtbare Raubthier sogleich mit einem Hagel von Pfeilen begrüßen wollten, gab ich durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich ruhig verhalten sollten. Hinter einem Gebüsch verborgen, konnten wir ganz deutlich beobachten, auf welche Weise dieses Thier den Fischen beizukommen weiß. Es läßt nämlich einen weißen Schaum aus dem Munde fließen, wodurch die Fische herangelockt werden, und wenn diese in seinem Bereich sich befinden, so wirft er sie mit einem Schlage seiner Tatze an's Ufer. Auf diese Weise hatte unser unheimlicher Fischer schon einige Fische auf's Trockene gebracht. Wir sahen eine gute Weile diesem Schauspiele zu und erst als der Jaguar aus dem Wasser eben an's Ufer steigen wollte, gab ich das Zeichen zum Angriff, und das Thier fiel, von meiner Kugel und den Pfeilen der Indianer durchbohrt, todt zur Erde. Der Jaguar ist das furchtbarste Raubthier in den Wildnissen Südamerika's. Der von uns erlegte hatte eine Länge von 4 Fuß 7 Zoll, ohne den Schwanz, der ebenfalls noch 2 Fuß maß. Er fürchtet weder Menschen noch Thiere, sondern gereizt oder vom Hunger getrieben greift er Alles an, was ihm in den Weg kommt. Er besitzt eine solche Stärke, daß er einen Stier oder ein Pferd große Strecken weit fortschleppt, oder mit einer solchen Beute durch einen Fluß schwimmt.

Aus dem Leben eines Luchses.

Oscar Loewis hielt auf dem Landgute Panten in Livland neun Monate lang einen gefangenen jungen, weiblichen Luchs, der vollständig zahm war, und von welchem er Folgendes erzählt:

Wenige Monate genügten diesem jungen Thiere, seinen Namen „Lucy“ genau unterscheiden zu lernen; unter vielen Hundenamen, die auf der Jagd von mir genannt wurden, fand er den seinen präcis heraus und leistete mit musterhaftem Gehorsam dem Anrufe Folge. Seine Dressur war ohne alle Mühe eine so feine geworden, daß er in der wildesten, leidenschaftlichsten, aber verbotenen Jagd nach Hausgeflügel oder Schafen innehielt, falls mein drohender Zuruf ihn erreichte, sich beschämt zu Boden warf und nach Art der Hunde Gnade für Recht erwartete. Die Bedeutung des Flintenschusses für Befriedigung seines Appetits lernte er rasch kennen; war er zu weit fort, um die rufende Stimme zu hören, so genügte das Knallen des Gewehres, ihn in angestrengter Eile herbeizuführen. — Besonders wesentlich

zur Anerkennung seines Reflexions-Vermögens war mir auch die Art seiner energischen Jagden nach Hasen und Tauben, deren Fleisch er als Kenner gar wohl zu würdigen wußte.

Lucy machte freiwillig, sogar mit Liebhaberei, alle Herbstjagden, mir auf dem Fuße folgend, mit. Stieß ein armer Hase vor uns auf, oder gelangte sonst einer von der Meute gejagt in die Nähe, so begann die hitzigste Parforce-Tour, und trotz seiner unbeschreiblichen Aufregung bei solchen Gelegenheiten behielt er stets so viel Ueberlegung bei, um das Verhältniß seiner Geschwindigkeit und Ausdauer zu der des Hasen, scheinbar wenigstens, zutreffend abzuschätzen; denn nur wenn letzterer ihm entschieden überlegen war, folgte er der so oft beschriebenen, den Katzenarten eigenthümlichen, abweichenden Weise des Jagens, welches bekanntlich in nur wenigen, aber gewaltigen Sprungsätzen besteht; waren aber die Kräfte gleichartiger, dann jagte er durch Dick und Dünn, über Zäune und Hecken fort, wie ein Windhund dem Wilde folgend, und das Resultat war sodann oftmals ein günstiges. Nachdem er häufig bei mordlustigen Sprüngen nach am Boden sitzenden Tauben leer ausgegangen war, änderte er wohlweislich den Angriffsplan und sprang nicht mehr dem Sitzplatze des beflügelten Zieles zu, sondern fing nunmehr, durch einen tüchtigen Satz sich in die Höhe werfend, mit richtig eintreffender Berechnung die leckeren Tauben auf ihrem luftigen Fluchtwege mit scharfer Kralle ab. —

Gewöhnlich spricht man den Katzen die Fähigkeit und Eigenthümlichkeit ab, sich an bestimmte Personen zu gewöhnen, von denselben specielle Befehle anzunehmen, ihnen Gehorsam zu zollen. Mit welchem Rechte Solches von den Hauskatzen gilt, kommt hier nicht in Betracht; aber daß der Luchs sich dem Menschen gegenüber anders verhält, hat der bezeichnete, von mir jung aufgezogene, genügend dargethan. Er hörte nur auf meines Bruders oder auf meine Stimme und bewies auch nur Zurückhaltung und Achtung uns gegenüber. Fuhren wir beide auf einen Tag in die Nachbarschaft, so konnte Niemand „Lucy“ bändigen; dann wehe jedem unbewachten Huhne, jeder sorglosen Ente oder Gans! Beim Dunkelwerden kletterte er dann auf das Dach des Wohnhauses, wo er, an einen Schornstein gelehnt, seine Ruhe hielt; rollte spät Abends oder in der Nacht der Wagen vor die Haustreppe, so war das Thier in einigen Sätzen von dem Hausdache hinab auf das der Treppe gesprungen; rief ich nun seinen Namen, so schwang das anhängliche Geschöpf sich eilig an den Säulen hinab und flog in weitem Bogensatze mir an die Brust, um meinen Hals seine starken Vorderbeine schlagend, laut schnurrend,

mit dem Kopfe nach Art der Katzen sich an mich stoßend und reibend; dann folgte er uns in die Stube, auf einem Sopha, Bette oder am Ofen sein Nachtquartier aufschlagend. Mehrere Male theilte er mit mir das Lager und verursachte einmal seinem Herrn, über dessen Halse liegend, beunruhigende Träume und Alpdrücken.

Einst mußten mein Bruder und ich eine ganze Woche abwesend sein. Der Luchs ward unterdessen menschenscheu; laut schreiend suchte er uns mit großer Unruhe, und schon am zweiten Tage auswandernd wählte er einen nahe gelegenen Birkenwald zu seinem Aufenthalte, ohne Nahrung aus der Küche zu erhalten. Nur des Nachts kehrte er noch auf seinen gewohnten Platz am Schornsteine des Wohnhausdaches zurück. Seine Freude bei unserer nächtlichen Rückkehr nach so langer Trennung kannte keine Gränzen. Wie ein Blitz flog er vom Dache hernieder an meinen Hals, — bald meinen Bruder, bald mich in seinen innigen Liebkosungen fast erdrückend. Von Stund' an kehrte er zu seiner gewohnten Lebensweise zurück und gab Abends wieder hinter dem Rücken meiner uns vorlesenden Mutter, auf dem Sopha lang ausgestreckt daliegend, gemüthlich schnurrend, gähnend oder tüchtig schnarchend, allen Gästen ein seltenes, äußerst interessantes Schauspiel ab.

Sein Ehr- und Schamgefühl war ebenfalls nicht unbedeutend entwickelt. Aus den Fenstern des Gutsgebäudes beobachtete ich eine eigenthümliche, das Gesagte darthuende Scene. Der große Teich war im November mit einer Eisdecke belegt, — nur in der Mitte war für die Gänseheerde ein rundes Loch ausgehauen worden, welches von der schnatternden Schaar dicht besetzt war. Mein Luchs erblickt sie mit lüsternen Augen. Platt an das Eis gedrückt schiebt er sich nun rutschend weiter heran, mit seinem Schwänzchen vor Begierde hastig hin und her wedelnd. Die wachsamen Nachkommen der Capitols-Erretter werden unruhig, recken die Hälse bei der drohenden, nahenden Gefahr; jetzt duckt sich unser Jagdliebhaber, und wie ein Schleudergeschoß fliegt mit gespreizten Pranken im Bogen mitten in die erschreckte Sippe der grimme Feind, nicht ahnend, auf welch' trügerischem Elemente die heiß ersehnte Beute ruht. Statt aber mit jeder Tatze eine Gans zu erfassen, — klatschte der Luchs in's kühle Naß, denn alles Federvieh war hurtig zum Loch hinausgesprungen oder geschwind untergetaucht. — Jetzt gab ich die auf dem spiegelhellen Eise glitschenden, verwirrten Gänse als verloren auf, — aber statt nun leicht Herr über die armen Vögel zu werden, schlich triefend, mit gesenktem Kopf, Scham in jeder Bewegung zeigend mitten durch die wehrlosen Gänse, nicht rechts, nicht links schauend, der Luchs

sich fort und verbarg sich auf viele Stunden an irgend einem einsamen Platze. Hunger, Jagdlust und angeborene Blutgier konnten die Beschämung über den verfehlten Angriff nicht unterdrücken. Was konnte ihn auch sonst vom blutigen Vorsatze abbringen? Der nasse Pelz ist doch einem solchen Räuber nicht allzusehr hinderlich!

Der originellste Charakterzug an „Lucy“ war aber der glühende Haß gegen die verwandte Hauskatze. — Bis Winters Anfang waren alle Katzen auf dem Panten'schen Gehöfte ausgerottet; mit gräßlicher Wuth wurden sie zerfleischt. Eine einzige, sehr beliebte Katze blieb, von den Hofleuten in der Gesinde-Herberge sorgfältig geschützt, längere Zeit unversehrt. Der Luchs durfte nie dort hinein, und die Katze wurde nie herausgelassen. Eines Tages bemerkte ich den Luchs unweit dieses Hauses auf einem großen Haufen Feldsteinen zusammengekauert liegen. Kein Rufen, kein Locken konnte das sonst so gehorsame, gern gesellige Thier entfernen. Mit einer Geduld und Ausdauer, die man an dem stets unruhigen, beweglichen Geschöpfe sonst nicht wahrgenommen, verharrte dasselbe auf seinem Posten. Schon fürchtete ich ein Unwohlsein, da auch ein kleiner, sonst sehr gemiedener Regen den Luchs nicht zur Veränderung seiner Stellung brachte, und legte mich auf das Beobachten, — als plötzlich, nach stundenlangem Lauern, unser Luchs wie ein Blitz herniederfuhr; ich hörte ein entsetzliches Geschrei, und hinzueilend fand ich die letzte der verhaßten Katzen zerrissen unter des Luchses furchtbaren Krallen zuckend. — Ob er den Feind unter den Steinen gewittert, oder denselben hatte hineinkriechen sehen, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. — Nur einmal wagte ich es, „Lucy“ zu einem Besuche auf ein benachbartes Gut mitzunehmen. Wir waren aber kaum eine Stunde dort, so meldete schon der Diener, daß die weißbunte Katze soeben vom Luchse am Gartenzaune erwürgt worden sei. Ebenso war auch auf den Bauerhöfen immer sein erstes Geschäft das Aufsuchen und Tödten der Katzen, welche auch instinctiv einen regeren Abscheu und größere Furcht vor dem Luchse, als vor dem bissigsten Jagdhunde zeigten, dem sie niemals ohne heftige Gegenwehr unterliegen, während der Luchs mit allerdings größerer Gewandtheit widerstandslos ohne Unterschied des Geschlechtes und der Größe alle Katzen augenblicklich zerriß.

Zähes Katzenleben.

Nicht so bald dürfte die sprichwörtliche Zähigkeit des Katzenlebens sich so erprobt haben, wie in folgendem Falle. Im Sommer 1870 wurde für die Fürstin Eleonore zu Schwarzenberg, die sich im Badeorte Scheveningen

befand, in Holland ein alterthümlicher Kasten angekauft, welcher am 30. August, in einer mit Seegrasumhüllung versehenen Kiste verpackt, von dort abgesendet und, am 28. September Abends mit der Bahn in Frauenberg angelangt, daselbst im fürstlichen Schlosse übergeben wurde. Als man am nächsten Morgen die Kiste öffnete, fand man zur größten Ueberraschung in derselben zwischen dem mit Seegras gefüllten Raume, und dem Kasten eine gar jämmerlich abgemagerte Katze in noch lebendem Zustande. Das Thier war mit der einen Pfote an die Verpackungswand angenagelt. Trotz der sorgfältigsten Pflege verendete die Katze noch am Abende desselben Tages. Wahrscheinlich war sie, als die Kiste noch offen war, in dieselbe unbemerkt hineingekrochen, und als man die Kiste vernagelte, ein Nagel ihr durch die Pfote gedrungen, wodurch diese an die Verpackungswand angenagelt wurde. Die Katze hatte aber so einen vollen Monat in der Kiste ausgehalten.

Kaum glaublich, aber doch vollkommen wahr.

Der Zeug-Lieutenant B. wurde im März 1868 von Breslau nach Königsberg in Preußen versetzt und räumte in Folge dessen sein im Zeughause auf dem Burgfelde befindliches Quartier. Außer diversem Mobiliar ꝛc. sollte auch ein der B.'schen Familie gehöriger schwarzer Kater, in dessen Besitz sich dieselbe schon längere Zeit befand, die Reise mitmachen und wurde zu diesem Behufe in eine Kiste, in deren Deckel Löcher zur Erhaltung der nöthigen Lebensluft, sowie zur Verabreichung des Futters für das Thier angebracht waren, gesperrt und der Eisenbahn übergeben. In Königsberg langte gleichzeitig mit der B.'schen Familie auch der schwarzbepelzte Fahrgast glücklich an, machte sich seinen Besitzern aber bald unsichtbar und wurde von diesen verloren gegeben. Mittlerweile hatte der Nachfolger des Herrn B. das leer gewordene Quartier im Zeughause auf dem Breslauer Burgfelde bezogen und wunderte sich nicht wenig, nach einiger Zeit eine schwarze, erschrecklich abgemagerte Katze daselbst zu bemerken, die mit allen Localitäten so vertraut sich zeigte, daß gar nicht gezweifelt werden konnte, sie sei einst heimisch hier gewesen. Nahrung nahm das augenscheinlich sehr ausgehungerte und abgemattete Thier erst nach vierundzwanzig Stunden an, erholte sich dann aber sichtlich und schien sich ganz wohl in den, — wie man vermuthete, — ihm nicht unbekannten Räumen zu fühlen. In einem an seinen Amtsvorgänger gerichteten Schreiben fragte der gegenwärtige Herr Zeug-Lieutenant beiläufig auch wegen jener Katze an, und das kaum Glaub-

liche fand Bestätigung: Das Thier hatte in der Zeit von sechzehn Tagen seine Rückreise von Königsberg nach Breslau bewirkt und war glücklich in dem Hause eingetroffen, in dem es die Vorjahre verlebt!! Nach dem Erfahrungssatze, daß die Katze mehr zum Hause als zur Person sich hält, erscheint es allerdings nicht wunderbar, daß unser schwarzer Peter seinen bisherigen Besitzern untreu wurde und der Heimath wieder zustrebte; daß er sie aber, und wie er sie fand, bleibt räthselhaft, wenn man erwägt, daß er die weite Fahrt nach Königsberg per Eisenbahn und in einer Kiste eingeschlossen machte, also einer „Spur“ zu folgen eigentlich nicht vermochte; wenn man ferner erwägt, welche Hindernisse, — man denke nur an Wasser und Wälder! — sich dem kleinen Reisenden auf seinem gewiß geradesten Wege hierher entgegenstellen mußten! Wäre uns die kleine Geschichte nicht von völlig glaubwürdiger Seite berichtet worden, wir würden Anstand genommen haben, sie weiter zu erzählen.

Eine Katze wandert mit ihren Jungen in ihre Heimath.

Eine Katze wurde von der Familie ihres Herrn von Glasgow mit nach Edinburg genommen, welche Städte gegen zehn Meilen auseinander liegen. Sie war ein schönes, kluges Thier und ihrer guten Eigenschaften wegen geschätzt. Bald nach der Ankunft in der neuen Wohnung warf sie Junge und pflegte die beiden, welche man am Leben gelassen hatte, bis sie sehen und fressen konnten. Eines Morgens war zum Leidwesen der Familie Miez nirgends zu finden; auch eine junge Katze fehlte. Nach langem vergeblichen Suchen vermuthete man, sie sei auf irgend eine Weise verunglückt und die junge bei dem Versuche, der Mutter zu helfen, umgekommen. Nach ungefähr zwei Wochen meldete man der Frau vom Hause in einem Briefe, ihre Katze sei, wahrscheinlich aus Anhänglichkeit an die alte Wohnung, mit einer jungen zurückgekommen, aber so matt und abgezehrt, daß sie kaum noch gehen könne. — Ruhe und gutes Futter brachten die erschöpften Kräfte bald wieder zurück. Dann überließ sie ihr Junges der neuen Freundin, machte sich wieder auf den Weg und begab sich auf's Neue in die Wohnung ihres Herrn nach Edinburg. Mit Worten konnte sie natürlich ihre Gefühle nicht zu erkennen geben, aber sie miaute laut und äußerte ihre Freude, ihre alten Freunde wiederzusehen, auf alle mögliche Art und Weise. Man hoffte deßhalb, sie würde nun bleiben; das lag aber nicht in ihrem Plan. Sie hielt sich nur so lange auf, als sie zur Stärkung nöthig hatte, und entfernte

sich dann mit ihrem zweiten Jungen, das nun alt genug war, um bisweilen neben der Mutter herlaufen zu können, und also mit weniger Mühe in die Heimath gebracht werden konnte, welche sie weder aus Liebe zu ihrer Herrin, noch wegen der Gefahren des weiten Weges verlassen mochte.

Die Katze eine gute Mutter.

Herr Moreau von St. Mery besaß eine Katze, welche zwar oft Junge zur Welt brachte, aber sie nie aufziehen durfte. Doch schonte man ihrer so weit, daß man ihr täglich nur eins wegnahm. Diese Erfahrung hatte sie nun schon oft gemacht, und als sie einst wieder Junge bekam, und man ihr fünf Tage lang jedes Mal ein Junges geraubt hatte, nahm sie am sechsten Tage, ehe man ihren Korb untersucht hatte, das letzte, welches ihr noch übrig geblieben war, trug es in's Zimmer ihres Herrn und legte es diesem zu Füßen. Herr Moreau, durch diese mütterlichen Bitten gerührt, befahl, das Thierchen am Leben zu lassen. Die Katze, welche jedoch immer fürchtete, man möchte sich daran vergreifen, brachte es alle Tage wieder zu ihrem Gebieter und ruhte nicht eher, bis dieser das Kätzchen geliebkost und neuerdings Befehl gegeben hatte, Sorge dafür zu tragen.

Sie hatte nicht vergebens das Mitleid ihres Herrn angefleht.

Die strafende Katze.

Im Jahre 1837 hatte mein Onkel, so erzählt Lenz, eine sich durch Klugheit und Gelehrigkeit besonders auszeichnende Katze. Diese war leicht durch einige Kläpse und Drohungen vermocht worden, die Stubenvögel, deren Käfige unten im Fenster standen, in Ruhe zu lassen. Im Januar des benannten Jahres hatte sie Junge. Eins davon blieb, da es heranwuchs, in der Stube und zeigte bald ein Gelüste nach den Vögeln. Es sprang auf den Stuhl, von da in's Fenster und wollte eben einen Braten aus dem Käfige holen, als es beim Schopfe genommen, durch einige Hiebe eines Bessern belehrt und auf den Boden gesetzt wurde. Die Alte hatte den Versuch zur Sünde und die Abstrafung mit angesehen, war beim Nothgeschrei der Kleinen herbeigeeilt und leckte ihr mitleidig die Hiebe ab. Dasselbe geschah noch zweimal. Jedoch das Kätzchen wollte seine Begierde nicht zügeln. Aber die Alte ließ es nun nicht mehr aus den Augen, sprang jedesmal, wenn es zum Fenster wollte, auf den Stuhl und gab dem un-

besonnenen Dinge gehörige Tachteln. Da ersann sich das Ding einen andern Weg. Es kroch auf ein Pult, das nahe am Fenster stand, und marschierte von da gerade auf die Vögel los. Als die Alte das verwegene Unternehmen bemerkte, war sie mit einem Sprunge oben und brachte ihre Ohrfeigen so richtig an, daß von nun an jeder Raubzug unterblieb.

Warum vertrieb und strafte die Alte ihr Junges? Wollte sie ihm dadurch die herbere Strafe der Menschen ersparen? Sie kann wohl kaum einen andern Grund gehabt haben, denn ohne Zweifel hätte sie selbst ja die Vögel sehr gerne gefressen.

Muth einer Katze.

Eine Katze spielte einmal in einem schottischen Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Ein großer Habicht schoß aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht ließ es fahren, wendete sich aber gegen die große Katze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügelschlag und durch seinen spitzen Schnabel und seine scharfen Klauen einige Zeit die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die alte Katzenmutter und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Muth nicht, hielt ihren Gegner mit ihren Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie zwar mehr Gewalt über ihn; aber der Habicht war noch immer sehr stark, und der Streit dauerte fort. Die Katze war beinahe erschöpft; durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf und brachte den Habicht unter sich. Siegreich biß sie ihrem grimmigen Wütherich den Kopf ab; dann lief sie, ohne ihre Wunden und den Verlust ihres Auges zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Thierchens gehauen hatten, und schnurrte, es liebkosend, als wenn Nichts vorgefallen wäre.

Kindesliebe.

Nicht nur gegen ihre eigenen Jungen zeigt die Katzenmutter große Zärtlichkeit und pflegt sie mit Sorgfalt, sie thut das auch anderen Thierchen gegenüber, die man ihr bringt, oder die sie selbst findet. Und das geschieht

um so sicherer, wenn sie die eigenen Kinder verloren hat; der Trieb, Kleine zu säugen und mit ihnen zu spielen, wirkt dann um so stärker.

Ein kleiner Knabe nahm eines Tages drei junge Eichhörnchen aus dem Neste und legte sie einer Katze unter, die soeben ihre Jungen verloren hatte, und diese ernährte sie mit eben der Sorgfalt, als ob es ihre eigenen Kinder wären. Es kamen so viele Leute herbeigeströmt, um die Merkwürdigkeit mit anzusehen, daß die Katze darüber unruhig wurde und die Jungen auf den Himmel eines Bettes trug.

Einem Naturforscher brachte einst einer seiner Freunde einen ganz jungen Hasen. Die Dienerschaft im Hause fütterte denselben mit Milch aus einem Löffel. Zu derselben Zeit warf seine Katze Junge. Sie wurden ihr weggenommen und begraben. Bald darauf verschwand das Häschen, und man glaubte, es sei einem seiner Feinde in die Klauen gerathen. Nach ungefähr vierzehn Tagen saß der Herr in der Dunkelheit im Garten. Da sah er seine Katze mit emporgehaltenem Schwanze auf sich zukommen und hörte sie mit kurzen, selbstgefälligen Tönen etwas ihr Nachhüpfendes rufen. Und dies war? das Häschen, das die Katze groß gezogen hatte und noch säugte.

Adoptivkinder.

Wunderbar ist es, wie durch das Vorherrschen eines bestimmten Triebes jeder andere unterdrückt, ja, ein Thier zu einem Verhalten gedrängt wird, das seinem Wesen sonst geradezu entgegengesetzt ist.

Auf einem Meierhofe unweit Prato im Toskanischen säugte eine Katze ihre Jungen. Man legte ihr ein Nest mit Mäusen vor, das man eben gefunden hatte. Sie verzehrte sie sogleich alle bis auf eine einzige, die sie mit ihren Jungen zugleich säugte und erzog. Der Pflegling, der seiner Pflegemutter doch instinctmäßig nicht recht trauen mochte, suchte sich mehrere Male derselben zu entziehen; aber immer brachte die Katze das Mäuschen zu ihren Jungen zurück. Unglücklicher Weise wurde die Katze einmal eingesperrt, und das Mäuschen mußte aus Mangel an Nahrung sterben.

Noch weit auffallender sind die Fälle, wo Katzen sich mit Mutterliebe der Ratten annahmen. So wurde aus London berichtet, daß eine Katze auf dem Lande ein ganzes Nest mit acht jungen Ratten zu ihren Kindern angenommen und eben so treu als solche gesäugt hätte.

Kater und Affe.

Die Freude am jungen Thierlein empfindet nicht blos das Katzenweibchen, auch der Kater hat gerne so ein kleines lebendiges Spielzeug.

Dr. W. Neubert erhielt ein niedliches hellbraunes Kapuzineräffchen, das er in der Brusttasche seines Schlafrockes tragen mußte, damit es in der warmen Stube nicht erfror. Lange Zeit glaubte er, es werde nicht am Leben bleiben, doch ist es in neuerer Zeit munter und frißt ganz geordnet; allein Sprünge machen, wie andere Affen, kann es nicht; ob es Mangel an Uebung oder ein fehlerhafter Zustand ist, weiß er nicht. Alle Tage bekommt es Besuch von eines Nachbars Katze, welche ganz verliebt in dasselbe ist und es leckt und wärmt, als wäre es ihr Junges; die Katze aber ist selbst noch kein Jahr alt und männlichen Geschlechts. Wenn sie mit einander im Zimmer herumspielen, so sitzt das Aeffchen der Katze auf dem Rücken, als wäre sie seine Mutter. Die Katze hat dies nicht gerne und legt sich zuletzt auf die Seite; dann gibt es ein schreckliches Geheul.

Aber der Kater kommt doch täglich wieder, und die Beiden spielen mit einander, daß es eine Lust ist, ihnen zuzusehen.

Freundschaft zwischen einer Katze und einem Hunde.

Ich hatte eine Katze und einen Hund, erzählt Wenzel in seiner Entdeckung über die Sprache der Thiere, welche einander so lieb gewonnen hatten, daß eins ohne das andere nicht leben konnte. Bekam der Hund ein gutes Stückchen, so konnte ich versichert sein, daß auch seine Freundin ihren Antheil davon erhalten würde. Sie aßen friedlich aus einer Schüssel, hatten ein gemeinschaftliches Bett und promenirten täglich in Gesellschaft. Ich wollte diese dem Scheine nach so intime Freundschaft auf die Probe stellen und nahm eines Tags die Katze allein auf mein Zimmer, indeß ich den Hund auf einer andern Stube bewachen ließ. Ich bewirthete die Katze auf das Beste; denn ich wollte erfahren, ob es ihr ohne ihren Kumpan, mit dem sie bisher noch immer Tafel gehalten hatte, so wie vordem schmecken würde. Die Katze fraß mit voller Begierde und schien des Hundes völlig vergessen zu haben. Ich hatte ein Rebhuhn, wovon ich mir die Hälfte bis zum Abend aufbewahren wollte. Meine Frau deckte einen Teller darüber und stellte den Braten in einen Wandschrank, ohne die Thür desselben abzuschließen. Die Katze entfernte sich. Ich nahm meinen Stock

und Hut und ging aus. Meine Frau saß im Nebenzimmer und arbeitete. Als ich wieder nach Hause kam, erzählte man mir Folgendes: Die Katze hatte eiligst das Speisezimmer verlassen und sich zu ihrem Hunde verfügt, wo sie ungewöhnlich stark, anhaltend und in verschiedenen Tönen miaute, welches der Hund zuweilen mit einem einsilbigen Bellen beantwortete. Hierauf gingen beide nach dem Zimmer, wo die Katze zu Gaste war, und warteten so lange an der Schwelle, bis die Thür geöffnet wurde. Eins von meinen Kindern öffnete sie. In einem Nu waren die Freunde in der Stube. Das Miauen der Katze machte meine im Nebenzimmer arbeitende Frau aufmerksam. Sie stand von ihrem Sitze auf, ging leise an die halb geöffnete Thüre und beobachtete, was vorging: Die Katze führte den Hund zu dem Schranke, worin sich das Rebhuhn befand, stieß den Teller, welcher die Schüssel bedeckte, herab, langte den Braten hervor und brachte ihn dem Hunde, der ihn auch mit Vergnügen verzehrte. Nun verkrochen sich Beide und sahen mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo sich das Zimmer wieder öffnen würde. Ich war der Erste, der die Thür aufmachte, und schüchtern liefen zwischen meinen Füßen Katze und Hund hindurch. Meine Frau und die Hausleute erklärten mir die Schüchternheit dieser Thiere. Wahrscheinlich hat die Katze dem Hunde durch Miauen zu verstehen gegeben, welch' eine herrlich Mahlzeit sie gehabt, wie sehr es ihr aber auch leid gethan habe, daß sie selbige ohne ihn genießen mußte. Wahrscheinlich hat sie ihrem Liebling gesagt, daß sich etwas für ihn im Schranke befinde, und ihn beredet, ihr dahin zu folgen. Von der Zeit an habe ich beide Thiere zu einem besondern Gegenstande meiner Beobachtungen gemacht, und mich vollkommen überzeugt, daß eins dem andern treulich Nachricht von dem gab, was einiges Interesse für sie hatte.

Eine Katze verschafft sich durch List Nahrung.

Eine Katze pflegte jedesmal, wenn die Mittagsmahlzeit zubereitet wurde, sich in der Küche einzufinden, um gelegentlich einen guten Bissen zu erhalten. Sie bekam dergleichen öfter von der Köchin und befand sich wohl dabei. Allein die Köchin verließ den Dienst, und an ihre Stelle kam eine andere, die den Katzen geradezu feind war. Diese Gesinnungen lernte die Katze bald kennen. Sie schlich sich einst in die Küche, als gerade Fische zubereitet wurden. Zur nämlichen Zeit zog jemand, der in's Haus wollte, die Klingel. Die Köchin wollte öffnen, packte aber vorher die Katze, um sie mitzunehmen,

damit sie ihr in ihrer Abwesenheit nichts entwende. Erst nachdem sie die Thüre geöffnet hatte, gab sie der Katze die Freiheit wieder. Diese hatte sich Alles auf's Beste gemerkt. Das nächste Mal, als das Essen zubereitet wurde, lief sie nicht in die Küche, sondern an den Drath der Klingel und zog diesen aus allen Kräften an. Hierauf sprang sie fort und versteckte sich unter einen Tisch im Hausflur, wo die Köchin vorüber mußte, wenn sie die Thüre öffnen wollte. Kaum war die Köchin vorüber, so lief die Katze eiligst in die Küche, nahm sich das beste Stück Fleisch und eilte davon, um sich zu verstecken und ihre Beute ruhig zu verzehren. Auf diese Weise holte sie sich lange Zeit fast alle Tage bald Fleisch, bald sonst Etwas, ohne daß man begreifen konnte, weder wer da klingelte, noch wer etwas von den Speisen nehme. Endlich lauerte der Herr einmal auf und sah mit Verwunderung das Verfahren der Katze.

Eine Katze entdeckt einen Mord.

Vor mehreren Jahren wurde in einer Stadt Frankreichs eine Frau in ihrer Wohnung ermordet. Ein Polizeicommissarius und ein Arzt wurden von der Obrigkeit abgesendet, um die Sache zu untersuchen. Die Leiche der Frau lag auf der Erde, ein Windspiel saß zu ihren Füßen, leckte sie von Zeit zu Zeit und heulte. Als die Gerichtspersonen eintraten, stand es auf, lief auf sie zu und kehrte dann zur Leiche zurück. Kopf und Schwanz ließ das Thier hängen, soff und fraß nicht, kurz es bezeigte die größte Traurigkeit. Auf einem Schranke, der in der Stube stand, saß eine Katze fest und unbeweglich. Ihr Blick war unverwandt auf die Ermordete gerichtet und verrieth Wildheit und Zorn. Allmählich fanden sich mehrere Menschen als Zuschauer im Zimmer ein. Aber weder die fremden Menschen, noch das Geräusch bewogen die Katze, ihre Stellung zu verlassen. Unterdeß hatte man die wahrscheinlichen Mörder ausfindig gemacht und führte sie in die Wohnung der Ermordeten. Im Vorzimmer sprachen die Mörder mit dem Polizeicommissarius, welcher sie über einen Umstand ausforschen wollte; sie leugneten aber hartnäckig. Die Katze hörte kaum ihre Stimme, so richtete sie sich empor, ihr Haar sträubte sich, ihre Blicke wurden immer wilder und wüthender. Die Verhafteten wurden herbeigeführt. Kaum erblickte sie die Katze, so sprang sie wie rasend auf dieselben zu, stierte sie grimmig mit funkelnden Augen an und machte in dieser Stellung allerlei Zeichen der heftigsten Wuth; jedoch wagte sie, wahrscheinlich aus Furcht vor den vielen

Zuschauern, keinen Angriff auf die Verhafteten, sondern begnügte sich, dieselben noch einige Male wüthend anzustieren, und kroch dann traurig in einen Winkel zurück. Jedermann erstaunte, die Mörder wurden tief erschüttert und verloren alle Fassung; schon ihr Benehmen bei diesem Vorfall war ein fast eben so großer Beweis ihrer Schuld, als das Geständniß, welches sie bald freiwillig ablegten.

Die listige Katze und die betrogene Maus.

Mit lauerndem Blicke beobachtete eine Katze eine Maus, welche am Eingang ihres Loches in Bewegung war, sich aber nicht herauswagte, weil sie ihre Feindin erblickte. Die Katze, welcher die Furchtsamkeit der Maus alle Hoffnung raubte, verließ schnell ihren Posten, legte sich mit gleichgültiger Miene auf die Erde, den Rücken dem Loche der Maus zugekehrt. Durch die anscheinende Ruhe getäuscht, wagte das Thierchen herauszusteigen und setzte sich zitternd in einiger Entfernung von der Katze, welche unbeweglich blieb. Dadurch bekam die Maus Muth, noch einige Schritte weiter zu gehen. Die Gleichgültigkeit der Katze dauerte fort. Nun fing die Maus ein wenig an zu laufen. Augenblicklich sprang die Katze auf, aber nicht nach der Maus, sondern nach dem Loche, das sie mit der Pfote zuhielt, um durch diese List desto sicherer ihre Beute zu erhaschen.

Hier war doch auch ohne Zweifel die Ueberlegung: Wenn ich dir nur die Rettung ins Loch unmöglich gemacht habe, dann entgehst du mir nicht.

Ungewöhnliche Anhänglichkeit an ein Kind.

Peter, eine große, vorzüglich schöne Katze, wurde von dem ältesten Söhnchen ihres Herrn mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt. Dankbar schloß sich das gute Geschöpf mit täglich zunehmender Anhänglichkeit an seinen kleinen Wohlthäter an. Als beständiger Gespiele desselben ließ Peter sich willig auf einen kleinen Wagen packen, stundenlang herumkutschieren, ohne einen Versuch zur Flucht zu machen, und immer ertrug er mit musterhafter Geduld die selbst bei gutartigen Kindern selten fehlenden Mißhandlungen, ohne von seinen natürlichen Waffen Gebrauch zu machen. Nur um seine eigentliche Bestimmung zu erfüllen, trennte er sich täglich auf einige Zeit von dem Kleinen, doch ohne ihn je zu vergessen; denn kaum hatte er eine Maus gefangen, so brachte er sie lebendig an und schmiegte sich schmeichelnd

an seinen Freund. Machte dieser Miene, ihm den Fang wegzunehmen und so das Spiel anfangen zu wollen, so kam ihm jener schon zuvor, ließ das Mäuschen laufen und wartete, ob der Kleine es zu fangen vermöchte. Blitzschnell eilte Peter hinzu, wenn dies nicht der Fall war, that, was jener nicht konnte, legte das auf's Neue erwischte Thierchen wieder zu den Füßen desselben nieder und so ward der Spaß längere oder kürzere Zeit fortgesetzt, je nachdem es dem Kinde behagte. Beide Gespielen verlebten etliche Jahre im ununterbrochensten Einverständnisse, bis es endlich unglücklicher Weise auf immer zerrissen ward. Der Knabe wurde von den Blattern befallen. Aber auch da wich der treue Peter nicht eher von dem Bette seines Verpflegers, als bis die stündlich zunehmende Gefahr der Krankheit es zur Pflicht machte, beide durch Einsperren des ersteren zu trennen. Das Kind starb. Wahrscheinlich von ungefähr ward Peter am folgenden Tage aus seiner Gefangenschaft befreit, und augenblicklich eilte er dem Zimmer zu, wo er seinen Liebling zu finden hoffte. In dieser freudigen Hoffnung getäuscht, lief er unruhig und laut klagend im ganzen Hause umher, bis er an die Thüre der Kammer kam, wo die Leiche stand. Hier blieb er still und traurig liegen, bis man ihn auf's Neue einsperrte. Kaum war das Kind begraben und Peter in Freiheit, so verschwand er, kam erst in vierzehn Tagen, abgezehrt in die ihm bekannte Wohnstube zurück, nahm aber keine Nahrung an, sondern entfloh, jämmerlich schreiend, auf's Neue. Endlich vom nagendsten Hunger gequält, kehrte er täglich zur Mittagsstunde zurück, entfernte sich aber jedesmal gleich nach dem Fressen wieder. Niemand wußte seinen Aufenthalt, bis er neben der Ruhestätte des Knaben auf der Mauer des Begräbnißplatzes in einem selbstbereiteten Lager gefunden wurde. So unvergeßlich war dem dankbaren Thiere sein kleiner Wohlthäter und Freund, daß es, bis die Eltern des Verstorbenen nach fünf Jahren ihren Wohnort veränderten, außer im härtesten Winter nie anderswo ruhte, als auf dem nämlichen Orte in der Nähe des Grabes.

Meist erwartet man von einer Katze keine solche Anhänglichkeit; man traut ihr nicht so viel Liebe und Dankbarkeit zu; aber man thut ihr damit Unrecht. Man nennt sie falsch, weil sie sich nicht immer von Kindern quälen und mißhandeln läßt, sondern nöthigen Falles auch von ihren Krallen Gebrauch macht; aber der rührenden Züge von Anhänglichkeit und Dankbarkeit sind auch an Katzen viele beobachtet worden.

Der Rector Zimmermann in Thorn hatte eine Katze, welche immer um dessen Kind war und von demselben geherzt und geliebkost wurde. Das Kind

erkrankte, die Katze wich nicht von seinem Bette, und da es endlich gar starb, stand sie bei dessen Leiche, so lange sie über der Erde war, und verkroch sich bald darauf höchst traurig in einen Winkel, in welchem man sie nach einigen Tagen todt fand.

Eine musikliebende Katze.

Dr. Giese hatte eine Katze, „Fuchs" genannt, welche ihr Wohlgefallen an der Musik auf das Possierlichste an den Tag legte. Eines Abends musicirte ich, so erzählt er die Thatsache selbst, im Familienkreise mit meinem Freunde, ich spielte Clavier und er begleitete das Spiel mit dem Violoncell. Wir hatten kaum begonnen, als wir durch ein fröhliches Gelächter in unserem Spiel unterbrochen wurden. Was war's? Fuchs hatte sich beim Beginn der Musik sogleich erhoben und spazierte, wie seine funkelnden Augen und seine ganze Weise vermuthen ließen, in freudiger Erregung auf den Hinterfüßen zierlich tanzend im Zimmer herum. Als die Musik schwieg, kam er heran und schlug mit den Pfoten nach dem Violoncell, gleichsam als wenn wir fortfahren sollten, zum Tanze aufzuspielen. Als er keinen Erfolg seiner Bemühung sah, da wir vor Lachen seinem Wunsche nicht sogleich nachkommen konnten, fiel er auf die Vorderpfoten nieder, setzte sich und wartete aufmerksam, ob wir von Neuem ihm einen Genuß bereiten würden. Natürlich thaten wir das und hatten durch den unermüdlichen Tänzer eine höchst vergnügte Stunde. Hörten wir auf im Spiele, so spazierte er sogleich zum Violoncell und mahnte, immer mit den Vorderpfoten auf den Boden schlagend, zum Weiterspielen. Selbst der leidenschaftlichste Tänzer hätte nicht eine solche Ausdauer im Tanze bewiesen, als unser Fuchs. Als wir endlich des Spaßes zur Genüge hatten, und das Instrument bei Seite gestellt wurde, so untersuchte er dasselbe noch lange, indem er es mit den Pfoten betastete und Alles daran, besonders das Schallloch, besah, bis er sich, da nicht mehr gespielt wurde, und er mit dem Dinge nichts anzufangen wußte, zufrieden gab und zum Schlafen unter den Ofen legte.

Die Retterin.

Man setzt gewöhnlich die Katzen hinsichtlich ihrer Anhänglichkeit und ihrer Treue, wie auch hinsichtlich ihrer Klugheit und Ueberlegung gegen den Hund weit zurück. Dessenungeachtet finden sich Beispiele, welche beweisen,

daß wenigstens einzelne Katzen den Vergleich mit dem Hunde nicht zu scheuen haben.

Ein Herr Bullock in Bristol (Rhode Island) hatte eine Katze, die er mit vieler Liebe hegte und hätschelte. Der Mann war alt, konnte nicht mehr ausgehen; die Besuche bei ihm drängten sich auch nicht; an Lesen und Schreiben war nicht mehr zu denken, — wie sollte er die Zeit verbringen? Da war ihm die Katze ein wahrer Schatz; mit ihr unterhielt er sich einen großen Theil des Tages, und sie war sein größter Schatz.

Im Januar 1868 war der achtundneunzigjährige Greis zu Bette gegangen und hatte wahrscheinlich das Licht brennen lassen und dann, nachdem er eingeschlafen war, durch eine ungeschickte Bewegung umgeworfen, — Niemand weiß, wie es kam, denn Niemand war zugegen, — genug, das Bette fing Feuer, und der Schlafende merkte Nichts davon. Die Katze aber, welche auch nachts nicht von ihrem Wohlthäter wich, erkannte die Gefahr, in welcher er schwebte, sprang wider die Scheiben einer Glasthüre, zerschmetterte eine, sprang hindurch, eilte an das Schlafzimmer eines anderen Familiengliedes, brach auch hier durch eine Thürscheibe und zerrte so lange an dem Bettzeug des hier Schlafenden, bis dieser aufstand und, dem Brandgeruche folgend, der schon auf den Vorplatz drang, den alten Mann erlöste.

Nun vergegenwärtige man sich, was in der Seele des Thieres vorgegangen sein muß, bis der Plan gemacht, der Entschluß gefaßt und die That ausgeführt war!

Rebau's Katze.

Mein seliger Vater, erzählt Rebau, hatte eine schöne, große, bläuliche Katze, die sich durch Klugheit, Anhänglichkeit und gute Sitten sehr vortheilhaft auszeichnete. Sie stand, ein hölzernes Kinderflintchen mit der einen Pfote haltend, wohl eine halbe Viertelstunde lang Schildwache, ohne sich zu regen, marschierte, das Gewehr an der Schulter, etliche Male im Zimmer auf und ab, sprang über einen ihr vorgehaltenen Stock drei- bis viermal hinter einander, begleitete ihren Herrn nebst dem Hunde, mit welchem sie in so inniger Freundschaft lebte, daß beide neidlos und friedlich aus einer Schüssel fraßen, nie wegen eines guten Bissens mit einander in Streit geriethen und sich traulich neben und auf einander unter den Ofen legten, regelmäßig, wenn er ausging, und hieß es dann halt! so blieb das Thier an der Stelle wie gebannt, das Wetter mochte kalt oder warm, regnerisch

oder heiter sein, und wartete geduldig, bis der Herr zurückkehrte, was bisweilen erst gegen Mitternacht geschah, wo sie ihm zum Willkommen auf die Achsel sprang, die Vorderfüße um den Hals schlang und ihre Freude durch lustige Sprünge und possierliche Geberden zu erkennen gab. Wir Kinder plagten das gutmüthige Thier oft arg; aber ich erinnere mich nicht, daß es je eins gekratzt hätte; war es des Plagens müde, so nahm es seine Zuflucht auf die Achsel meines Vaters, der dann Ruhe gebot Ihre Naschhaftigkeit hatte diese Katze dermaßen abgethan, daß sie weder Milch, noch irgend eine Speise berührte, wenn ihr nicht die Erlaubniß dazu gegeben worden war. Das Rothkehlchen, welches wir den Winter über in der Stube hatten, konnte sich neben sie setzen, es blieb ungestört, ja sie warf nicht einmal einen lüsternen, mordgierigen Blick nach ihm. Mäuse fing sie ohne weiteres Aufheben still für sich; hatte sie aber einen Maulwurf, eine Ratte, einen Erdwolf erwischt, worauf sie halbe Tage lang lauern konnte, so kehrte sie freudig aus dem Garten zurück, ließ ihre Stimme laut vor der Thüre hören und legte den glücklichen Fang dem Hausherrn laut schnurrend und an ihm hin und her streichend zu Füßen. Sie bekam dann jedesmal einen Teller voll Milch und wußte sich diesen Genuß durch ihren Fleiß oft zu verschaffen. Eine große Belustigung für sie und für alle Zuschauer war es, wenn die mit Säcken beladenen Müllersesel, die gewöhnlich ein starker Hund begleitete, an unserm Garten vorüber kamen. Sie sprang blitzschnell über den Zaun hinaus. Sobald der Hund ihrer ansichtig ward und sie zu verfolgen begann, war sie mit einem Satze auf einem der Esel, schaute wie triumphirend nach dem Hunde hinab, und wenn dieser Miene machte, ihr zu folgen, setzte sie behend von einem Esel zum andern und brachte die trägen Thiere dadurch bisweilen in solche Unruhe, daß sie die Flucht ergriffen. Bei guter Laune leckte sie unserm Hunde Gesicht und Kopf auf's Zierlichste, wobei sie ihn mit der einen Vorderpfote festhielt und nach ihrer Bequemlichkeit drehte und wendete. Sie wurde beinahe achtzehn Jahre alt und war noch als zahnlose Greisin eine eifrige Verfolgerin der Ratten und Mäuse.

Katzensinn.

Eines Tages hatte ein Bedienter eine von ihrer Herrin sehr gehätschelte Lieblingskatze geschlagen. Das verwöhnte Thier nahm sich diese Kränkung so zu Herzen, daß es kein Futter mehr anrührte, welches dieser Bediente ihr vorsetzte. Mit trübseliger Miene blieb die Katze vor dem Napfe mit

dem schönsten Fleische und der besten Milch sitzen, die er gebracht hatte. Was ihr aber andere Leute darreichten, verzehrte sie mit großem Vergnügen. Erst nach sechs Wochen hörte sie auf, mit dem Beleidiger zu schmollen. Dieselbe Katze ward auch einmal von der Magd des Hauses beleidigt. Als drei Tage nachher die Magd mit Scheuern des Vorsaals beschäftigt war, sprang die Katze plötzlich auf sie los und zerkratzte und zerbiß ihr Arme und Hände.

So heftig die Rachsucht dieses Thieres war, so sehr bemühte es sich aber auch, seine Zuneigung gegen seine Herrin auf seine Art an den Tag zu legen. Jeden Leckerbissen, welchen die Katze aus der Speisekammer oder Küche stehlen konnte, alle Mäuschen, welche sie fing, trug sie derselben zu und legte sie miauend vor ihr auf den Boden hin. Selbst des Nachts wollte die Katze diesem Eifer Genüge leisten. Mehrmals kam sie mitten in der Nacht mit einer Maus vor die Thüre des Schlafgemaches ihrer Gebieterin und miaute und kratzte daran so lange, bis geöffnet wurde, und sie das eben nicht willkommene Wildpret abliefern konnte.

Die Katze des Herzogs.

Beispiele der Anhänglichkeit einer Katze an ihren Herrn gibt es sehr viele. Zwar sagt man gemeinhin, die Katze gewöhne sich nicht an die Menschen, sondern an das Haus, nicht an Personen, sondern an den Ort; allein dem ist nicht ganz so.

Als eines der auffallendsten Beispiele der Anhänglichkeit einer Katze wird erzählt, daß, als der Herzog von Norfolk unter der Regierung der Königin Elisabeth von England eingekerkert wurde, seine Katze durch den Schornstein zu ihm in's Gefängniß gedrungen sein soll.

Ein Gegenstück.

Neben solchen Zügen von Anhänglichkeit werden uns aber auch wieder häßliche Züge von Falschheit und Bosheit der Katze erzählt, die dem Thiere den schlimmen Namen gemacht haben, den es nun einmal trägt. Schwer zu entscheiden ist es jedoch, ob in allen Fällen Falschheit und Hinterlist die Triebfedern waren; ob nicht oft Rache für schlechte Behandlung, oder gar Nothwehr das Motiv abgegeben.

In einem sächsischen Dorfe unweit des Städtchens Finsterwalde in der Niederlausitz hatte eine Frau ihre von ihr jung aufgezogene Katze zur Busenfreundin gemacht. Das treulose Thier lohnte aber ihre Sorgfalt schlecht. Eines Morgens sahen die Hausgenossen die Frau nicht wie gewöhnlich ausgehen. Sie geriethen daher auf die Vermuthung, es möge ihr Etwas zugestoßen sein. Leider bestätigte sich diese Vermuthung mehr als zu sehr, indem man die Person todt im Bette und am Halse die Spuren von Katzenkrallen fand. Das mörderische Thier, das sich auf einen Schrank geflüchtet hatte, sprang, sobald die Thüre geöffnet wurde, durch das Fenster und ließ sich nie wieder sehen.

Ein Kater als Brandstifter.

In einem ungarischen Dorfe hatte im September 1871 eine Wittwe eine brennende Talgkerze in ihrer Stube stehen lassen. Als sie einige Minuten darauf zurückkehrte, war die Kerze verschwunden; die Frau, welche glaubte, daß Diebe sich eingeschlichen, schlug Lärm, was insofern ein Glück war, als hierdurch die Entdeckung gemacht wurde, daß es auf dem Boden brenne, und das Feuer noch rechtzeitig erstickt werden konnte. Wie sich herausstellte, war ein diebischer Kater mit der Kerze auf den Boden durchgegangen, wo das dort angehäufte Stroh sich an der Kerze entzündet hatte. Ueber den vierfüßigen Brandstifter wurde sofort Standgericht abgehalten und der Delinquent ertränkt.

Warum? Das Thier hatte doch nicht das Haus anzünden wollen! Wie thöricht und verwerflich ist es, einem unschuldigen Thiere böse Absichten unterschieben zu wollen, wo bei einiger Ueberlegung gar nicht daran gedacht werden kann! Oder gar es zu bestrafen für ein zufällig und ohne seinen Willen entstandenes Unglück!

Die reißenden Thiere und der Mensch.

Ehe wir von den Fleischfressern scheiden, werfen wir noch einen Blick auf den Kampf, welchen der Mensch nun schon Tausende von Jahren gegen diese Thiere führt.

Im Jahre 1867 brachte die „Gazette“ einen ausführlichen Bericht über die Verheerungen, welche die wilden Thiere in den letzten sechs Jahren angerichtet hatten, und meinte, ein Feldzug würde nicht mehr Opfer gekostet haben. In dem erwähnten Zeitraume wurden in Bengalen

105 Menschen von Bären,
174 " von Hyänen,
1407 " von Leoparden und Panthern,
4208 " allein von Tigern zerrissen, und
8210 " unterlagen den Ebern, Wölfen, Elephanten und anderen wilden Thieren.

Erlegt wurden dagegen
167 Bären,
1338 Wölfe,
5668 Panther und Leoparden,
4100 Hyänen, Eber, Elephanten und andere wilde Thiere, als Hauptbeute aber
7278 Tiger; so daß also in diesem Kampfe 14,000 Menschen und 18,000 große Thiere um's Leben kamen. Das sind die amtlichen Angaben, es ist aber zweifellos, daß noch gar manches Thier erlegt worden und auch mancher Mensch um's Leben gekommen, ohne daß die Obrigkeit Etwas davon erfahren. Furchtbar sind die Opfer, welche oft einem Districte durch Tiger auferlegt werden, die, nachdem sie einmal Menschenfleisch gekostet, diese Nahrung jeder anderen vorziehen und immer kühner gegen die unglücklichen Eingebornen werden, welche durch abergläubische Verehrung der Bestien abgehalten werden, in Masse Jagd auf einen solchen „Menschenfresser" zu machen. Am Gharaghat-Passe schleppte ein Tiger in drei Jahren 50 Menschen weg; im Kurnul-District hielt sich ein Tiger auf, dessen Fußspuren an einer Klaue von außerordentlicher Größe unverkennbar waren, der in den ersten neun Monaten des Jahres 1867 allein vierundsechzig Menschen erwürgte.

In dem einzigen Jahre 1867 wurden in den vier Divisionen der indischen Centralprovinzen an Belohnungen für Vernichtung wilder Thiere über 41,000 Rupien, d. i. 27,000 Thaler verausgabt. Getödtet wurden in diesem einzigen Jahre

467 Wölfe,
475 Hyänen,
527 Tiger,
535 Bären,
902 Leoparden und Panther u. s. w.

Die Gesetzgebung von Natal in Südafrika hat vor wenigen Jahren ein Gesetz erlassen, welches Belohnungen für die Tödtung von Raubthieren

bestimmt. Für einen Schakal, oder eine wilde Katze erhält man $2^1/_2$ Schilling, für eine Hyäne, einen Wolf, oder einen wilden Hund 10 Schilling, für einen Panther aber 1 Pfund Sterling.

Auf dem einzigen Inselchen Singapur mit nur 58,000 Bewohnern werden alljährlich 400 allein von Tigern zerrissen. Das ist schnell gelesen; aber überlegt man auch, was es bedeutet? Es wäre dasselbe Verhältniß, wenn aus der einzigen Stadt Berlin alljährlich über 4000 Menschen von Tigern gefressen würden!! Und nun kommen noch die anderen Bestien, die wenigstens das Doppelte verzehren!

Erwiesen ist auch, daß die Tiger gar nicht auf Singapur hausten, sondern von Malakka hinüber schwammen, und daß noch fortwährend neue von der Halbinsel nach dem Inselchen schwimmen. Aber vergeblich ist alle Mühe, die gefährlichen Thiere abzuhalten, oder zu vertilgen.

Uebrigens sind auch in Europa die reißenden Thiere noch weit häufiger, als man oft denkt. In dem kleinen Siebenbürgen, das nur 2 Millionen Einwohner hat, sind in drei Jahren 237 Bären und 1834 Wölfe erlegt worden.

Und wie lange dauert schon der Vernichtungskrieg des Menschen gegen die Raubthiere! Wie viele Tausende sind allein in den mörderischen Kampfspielen der Römer erlegt worden! Pompejus ließ bei einer einzigen dieser blutigen Schaustellungen 1 Rhinozeros, 20 Elephanten, 406 Panther und 600 Löwen hinschlachten, von welchen 315 ausgewachsene Männchen waren. Unter Octavianus wurde der erste Tiger zu einem Kampfspiele nach Rom gebracht. Trajanus ließ 11,000 Thiere zur Augenweide seiner rohen Römer niedermetzeln. Das waren blutige Schaustellungen, die nur ein Römer „Spiele" nennen konnte. Die herrlichsten Thiere kalten Blutes von erhöhtem, sicherem Standpunkte aus kaltblütig morden, war ihnen ein Spiel!

Die Beutelthiere.

(Tafel III.)

Die Beutelthiere haben am Bauche sackartige Hautfalten, oder einen förmlichen Hautbeutel, in welchem die Milchzitzen verborgen liegen. Die Jungen sind, wenn sie zur Welt kommen, noch sehr klein, bewegungslos, ja, ihre Glieder sind noch nicht einmal vollkommen ausgebildet. Da faßt denn die Mutter ihre Kindlein, steckt sie in die Tasche, sie bekommen die Zitzen in den Mund und leben so, sicher verwahrt, warm gehalten und gut genährt, bis sie so stark geworden und so weit ausgebildet sind, daß sie allein den bis dahin sie tragenden und bergenden Sack verlassen können, was jedoch erst nach etwa acht Wochen geschieht. Aber wie die Küchlein bei drohender Gefahr unter die schützenden Flügeldecken der Henne flüchten, so springen auch die jungen Beutelthierchen nach der Mutter zurück und verstecken sich in der sie schützenden Tasche; das Alte aber, nun es seine Kinder bei sich hat und geborgen weiß, rettet sich und sie in gewaltigen Sprüngen durch die Flucht.

Ist das nicht eine wunderbare Einrichtung? Was sollte aus den hülflosen Thierchen werden, die sich noch nicht bewegen können, wenn sie geboren werden; die noch nicht sehen, die kein Futter suchen können? Im warmen Bettchen liegen sie weich und gut, bis sie das Augenlicht, Bewegung, Kraft und Lebensluft bekommen haben. Aber auch dann bleibt ihnen der Tisch noch gedeckt; sie wissen, wo sie stets ihre Speise bereit finden, und wo sie kein Feind erreichen kann. So hat des Schöpfers Weisheit und Liebe für die armen Kleinen gesorgt. Sie sind in der That, wenn sie geboren werden, hülfsbedürftiger, als irgend ein anderes Thier; aber sie sind nicht verlassen, — auch für sie ist gesorgt.

Beutelthiere und Nagethiere.

Digitized by Google

Zu den Beutelthieren gehören erstens solche, welche lange Eckzähne und kleine Vorderzähne haben; das sind die Raub-Beutelthiere oder wahren Beutelthiere. Als erste Gattung ist zu nennen

die Beutelratte.

Die gemeine Beutelratte, Buschratte, Taschenratte (Fig. 10) findet sich in ganz Amerika, kann mit Hülfe ihres Schwanzes sehr geschickt klettern, schleicht nachts in Hühnerställe und Taubenschläge und richtet da ein großes Blutbad an. Gegen das Licht ist dieses Thier aber so empfindlich, daß man es mit einer Laterne leicht blenden und dann fangen kann. — Die canadische Beutelratte liefert uns die unter dem Namen Rattenfelle im Handel vorkommenden und in neuerer Zeit so sehr beliebten Pelze.

Zu dieser Thiergattung gehören 21 Arten. Bekannt sind besonders noch das rothbraune, etwa einen Fuß lange Opossum in Guiana und die ungefähr halb so große Aeneasratte in Surinam. —

Zu den Gattungen Schwimmbeutler und Rauhschwanz-Beutler zählen nur minder bekannte Thiere.

Die zweite Familie bilden die fruchtfressenden Beutelthiere; sie haben kleine, oder gar keine Eckzähne, dafür aber lange Vorderzähne.

Hierher rechnen wir zuerst den

Flugbeutler.

Er hat einen langen Schwanz und zwischen den Gliedern eine behaarte Haut ausgespannt, welche ihm als Fallschirm dient, und von welcher unterstützt und getragen, er außerordentlich weite Sprünge machen kann. Lebt auf Neuholland. — Den eichhornartigen Flugbeutler zeigt Fig. 19.

Der Koala (Fig. 3),

ohne Flughaut und ohne Schwanz, ist ein plumpes, possierliches Thier, das an jedem Vorderfuße zwei Daumen hat, d. h. zwei Zehen, welche den andern dreien gegenüberstehen. Es ist 2 Fuß groß und lebt auf Bäumen und in Höhlen Neuhollands.

Das Känguruh (Fig. 1)

klettert nicht, wie die eben genannten Thiere, sondern springt auf seinen Hinterfüßen. Auf dem Festlande Australiens sollen sich 40 Arten desselben finden; die größte, das Riesen-Känguruh, kann über 4 Fuß hoch werden, so daß es mit dem Schwanze an 8 Fuß mißt, und über 25 Fuß weit springen

Der Wombat (Fig. 2)

oder Beutelnager hat vorn Grabfüße mit 5 großen Krallen, findet sich nur auf Vandiemensland, sieht aus wie ein kleiner, drei Fuß langer Bär, ist ein gar gutmüthiges Thier, das sich eine Höhle gräbt, nur von Pflanzen lebt und ein wohlschmeckendes Fleisch liefert. —

Ein Bild mütterlicher Liebe.

Die Aeneas-Ratte ist ein Baumthier, doch keineswegs ein besonders schnelles. Ihr Gang auf ebenem Boden ist noch schlechter und unsicherer, als ihre Bewegungen in den Bäumen. Sie wandert in ihrem laubigen Gebiet von Krone zu Krone, von Baum zu Baum, von einem Theile des Waldes zu dem anderen, ohne ein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag bringt sie gewöhnlich im dichtesten Gesträuch oder zwischen recht laubigen Aesten, vielleicht auch in einem hohlen Stamme zu; nachts geht sie nach Nahrung aus. Ihre fünf bis sechs Jungen kommen noch sehr unausgebildet zur Welt, saugen sich aber sogleich an den Zitzen fest und hängen hier wie Früchte an einem Baume. Wenn sie Haare bekommen haben, setzen sie sich der Mutter auf den Rücken und halten sich mit ihren Schwänzen fest, indem sie dieselben um den Schwanz der Alten schlingen. Selbst wenn sie schon fast erwachsen sind und der mütterlichen Pflege oder der Muttermilch kaum mehr bedürfen, bleiben sie noch immer in der Nähe der Alten, und flüchten bei drohender Gefahr schnell auf deren Rücken, klammern sich an und lassen sich von ihr nach einem sicheren Orte tragen. Hiervon erhielt das Thier seinen Namen.

Das Känguruh.

Die Känguruh (sagt P. Cunningham) sind die größten Thiere Australiens. Wenn sie grasen, so gehen sie auf allen Vieren, unter Beihülfe ihres Schwanzes, und richten sich von Zeit zu Zeit auf, um eine mit den Vorderpfoten abgerupfte Lieblingsnahrung in Gemächlichkeit zu verzehren. Werden sie gejagt, so hüpfen sie auf den Hinterbeinen mit bewundrungswürdiger Geschwindigkeit, und der auf und nieder schlagende Schwanz hilft ihnen das Gleichgewicht erhalten. Sie springen dann über Bäche, Abhänge, die 30 Yards tief sind, und über gewöhnliches Buschwerk mit Einem Satze, und die Hunde können ihnen an solchen Stellen Nichts anhaben; auf der Ebene werden sie leicht ermattet. Einzelne Hunde wagen sich nicht leicht an ein großes Känguruh, und die

stärksten hüpfen zuweilen mit drei oder vier an ihnen hängenden Feinden davon. Kommt einem großen Känguruh ein Hund zu nah, so richtet es sich häufig auf seinen Hinterpfoten und seinem Schwanz in die Höhe und dreht sich rund herum, dem Hunde stets entgegen, den es mit seinen Vorderpfoten abwehrt oder ergreift und wie ein Bär umarmt, indem es ihn mit den scharfen Klauen seiner kräftigen Hinterfüße aufschlitzt. Wenn ein Fluß oder Teich in der Nähe ist, kann man sicher sein, daß die Känguruh vor den Hunden ihre Flucht dahin nehmen. Die große Länge ihrer Hinterbeine und Schwänze macht es ihnen leicht, mitten im Wasser auf festem Boden zu stehen, während die angreifenden Hunde schwimmen müssen, und der Kampf eines großen Känguruhs mit einem Koppel Hunde gibt ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Ganz ernsthaft steht das Känguruh in der Mitte seiner ringsum schwimmenden Feinde, indem es fortwährend aufmerksam um sich blickt und seine Vorderpfoten bereit hält, jeden, der ihm zu nahe kommt, damit zu packen und unterzutauchen. Das Sprudeln und Strampeln seines Gefangenen ist ihm ganz gleichgültig, hat auch gewöhnlich bald ein Ende, wenn ihm nicht ein muthiger Kamerad zu Hülfe kommt und das Känguruh nöthigt, jenen fahren zu lassen. Der Befreite eilt dann so schnell wie möglich an's Ufer, schüttelt die Ohren, und ist durch kein Halloh zu bewegen, einen zweiten Angriff zu wagen. — Wenn sie von Jägern hart bedrängt werden, bleiben sie zuweilen plötzlich sitzen, fassen mit den Vorderpfoten in die Tasche und werfen ihr Junges heraus, um leichter fliehen zu können. Sind sie dagegen in Ruhe und grasen, so ist es lustig mit anzusehen, wie das Junge den Kopf aus der Tasche heraussteckt, um die zarten Spitzen der Gräser abzunagen.

Das gestreifte Känguruh.

Auf einigen Inseln Australiens finden sich kleine Känguruh, die grau und braun gestreift und nicht größer als ein Hase sind. Von diesen gibt Peron in seiner Reisebeschreibung folgende Schilderung:

Aller Mittel beraubt, anzugreifen oder sich zu vertheidigen, sind diese Thiere sanft und furchtsam wie unsere Hasen. Das geringste Geräusch, selbst ein Windstoß, setzt sie in Schrecken und Flucht: daher ist auch ihre Jagd, ungeachtet ihrer Menge auf der Insel Bernier, sehr schwierig und unergiebig. Sie verstecken sich in dem undurchdringlichen Gebüsch, und herausgetrieben hüpfen sie blitzschnell unter einen andern Busch und verschwinden in dem verwirrten Labyrinth. Bald bemerkte man aber, daß sie für jeden

Busch einige bedeckte Wege hatten, welche von verschiedenen Seiten her in einen Mittelpunct zusammenliefen, von dem aus sie fliehen konnten, wo ihnen Nichts entgegenstand. Die Jäger vereinigten sich daher, stellten sich um einen Busch ans Ende der kleinen Pfade, schlugen mit langen Gerten darauf und schoßen sodann, wo sie hervorkamen. Das Fleisch ist schmackhafter als das vom Kaninchen, was ohne Zweifel von den gewürzreichen Pflanzen herkommt, welche hier wachsen. Es hat überhaupt das beste Fleisch von allen Känguruh, und es wäre daher sehr vortheilhaft, wenn man das Thier nach Europa verpflanzen könnte.

Ende Juni trugen alle Weibchen ein ziemlich großes Junges in ihrem Beutel mit sich herum und suchten es mit einem wirklich bewunderungswürdigen Muthe zu retten. Verwundet flohen sie damit und verließen es nie, außer im äußersten Fall, wo sie von Müdigkeit und Blutverlust erschöpft, es nicht mehr tragen konnten. Dann machten sie halt, setzten sich auf die Hinterbeine, halfen ihm mit den Vorderfüßen aus dem Beutel und suchten ihm gewissermaßen den Weg anzuweisen, auf welchem es am sichersten entkommen könnte. Sie selbst verfolgten nun ihre Flucht so geschwind, als es ihre Kräfte erlaubten. Hörte aber die Verfolgung auf, oder ließ sie nur etwas nach, so kehrten sie sogleich zu ihrem Säugling zurück, riefen ihn mit einem eigenthümlichen Grunzen, liebkosten ihn, um seine Angst zu vertreiben, ließen ihn wieder in den Beutel kriechen und suchten einen neuen und sichern Versteck. Noch rührender zeigte sich die Liebe dieser armen Mütter, wenn sie tödtlich verwundet waren: Alle ihre Sorgfalt richtete sich auf die Rettung ihres Säuglings; statt sich selbst zu retten, machten sie halt unter den Schlägen des Jägers, und ihre letzten Anstrengungen gingen auf die Erhaltung ihres Jungen.

Der phlegmatische Wombat.

Der Wombat ist ein unbehilfliches Thier und sieht noch weit unbehilflicher aus, als er ist. Seine Bewegungen sind langsam, aber sicher, d. h. stätig und kräftig. Ein so stumpfsinniger und gleichgiltiger Gesell, wie er ist, läßt sich so leicht nicht aus seiner Ruhe bringen. Er geht seinen Weg gerade und unaufhaltsam fort, ohne vor irgend einem Hindernisse zurückzuschrecken. Die Eingeborenen erzählen, daß er bei seinen nächtlichen Streifereien oft wie ein rollender Stein in Flüsse falle, an deren Ufern er trabt, dann aber, ohne sich beirren zu lassen, in der einmal begonnenen Richtung auf dem Boden des Flußbettes fortlaufe, bis er irgendwo wieder freies

Land gewinne, auf dem er dann mit einer Gleichgiltigkeit seinen Weg fortsetze, als hätte es niemals ein Hinderniß für ihn gegeben. Gefangene, welche ich beobachtete, lassen mir solche Erzählungen durchaus nicht so unglaublich erscheinen, als man meinen möchte. Es hält wirklich schwer, einen Wombat irgendwie zu erregen, obgleich man ihn unter Umständen erzürnen kann. So viel ist sicher, daß man ihn einen Trotzkopf ohne Gleichen nennen muß, falls man es nicht vorziehen will, seine Beharrlichkeit zu rühmen. Was er sich einmal vorgenommen hat, versucht er, aller Schwierigkeit ungeachtet, auszuführen. Die Höhle, welche er einmal begonnen, gräbt er mit der Ruhe eines Weltweisen hundertmal wieder aus, wenn man sie ihm verstopft. Die australischen Ansiedler sagen, daß er höchst friedlich wäre und sich, ohne Unruhe oder Aerger zu verrathen, vom Boden aufnehmen und wegtragen ließe, dagegen zu einem sehr beachtenswerthen Gegner würde, wenn ihm plötzlich einmal der Gedanke zu Abwehr durch seinen Querkopf schösse, denn dann beiße er wüthend und in gefährlicher Weise um sich.

Die Nagethiere.

(Tafel III.)

Die Nagethiere haben lange, meißelartig zugeschärfte Zähne, die ganz entschieden zum Nagen gemacht sind; und es treibt diese Thiere auch ein unwiderstehlicher Nagetrieb. Sie haben Krallen an den Zehen und sind sehr kunstfertige Thiere. Ueber die ganze Erde verbreitet, überall auf Bergen und in den Thälern zu finden, haben sie allein so viele Arten, als Affen und Beutelthiere, Zahnlücker, Ein-, Zwei- und Viel-Hufer, Wiederkäuer, Robben und Wale zusammen genommen.

Die erste Familie mit langhaarigem, buschigem Schwanze umfaßt folgende Thiere:

Die Eichhörnchen.

Diese bekannten Thierchen sind sehr weit verbreitet; ihr Pelz ist bald so, bald so gefärbt; von den im Norden lebenden blaugrauen kommen die Pelze, welche unter dem Namen Fehwamme im Handel sind. Das gestreifte oder Livree-Eichhörnchen (Fig. 12), dunkelbraun mit vier weißen Streifen, lebt in Nordafrika. — Die Eichhörnchen sind schädliche Thiere, da sie Eier und kleine Vögel fressen und durch ihr Nagen junge Bäume zerstören. — Fig. 21 ist das weißohrige Eichhörnchen.

Die Siebenschläfer (Fig. 13).

Sie finden sich häufig in den europäischen Wäldern, ausgenommen den kalten Norden, liefern einen geschätzten Pelz und waren, gemästet, ein beliebter Leckerbissen der alten Römer. Außerhalb Europas gibt es noch sechs verschiedene Arten der Siebenschläfer.

Die Flughörnchen.

Sie haben, wie die Flugbeutler, eine Flughaut an den Seiten des Körpers zwischen den Beinen. In Europa gibt es nur eine Art, das Alpen-Flughörnchen (Fig. 20), in den anderen Welttheilen aber noch siebzehn verschiedene Arten, von welchen das fliegende Eichhorn Sibiriens die bekannteste ist.

Die Murmelthiere,

deren es sechs Arten gibt, wovon zwei in Europa. Das Alpen-Murmelthier (Fig. 17) lebt hoch in den Alpen, nahe dem ewigen Schnee, gesellig in Höhlen, nährt sich von Kräutern und hält einen Winterschlaf, der ein volles Halbjahr dauert. — Einige andere hierher gehörige Thiere sind minder wichtig.

Die zweite Familie der Nager bildet die große Schaar der Mäuse. Sie haben abgerundete Ohren, fast nackte Pfoten, einen langen, nackten, oder doch nur ganz kurz behaarten Schwanz und kleine Augen. Als die wichtigsten sind hier anzuführen:

Die Wasserratte.

Diese ist ein höchst schädliches Thier, denn sie zernagt die Baumwurzeln, frißt Früchte, Fischeier und Wasserthiere; besonders gern hält sie sich in Löchern am Wasser auf. Im Schwimmen hat sie eine große Fertigkeit.

Die gemeine Feldmaus.

Die gemeine Feldmaus, welche in ganz Europa zahlreich zu finden ist, gehört auch zu den allerschädlichsten Thieren. Man sollte freilich meinen: „Wieviel kann denn so ein zartes Thierchen, das nur drei Zoll groß ist, verzehren?“ Allein dieses zarte Thierchen bekommt fünf oder sechs mal im Jahre Junge, und die Zahl seiner neugeborenen Kinderlein beträgt jedes Mal durchschnittlich neun; nach zwei Monaten aber bekommen diese selbst die ersten Jungen, — und so kann ein einziges Mäusepärchen in einem einzigen Sommer über zwanzig Tausend Nachkommen um sich ver-

sammeln. Fünfzig Pärchen aber überfluthen das Feld in der gleichen Zeit mit einer Million hungriger Gäste. So ist es begreiflich, wie die Feldmäuse in manchen Jahren zu einer vollständigen Landplage werden können.

Der Lemming (Fig. 6).

Dieser Bewohner des hohen Nordens vermehrt sich noch stärker, als die Feldmaus. Im Herbste ziehen ganze Heere von den Ufern des Eismeeres südlich, dabei marschiren sie immer in gerader Linie, lassen sich durch Nichts aufhalten, oder von ihrem Wege ablenken. Kopf an Kopf in gedrängter Reihe ziehen sie dahin und verwüsten und zerstören und vertilgen Alles, was nur irgend genießbar ist. Aber eine Schaar von Mardern, Füchsen, ja Bären marschirt nebenher und langt zu nach dem immer gedeckten Tische und läßt sich's wohlschmecken und lebt sorglos von Lemming und wieder Lemming. — Im Frühjahre tritt der Rest des ungeheuren Zuges wieder den Heimweg nach Norden an; aber — der Thierchen keines bekommt je wieder die Küsten des Eismeeres zu sehen; sie werden alle unter Weges von ihren Begleitern vertilgt.

Der liebe Gott hat eine Vermehrungsfähigkeit in die kleinen Thiere gelegt, die jeden Begriff übersteigt, er hat aber auch für die Vertilgung der Fresser gesorgt, die sonst den Menschen geradezu vertreiben würden. Oder: Er hat durch die fabelhafte Vermehrung des Lemmings gesorgt, daß andere Thiere auch in der schlimmen Jahreszeit existiren und sich ihres Lebens freuen können.

Die schwarze Ratte (Fig. 7)

ist die eigentliche Hausratte; sie wird aber immer mehr vertrieben und vertilgt durch die vor jetzt gerade hundert Jahren bei uns eingetroffene Wanderratte, die wohl einen Fuß groß werden kann und nicht nur Mäuse, sondern auch Kaninchen und junge Enten bewältigt und frißt. Die Hausratte ist dunkel schwarzbraun, die Wanderratte aber, — also die, welche man gewöhnlich bei uns sieht, — röthlich grau.

Die Hausmaus,

dieses lästige Thier, das sich überall in menschlichen Wohnungen findet, bekommt jährlich durchschnittlich zweiundzwanzig Junge, und so läßt sich wohl begreifen, warum es so schwer ist, den Plagegeist zu vertilgen, der Wände

durchgräbt, Holzwerk zerstört, den Boden unterwühlt, Kleider benagt, den Käse frißt und die Menschen selbst nicht einmal ruhig schlafen läßt.

Der Hamster.

Der Hamster frißt Eidechsen und Schlangen, Mäuse, kleine Vögel, auch Insekten und trägt sich in seinen Bau einen Wintervorrath von Gerste, Erbsen, Bohnen und dergl. Er ist ein muthiges Thier, das sich nicht fürchtet, auf jeden Feind los geht und tüchtig beißen kann. Manchem Jäger ist schon durch einen Hamster der Finger lahm gebissen worden.

Dritte Familie der Nagethiere sind die maulwurfähnlichen Mäuse. Von dieser ist zu erwähnen

die Blindmaus (Fig. 5),

oder der Blindmoll, ein plumpes, acht bis zehn Zoll langes Thier mit dickem Kopf, stumpfer Schnauze und ohne Schwanz. Die Augen liegen unter der Haut und sind verkümmert.

Zur vierten Familie, den Halbhufern, gehört das größte Nagethier,

das Flußschwein,

oder Wasserschwein in Südamerika, wo es in Heerden von achtzig bis hundert Stück gefunden, aber stets vom Jaguar und anderen nach seinem Fleische lüsternen Thieren, sowie von Menschen verfolgt wird. Die Schinken des Flußschweines, das ungefähr vier Fuß lang wird, gelten als ein besonderer Leckerbissen. —

Das Meerschweinchen,

aus Brasilien über das Meer zu uns gekommen und grunzend wie ein Schwein (daher der sonst so unpassende Name), gräbt sich tiefe Höhlen, ist ein geselliges Thierchen, das oft von Knaben als niedlicher Spielkamerad gehalten wird und sich auch überaus stark vermehrt. Merkwürdiger Weise ist es jetzt in seiner eigentlichen Heimath nicht mehr wild anzutreffen.

Unter der fünften Familie, den **Schwimmfüßern**, ist das wichtigste Thier

der Biber (Fig. 18).

Er ist jetzt in Deutschland nicht mehr häufig, hat an den Hinterfüßen Schwimmhäute und führt in Gesellschaft an Flußufern gemeinschaftliche Baue auf. Aus seinem Haare werden die feinsten Hüte, die sogenannten **Castorhüte**, gemacht, und aus einer Drüse in der Nähe des Schwanzes wird das **Bibergeil** gewonnen, eine sehr stark riechende Masse, die als beruhigend und krampfstillend in der Apotheke benutzt wird. — In Nordamerika gibt es noch mehr Biber, als bei uns; doch werden sie auch dort von Jahr zu Jahr seltener, weil sie zehntausendweise alljährlich gefangen werden.

Zur sechsten Familie gehören

die Hasen.

Bei den Hasen sind die Hinterbeine fast doppelt so lang, als die Vorderbeine, darum können diese Thiere so gut bergauf laufen, überstürzen sich aber so leicht, wenn sie bergab rennen. Sie schlafen bekanntlich mit offenen Augen. Zwar schaden sie durch Benagen der jungen Stämmchen, sind aber doch ein geschätztes und gehegtes Wild, da ihr Fleisch schmackhaft ist und ihr Pelz sehr brauchbar.

Die **Kaninchen** haben ihre eigentliche Heimath am Mittelmeere; obwohl man sie jetzt auch in Holland und Norddeutschland wild findet, sind sie da doch nur verwildert. „Spanien" soll ja im Phönizischen **Kaninchenland** bedeuten. Ihr Pelz dient zur Verbrämung, und aus den abgeschnittenen Haaren werden die sogenannten Seidenhüte gemacht. Das Fleisch ist zwar fade und Nichts weniger, als kräftig, — es ist aber doch immerhin Fleisch, und in London leben Tausende davon, bekommen das ganze Jahr kein anderes Fleisch zu essen und sind sehr froh, wenn sie nur das haben.

Zu der siebenten Familie, den **Wollhasen** oder **Hasenmäusen**, die sich durch lange, meist am Ende buschige Schwänze auszeichnen, gehört unter Anderem

der Springhase (Fig. 16).

Er ist anderthalb Fuß hoch, sein Schwanz mißt fünf Viertelfuß; er lebt in Erdlöchern an der Südspitze Afrikas, darum heißt er auch der capische Springhase. Im Graben ist er sehr geschickt; an den kurzen Vorderbeinen hat er große Sichelkrallen, an den langen Hinterbeinen hufartige Nägel. Wie ein Känguruh springt er 20 bis 30 Fuß weit. Sein Fleisch wird am Cape gegessen.

Die Springmaus

ist ein niedliches Thierchen, das auf den Hinterfüßen einherhüpft und die Vorderbeinchen an dem Körper in die Höhe zieht. Die ägyptische Springmaus (Fig. 15) ist etwa 5 Zoll lang und wird in Lybien, Aegypten und Arabien gegessen. In Allem gibt es 16 Arten dieses Thieres; zwei davon leben in Europa.

Die achte und letzte Familie der Nagethiere enthält die

Stachelschweine.

Das gemeine Stachelschwein (Fig. 14) findet sich in Italien und Afrika; seine Stacheln dienen zu Pinselhaltern, Federhaltern, Zahnstochern und ähnlichen Dingen; sein Fleisch ist eßbar und wird z. B. in Italien genossen. Wird das Thier gereizt, oder geängstigt, so sträubt es seine Stacheln und rasselt damit; aber ein Aberglaube ist es, daß es dieselben wie einen Pfeil auf seinen Feind abschießen könne.

Die Stachelratte (Fig. 4)

oder auch Lanzenratte ist ein rattenähnliches Thier, hat borstige Haare und unter diesen schmale, flache Stacheln, findet sich in sechserlei Arten in Südamerika und ist nicht ganz einen halben Fuß lang.

Das kluge Eichhörnchen.

Die geistigen Fähigkeiten des Eichhörnchens sind größer, als die der meisten übrigen Nager. Alle Sinne sind scharf, zumal Gesicht, Gehör und Geruch; doch muß auch das Gefühl sehr fein sein, weil sich sonst die Vorempfindung des Wetters nicht erklären ließe; der Geschmack ist ebenfalls entschieden ausgebildet, wie man an zahmen leicht beobachten kann. Für die

höhere geistige Begabung sprechen das gute Gedächtniß, welches das Thier besitzt, und die List und Verschlagenheit, mit denen es sich seinen Feinden zu entziehen weiß. Blitzschnell eilt es dem höchsten der umstehenden Bäume zu, fährt fast immer auf der entgegengesetzten Seite des Stammes bis in den ersten Zwiesel hinan, kommt höchstens mit dem Köpfchen zum Vorschein, drückt und verbirgt sich soviel als thunlich, und sucht so unbemerkt als möglich seine Rettung auszuführen, dabei eine große Berechnung offenbarend.

Bei Beunruhigung trägt die Alte ihre Jungen in ein anderes Nest, und zwar oft ziemlich weit davon. Man muß daher vorsichtig sein, wenn man Junge ausnehmen will, und darf sich nie beikommen lassen, ein Nest, in denen man ein Wochenbett vermuthet, zu untersuchen, ehe man die Jungen ausnehmen kann. Wenn dieselben entwöhnt worden sind, trägt ihnen die Mutter (oder auch der Vater mit) noch einige Tage lang Nahrung zu, dann überläßt das Elternpaar die junge Familie ihrem eigenen Schicksale.

Außer dem Menschen hat das Eichhorn in dem Edelmarder seinen furchtbarsten Feind. Dem Fuchse gelingt es nur selten, ein Hörnchen zu erschleichen, wenn es sich eben am Boden befindet, und den Milanen, Habichten und großen Eulen entgeht das Thier dadurch leicht, daß es, wenn ihm die Vögel zu Leibe wollen, rasch in Schraubenlinien um den Stamm herumsteigt, während die Vögel im Fluge natürlich weit größere Bogen machen müssen; endlich erreicht es doch eine Höhlung, einen dichten Wipfel, wo es geschützt ist. Anders ist es, wenn es vor dem Edelmarder flüchten muß. Dieser fürchterliche Feind klettert genau ebensogut, als sein Opfer, und verfolgt dieses auf Schritt und Tritt, in den Kronen der Bäume ebensowohl, wie auf der Erde; er folgt ihm sogar in die Höhlungen, in welche es flüchtet, oder in das dickwandige Nest. Unter ängstlichem Klatschen und Pfeifen flieht das Eichhorn vor ihm her, von Ast zu Ast: der gewandte Räuber jagt hinter ihm drein, und beide überbieten sich förmlich in prachtvollen Sprüngen. Die einzige Möglichkeit der Rettung für das Eichhörnchen liegt in seiner Fähigkeit, ohne Schaden vom höchsten Wipfel der Bäume herab auf die Erde zu springen und dann schnell ein Stück unten fortzueilen, einen neuen Baum zu gewinnen und unter Umständen das alte Spiel nochmals zu wiederholen. Man sieht es daher, wenn es der Edelmarder verfolgt, so eifrig als möglich nach der Höhe streben und zwar regelmäßig in den gewandten Schraubenlinien, bei denen ihm der Stamm doch mehr oder weniger zur Deckung dient. Der Edelmarder klimmt natürlich eifrig hinter ihm drein, und beide steigen wirklich unglaublich schnell zur höchsten Krone empor. Jetzt scheint

es der Marder bereits am Kragen zu haben, — da springt es in gewaltigem Bogensatz vom hohen Wipfel weg in die Luft, streckt alle Gliedmaßen wagrecht von sich ab und saust so zum Boden nieder, kommt dort wohlbehalten an und eilt nun ängstlich, so rasch als es kann, davon, um sich wo möglich ein besseres Versteck auszusuchen. Das vermag ihm der Edelmarder doch nicht nachzuthun.

Sibirische Eichhorn-Jagd.

Am Lenaflusse leben die Bauern von Anfang März bis Mitte April ganz für den Eichhornsfang, und mancher stellt dort über tausend Fallen. Diese bestehen aus zwei Bretern, zwischen denen ein Stellholz sich befindet, an dem ein Stückchen gedörrter Fisch befestigt ist. Berührt das Eichhorn diese Lockspeise, so wird es von dem oberen Bret erschlagen. Die Tungusen schießen es mit stumpfen Pfeilen, um das Fell nicht zu verderben. Wir erlegen es meist mit dem Gewehre, wenn wir überhaupt Jagd auf diese Zierde unserer Wälder machen, angelockt von dem Wunsche, den trefflichen Pelz zu verwerthen. Im hohen Norden, wo die Hörnchen weit regelmäßigere und auch ausgedehntere Wanderungen unternehmen, als bei uns, zumal in strengen Wintern massenhaft aus den höher gelegenen Gegenden in die milderen Ebenen herabwandern, um dort den Winter zu verbringen, ist die Jagd ergiebiger und auch gerechtfertigter, da das Pelzwerk dort von höherem Werthe ist.

Die schönsten Felle kommen aus Sibirien und Lappland und sind im Handel unter dem Namen „Grauwerk" bekannt. Der Bauchtheil heißt gewöhnlich „Veh-" oder „Feh-Wamme" und gilt für eine kostbare Pelzwaare, mit deren Handel sich eine große Zahl von Menschen beschäftigt. Aus Rußland allein werden jährlich über zwei Millionen Grauwerkfelle ausgeführt; die meisten gehen nach China. Außer dem Felle verwendet man auch noch die Schwanzhaare zu guten Malerpinseln, und das weiße, zarte wohlschmeckende Fleisch wird von den Sachkennern überall gern gegessen.

Man muß sich zu helfen wissen.

Einer meiner Freunde (erzählt Tiemann) unterhält seit einer Reihe von Jahren ein oder mehrere Eichhörnchen-Paare. Dieselben haben bei ihm wiederholt Brut aufgebracht; eines dieser Paare hat sogar in einem Jahre siebzehn Junge bekommen und auch groß gezogen.

Der Stammvater dieser Familie hatte, wie man dies bei gefangen

gehaltenen Thieren so häufig beobachtet, seine eigenthümlichen Angewohnheiten, von denen er nicht abzubringen war. Dazu gehörte ein Lieblingssprung von der Spitze der Seitenlehne eines Sopha's auf dessen Rücklehne hin und zurück. Mein Freund wollte nun versuchen, ob das Thierchen von diesem Sprunge nicht abzubringen sei. Er setzte sich deshalb auf das Sopha in einer Weise hin, daß seine Brustgegend den Punct deckte, worauf unser Springer in der Regel aufsprang.

Das Eichhörnchen begann in gewohnter Weise seine Turnübung von der bezeichneten Seitenlehne zur Rücklehne, wobei es jetzt aber auf die Brust meines anscheinend schlafenden Freundes aufstieß. Dies sagte aber dem Turner gar nicht zu; er lief deshalb über die Firste des Sophas bis zu meinem Freunde und versuchte durch Anstoßen vermittelst Nase und Stirn denselben von der Stelle fortzuschieben. Es gelang nicht; mein Freund war nicht von der Stelle zu bringen. Es wurde wieder zu springen versucht, — aber nein, der Sprung war zu kurz, zu ungewohnt, und der Schläfer war das Hinderniß.

Nochmals wurde ein gütlicher Versuch gemacht, den Freund zur Räumung des Platzes zu bewegen, doch ebenso vergebens wie vorhin; da riß unserm Eichhörnchen die Geduld, wüthend fuhr es auf die Hand meines Freundes und biß hinein, worauf dieser jählings emporfuhr. —

Unser Thierchen hatte sein Ziel erreicht, „der Platz war frei", siegestrunken sprang es den gewohnten Sprung.

Ein feiner Braten.

Der Siebenschläfer gehört zu den Thieren, welche dem Namen nach weit besser bekannt sind, als von Gestalt und Ansehen. Jeder, welcher sich mit der alten Geschichte beschäftigt hat, kennt diese Schlafmaus, den besondern Liebling der Römer, zu dessen Hegung und Pflegung eigene Anstalten getroffen wurden. Eichen- und Buchenhaine umgab man mit glatten Mauern, an denen die Siebenschläfer nicht emporklettern konnten; innerhalb der Umgebung legte man verschiedene Höhlen an zum Nisten und Schlafen; man fütterte die Siebenschläfer mit Eicheln und Kastanien und nahm sie zuletzt aus dem Gehege, um sie in irdene Gefäße oder Fässer zu bringen und sie hier noch besonders zu mästen. Die größeren wie die kleineren dieser Mastanstalten heißen Glirarien. Letztere sind uns durch die Ausgrabungen in Herculanum bekannt geworden. Es waren kleine, halbkugelige Schalen, an den innern Wänden terrassenförmig abgestumpft und oben mit einem engen

Gitter geschlossen. Hier sperrte man stets mehrere Siebenschläfer zusammen und versah sie mit Nahrung im Ueberflusse, wodurch sie auch bald sehr fett wurden. Dann kamen die Braten als eines der leckersten Gerichte auf die Tafeln der reichen Schlemmer. Martial verschmäht nicht, diese kleinen Thiere zu besingen; er läßt sie sagen:

„Winter, dich schlafen wir durch, und wir strotzen von blühendem Fette
Just in den Monden, wo uns Nichts, als der Schlummer ernährt".

Das Leben der Murmelthiere.

Das Sommerleben, sagt Tschudi, ist sehr kurzweilig. Mit Anbruch des Tages kommen zuerst die Alten aus der Röhre, strecken vorsichtig den Kopf heraus, spähen, horchen, wagen sich dann langsam ganz hervor, laufen etliche Schritte bergan, setzen sich auf die Hinterbeine und weiden dann eine Weile lang mit unglaublicher Schnelligkeit das kürzeste Gras ab. Bald darauf strecken auch die Jungen ihre Köpfe hervor, huschen heraus, weiden ein wenig, liegen Stunden lang in der Sonne, machen Männchen und spielen artig mit einander. Alle Augenblicke sehen sie sich um und bewachen mit der größten Aufmerksamkeit die Gegend. Das erste, welches etwas Verdächtiges bemerkt, einen Raubvogel oder Fuchs oder Menschen, pfeift tief und laut durch die Nase, die übrigen wiederholen es theilweise, und im Nu sind alle verschwunden. Bei mehreren Thierchen hat man statt des Pfeifens ein lautes Kläffen gehört, woher wahrscheinlich der Name „Mistbeller" kommt. Ob sie aber überhaupt eigene Wachen ausstellen, wie die Gemsen, ist nicht entschieden. Ihre Kleinheit sichert sie mehr vor der Gefahr, bemerkt zu werden, und ihr Auge, besonders aber ihr Ohr und Geruch sind sehr scharf.

Während des Sommers wohnen die Murmelthiere einzeln oder paarweise in ihren eigenen Sommerwohnungen, zu denen drei bis zwölf Fuß lange Gänge mit Seitengängen und Fluchtlöchern führen. Diese sind oft so enge, daß man kaum eine Faust glaubt durchzwingen zu können. Die losgegrabene Erde werfen sie nur zum kleinsten Theile hinaus; das Meiste treten sie und schlagen sie in den Gängen fest, die dadurch hart und glatt werden. Die Ausgänge sind meist unter Steinen angebracht. In ihrer Nähe findet man oft eine ganze Anzahl kurzer, blos zum Verstecken bestimmter Löcher und Röhren. Der Kessel ist wenig geräumig. Hier paaren sie sich wahrscheinlich im April, und das Weibchen wirft nach sechs Wochen zwei bis vier Junge, die

sehr selten vor die Höhle kommen, bis sie etwas herangewachsen sind, und bis zum nächsten Sommer mit den Alten den Bau theilen.

Gegen den Herbst zu graben sie sich ihre eigene, tiefer im Gebirge liegende Winterwohnung, die jedoch selten tiefer als vier Fuß unter dem Rasen liegt. Sie ist immer niedriger im Gebirge gelegen, als die Sommerwohnung, welche oft sogar 8000 Fuß über dem Meere liegt, während die Winterwohnung in der Regel in dem Gürtel der obersten Alpenweiden, oft aber auch tief unter der Baumgrenze liegt. Diese nun ist für die ganze Familie, die aus fünf bis fünfzehn Stück besteht, berechnet und daher sehr geräumig. Der Jäger erkennt die bewohnte Winterhöhle sowohl an dem Heu, das vor ihr zerstreut liegt, als auch an der gut mit Heu, Erde und Steinen von innen verstopften, aber blos faustgroßen Mündung der Höhleneingänge, während die Röhren der Sommerwohnungen immer offen sind. Nimmt man den Baustoff aus der Röhrenmündung weg, so findet man zuerst einen aus Erde, Sand und Steinen, wohlgemauerten, mehrere Fuß langen Eingang. Verfolgt man nun diesen sogenannten Zapfen einige Ellen weit, so stößt man bald auf einen Scheideweg, von dem aus zwei Gänge sich fortsetzen. Der eine, in dem sich gewöhnlich Losung und Haare befinden, führt nicht weit und hat wahrscheinlich blos den Baustoff zur Ausmauerung des Hauptganges geliefert. Dieser erhöht sich jetzt allmählich, und nun stößt der Jäger an seiner Mündung auf einen weiten Kessel, oft vier bis fünf Klaftern bergwärts, das geräumige Lager der Winterschläfer. Es bildet meist eine eirunde, backofenförmige Höhle, mit kurzem, weichem, dürrem, gewöhnlich röthlich-braunem Heu angefüllt, das zum Theil jährlich erneuert wird. Vom August an fangen nämlich diese klugen Thierchen an, Gras abzubeißen, zu trocknen und mit dem Maule zur Höhle zu schaffen und zwar so reichlich, daß es oft von einem Manne auf einmal nicht weggetragen werden kann. Man fabelte früher von dieser Heuernte sonderbare Sachen. Ein Murmelthier sollte sich auf den Rücken legen, mit Heu beladen lassen und so zur Höhle wie ein Schlitten gezogen werden. Zu dieser Erzählung veranlaßte die Erfahrung, daß man oft Murmelthiere findet, deren Rücken ganz abgerieben ist, was jedoch blos vom Einschlüpfen in die engen Höhlengänge herrührt.

Der Prairiehund.

Ueber ein Thier, welches viele Aehnlichkeit mit dem Murmelthiere hat, erzählt Capitän Marryat Folgendes:

Der Prairiehund hat etwa die Größe eines Kaninchens, ist aber derber, gedrungener und hat kürzere Beine. Seine Sitten sind durchaus gesellig, er lebt nie allein, wie andere Thiere, sondern findet sich stets in Dörfern und großen Niederlassungen; er legt dieselben unabänderlich an Orten an, wo eine ungemein süße und nahrhafte Grasart sich findet, die seine einzige Nahrung ist. Wir waren nur eine geringe Strecke geritten, nachdem wir eine mit solchem Gras bewachsene Prairie betreten hatten, so kamen wir schon an die Außenwerke einer solchen Niederlassung. Einige zerstreut umherlaufende Hunde eilten hinein und gaben der ganzen Gemeinde Lärmzeichen. Kaum vernahm man im Innern der Stadt von außen her den Ruf der Gefahr, so sah man nach allen Richtungen nichts als ein Hin- und Wiederrennen der Bewohner der Stadt, jeder nach seiner Wohnung. Die Stadt dehnte sich aus, so weit das Auge reichen konnte, und allenthalben war die Scene dieselbe. Wir ritten langsam vorwärts, bis wir den dichtbevölkertsten Theil der Stadt erreicht hatten, hielten hier an, und nachdem wir unsern Pferden die Zügel abgenommen hatten, um sie grasen zu lassen, bereiteten wir uns zu einem regelmäßigen Angriff auf die Einwohner vor. Die Höhlen waren nicht weiter als etwa zwanzig Schritte auseinander, wohlausgetretene Pfade führten nach verschiedenen Richtungen, und ich glaubte selbst etwas Regelmäßigkeit in der Anlage der Straßen entdecken zu können. Wir setzten uns auf einen erhöhten Rasen unter dem Schatten eines Baumes nieder und betrachteten nun die Scene vor uns ganz gemächlich.

Unsere Ankunft hatte in unserer unmittelbaren Nähe jeden in seine Wohnung hineingetrieben, aber einige hundert Schritte davon saß auf jedem kleinen Erdhaufen, der vor jeder durchgrabenen Behausung liegt, ein Hund ganz aufrecht auf den Hinterbeinen und blickte ruhig umher, um die Ursache der stattgehabten Bewegung kennen zu lernen. Hie und da verließ auch einer der Städtebürger, kecker als sein Nachbar, einen Augenblick seine Wohnung, um einem Kameraden einen flüchtigen Besuch zu machen, gleichsam um einige Worte mit ihm zu reden, und eilte dann zurück, so schnell als seine Beine ihn tragen wollten. Nach und nach, als wir uns vollkommen ruhig hielten, streckten allmählich auch einige der näheren Bewohner vorsichtig ihre Köpfe aus den Löchern und blickten schlau und mit forschenden Blicken umher. Nach einiger Zeit kam endlich ein Hund aus dem Eingang seiner Wohnung heraus, setzte sich auf seine Warte und begann zu bellen. Drei Stunden lang blieben wir, betrachteten die Bewegungen dieser Thiere und schossen hie und da eines mit unsern Büchsen nieder. Ein äußerst

seltsamer Umstand fiel mir auf, der den Geselligkeitssinn dieser Thiere und die Freundschaft, die sie für einander haben, beweist. Einer derselben, der sich gerade auf den Erdhaufen vor seinem Loche gesetzt, bot eine recht gute Zielscheibe dar, während sein Gefährte, wahrscheinlich allzu furchtsam, sich nicht weiter traute, als daß er den Kopf zu dem Loche herausstreckte. Ein wohlgezielter Schuß riß dem ersten Hund den ganzen obern Theil des Kopfes weg und schlug ihn völlig todt, etwa zwei oder drei Schritte von seinem Posten weg. Während wir wieder luden, kam der andere Hund keck aus dem Loche heraus, packte seinen Cameraden an einem der Beine und hatte ihn, ehe wir an dem Loche anlangen konnten, ganz aus unserem Bereich gezogen, obwohl wir unsere Beute mit dem Ladstock heraus zu bekommen suchten. Es lag in dieser Handlung ein Gefühl, so etwas Menschliches, das die Thiere in meiner Achtung sehr hob, so daß ich später nie wieder eines erlegte, außer wenn mich der äußerste Hunger dazu trieb.

Es ist ein lustiges, tolles Völkchen, wenn man sie nicht stört, unermüdet stets, und in Bewegung. Sie scheinen besonders Vergnügen daran zu finden, die Zeit mit Scherzen zu vertreiben und von einem Loch zum andern zum Besuch zu laufen; wenigstens zeigt dies der Anschein. Alte Jäger behaupten, wenn die Hunde einen guten Platz zu einem Dorfe fänden, und kein Wasser in der Nähe sei, so grüben sie einen Brunnen. Oefters kroch ich, um ihre Bewegungen zu beobachten, unbemerkt bis nahe an eines ihrer Dörfer heran. Gerade in der Mitte bemerkte ich einen sehr großen Hund vor dem Eingang seines Loches sitzen, als wäre er das Oberhaupt des Dorfes, denn in Zeit von einer Stunde sah ich oft mehr als ein Dutzend Hunde zu ihm kommen, sich einige Augenblicke mit ihm unterreden und dann wieder forteilen, während er selbst seinen Posten nie verließ und einen großen Ernst zeigte, der bei den andern nicht zu sehen war. Gewiß, wenn irgend ein Thier mit Vernunft begabt ist, und in den Gesetzen über das Gemeinleben ein gewisses System waltet, so ist es der Prairiehund. In verschiedenen Theilen des Dorfes sah ich sie alle möglichen Sprünge machen, sich überpurzeln u. dgl.

Eulen von einer eigenthümlichen Art sieht man gleichfalls unter der Bevölkerung; sie scheinen keineswegs an den Vergnügungen derselben Theil zu nehmen, aber doch in gutem Vernehmen mit ihr zu stehen, und da sie stets an denselben Löchern aus- und eingingen, so konnte man sie als Mitglieder derselben Familie oder wenigstens als Gäste betrachten. Auch Klapperschlangen wohnen unter ihnen, aber die bei den Mejikanern herrschend

gewordene Ansicht, daß sie mit den Hunden in guter Kameradschaft stehen, ist ganz lächerlich und ohne allen Grund. Ich betrachte die Schlangen als Eindringlinge, welche von den eigentlichen Bewohnern sich nicht leicht vertreiben lassen und die Wohnungen der Hunde äußerst bequem finden. Wir tödteten in geringer Entfernung von einer solchen Hundshöhle eine Klapperschlange, die kurz zuvor einen kleinen Hund verzehrt hatte, ob ich gleich nicht glaube, daß sie einen ausgewachsenen Hund bezwingen können. — Die Stadt, die wir besuchten, war mehrere englische Meilen lang und wenigstens eine Meile breit. Rund umher in der Nachbarschaft bildeten kleine Dörfer eine Art Vorstädte. Wir zündeten ein Feuer an und kochten drei der geschossenen Thiere; das Fleisch war sehr schmackhaft, zart und saftig, glich dem des Eichhörnchens und war nur etwas fetter.

Schrecklicher Tod.

So klein die Ratten sind, so sind sie doch fürchterliche Thiere und selbst Menschen gefährlich, wo sie in großer Anzahl vorhanden sind. Ein dreizehnjähriger Knabe aus Brauchitschdorf bei Liegnitz hatte auf dem herrschaftlichen Hofe Hafer gestohlen, war dabei ertappt worden und auf Befehl des Amtmanns, welcher ein sehr strenger und harter Mann war, für die Nacht in einen Keller gesperrt worden. Um zehn Uhr des Abends hörte man den Knaben aus Leibeskräften schreien und um Hülfe rufen. Die Knechte versammeln sich auf dem Hofe und hören deutlich, wie er wiederholt in Jammertönen ruft: „Um Gottes willen laßt mich heraus, es frißt mich auf". Sie gehen zum Verwalter, aber der sagt: „Laßt ihn nur immer schreien, er möchte gerne heraus; der soll keinen Hafer mehr stehlen." Als der Knabe aber fortfährt, immer entsetzlicher zu jammern, um Hülfe zu rufen und verzweiflungsvoll zu flehen, geht der Knecht, welcher die Wache auf dem Hofe hatte, noch zweimal zu dem Verwalter und bittet, derselbe möge doch nachsehen, was dem gefangenen Knaben fehle; allein der Verwalter nahm keine Notiz davon und blieb unerbittlich. Gegen Mitternacht endlich ließ sich das Geschrei nur noch als Wimmern und Aechzen hören und verstummte dann ganz. Am andern Morgen geht der Verwalter nach dem Keller, um den Arrestanten frei zu lassen. Welcher Anblick bietet sich nun dar? Der Knabe liegt todt auf dem Boden; das eine Bein ist ganz abgefressen, der Leib aufgerissen, das Gesicht auf eine entsetzliche Weise verstümmelt. Aber Niemand wollte sich herbeilassen, genauere Untersuchung des Vorfalls an-

zustellen. Der Keller, in welchen man unvorsichtiger und unüberlegter Weise den Knaben gesperrt hatte, war seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr im Gebrauch und verlor sich nach hinten in einem sehr weitläufigen, uralten Gebäude. Da graute es denn den Leuten ein wenig, sie scheuten sich, in der Dunkelheit unter der Erde vorzudringen, und so unterblieb vorerst jede Untersuchung. Der Gutsherr wurde zwar in Kenntniß von dem Vorfall gesetzt und ließ, um Aufklärung zu bekommen, eine Katze in den Keller hinunter werfen. Sehr bald fing diese an, kläglich zu schreien; als sie wieder still geworden war, wagten sich einige wohlbewaffnete Knechte hinab, fanden die Katze todt und alles Fleisch abgefressen. Jetzt jagte man einen großen, starken Hund hinab; er hatte dasselbe Schicksal. Das vergiftete Herz einer Kuh wurde in den Keller geworfen; es verschwand, und keine Spur davon wurde irgendwo wieder gesehen. Die Knechte waren verschiedener Meinung. Ein Theil behauptete, es gehe hier nicht mit rechten Dingen zu und fabelte von übernatürlichen Wesen. Der andere behauptete, es müsse da unten eine furchtbare Schlange hausen. Herr von Brauchitschdorf ließ es jedoch nicht dabei, er wollte zu sicherer Erkenntniß kommen, und sein Jäger übernahm es, die Sache auszukundschaften. Das Resultat war: daß sich in dem so viele Jahre hindurch verschlossenen Raume die Ratten bis zur Unzahl vermehrt hatten.

Rattenschaaren.

Aus Lüttich wurde vom 20. August 1868 geschrieben:

Die Sage vom Mäusethurm Hatto's, welche im Rheinlande herrscht, scheint hier im Lande der Maas sich geschichtlich bestätigen zu wollen. Jüngst schon, da ein Theil des alten Palastes abgetragen wurde, drangen Tausende von Mäusen und Ratten, welche in dem alten öden Baue gehaust hatten, in die nächsten Nachbarhäuser und fielen über Alles her, was nagbar war; jetzt, da auf dem Fischerwerfte das alte Schlachthaus aufgegeben ist, dringen Heerschaaren von Ratten, welche dort täglich ihr Futter zu finden gewohnt waren, vor Hunger schreiend, in der Runde umher und suchen Wohnung und Obdach. Alle Katzen und Pinscher sind mit Arbeit überbürdet, und todte Ratten werden centnerweise in die Maas geworfen. Die Ueberfluthung mit Ratten hat etwas wahrhaft Dämonisches. Die Zahl der scheußlichen Thiere auch nur ungefähr zu bestimmen, hat noch Niemand unternommen.

Eine ungeheure Rattenfalle.

Vor zwanzig Jahren wurde aus Paris berichtet:

Die größte Rattenfalle der Welt befindet sich gegenwärtig auf dem Anger oder der Scharfrichterei in Montfaucon bei Paris. Sie besteht in einem großen Vierecke, von Mauern umgeben, in denen, gleich Schießscharten, ringsherum Schlupflöcher angebracht sind. In das Innere dieses Gemäuers werden drei oder vier todte Pferde geschleppt, und wenn es Nacht wird, schleichen die Ratten durch die Schlupflöcher zu ihrem Festmahle. Sobald man glaubt, daß eine gehörige Gesellschaft beisammen ist, eilt man herbei und verschließt plötzlich alle jene Schlupflöcher, worauf man dann auf Leitern, wohlversehen mit Fackeln, Knitteln, starken Stiefeln und einigen zwanzig großen Bullenbeißern, über die Mauern steigt. Nun wird unter den Ratten durch Fußtritte, Stockschläge und Hundebisse ein Blutbad angerichtet. Die Hunde bellen, die Ratten schreien vor Wuth und Verzweiflung, und die keckſten von ihnen springen die Mauern hinan und klammern sich an das Gestein, um sich zu retten. Aber man verfolgt sie mit den brennenden Fackeln. Halb gebraten müssen sie endlich die Steinritzen loslassen, in welche sie sich krampfhaft festgebissen, und fallen in den Rachen der unten lauernden Hunde. In Monatsfrist hat man so 16,050 Ratten getödtet, davon 9101 in vier Jagden und 2650 in einer einzigen Jagd. Die Ratten haben sich in Montfaucon auf eine so ungeheure Weise vermehrt, daß man endlich zu einem außerordentlichen Mittel greifen mußte. Es ist gewiß, daß sich diese Thiere untereinander selbst auffressen, und es mögen vielleicht 500 täglich als Opfer dieses Kampfes gegen einander fallen, indessen übersteigt ihre Vermehrung diesen Abgang, und alle bisher angewandten Vertilgungsmittel blieben ohne Erfolg.

Kindesliebe.

Ein Gelehrter und sorgfältiger Beobachter der Natur erzählt uns wörtlich Folgendes: Ich befand mich nicht recht wohl, und blieb deshalb des Morgens eine Stunde länger im Bette, als gewöhnlich, indem ich mich mit Lesen unterhielt. Auf einmal hörte ich Etwas in der Ecke, meinem Bette gegenüber, rascheln; ich blickte hin und sah eine junge Ratte und dann noch eine aus einem Loche hervorkommen. Erst schritten sie ganz vorsichtig weiter und sahen sich mit ihren glänzenden Augen nach allen Seiten um. Als sie sich sicher glaubten, liefen sie in dem Zimmer umher und suchten, ob sie etwas Eßbares fänden. Es lagen wirklich einige Brod- und Weck-

Krumen umher, und ich erwartete, daß sie diese vor meinen Augen verzehren würden; allein dies geschah nicht, vielmehr liefen sie eifrig in ihre Höhle zurück. Ich dachte anfangs, sie hätten mich bemerkt und wären deshalb entflohen; allein auch hierin hatte ich mich getäuscht. Nach einigen Augenblicken kamen sie wieder, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer viel größeren und offenbar alten Ratte, welche sie durch Stoßen und Ziehen aus dem Loche und an den Platz brachten, wo die Krumen lagen. Ich wußte gar nicht, was dies bedeuten sollte, bis ich endlich bemerkte, daß die alte Ratte blind war, denn ich sah, daß sie nach den Krumen hin tastete, bis sie eine erreichte, und da ihr auch das Laufen beschwerlich zu werden schien, so brachten ihr die Jungen die Bröckchen ganz in die Nähe, ohne selbst das Geringste davon zu fressen. Ich hätte gern von meinem Frühstück, das vor mir stand, noch Etwas für die blinde Alte hinzugefügt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die brave Rattenfamilie zu verjagen; allein ich war wahrhaft gerührt von der kindlichen Zärtlichkeit der jungen Thiere, welche mehr für ihre hilflose Mutter thaten, als manche Menschen.

Dressirte Ratten.

Im Jahre 1741 (sagt der Verfasser der Merveilles de la nature) sah ich zu Bourges einen Deutschen, welcher sechs Ratten ganz herrlich dressirt hatte. Sie staken in einer Schachtel; er öffnete sie, aber keine kam heraus, wenn sie nicht beim Namen gerufen wurde. Die Schachtel ward auf einen Tisch gestellt; davor stand der Meister mit einem Stöckchen in der Hand. Er rief eine Ratte hervor; sie lief an ihm empor, hüpfte auf den Stab, setzte sich darauf und grüßte alle Zuschauer. Dann lauerte sie auf die Befehle ihres Herrn, die sie auf das Pünktlichste vollzog. Sie lief auf dem Stabe auf und ab, stellte sich todt, hängte sich, wie es ihr Herr verlangte, mit der linken, dann mit der rechten Pfote auf. Die Belohnung für ihre Mühe war, daß sie die Erlaubniß erhielt, an ihm empor zu laufen, ihm das Gesicht zu lecken und eine halbe Nuß zu fressen, die er im Munde hielt. Jetzt mußten die fünf andern nach und nach dieselben Kunststücke machen und wurden ebenso belohnt, außer eine, welche einen Fehler machte und statt der Nuß eine Strafpredigt erhielt, die sie demüthig und mit gesenktem Kopfe anhörte und sich darauf beschämt in die Schachtel verkroch. Darauf mußten die fünf andern bestimmte Bewegungen, eine Art Tanz, auf dem Tische ausführen. Zuletzt kam es aber zu Geschrei und Balgerei.

Da der Meister sah, daß einige der zuschauenden Damen in Angst geriethen, so sagte er nur ein Wort, und es war Friede. Während des Tanzes guckte die in die Schachtel verbannte Sünderin ganz heimlich hervor und den andern zu.

Gefährliche Liebhaberei.

Die Ratten haben einen unerklärlichen Hang, Phosphor zu fressen, wie neuere Untersuchungen eines englischen Gelehrten gezeigt haben. Diese Thatsache ist sicherlich der Grund zu so manchem Feuer, dessen Ursprung man sich nicht hat erklären können. Die Ratten bauen ihre Nester von leicht entzündbaren Stoffen und schleppen so viel als möglich Strohhalme herbei, um sie weich zu machen. Bei dem großen Verbrauch von Streichhölzern ist es nichts Seltenes, daß ein solches unbeachtet verloren geht und, wenn sich gerade die Gelegenheit bietet, von den Ratten gefunden und in's Nest getragen wird. Dort suchen sie die Phosphorköpfchen zu benagen und so geschieht es, daß durch die Reibung das Hölzchen sich entzündet, das Nest in Brand geräth und dieser Brand die Ursache einer vielleicht großen Feuersbrunst wird. Besonders bei Viehställen, die auf unerklärliche Weise ein Raub der Flammen wurden, mögen die Ratten oft die Ursache davon gewesen sein.

Die unvertilgbaren Feldmäuse.

Gehört auch die Hausmaus eben nicht zu den angenehmsten Genossen, wenn sie des Nachts ihr leise trippelndes Unwesen treibt, oder mit vielen ihres Gleichen zur Geisterstunde eine huschelnde und scharrende Jagd durch die Wände, unter dem Fußboden und über der Decke unseres Schlafgemaches beginnt, oder wenn sie die wohlerhaltenen Vorräthe in der Speisekammer benagt, so ist doch alle diese Unbill nur Kinderscherz gegen das Treiben der Feldmäuse, wenn diese in ungezählten Schaaren gleich einer Sündfluth über Aecker und Wiesen hereinbrechen. Nichts widersteht da dem Zahne dieser verheerenden kleinen Zwerge. Der Boden wird unterwühlt, die Aehren niedergenagt, die Wurzeln zerbissen, die Frucht verschleppt, der Same aus der Erde gestohlen und damit auch die künftige Ernte zu Grunde gerichtet. Gegen eine solche lebendige Sündfluth hilft keine Maßnahme, keine Gegenwehr; man ackert die Erde um, man stellt Fallen, man treibt Schweineheerden auf das verwüstete Land; ihre gefährlichsten Feinde, Bussarde und Eulen, verfolgen sie bei Tag und bei Nacht, Tausende fallen als Opfer, und

das Land bleibt verwüstet und birgt in sich sein wühlendes, zerstörendes, nimmer müdes Feindesheer.

An einem schönen Nachmittag machte ich vor einigen Jahren in ziemlich zahlreicher Gesellschaft einen Ausflug in die Umgebung eines kleinen polnischen Badeortes. Nach einer mehrstündigen Fahrt kamen wir an das Ziel unserer Reise, an einige intermittirende Quellen, welche dort ihr absonderliches Wesen trieben. Wir stiegen ab, um zu den Quellen zu gelangen, und überschritten eine weite Ackerfläche, die vor uns lag. Neben dem Fruchtlande stand ein kleines Haus, vor dem ein Mann saß, der an irgend einem Werkzeuge hantierte. Das Haus war ärmlich und verfallen, der Mann sah trübselig aus, und das Stück Land glich einer Wüste. Einzelne Halme wankten im Winde, Schießscharten gleich schauten Tausende kleine Löcher und Höhlungen vom Boden heraus, und unzählige schmale Gänge durchkreuzten und durchliefen das ganze Land. Wir blieben stehen und sahen das traurige Bild der Verwüstung erstaunt an. „Läßt sich denn da gar Nichts thun?“ fragten wir den Mann, der von seiner Arbeit aufsah und einen leicht verständlichen Blick über das weite Feld gleiten ließ. „Nichts,“ sagte er in einem fast zornigen Tone. „Nichts; ich habe Alles versucht. Ich war Soldat; ich bin viel herumgekommen, ich weiß, wie man sich sonst hilft, aber hier verschlägt Nichts. Während ich fort war, ist mein Vater und mein älterer Bruder gestorben, und ich kam zurück, um mein Haus und mein Feld zu übernehmen. Ein Jahr war Alles brach gelegen, da hat die Wirthschaft begonnen; ich allein ringsherum; nirgends ist bebautes Land; dort ist Sand, dort der Tannenwald, dort der Sumpf und die Quellen, da finden sie Nichts, darum halten sie sich an meine Felder; wie ich ein Körnchen in die Erde lege, ist es weg; heuer haben sie mir die dritte Ernte verdorben, ich bin ein Bettler.“

Wir gingen zu den Quellen, die, umgeben von niederen, tannenbewachsenen Hügeln, in einem kleinen Wasserbecken tanzend und wogend auf- und niedertrieben.

Wir verweilten einige Stunden und es begann bereits zu dunkeln, als wir uns auf den Heimweg machten und die Felder des armen, mäusegeplagten Mannes betraten. Auf diesen hatte jetzt ein wirres und unheimliches Treiben begonnen. Wohin wir schritten, wohin wir schauten, wimmelte es und regte sich's Aus allen Fugen, aus allen Löchern huschten und schlüpften die kleinen Gestalten; ganze Ballen grauer Mäusebälge wälzten und drängten sich vor den zu kleinen Löchern, oder stoben auseinander und

suchten über und unter unseren Füßen, neben, vor und hinter uns angstvoll Rettung vor unseren Tritten. Der ganze Boden war thatsächlich lebendig, und es gehörten gute Nerven dazu, um im Halbdunkel über dieses heimgesuchte, durchwühlte und sich regende Stück Erde hinweg zu schreiten, während es ringsherum unaufhörlich quiekte und pfiff, weil wir, wohl gegen unseren Willen, manches Mäuslein durch Schritt und Tritt hart mitnahmen. Wir waren froh, als wir unseren Wagen erreicht hatten, und sahen nach dem kleinen, verfallenen Häuschen hinüber, in dessen fensterloser Luke ein mattes, zuckendes Licht brannte.

Die Feldmäuse in Kamtschatka.

Die auf der Halbinsel Kamtschatka besonders häufigen Feldmäuse, kleiner noch als ihre europäischen Brüder, setzen uns sowohl durch ihre Wohnungen, ihre Sorge für ihren Unterhalt, als auch ihre Wanderungen gleich sehr in Erstaunen. Auf Wiesen, unter Torf oder Rasen, in Gehölzen legen sie ihre Wohnungen an, die aus einer plattgewölbten Höhle von einem Fuße im Durchmesser bestehen, welche, wenn sie die Erde festgetreten haben, mit weichem, zernagtem Grase ausgefüttert wird, wozu wohl dreißig Zugänge in allen Richtungen von einem Zoll Weite führen. Stets nur ein Paar erbaut und bewohnt dieses Haus; der Bau fängt im Frühlinge an und ist im Herbste vollendet, worauf nun so viele nahrhafte Wurzeln aller Art eingesammelt werden, als sie im Winter verzehren. Die Kamtschadalen suchen dann solche Höhlen auf, nehmen die eßbaren Wurzeln heraus, legen aber zu den schlechteren als Ersatz des Raubes etwas Fischrogen.

Bisweilen verlassen diese Thierchen zu Tausenden ihre Heimath, sammeln sich im Frühjahre und wandern über Berge, Flüsse, Seen, bis an den penschinskischen Meerbusen, umgehen diesen und richten sich nun nach Süden, so daß sie im Juli am Juduma- und Ochotaflusse ankommen. Nur vom Meerbusen an gerechnet, ist dies ein Weg von 150 deutschen Meilen, und diesen machen sie im October noch einmal zurück, wo sie von den Kamtschadalen mit Frohlocken wieder empfangen werden, da ihnen meist Füchse, Zobel, Wiesel und dergleichen in großer Menge folgen und eine gute Jagd gewähren. Der Kamtschadale liebt diese Thierchen ungemein. Er trocknet und wärmt jedes, das er naß und ermattet findet. Es nährt ihn ja und schafft ihm jagdbare Thiere.

Die verlassenen Mäuslein.

Eine von den wenigen Tugenden, die der Maus zuerkannt werden, ist die der Elternliebe. Man erzählt rührende Beispiele von dem Löwenmuthe der bedrängten Mäusemutter, von ihrer Kampfeswuth und der Blindheit, mit der sie sich in die Todesgefahr stürzt, um ihre bedrohten Kinder zu retten. Zu meinem Bedauern kann ich hiervon aus meinen speciellen Erfahrungen nur Gegentheiliges berichten, wenn ich auch damit keine bestimmte Norm aufstellen will. Ich besaß einst ein Mäusepärchen, Albinos, mit gestutzten Schwänzen, lustige kleine Gesellen, die in beschränkter Freiheit zeitweilig auf einem Tische herumliefen, ohne Fluchtversuche zu machen, auf einen bestimmten Lockruf aus ihrer Behausung hervorkamen und das Futter aus der Hand holten, auch in die hohle Hand schlüpften und sich darin wärmten, kurz, ausnehmend zahm und zuthunlich waren. Da kam ein neues Ereigniß in ihr harmloses Mäuseleben. Eines Morgens lagen zehn wohlconditionirte kleine Mäusekinder in dem Lager der Eltern, von denen sie ganz merkwürdiger Weise die gestutzten Schwänzchen ererbt hatten. Aber mit diesem Kindersegen kam eine erstaunliche Charakterwendung über die Alten. Sie wurden mißtrauisch und unstät, scheu gegen Menschen und zanksüchtig unter einander. Kleine häusliche Scenen fanden statt, in Folge deren sich der Gatte plötzlich aus dem Staube machte. Die Mutter besann sich einige Tage und nährte ihre Kinder; als aber der lieblose Vater nicht wiederkommen wollte, verdroß sie die Kinderstube und ihre Mühen, und ohne weitere Veranlassung überließ sie ihr holdes Mutteramt anderen Händen und ging auf und davon. Ich pflegte die armen, noch blinden Waisen, die recht gut gediehen, bis ein unglücklicher Zufall ihrem kurzen Dasein ein Ende machte.

Die Maus des Auswanderers.

Die Maus nimmt unter den Vierfüßlern dieselbe Stelle ein, wie der Sperling unter den Vögeln. Zudringlich und täppisch, flüchtig und vorsichtig, genäschig, tollkühn, tapfer und feige, bei guten Zeiten und vollen Schüsseln übermüthig und launisch, bei trübem Wetter und kargen Mitteln verdrossen und trübselig, repräsentirt sie, gleich dem Sperling, die vogelfreie Vagabunden- und Bettlernatur. Was nicht gutwillig gegeben wird, wird genommen; ist nicht viel da, so wird das Wenige mit Beschlag belegt; ist Ueberfluß vorhanden, so wird darin gewühlt und gewüstet und dem Uebermuthe freier Lauf gelassen. Gleich dem Sperlinge folgt die Maus dem

Menschen über Länder und Meere nach; sie benutzt Schiffe und Wagen, mit den Vorrathsballen und den Fruchtsäcken schmuggelt sie sich in die neue Heimath des Auswanderers ein und hat längst kummerlosen Besitz von Acker, Scheune und Speisekammer genommen, während ihr Brodherr, selbst noch ein Fremdling, den sorgenvollen Blick über seine neue Heimath schweifen läßt.

Ich weiß von so einer Geschichte. Eine arme Auswanderer-Familie, Vater, Mutter und ein Häuflein Kinder, war nach langer Reise auf fremdem Boden an dem Orte ihrer letzten Bestimmung angelangt. Ein leeres Blockhaus mit Dach, aber ohne Fach war ihr Heim. Es war der erste Abend. Abgeplagt und müde saßen Alle auf den mitgebrachten Truhen und Bündeln herum. Die Vergangenheit lag hinter ihnen, war abgethan, und die Zukunft sah sie so dunkel, so fragend an. Den ganzen Tag war mühevoll geschafft und gearbeitet worden, um sich für die Nacht erträglich und sicher einzurichten. Jetzt saß der Vater todtmüde in einer Ecke, die Mutter sah stumm in die verglimmenden Kohlen am locker gehäuften Feuerherde und gedachte der Reise auf den schwankenden Bretern und des kargen und doch so lieben Bodens drüben im alten Vaterlande; die Kinder flüsterten leise ihr Nachtgebet und sahen angstvoll in die tiefbekümmerten Züge der Eltern. Da begann etwas sachte zu pfeifen und zu piepen, ganz sachte und sanft und doch so wohlbekannt, und in der Ecke, wo die aus der Heimath mitgebrachten Sämereien in Säcken aufgehäuft lagen, begann es sich zu regen; ein kleines, nettes Mäuschen schlüpfte hervor, setzte sich in der Spalte zwischen zwei Fruchtsäcken zurecht, piepte sein längst bekanntes, leises Mäuseliedchen und sah mit seinen glänzenden Augen die traurige Gesellschaft lustig an, die ganz verwundert auf den kecken kleinen Strolch hinblickte, der sich hier schon eingefunden, den kleinen Dieb, der ihnen drüben schon genug zu thun gemacht. Und doch kam ein Gefühl der Heiterkeit über Alle; das war ja ein Stück aus der alten Welt, ein Genosse, der ja schon drüben jeden Bissen mit ihnen getheilt, und der nun mit ihnen herübergekommen, um das alte Leben auf jungem Boden neu zu beginnen. Alle lachten über den kecken Burschen, der dort in der Ecke saß; die Wehmuth des ersten langen Abends war gebrochen, und am anderen Tage schien die Sonne auf ein weites, fruchtbares Land, die neue Heimath des alten Samens drinnen im dunklen Winkel der Stube und der kleinen Maus, die mit ihm den Weg über das weite Meer herüber gefunden.

Ihrer Beweglichkeit, ihrer netten Gestalt und dergleichen mehr verdankt

es wohl die Maus, daß sie eine gewisse, wenn auch maßvolle Duldung bei den Menschen genießt, die doch selten so großes Wohlwollen gegen diejenigen Geschöpfe der weiten Erde zeigen, die nicht genügende Erkenntniß von Mein und Dein aufzuweisen haben. Und die Maus geht in diesem speciellen Erkenntnißmangel weiter, als irgend ein anderes Thier; sie zieht Alles in den Bereich ihrer Gelüste. Die Früchte des Feldes und des Waldes, Bäume, Aehren, Blätter, alle künstlichen Gerichte, alle rohen Stoffe, das Haus mit Mauer- und Sparrenwerk, der Fußboden, auf dem wir stehen, die Decke, die sich über unserem Kopfe wölbt, die Bücher, die Notenhefte in ihren Fächern, die geliebtesten Reliquien in unseren Läden, Alles ist ihr eine willkommene Beute. Sie zeigt dabei keine entschiedene Vorliebe, keinen entschiedenen Geschmack; Wald-, Feld- und Hausmaus vertauschen ihre Heimath und Grund und Boden, wenn es im Gehege der anderen mehr oder besseres zu nagen und zu beißen giebt. Noth, Hunger und sonstige Plagen bringen das ganze Gelichter in des Menschen Haus, und wenn draußen ein strenger Winter haust, setzt sich Wald- und Feldmaus ganz gemüthlich in der wohlbestellten Scheune und im tüchtig durchwärmten Viehstalle fest.

Hamstermuth.

Die höheren Sinne des Hamsters scheinen ziemlich gleich ausgebildet zu sein, wenigstens bemerkt man nicht, daß der eine vor dem andern besonders entwickelt wäre. Die geistigen Eigenschaften des Thieres sind nicht gerade geeignet, ihn zu einem Liebling des Menschen zu machen. Der Zorn beherrscht sein ganzes Wesen in einem Grade, wie bei kaum einem anderen Nager von so geringer Größe, Ratten oder Lemminge etwa ausgenommen. Bei der geringsten Ursache stellt sich der Hamster trotzig zur Wehr, knurrt tief und hohl im Innern, knirscht mit den Zähnen und schlägt sie ungemein schnell und heftig aufeinander. Eben so groß als sein Zorn ist auch sein Muth, er wehrt sich gegen jedes Thier, welches ihn angreift, und so lange, als er kann. Ungeschickten Hunden gegenüber bleibt er fast regelmäßig Sieger; nur die klugen Pinscher wissen ihn zu packen und schütteln ihn, wenn dies geschehen ist, fast augenblicklich zu Tode. Alle Hunde hassen den Hamster fast ebenso, wie den Igel, weil sie sich ärgern, ihre Herrschaft einem so kleinen Thiere aufzwingen nicht zu können. Sie verfolgen ihn mit großem Eifer und bestehen dann die drolligsten Kämpfe mit dem erbosten Gegner. Es dauert immer einige Zeit, ehe der Hamster überwunden wird,

und sehr oft verkauft er seine Haut theuer genug. „Sobald er merkt," sagt Sulzer, welcher ein ganzes Buch über den Hamster geschrieben hat, „daß es ein Hund mit ihm zu thun haben will, leert er, wenn seine Backen mit Getreide vollgestopft sind, solche erstlich aus, alsdann wetzt er die Zähne, indem er sie sehr geschwind aufeinander reibt, athmet schnell und laut mit einem zornigen Aechzen, das sich mit dem Schnurren eines Schlafenden vergleichen läßt, und bläst zugleich die Backentaschen dergestalt auf, daß der Kopf und Hals viel dicker aufschwellen, als der hintere Theil des Leibes. Dabei richtet er sich auf und springt in dieser Stellung wohl zwei Fuß gegen seinen Feind in die Höhe, und wenn dieser weicht, ist er kühn genug, ihn zu verfolgen, indem er ihm wie ein Frosch nachhüpft. Die Plumpheit und Heftigkeit seiner Bewegungen sehen dabei so lustig aus, daß man sich des Lachens kaum erwehren kann. Der Hund wird seiner nicht eher Meister, als bis er ihm von hinten beikommen kann. Dann faßt er ihn sogleich bei dem Genick oder im Rücken und schüttelt ihn zu Tode."

Ruhige Thiere.

Das Wasserschwein ist ein stilles und ruhiges Thier. Schon auf den ersten Anblick wird es Einem klar, daß man es mit einem höchst stumpfsinnigen und geistesarmen Geschöpf zu thun hat. Der Jäger kann es stundenlang beobachten, wenn er will; aber sein Leben bietet wenig Abwechslung dar und verleidet sehr bald die Beobachtungen. Niemals sieht man es mit anderen seiner Art spielen. Entweder gehen die Mitglieder einer Heerde langsamen Schrittes ihrer Nahrung nach, oder ruhen in sitzender Stellung. Von Zeit zu Zeit kehren sie etwa den Kopf um, um zu sehen, ob sich ein Feind zeigt. Begegnen sie einem solchen, so eilen sie nicht, die Flucht zu ergreifen, sondern gehen ganz langsam dem Wasser zu. Ein ungeheurer Schrecken ergreift sie aber, wenn sich plötzlich ein Feind in ihrer Mitte zeigt. Dann stürzen sie mit einem lauten Schrei in's Wasser und tauchen unter. Wenn sie nicht gewohnt sind, Menschen zu sehen, betrachten sie diese oft lange, ehe sie entfliehen. Man hört sie keinen anderen Laut von sich geben, als jenes Nothgeschrei, welches Azara durch „Ap" ausdrückt. Dieses Geschrei ist aber so durchdringend, daß man es viertelstundenweit vernehmen kann.

Biberbauten.

Die Biber wählen zu ihren Wohnungen einen Bach, dessen Ufer ihnen zum Bau ihrer Burgen geeignet scheinen, und einen Platz, an welchem es viel Lebensmittel in der Nähe gibt. Zuerst bauen sie einen Damm, um das Wasser so hoch zu stauen, daß es bis zum Boden ihrer Hütten reicht. Ein solcher Damm ist unten zehn bis zwölf Schuh dick und verjüngt sich nach oben bis zu zwei Fuß Dicke. Das Holz dazu wählen sie gewöhnlich arm- oder schenkeldick, zwei, vier bis sechs Fuß lang, senken ein Ende tief in den Boden, alle dicht neben einander, schieben dann kleinere und biegsamere Stöcke dazwischen und füllen die leeren Räume mit Lehm aus. Sie arbeiten in demselben Maße fort, wie das Wasser wächst, und hören erst auf, wenn es die Höhe ihres Hausbodens erreicht hat. Die Seite des Dammes gegen das Wasser hin ist abfällig, die andere steil. Der Damm ist so fest, daß man sicher darauf gehen kann, und die Biber füllen sogleich jedes entstehende Loch mit Lehm aus. Immer wird das Wasser so hoch gestaut, daß es mindestens vier Fuß über den Eingängen ihrer Röhren steht, damit die Eisdecke im Winter nicht so tief hinabreichen kann, um jene Ausgänge zu verschließen. Wenn das Wasser nur wenig Strömung hat, ist der Damm fast gerade; sonst bekommt er einen Bogen gegen den Strom hin.

Oberhalb dieses Dammes, am liebsten auf der Südseite der Insel, oft aber auch mitten im Strom, auf einer rostartigen Unterlage, bauen sich die Biber nun ihre sogenannten Burgen. Sie graben schief vom Ufer aus nach oben ihren Gang und schichten auf der Höhe des Ufers einen vier bis sieben Schuh hohen, zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser haltenden, backofenartigen Hügel mit sehr dicken Wänden auf. Diese bestehen aus abgeschälten Holzstückchen, welche wirr durcheinander geworfen und vermittelst dazwischen gebrachten Sandes und Schlammes festgehalten werden. Eine solche Wohnung hat eine Kammer, gewölbt wie ein Backofen, am Boden mit kleinen Spänen bestreut. Neben dem Mundloch liegt noch eine Vorrathskammer, in welcher Nahrungsvorräthe aufgespeichert werden, Wurzeln von der Seerose und Aeste, von denen man oft einen ganzen Karren voll findet. Die Biber arbeiten unaufhörlich an d erWohnung und sammeln Vorräthe, bis sie das Eis hindert. Steigt das Wasser einmal zu hoch und dringt es in's Innere ihrer Burg, so machen sie durch die Kuppel ein Loch und entfliehen. Manchmal bleiben die Thiere drei bis vier Jahre in demselben Bau,

manchmal bauen sie sich neue, oder bessern einen alten aus; auch kommt es vor, daß sie eine neue Burg neben die alte setzen und mit ihr in Verbindung bringen.

Hasensinn.

In dem „Handbuch für Jäger" ꝛc. von Dietrich aus dem Winkell findet sich folgende treffliche Schilderung des Lebens unseres Feldhasen:

Fast möchte es scheinen, als habe die Natur den Hasen durch Munterkeit, Schnelligkeit und Schlauheit für die ihm angeborene Furchtsamkeit und Scheu zu entschädigen gesucht. Hat er irgend eine Gelegenheit gefunden, unter dem Schutze der Dunkelheit seinen sehr guten Appetit zu stillen, und ist die Witterung nicht ganz ungünstig, so wird kaum ein Morgen vergehen, an welchem er sich nicht gleich nach Sonnenaufgang auf trockenen, zumal sandigen Plätzen, entweder mit seines Gleichen, oder allein herumtummelt. Lustige Sprünge, abwechselnd mit Kreislaufen und Wälzen, sind Aeußerung des Wohlbehagens, in welchem er sich so berauscht, daß er seinen ärgsten Feind, den Fuchs, für einen Spielkameraden ansieht und einen kurzen Spaß mit dem Leben bezahlt. Der alte Hase läßt sich nicht so leicht überlisten und rettet sich, wenn er gesund und bei Kräften ist, vor den Nachstellungen dieses Erzfeindes fast regelmäßig durch die Flucht. Dabei sucht er durch Niederhocken und Hakenschlagen, welches er meisterhaft versteht, seinen Feind zu übertölpeln. Nur wenn er vor raschen Windhunden dahinläuft, sucht er einen anderen Hasen vorzustoßen und drückt sich in dessen Wohnung, den vertriebenen Besitzer kaltblütig der Verfolgung überlassend; oder er geht gerade in eine Heerde Vieh, fährt in das erste beste Rohrdickicht und schwimmt im Nothfalle auch über ziemlich breite Gewässer. Niemals aber wagt er, sich einem lebenden Geschöpf anderer Art zu widersetzen, und nur, wenn Eifersucht ihn reizt, läßt er sich in einen Kampf mit seines Gleichen ein. Zuweilen kommt es vor, daß ihn eine eingebildete oder wahre Gefahr derart überrascht und aus der Fassung bringt, daß er, jedes Rettungsmittel vergessend, in der größten Angst hin und herläuft, ja wohl gar in ein jämmerliches Klagen ausbricht. Vor allen unbekannten Dingen hat er überhaupt eine außerordentliche Achtung, und deshalb meidet er auch sorgfältig alle Scheusale, welche in den Feldern aufgestellt werden, um ihn abzuhalten. Dagegen kommt es auch vor, daß alte, ausgelernte Hasen sich außerordentlich frech zeigen. Sie lassen sich nicht einmal, wie Lenz angibt, durch die Hunde vertreiben, und sobald sie merken, daß diese eingesperrt

oder angehängt sind, kommen sie mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen an die Gärten heran und fressen, so zu sagen, unter den Augen der Hunde. Lenz hat mehrmals gesehen, daß Hasen so nahe unter seinem Fenster und neben den angefesselten Hunden hinschlüpften, daß der Schaum aus dem Rachen der Hunde ihnen auf den Pelz spritzte.

Die Kaninchenfamilie.

Dem berühmten französischen Naturforscher Buffon erzählte sein Nachbar Folgendes: Ich hatte anfangs nur zwei Kaninchen; das Männchen war weiß, das Weibchen grau. Die Nachkommenschaft wurde grau, weiß gesprenkelt, ganz schwarz, kein einziges weiß; also blieb der Familienvater kennbar. Wenn die Kaninchen sich bissen, lief der Großvater herbei. Sobald die übrigen ihn erblickten, waren alle ruhig; denn er strafte die Zänker auf der Stelle. Ich hatte meine Kaninchen gewöhnt, zum Loche zu gehen, sobald ich pfiff. Auf mein Pfeifen stellte sich allemal der Alte an die Spitze und ließ sie alle vorbeiziehen; er selbst machte dann den Schluß.

Die Hasenratte.

Unter den Thieren, welche im Sommer eifrig bemüht sind, einen Wintervorrath anzulegen, ist eins der interessantesten die Pica oder Hasenratte, in den Felsengebirgen des asiatischen Rußlands bis über den Baikalsee in Sibirien. Diese kleinen Thiere suchen sich hochgelegene Stellen im dichtesten Walde aus und höhlen sich hier Baue in die Felsen. Gegen Mitte August sammeln sie Kräuter und Gras, welches sie in die Nähe ihrer Baue tragen und hier in der Sonne zum Trocknen ausbreiten. Im September tragen sie diese Vorräthe in Haufen oder Schober unter Felsendächer und große Bäume. Zuweilen helfen sie sich gegenseitig bei der Arbeit, während ein anderes Mal jedes Thier einzeln für sich arbeitet; im ersten Falle haben die gesammelten Haufen acht Fuß im Durchmesser bei einer Höhe von fünf bis sechs Fuß. Von ihrer Höhle aus führt eine unterirdische Galerie zu dem tiefer gelegenen Heustalle, so daß weder Frost noch Schnee ihre Verbindung mit demselben unterbricht. Das von ihnen gesammelte Heu besteht aus den ausgesuchtesten Gras- und Kräuterarten, untermischt mit etwas Heu von bitterer Qualität und frei von Aehren, Blüthen und holzigen Fasern. Die wandernden Zobeljäger des Landes

beuten den Fleiß und die Vorsicht dieser Thierchen aus, suchen ihre zusammengetragenen Heuvorräthe auf und berauben die armen Geschöpfe der Früchte ihrer mühseligen Arbeit.

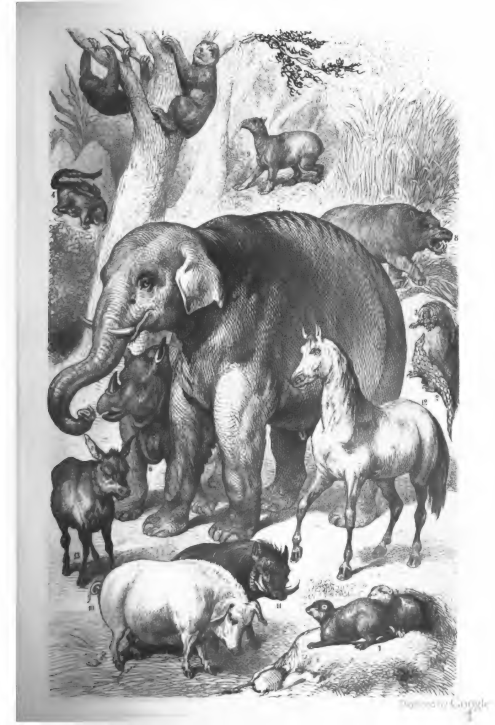
Des Stachelschweines Vertheidigung.

Das Stachelschwein führt ein trauriges, einsames Leben. Bei Tage ruht es in tief eingegrabenen, ganz niedrigen Gängen, die es sich selbst in die Erde gräbt. Nachts kommt es heraus und streift nach seiner Nahrung umher. Diese besteht aus Pflanzen aller Art, und zwar hauptsächlich aus Disteln und anderen Kräutern, aus Wurzeln und Früchten, aus der Rinde verschiedener Bäume und aus manchen Blumenblättern. Das Stachelschwein beißt die Pflanzen ab, faßt sie mit den Vorderzähnen, und hält sie mit den Vorderpfoten fest, so lange es frißt.

Alle Bewegungen sind langsam und unbeholfen, der Gang ist träge, bedächtig, der Lauf nur wenig rasch. Blos im Graben besitzt das Stachelschwein einige Fertigkeit, aber keineswegs genug, um einem gewandten und behenden Feinde zu entfliehen. Gegen den Herbst hin und im Winter soll es mehr als gewöhnlich im Baue verweilen und manchmal tagelang dort schlafend zubringen. Einen wirklichen Winterschlaf hält es nicht.

Ueberrascht man ein Stachelschwein außerhalb seines Baues, so richtet es Kopf und Nacken drohend auf, sträubt plötzlich alle Stacheln seines Körpers und klappert in eigenthümlicher Weise mit ihnen. Das hauptsächlichste Geräusch aber bringt es mit den hohlen Stacheln des Schwanzes hervor. Diese weiß es so aneinander zu reiben, daß ein ganz merkwürdiges Gerassel entsteht, durchaus geeignet, einen unkundigen oder etwas furchtsamen Menschen in Angst zu jagen. Bei großer Aufregung stampft es mit den Hinterfüßen auf den Boden, und wenn man es erfaßt, läßt es wohl auch ein dumpfes, schweinartiges Grunzen vernehmen. Dies sind die einzigen Laute, die es von sich geben kann. Bei diesen Bewegungen fallen nun einzelne Stacheln oft aus, und daher rührt die Sage. Trotz des furchtbaren Klapperns und Rasselns ist das Thier ein vollkommen ungefährliches, friedliches, harmloses Geschöpf, welches, leicht erschreckt, Jedem aus dem Wege geht und niemals daran denkt, von seinen scharfen Zähnen Gebrauch zu machen. Auch die Stacheln sind keineswegs Angriffswaffen, sondern nur das einzige Vertheidigungsmittel, welches der arme Gesell besitzt. Wer unvorsichtig sich ihm naht, kann damit allerdings verwundet werden, dem

vorsichtigen und gewandten Jäger thun nicht einmal die Stacheln etwas; er kann das Thier ruhig an der Nackenmähne ergreifen und es dann mit Leichtigkeit forttragen, wenn er sich nur einigermaßen vorsieht. Freilich biegt es sich, wenn man herankommt, mit dem Kopfe zurück, hebt die Stacheln des Rückens vorwärts und rennt auch ein paar Schritte auf den Gegner los; allein ein vorgehaltener Stock wehrt die Lanzen des anrennenden Thieres leicht ab, und ein einziges großes Tuch genügt, um es zu entwaffnen. In der äußersten Noth rollt sich das Stachelschwein wie ein Igel zusammen, und dann ist es allerdings schwierig, es aufzuheben. Im Allgemeinen aber kann man sagen, daß es, so furchtbar bewehrt es auch scheint, jedem geschickten Feinde erliegt. Die Leoparden z. B. verstehen es meisterhaft, ohne sich den geringsten Schaden zuzufügen, mit einem einzigen Tatzenschlag auf den Kopf den armen Stachelhelden zu tödten.



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zahnlücker.

(Tafel III u. IV.)

Die zahnarmen Thiere oder Zahnlücker haben nur ein unvollständiges Gebiß; bei allen fehlen im Unterkiefer die Vorderzähne, bei vielen auch im Oberkiefer, manche haben auch keine Eckzähne und wieder andere auch keine Backenzähne. — Es gibt nur neun Gattungen dieser Thiere, die sämmtlich in heißen Ländern leben, sich von Pflanzen und Insecten nähren und sich durch Langsamkeit und Stumpfsinn bemerklich machen.

Das Faulthier.

Ein friedliches Thier, das einsam in den Wäldern auf Bäumen lebt, da ohne Ermüdung, — denn es ist verhältnißmäßig sehr stark, — oft einen ganzen Tag regungslos an der Unterseite eines Astes hängt und sich nur nachts daran macht, ein paar Blätter zu verzehren, manchmal aber auch ohne Unbehaglichkeit mehrere Tage fastet. Nur selten kommt es auf den Boden, blickt unsicher und ängstlich um sich, und wenn es von einem Feinde angegriffen wird, hat es kein anderes Mittel, sich gegen ihn zu schützen, als daß es ihn mit seinen langen Greifarmen umschlingt, und fest, sehr fest an sich drückt.

Das gemeine Faulthier (Taf. IV, Fig. 1) lebt in Brasilien und wird anderthalb Fuß lang. Eine Fabel ist, daß es nie von einem Baume herabsteige, sondern sich aus Faulheit herabfallen lasse.

Das Gürtelthier (Taf. IV, Fig. 3).

Das Gürtelthier oder Armadill findet sich in Südamerika auf Feldern und Landstraßen, in Gebüschen und am Waldessaume, gräbt sich da Höhlen und wühlt den Boden nach Insecten auf. Es ist mit festen, starken Gürteln wie mit einem Panzer geschützt. Die Brasilianer fangen das Thier ein, tödten es, lösen den Gürtelpanzer ab und gebrauchen ihn als Korb. — Es gibt zehn Arten des Armadills; die größte wird etwas über drei Fuß lang.

Der Ameisenfresser (Taf. IV, Fig. 4).

Dieses Thier, ebenfalls ein Bewohner Südamerika's, scharrt mit seinen fingerlangen Krallen die Ameisenhaufen auf und streckt dann seine lange, wurmartige Zunge hinein, an welcher die Thierchen in großer Zahl hängen bleiben, da sie so klebrig ist. Die Ameisenfresser sind durch Vertilgung der Insecten sehr nützliche Thiere, thun sonst keinem Geschöpf ein Leid, werden aber häufig die Beute des Jaguars.

Das Schuppenthier (Taf. IV, Fig. 2).

Das Schuppenthier, das die Gestalt einer großen, zwei Fuß langen Eidechse hat, also etwa wie ein kleines Krokodil aussieht, ist über und über mit schwärzlich-grünen, hornartigen Schuppen bedeckt. Es ist ein Thier, das überhaupt nicht häufig vorkommt. Auf der chinesischen Insel Formosa erschreckt es durch sein eidechsenartiges schnelles Erscheinen und Verschwinden und seine dunkle, unheimliche Farbe die Vorübergehenden und hat daher in China den Namen formosanisches Teufelchen bekommen.

Das Schnabelthier.

Das Schnabelthier bildet gewissermaßen einen Uebergang von den Säugethieren zu den Vögeln; in seinem inneren Bau weicht es mehrfach von jenen ab und schließt sich an diese an, statt einer Schnauze hat es einen Schnabel. Es lebt nur auf Neuholland und Vandiemensland, kommt aber dort in zweierlei Arten vor: Das Wasser-Schnabelthier (Taf. III, Fig. 8) gräbt sich am Ufer große Höhlen mit langen verzweigten Gängen, und jedes Mal hat es einen Ein- und Ausgang nach oben und einen, der unmittelbar in's Wasser führt. Es schwimmt sehr gut, hat Schwimmhäute zwischen den Zehen, ist furchtsam und scheu und nährt sich von kleinen Wasserthieren. Das Land-Schnabelthier oder der Ameisen-Igel (Taf. III, Fig. 9) geht nie in's Wasser, lebt in Erdlöchern und leckt die Ameisen mit seiner klebrigen Zunge auf wie der Ameisenfresser, — ein merkwürdig aus Vogel, Igel und Ameisenfresser zusammengesetztes Thier, dicht mit Stacheln bedeckt, die ihm, — da es sich bei einem Angriffe wie ein Igel zusammenrollt, — als Schutz gegen seine Feinde dienen. Sein Schnabel ist rund, kegelförmig; der des Wasser-Schnabelthieres platt wie ein Entenschnabel.

Ueber das Faulthier.

Beim Klettern wird das Faulthier vortrefflich durch seine muskulösen Vorderbeine, so wie durch seine starken Klauen unterstützt; aber dessen ungeachtet klettert es nicht schnell. Ein Reisender, welcher ein lebendiges Exemplar mit auf sein Schiff nahm, beobachtete, daß es zwanzig Minuten brauchte, um einen hundertundzwanzig Fuß hohen Mast zu erklettern. Einmal fiel es, wahrscheinlich absichtlich, in's Meer, und siehe da, es schwamm vortrefflich und bewegte beim Schwimmen seine Glieder schneller, als bei irgend einem Geschäfte auf dem Lande. In Bezug auf seine Selbsterhaltung zeigte es sich in der Gefangenschaft sehr gleichgültig. Es fraß nur, wenn man ihm die Nahrung in den Mund steckte, und selbst dann genoß es nur frische Sellerie.

Die Stimme des Faulthieres besteht in einem grellen, langgezogenen Tone. Der Schrei lautet nicht „Ai", sondern dieses Wort soll in der Sprache gewisser Wilden träg bedeuten und so zur Bezeichnung der hervorstechendsten Eigenschaften dieser Thiere angewendet worden sein. Trifft man ei nThier zufällig auf dem Boden an, so richtet es sich auf dem Hinterleibe auf, streckt den langen Hals mit dem kleinen Kopf in die Höhe und bewegt langsam einen Arm nach dem andern in einem weiten Halbzirkel gegen die Brust, um so seines Feindes habhaft zu werden, oder ihn zu verscheuchen. Ist man übrigens dreist genug, um sich von dem abwehrenden Feinde erfassen zu lassen, so hat man bei der bedeutenden Stärke seiner Armmuskeln große Mühe, um seiner wieder los zu werden. Das Gesicht des Thieres hat, besonders wenn es sich auf dem Boden befindet, den Ausdruck der außerordentlichsten Stupidität.

Schießt man ein Faulthier auf einem Baume, so klammert es sich nur um so fester an und fällt nicht eher herab, als bis es todt ist, oder bis die Muskeln seiner Beine in Folge bedeutender Verwundungen den Dienst versagen.

Das Gürtelthier.

Rengger berichtet, daß die Gürtelthiere in Paraguay sehr häufig sind, daß es ihrer dort fünf Arten gibt, und daß sie Tatu genannt werden. Ihr Gang, sagt er weiter, ist ein langsamer Schritt, und auch in der Eile machen sie keine Sätze, und man kann sie dabei immer einholen. Dagegen graben sie sich in drei Minuten ein, und man ist nicht im Stande, sie am Schwanze

herauszuziehen. Es lebt immer nur in einer Höhle, wenn nicht etwa die Mutter Junge hat. Man hält sie selten im Hause, weil sie traurige und wegen ihres Grabens schädliche Genossen sind; im Hof machen sie alle drei bis vier Tage eine neue Höhle. Sie sind sehr dumm und unterscheiden kaum den Menschen von andern Thieren, laufen auch über Alles weg. Der Geruch ist ihr vorzüglichster Sinn. Sie fressen, außer Würmern und Insecten, auch klein geschnittenes Fleisch, und ergreifen Alles theils mit den Lippen, theils mit der ausdehnbaren Zunge. Das Fleisch wird von den Wilden gegessen; von den Europäern nur von einigen Gattungen, welche wirklich gut schmecken. Aus dem Panzer macht man kleine Körbe, aber nicht mehr Guitarrenböden. Sie werden beim Mondschein durch Hunde aufgesucht und mit einem Stock erschlagen, oder in der Höhle erstochen, oder auch in einer Falle gefangen. Ihre Höhlen sind bei schnellem Reiten gefährlich, und daher werden die Thiere verfolgt.

Lebensweise des Schuppenthieres.

Desmarchais erzählt in seinem Werke „Reise in Guinea" Folgendes: In Guinea findet man in den Wäldern ein vierfüßiges Thier, welches die Neger Quoggelo nennen. Es ist vom Hals bis zur Spitze des Schwanzes mit Schuppen bedeckt, welche fast wie die Blätter der Artischocken gestaltet sind, nur etwas spitziger. Sie liegen gedrängt auf einander und sind dick und stark genug, um das Thier gegen die Krallen und Zähne anderer Thiere zu beschützen, welche es angreifen. Die Tiger (Panther) und Leoparden verfolgen es unaufhörlich und haben keine Mühe, es zu erreichen, das bei weitem nicht so schnell läuft. Es flieht zwar; da es aber bald eingeholt ist, und weder seine Klauen, noch sein Maul eine Waffe gegen die fürchterlichen Zähne und Klauen dieser Thiere ihm Schutz gewähren, so kugelt es sich zusammen und schlägt den Schwanz unter den Bauch, daß es überall die Spitzen seiner Schuppen nach außen kehrt. Diese großen Katzen wälzen es sanft mit ihren Klauen hin und her, stechen sich aber, sobald sie rauher zugreifen, und sind gezwungen, es in Ruhe zu lassen. Die Neger schlagen es mit Stöcken todt, ziehen es ab, verkaufen die Haut an die Weißen und essen sein Fleisch. Es ist sehr weiß und zart, was ich gern glaube, wenn es wahr ist, daß es blos von Ameisen lebt, gewiß einer zarten und schmackhaften Speise. In seiner Schnauze, welche man mit einem Entenschnabel vergleichen könnte, liegt eine sehr lange, klebrige Zunge, welche es in die Löcher der Ameisen-

haufen steckt, oder auf ihren Weg legt; diese laufen sogleich, durch den Geruch angezogen, darauf und bleiben hängen. Merkt das Thier, daß seine Zunge mit diesen Insecten gut beladen ist, so zieht es sie ein und hält seinen Schmaus. Es ist nicht bösartig, greift Niemanden an, will blos leben, und wenn es nur Ameisen findet, so ist es zufrieden und lebt vollauf. Die größten, die man gesehen hat, waren acht Schuh lang mit dem Schwanz, welcher vier Schuh mißt.

Die Vielhufer.

(Tafel IV.)

Bei den Hufthieren sind die Zehen unbeweglich und mit Hufen umgeben; bei den Vielhufern hat jede Zehe ihren besonderen Huf. Diese Vielhufer sind meist plumpe, schwerfällige Thiere, die gesellig leben, sich nur von Pflanzen nähren, leicht zähmbar sind und sich besonders in den heißen Klimaten finden. Zu ihnen gehören die größten Landthiere. — Die erste Familie bilden die

Rüsselthiere,

leicht erkennbar an ihrem langen Rüssel und an ihren Stoßzähnen. Dahin gehören zwei vorsündfluthliche Thiere, Mastodon und Dinotherium, und

der Elephant (Fig. 5).

Der größte Elephant ist der indische, in Südasien vorkommende; kleiner ist der afrikanische, doch hat dieser doppelt so große Ohren, als jener. Der Hauptunterschied beider liegt aber in ihren Backenzähnen. Auf der Insel Sumatra gibt es eine dritte Art Elephant, welche zwischen den genannten beiden die Mitte hält. — In alten Zeiten waren diese Thiere überall in ihrer Heimath Hausthiere und wurden namentlich im Kriege gebraucht, indem man Thürme mit Bewaffneten auf ihren Rücken setzte. Heutigen Tages ist das anders; der afrikanische Elephant wird lebend gar nicht mehr benutzt, man jagt ihn nur um seines Fleisches willen, das von den Schwarzen gegessen wird, — und ein einziges Thier wiegt seine sechs bis sieben Tausend Pfund, — und wegen des Elfenbeins, das einer der wichtigsten Handelsartikel jener Gegend ist, wovon auch die Bein= oder Zahn=Küste in Ober=Guinea ihren Namen hat. Der asiatische Elephant ist jetzt noch

Hausthier und wird in der verschiedensten Weise benutzt. Das Thier ist so gelehrig und verständig, daß es seinem Wärter, Kornak, nicht schwer wird, ihm irgend eine Arbeit, die es verrichten soll, begreiflich zu machen; und es würden noch viel mehr Elephanten gehalten werden, eben weil sie so geschickt und so stark sind, ihre Leistungsfähigkeit eine so große ist, wenn — nicht ein jeder täglich hundert Pfund Reis und hundert Pfund Heu zu seiner Mahlzeit brauchte. Ihr Unterhalt ist zu kostspielig. —

Das vorsündfluthliche Mammuth war auch ein Elephant mit zwölf Fuß langen Stoßzähnen und muß sehr häufig in Sibirien vorgekommen sein, da diese Zähne dort in großer Zahl gefunden werden.

Die zweite Familie der Vielhufer sind die Dickhäuter. Sie haben keinen Rüssel. — Zu ihnen gehört

der Tapir (Fig. 9).

Der Tapir erinnert noch an die vorige Familie, da seine Nase einen kurzen Rüssel bildet. Er lebt in Asien und Amerika, treibt sich des Tages über in kleinen Heerden nahe bei Flüssen in den Wäldern umher, wühlt gerne im Sümpfen, kommt abends auch in's Freie, lebt von Früchten und Baumblättern und ist ein friedliches, harmloses Thier, das sich leicht zähmen läßt. Der asiatische ist zweifarbig, braun und weiß, und etwa acht Fuß lang, der südamerikanische nur braun und etwas kleiner.

Das Nashorn (Fig. 6)

oder Rhinoceros kommt in Afrika, in Ostindien und auf den Sunda-Inseln in gar verschiedenen Arten vor, hat manchmal Ein Horn, manchmal zwei Hörner auf der Nase, auch ist die Gestalt dieser Hörner sehr verschieden; bald ist der Körper mit Warzen, bald mit Schilden bedeckt, — immer aber ist es ein jähzorniges, wildes, fast unzähmbares Thier, das zwar dem Menschen aus dem Wege geht, aber in grimmiger Wuth auf ihn zu rennt, wenn er es aufjagt, oder nach ihm schießt. Es hält sich in kleinen Heerden von etwa zwanzig Stück in sumpfigen Gegenden auf und thut vielen Schaden, indem es mit seinem Horne junge Bäume umreißt. Die größte Art wird ungefähr zwölf Fuß lang.

Das Nilpferd (Fig. 8).

Das Nilpferd, Hippopotamus, oder — wie es in der Bibel heißt — der Behemoth, findet sich nur in Afrika vom Nil bis zum Senegal in Seeen und Flüssen. Am Tage hält es sich in Sumpf und Schilf auf, oder schwimmt im Wasser, nachts kommt es auf die Reisfelder, weidet sie kahl ab, oder zertritt wenigstens noch, was es nicht fressen kann. In dieser Beziehung ist es also ein sehr schädliches Thier; aber sein Fleisch wird gegessen und soll sogar wohlschmeckend sein, und aus seiner dicken Haut werden Schilde, Peitschen und Lanzenschäfte gemacht. Den Namen Nilpferd soll es daher haben, daß seine Stimme dem Wiehern eines Rosses gleiche; Neuere behaupten aber, es gleiche eher dem Brüllen eines Ochsen; dadurch wäre der altägyptische Name Wasserstier, Ehemo, gerechtfertigt.

Der Klippschliefer (Fig. 7)

oder Klippendachs ist das kleinste Thier dieser Familie, nur etwa 1½ Fuß lang, lebt in den Felsschluchten Südafrika's, hat ein wohlschmeckendes Fleisch, läßt sich leicht zähmen und grunzt, wie ein Schwein; bildet einiger Maßen den Uebergang zur folgenden Familie.

Die dritte Familie der Vielhufer sind

die Schweine.

Sie haben vier Zehen, gehen jedoch nur auf zweien, da die beiden äußeren höher stehen, so daß sie nie den Boden berühren; daher sehen die Füße der Schweine fast aus, wie die der Zweihufer, Ochse, Kameel, Hirsch, Reh. Alle machen sich bemerkbar durch ihren feinen Geruch, der es ihnen ermöglicht, Nahrungsstoffe zu entdecken, welche in die Erde vergraben sind. In der Nahrung selbst sind sie nicht wählerisch; sie fressen so ziemlich Alles. Zur Anfeuchtung ihrer Haut lieben sie es, sich in Sümpfen und Moräften zu wälzen.

Das Hausschwein (Fig 10)

ist ein Abkömmling des schwarzbraunen wilden Schweines, das rudelweise in unseren Wäldern lebt, nicht nur großen Schaden an den Bäumen

anrichtet, sondern auch den Jägern sehr gefährlich wird. Das zahme ist nicht mehr so muthig, wild und gefährlich, aber doch sehr gefräßig, und man muß sich deßhalb vor ihm hüten. Es ist eines der nützlichsten Hausthiere, da es sich mit geringer Nahrung füttern läßt, mit Allem vorlieb nimmt, doch sehr fett wird, — Schweine von fünfhundert Pfund sind keine Seltenheit, — und ein treffliches Fleisch liefert. Dabei bringt es zweimal im Jahre je neun Junge zur Welt, vermehrt sich also auch schnell und ist wegen dieser schätzbaren Eigenschaften überall hin von den Menschen mitgenommen. — Bei dem

Hirscheber

sind die Eckzähne halbkreisförmig nach oben und hinten gekrümmt. Er ist ein seltenes Thier, das fast nur auf den Gewürzinseln vorkommt; in Menagerien und zoologischen Gärten bekommt man ihn nicht leicht zu sehen.

Das Warzenschwein (Fig. 11)

oder Bisamschwein lebt rudelweise in den amerikanischen Wäldern und hat eine Warze oder Drüse auf dem Kreuze, aus welcher sich eine Feuchtigkeit absondert, welche stark nach Moschus oder Bisam riecht; daher der Name. Sein Fleisch wird gerne gegessen.

Zur Charakteristik des Elephanten.

Die geistigen Eigenschaften des Elephanten übertreffen Alles, was man bei den klügsten Thieren, dem Biber, Hund und Affen wahrnimmt, und machen sich zuweilen in Handlungen bemerkbar, die mehr das Gepräge eines nachdenkenden Verstandes, einer Urtheilskraft und Ueberlegung tragen, als daß man sie blos dem Instincte zuschreiben kann. Sein eigenthümliches Deutungsvermögen in Beurtheilung der äußern Bewegungen, Geberden und Mienen der Menschen, gepaart mit einer besonderen Klugheit, setzen ihn in den Stand, zwischen Menschen und Umständen zu unterscheiden und seine Handlungsweise darnach einzurichten. Die Indianer, welche sich zur Lehre der Seelenwanderung bekennen, glauben daher, daß ein so majestätisches Geschöpf, mit so vorzüglichen Gaben ausgestattet, von der Seele eines großen Mannes oder Königs belebt sein müsse. Im Naturzustande zeigt er einen kaltblütigen Muth, ist keiner Furcht vor einem Feinde fähig und tritt

Gefahren, denen er nicht auszuweichen vermag, mit Riesenkraft entgegen. Nur durch Feuer kann er eingeschüchtert und zum Weichen gebracht werden. Auf eignen Antrieb ist er weder grausam, noch blutdürstig, vielmehr mild und sanft, und handelt daher nur vertheidigend. Wird er aber gereizt, glaubt er beleidigt, verhöhnt, verspottet zu sein, dann ist sein Zorn fürchterlich. Er geht gerade auf den Thäter los, erreicht ihn, wie schnell dieser auch laufen mag, durchbohrt ihn mit den Zähnen, oder faßt ihn mit dem Rüssel und schleudert ihn, wie einen Stein, weit weg, oder zermalmt ihn, indem er ihn unter die Füße tritt. Doch ist sein Zorn immer nur gegen den Beleidiger gerichtet, mit sorgsamer Verschonung Derjenigen, die ihm zufällig in den Weg kommen. Kann er seinen Zorn nicht kühlen, dann geht die nicht befriedigte Wuth in lang nachtragende Rache über. Im Naturzustande liebt er das gesellschaftliche Zusammenleben, und zugweise und mit großer Vorsicht geordnet, werden gemeinschaftliche Streifzüge und die Ausfälle auf Reisfelder unternommen.

Im gezähmten Zustande, wenn er sich in seine Lage gefunden hat, entfaltet der Elephant noch besondere Eigenschaften, die man sonst bei keinem Thiere in diesem Grade findet. Er ist sanftmüthig, zeigt Anhänglichkeit und Zuneigung und bemüht sich, Dankbarkeit gegen Denjenigen zu beweisen, der für seine Bedürfnisse und Verpflegung sorgt. Niemals irrt er sich in dem Willen seines Herrn, es mag ihm dieser durch die Sprache oder durch Geberden zu erkennen gegeben werden. Die Befehle desselben empfängt er mit Aufmerksamkeit und vollzieht sie mit Klugheit und Ueberlegung, zuweilen selbst mit Anwendung von Hülfsmitteln, deren Wahl einen gewissen Scharfsinn verräth. Folgendes mag als Beleg für diese Behauptung eine Stelle finden:

Als die Franzosen zu Anfang des letzten Drittheils des verflossenen Jahrhunderts in Indien Krieg führten, erhielt ein Elephant durch eine Kanone eine Fleischwunde. Nachdem man ihn einige Male in's Spital geführt und verbunden hatte, ging er ohne weitere Mahnung allein dahin und ließ geduldig Alles mit sich machen, was der Wundarzt für nothwendig erachtete. Selbst das Ausbrennen der Wunde hielt er geduldig aus und zeigte durchaus keinen Unwillen gegen den Operateur.

Noch sprechender ist folgende Thatsache:

Ein junger Elephant erhielt eine starke Kopfwunde, welche ihn so rasend machte, daß sich ihm Niemand nähern durfte. Endlich gelang es dem Führer, sich mit Hülfe der Mutter des Jungen zu bemächtigen. Er wußte

ihr zu verstehen zu geben, was er wünsche, und so ergriff denn die Mutter, so oft es nöthig war, ihr Junges und drückte es mit Gewalt auf die Erde, bis der Verband angelegt oder erneuert war.

Bei seiner großen Gelehrigkeit wird der Elephant zu allen Geschäften abgerichtet, und er unterzieht sich denselben, so beschwerlich sie auch sein mögen, mit Willigkeit, wenn man ihm Anerkennung oder ein Lieblingsgericht in Aussicht stellt. Früher benutzte man ihn in Persien und Indien im Kriege. Man band ihm große Säbel an den Rüssel und setzte ihm einen kleinen hölzernen Thurm auf den Rücken, worin fünf bis sechs Soldaten Platz hatten. Auch die alten Karthager bedienten sich eine Zeit lang der Elephanten; aber die römischen Schriftsteller berichten, daß dieselben oft ihren eigenen Herren höchst verderblich geworden seien. Wenn sie nämlich gegen das Heer der Feinde getrieben und von diesen verwundet worden waren, wandten sie sich nicht selten um und richteten in ihrer Wuth in der befreundeten Armee die Verheerung an, welche den Feinden zugedacht war.

Seit Einführung der Feuergewehre sind sie dazu nicht mehr zu brauchen.

Der gezähmte Elephant ist bis zur äußersten Hingebung folgsam. Ein Kind kann ihn leiten, und er wird nie, wenn er nicht gereizt wird, von seiner Stärke Gebrauch machen. Eine sonderbare Eigenheit dieser colossalen Masse ist — die Eitelkeit. Er gefällt sich außerordentlich, wenn er angekleidet und mit schimmernden Decken behangen oder mit sonstigen Zierrathen ausgestattet ist, dann zeigt er sich liebkosender, lustiger und williger zu Allem, was seinem Herzen angenehm sein kann. Von seiner Gutmüthigkeit wird von Lauriston, einem Augenzeugen, ein wahrhaft rührendes Beispiel erzählt. Als nämlich in der ostindischen Stadt Laknoor eine ansteckende Krankheit herrschte, und der Fürst ausritt, brachten die Bewohner eine außerordentliche Menge von Kranken auf die Straße, um das Mitleid des Herrschers desto mehr anzuregen. Es schien unmöglich, daß der Elephant vorbei komme, und die bittenden Unglücklichen wichen nicht auf die Seite. Was that der Elephant? Er schob die im Wege liegenden mit dem Rüssel sanft auf die Seite und schritt so vorsichtig zwischen und neben ihnen hindurch, daß auch nicht Einer verwundet wurde.

In der Gefangenschaft liebt er den Wohlgeschmack in der Nahrung. Wohlgekochter Reis, mit Butter und Zucker zugerichtet, ist ein Lieblingsgericht; er genießt es in großen Klößen zusammengeschlagen. Auch begnügt er sich mit gekochtem Reis mit Wasser vermischt. Er braucht davon, um sich kräftig zu erhalten, täglich hundert Pfund. Ein großer Liebhaber ist er von starken

Getränken; man bringt ihn zu den größten Anstrengungen, wenn man ihm ein Gefäß mit derartigen Flüssigkeiten zeigt, aber die entgegengesetzte Wirkung hat es, wenn man ihm nicht gewährt, was man ihn hoffen ließ; er wird jede Gelegenheit benutzen, sich zu rächen.

Elephanten-Treue.

So wenig ein Elephant einem Geschöpfe von Gefühl und Empfindung gleich sieht, so ist es doch unläugbar, daß derselbe eines hohen Grades von Zärtlichkeit, Treue und Dankbarkeit fähig sei. Insonderheit ist er seinem Führer und Herrn, wenn er von demselben gut behandelt wird, mit der größten Zuneigung ergeben. — Als Pyrrhus mit gewaffneter Hand in Argos eindrang, bekam einer von seinen Soldaten, welcher auf einem Elephanten saß, eine gefährliche Wunde und stürzte hinunter auf die Erde. Als nun der Elephant sah, daß er seinen Herrn unter dem Getümmel verloren, schlug er den ganzen Haufen auf's Schrecklichste auseinander, bis er ihn wiedergefunden hatte. Er nahm ihn hierauf mit seinem Rüssel von der Erde, setzte ihn auf seine Zähne und kehrte mit ihm nach der Stadt zurück.

Der Elephant kennt seinen Mann.

Murney, einer der beliebtesten pädagogischen Schriftsteller Englands im vorigen Jahrhundert, erzählt:

Als ich im Jahre 1771 die Elephanten besuchte, welche damals in London gezeigt wurden, zog ich dem einen mit einem Stocke das Heu hinweg, welches er mit seinem Rüssel durchstöberte. Ich gab dabei genau auf das Thier Acht, um von ihm für meine Neckerei nicht gezüchtigt zu werden. Der Wärter indessen sah es kaum, als er mir sagte, daß der Elephant es übel vermerkt habe und mich gewiß nicht vergessen werde. Mir entfiel die ganze Sache; wohl sechs Wochen gingen hin, ehe ich die Elephanten auf's Neue sah. Gewiß viele Hundert Menschen waren indessen dort gewesen, und doch faßte mich das Thier gleich in's Auge. Daß ich an eine geheime Rache denken sollte, fiel mir indessen doch nicht ein. Auf einmal streckte es seinen Rüssel nach mir aus und schlug mit demselben nach mir, daß ich, wäre ich ihm nahe genug gewesen, ein Kind des Todes sein konnte. Zum Glück wurde ich noch seine Absicht zeitig genug gewahr, um mit einem Satze entspringen zu können. Gegen alle Andern, die es sahen, war es zahm und fügsam, nur mich hatte es von der letzten Neckerei her noch jetzt auf's Korn genommen.

Eine Elephantenjagd auf Sumatra.

Ich war mit einigen andern Herren von einem inländischen Fürsten zu einer Jagdpartie geladen. Hirsche und Rehe und einiges andere Wild waren uns bereits zu zahlreicher Beute gefallen, als wir uns eines Tages nach einem See begaben. Wir fuhren nach einer Landzunge, wo wir Wild zu finden hofften, fanden aber dort, neben der Fährte von Hirschen, auch frische Spuren von Elephanten, und sogleich wurde beschlossen, auf diese Jagd zu machen. An dem Orte, wo wir uns aufstellten, war die Landzunge nur einige Hundert Schritte breit, so daß wir Alles, was nach dem Binnenlande zurückkehren wollte, leicht sehen konnten. Weil da, wo ich mich aufgestellt, zu viele Menschen zusammenkamen — der Regent von Palembang z. B. hatte sich mit einem Gefolge von vierzig Personen auch hier aufgestellt —, so verließ ich die Linie der Schützen und postirte mich ein gutes Stück Weges weiter vor. Bald ließen die Hunde sich hören, und schnell war der ganze Wald in Bewegung: die Elephanten lärmten und tobten auf eine ungewöhnliche Weise, und darauf hörte ich ein Brausen wie von einem Wasserfall. Plötzlich kam ein Trupp Elephanten aus dem Walde zum Vorschein und trabte gerade auf die Schützen los. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, und sah mich nach meinen Jagdgenossen um, die aber schlecht Stand hielten; nur zwei Herren nebst zehn eingeborenen Jägern hielten aus; auch der Regent und sein Gefolge eilten, in die Boote zu kommen. Ich mußte stehen bleiben, gab aber eins meiner Gewehre einem inländischen Häuptling; mein Diener war mit einer Lanze bewaffnet. Wir bückten uns nieder in's Gras, und so stob der Haufen an uns vorbei. Ich schoß nicht, um die Thiere nicht aufmerksam zu machen; als sie aber an meinen Freunden vorüber wollten, eröffneten diese auf einem Abstand von 25—30 Schritt ein starkes Feuer; die vier ersten Elephanten verfolgten ihren Weg, die übrigen machten rechtsumkehrt und kamen nun auf mich zu. Als sie mir ziemlich nahe gekommen, schoß ich aus meiner Doppelbüchse einen etwa zehn Fuß hohen männlichen Elephanten zwischen die Ohren; das Thier sank in die Kniee, sprang aber wieder auf und wankte nach dem Ufer; drei oder vier seiner Gefährten eilten zu ihm, um ihn auf den Beinen zu erhalten und geleiteten ihn auf diese Weise nach dem Gebüsch zurück.

Inzwischen war ein zweiter Trupp, wie der erste 25—30 Stück an der Zahl, auf dem Grasfelde erschienen und kam gerade auf mich zu unter Anführung eines furchtbar großen Weibchens, das wenigstens zwölf Fuß Höhe

haben mußte. Als sie sich auf funfzig Schritt genähert hatten, bekamen sie mich zu Gesicht, hoben ihre Rüssel in die Höhe und zeigten mir ihre abscheulichen Mäuler; zugleich klappten sie so artig mit ihren ungeheuern Ohren, daß ich gelacht hätte, wäre ich nicht in solcher Gefahr gewesen; rechts, links und vor mir standen Elephanten und hinter mir lag ein Morast, dessen Tiefe ich nicht kannte. Da meine Jagdgenossen unthätig blieben, sah ich mich genöthigt, nur meiner eigenen Kraft zu vertrauen, und schickte aus meinem zweiten Büchsenlaufe der großen Dame zwei Kugeln in den Kopf zu. Das Unthier erschrak gewaltig, schüttelte den Kopf, wie ein Hund, der den Wurm in dem Ohre hat, machte rechtsumkehrt und alle Elephanten verschwanden wiederum in dem Gebüsch, aus dem sie gekommen waren. Schnell lud ich mein Gewehr von neuem und eilte zu meinen Freunden. Nun ließen wieder große braune Körper sich über dem Gras der Landzunge sehen; es waren sechs Mütter mit ihren Jungen. Sie kamen in scharfem Trab auf uns heran, und in einer Entfernung von zwanzig Schritten begrüßten wir sie mit einem Dutzend scharfer Schüsse, die alle auf den Kopf gerichtet waren. Blut floß stark, aber kein Thier sank nieder; erschreckt kehrten sie um und wateten durch den Morast. Sobald wir wieder geladen hatten, eilten wir den Elephanten nach in den Morast, wo wir bis über die Kniee einsanken. Nun fiel ein junger Elephant einen der Jäger an, der, ein unerschrockener Mann, das Thier bis vor sein sechs Fuß langes Gewehr herankommen ließ und dann niederschoß. Aber die Mutter wollte ihr Junges nicht lassen und versuchte es mit dem Rüssel fortzuziehen. Jetzt traten wir aus dem Morast heraus auf's feste Land: Einer schoß eine Büchse ab, und das colossale Thier stürzte zu Boden. Wir erhoben ein Triumphgeschrei und schwangen unsere Hüte, aber das blos betäubte Thier sprang plötzlich wieder auf und entwich nach dem Gebüsch. Unaufhörlich flogen nun die Kugeln der treuen Mutter nach, die fortwankte und leise brüllend nach ihrem todten Jungen sich umwendete; aber unsere Kugeln trieben sie wieder zurück, die ganze Jagdgesellschaft folgte jetzt dem Thiere, und so wie Einer geladen hatte, sprang er vor und schoß. Eine Kugel, die sie in's Ohr traf, brachte die Fliehende endlich zu Fall. Alsbald hatten wir mit unsern Hirschfängern ihr den Rüssel abgehauen und feierten nun mit klopfendem Herzen unsern Sieg.

Wir hatten beinahe alle unsere Kugeln verschossen, daher hielten wir, als ein furchtbares Gebrüll uns die Annäherung neuer Elephanten verkündigte, es für gerathen, den Rückzug anzutreten und uns nach den Booten zu begeben.

Der Elephant und die Gärtnerin.

In einer indischen Stadt reichte eine gutmüthige Gärtnersfrau einem Elephanten, der täglich über den Markt geführt wurde, jedesmal eine Hand voll Kräuter. Einstmals entfloh derselbe Elephant wegen harter Behandlung seinem Herrn, kam auf den Markt und jagte dort alle Leute hinweg. Auch die besagte Gärtnersfrau nahm gleich den andern Leuten die Flucht, ließ aber in der Angst und Eile ihr Kind neben ihrer Bude sitzen. Der Elephant erkannte selbst in seiner Wuth noch den Platz, wo seine Wohlthäterin zu sitzen pflegte; er hob das Kind sanft mit seinem Rüssel in die Höhe, setzte es auf das Dach der Bude und ging weiter.

Gedächtniß eines Elephanten.

Der einzige im Pariser Jardin des Plantes nach der letzten Belagerung der Stadt übrig gebliebene Elephant hat ein merkwürdiges Zeichen seines Gedächtnisses gegeben. Während der Belagerung war er bereits von einem gewissen D. gefesselt worden, um, wie seine Gefährten, geschlachtet und gegessen zu werden, als ein Gegenbefehl eintraf und sein Leben rettete. Erst im August 1871 kam D zum ersten Male wieder seit jener Zeit in die Nähe des Elephanten, um ihm Nahrung zu bringen; aber dieser erkannte ihn wieder, ergriff ihn mit dem Rüssel und warf ihn vier- oder fünfmal hoch in die Luft, dann ließ er ihn liegen und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Die Elephantenjäger auf Ceylon.

Der Elephant ist im Zustand seiner Wildheit unendlich schneller, als das beste Pferd. Dies mußten zu ihrem Unglück zwei Engländer erfahren, die während einer Jagd auf der Insel Ceylon einen wilden Elephanten mit Flintenschüssen angriffen und nicht ahnten, daß dies sehr schwerfällig scheinende Geschöpf sie in den Windungen eines dicht bewachsenen Gehölzes würde verfolgen und erreichen können. Allein vergebens verkroch sich einer der beiden Jäger in den dichtesten Unterbusch; die Spürkraft des Elephanten übertrifft die jedes anderen Thieres. Durch alle Windungen folgte er der Spur der Fliehenden, witterte einen der Versteckten im tiefsten Dickicht, zog ihn mit seinem Rüssel hervor und zermalmte ihn in Stücke. Kaum hatte der Gefährte des Unglücklichen Zeit und Kraft, einen hohen Baum zu erklimmen

und von dort aus das klägliche Geschick seines Begleiters anzuschauen. Doch auch hier witterte das rachedürstende Thier seinen Feind und hielt viele Stunden lang unter dem Baume Wache, bis es endlich der Hunger von dannen trieb.

Beobachtungsgabe eines Elephanten.

Bei der Belagerung von Seringapatnam gingen die Kanonen durch das sandige Bett eines Flusses, der, wie die meisten in Indien, während des Sommers nur ein kleines Fahrwasser in der Mitte, aber desto mehr Triebsand hatte. Unglücklicherweise fiel ein Kanonier, der auf dem Protzkasten eines Geschützes saß, dergestalt herunter, daß in der nächsten oder zweiten Sekunde das Hinterrad der Kanone über ihn weggehen mußte. Ein Elephant folgte der Kanone, sah den Unfall, hob auf der Stelle, ohne vom Führer angewiesen zu sein, das Rad mit dem Rüssel empor und hielt es, bis die Kanone über den Mann, ohne ihm zu schaden, hinweg war. Hier ist mehr als Instinct!

Der verwundete junge Elephant.

Ein junger Elephant in Ostindien war in einer Schlacht am Kopfe verwundet worden, und wollte sich nicht verbinden lassen. Der Wärter machte der Mutter des jungen Thieres begreiflich, worauf es ankomme, und diese faßte sogleich das Junge mit dem Rüssel, hielt es trotz seines gewaltigen Schreiens fest, bis es verbunden war, und wiederholte dies täglich, so lange, bis die Wunde wieder geheilt war.

Ein rasender Elephant.

Das schöne Indianerdorf Pottawatonie am Meosho-Flusse im Staate Kansas war kürzlich der Schauplatz eines ungemein aufregenden Ereignisses. Mehrere Indianer waren an einem schönen Morgen bei der Abwaschung eines ungeheuren Elephanten, Namens „Emperor", Zeugen gewesen. Der Elephant gehörte dem Director einer Kunstreiter-Gesellschaft, Namens John Robinson, welcher dort eine Vorstellung geben wollte. Nach Einbruch der Nacht schlichen sich die Indianer an die Stelle, wo der Elephant mit einer Kette an einen starken Pfosten gebunden war, lösten seine Fesseln, bestiegen seinen Rücken und zogen mit ihm im Triumphe in das Dorf, begleitet von schreienden nackten Jungen ihres Stammes und von halb furchtsamen Weibern,

welche ihre Säuglinge auf dem Rücken trugen. Herr Robinson war in einem Hôtel eingekehrt und besprach sich eben um Mitternacht mit einem zu seiner Gesellschaft gehörigen Thierwärter, als plötzlich ein schreckliches Geheul entstand, dem eine Reihe von Entsetzensrufen, Gekreisch und anderer Lärm folgte, der geradezu fürchterlich war; im Nu waren im Hôtel alle Thüren offen, alle Schläfer wach und überall zeigten sich entsetzte Gesichter. Frauen und Kinder äußerten die höchste Angst, und zu ihren Männern und Vätern flüchtend, riefen sie bleich und zitternd: „Was gibt's?" — „Sind wir von Indianern angegriffen?" — „Werden sie hierher kommen?" — „Ach, wir werden Alle ermordet!" Und der rasende Lärm von früher nie gehörten Schreckenstönen dauerte fort und war geeignet, auch das muthigste Herz mit Furcht zu erfüllen. Nur Herr Robinson verlor nicht die Geistesgegenwart. Er vermuthete sofort, daß einige seiner Thiere losgekommen seien, und befahl seiner Mannschaft, mit ihm zu kommen. Als man aus dem Hotel geeilt war, glaubte man zuerst, das ganze Indianerdorf stünde in Flammen, denn es war nahezu Tageshelle darüber ausgebreitet. Aber diese kam von einer Unzahl von brennenden Fackeln, mit denen die Indianer aus ihren Hütten gekommen waren. Der Lärm und das Getöse schienen jeden Augenblick lauter zu werden, und man hörte jetzt, daß es aus dem rein indianischen Theile des Dorfes kam, das auch von vielen weißen Ansiedlern bewohnt wird. Als Robinson und seine Leute herbeieilend um eine Straßenecke bogen, gewannen sie einen Anblick, den sie niemals wieder vergessen werden. Da sahen sie die immense Masse des alten Elephanten „Emperor", auf seinem breiten Rücken hockte ein halbes Dutzend indianischer Krieger, wild schreiend und gesticulirend gegen ihre unten das Thier umgebenden Genossen, während in Intervallen von einer halben Minute ein entsetzliches Gebrüll die Nachtluft erzittern machte. Um die Scene erhoben sich Säulen von Rauch und Staub in die von den zahllosen Fackeln erhellte Luft, und dabei hörte man fortwährend das schrille Trompeten des Elephanten, wie es dieser bei Schmerzen oder in großer Wildheit vernehmen läßt. Um die Scene noch entsetzlicher zu machen, lagen Indianer-Zelte in Menge zerrissen und zerstampft auf dem Boden. Als Robinson und seine Leute ganz nahe kamen, sahen sie, wie der „Emperor" mit seinem Rüssel eben einen Wigwam total demolirte, und mehrere indianische Weiber und Kinder lagen, von den säulenförmigen Füßen des Colosses zerstampft, als Leichen da. Ein ganzes Zelt flog wie ein Spielball in die Luft empor. Dabei Alles in dichte Staubwolken gehüllt. Weiber und Kinder flohen nach allen Richtungen ganz nackt, während

dämonisch heulende Wilde in einiger Entfernung standen und einen Hagel von Pfeilen auf den Elephanten abschossen. Die Gesellschaft der Kunstreiter zertheilte sich und verbot den Indianern das Schießen mit Pfeilen. Robinson jagte die auf dem rasenden Thiere Sitzenden herab, und es gelang ihm das wahre Wunder, den Elephanten, trotz der ungeheuren Schmerzen, die er fühlen mußte, zu beruhigen und wegzuführen. An hundert Pfeile wurden dem Thiere aus dem Fleische gezogen, und dieses war ganz überströmt mit Blut. Einer überaus sorgfältigen Pflege und dem Umstande, daß die Pfeile nicht tief hatten eindringen können, dürfte sogar die Erhaltung des „Emperor" zu danken sein.

Mosti.

Sowohl die wilden als auch die zahmen Elephanten werden öfters auf einige Zeit wie verrückt und sind dann äußerst gefährlich. Ein solcher Fall ereignete sich z. B. zu Potsdam mit dem Elephanten des Herrn Tourniaire. Man wußte sich nur dadurch zu retten, daß man das rasende Thier mit Blausäure vergiftete. In Folge dessen veröffentlichte der orientalische Reisende von Hügel Folgendes: Der Zustand des Elephanten, welcher ihn zur Wuth reizt, heißt bei den Indiern mosti, d. h. berauscht. Wenn der Elephantenführer die Zeichen des Mostiwerdens bemerkt, so hat er ein unfehlbares Mittel, das ihm anvertraute Thier augenblicklich zu seiner Kaltblütigkeit zurückzubringen. Er stellt ihm nämlich ein Gefäß mit etwa drei und einem halben Pfunde flüssiger Butter vor, welche der Elephant verschluckt, wodurch er wieder zur Besinnung kommt. Wenn bei großen Festen Elephanten mit Branntwein berauscht werden, um gegen einander zu kämpfen, so werden sie durch dasselbe Mittel nüchtern gemacht, sobald man es wünscht. Die flüssige Butter hat übrigens dieselbe Wirkung auf Dromedare und Kameele, welche mosti sind. Eine Portion Butter, welche ihnen eingegossen wird, bringt sie binnen Kurzem wieder in ihren gewöhnlichen Zustand zurück.

Ein starker Schutz.

In Pondichery pflegte ein Soldat jedesmal, wenn er seine Löhnung erhielt, einen Elephanten mit Arack zu regaliren. Einmal hatte er selbst zu viel von diesem Getränke zu sich genommen und wurde, weil er die öffentliche Ruhe störte, von der Polizei verfolgt. In seinem Taumel flüchtete er zu seinem Elephanten, legte sich neben ihm nieder und schlief ein. Ver-

gebens suchte sich die Polizei seiner zu bemächtigen; sein großer Patron vertheidigte ihn hartnäckig mit seinem Rüssel, bis man sich entfernte. Als der Soldat von seinem Rausche erwachte, erschrak er nicht wenig über seinen Nachbar; dieser aber schmeichelte ihm und liebkoste ihn mit seinem Rüssel und ließ ihn dann ruhig gehen.

Elephanten-Sorgfalt.

Beinahe unglaublich ist es, was man von dem Elephanten des Porus (Königs in Indien) erzählt. Als dieses Thier sah, daß sein Herr durch eine Menge von Wunden entkräftet war, kniete es langsam nieder, um ihn abzusetzen, und zog mit seinem Rüssel die Pfeile aus dem Körper desselben. Da aber der Elephant wahrnahm, daß sein Herr gar zu viel Blut verlor und ohnmächtig wurde, nahm er ihn wieder auf seinen Rücken und trug ihn in's Lager.

Das zweihörnige Nashorn.

Von dem afrikanischen, zweihörnigen Nashorne, das die Hottentotten Nabal nennen, gibt Kolbe in seiner „Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung" eine recht lebendige Schilderung. Das Buch stammt zwar schon aus dem Jahre 1719, der Bericht wird aber auch heute noch der Hauptsache nach als zutreffend angesehen. Es heißt darin: „Wird das Nashorn von Niemand beleidigt, so fällt es nicht leicht an, man müßte denn ein rothes Kleid anhaben, welche Farbe ihm sehr zuwider ist. In der Wuth rächt es sich nicht gleich an dem, der es gereizt hat, sondern an Allem, was ihm zunächst vorkommt, wobei selbst Steine und Bäume herhalten und ihm aus dem Wege weichen müssen. Ertappt es einen Menschen, so wirft es ihn wohl hinter sich, tödtet ihn aber nur mit Lecken: inmaßen seine Zunge sehr rauh und stachelig ist, mit welcher es die Haut und das Fleisch bis auf die Beine wegleckt und also den Menschen lebendig zu todt martert."

Dieses Todtlecken, das Kolbe auch nicht gesehen hat, sondern das ihm nur erzählt worden, ist ein Aberglaube; die Zunge des Nashornes ist anfangs ganz weich, wird allerdings bei dem alten Thiere hart, wie die Lippen, kann aber doch keinen Schaden thun. — Weiter heißt es: „Dies Thier hat einen sehr scharfen Geruch, und wenn es damit gegen den Wind etwas Lebendiges wittert, so rennt es in gerader Linie spornstreichs darauf los und achtet es gar nicht, wenn auch etliche Tausend Mann mit geladenem Gewehr es er-

warten, wie es mir denn selbst und auch vielen meiner Freunde begegnet ist. Man kann ihm gleichwohl sehr leicht entwischen, wenn man nur unverrückt stehen bleibt, bis es auf etwa zehn Schritte herbeigekommen ist; dann darf man nur vier bis fünf Schritte aus dem Wege weichen und es fortlaufen lassen: es verliert sogleich den Geruch und weiß nicht mehr, wo das vorher Gerochene hingekommen ist, kann auch, wegen der Größe seines Leibes, nicht leicht umkehren. Wäre sein Gesicht so gut, wie sein Geruch, so würde ihm schwerlich Etwas entkommen, indem es dergestalt schnell im Laufen ist, daß es mit dem flüchtigsten Pferd nicht kann eingeholt werden. Sein Fleisch ist grob, und man muß gute Zähne haben, vornehmlich wenn es ein wenig geräuchert worden ist, um es zu kauen. Viele Leute lassen sich aus dem Horne einen Becher drehen und mit Gold oder Silber beschlagen, weil er, wie sie glauben, sogleich zerberste, wenn Gift unter das Getränke gemischt wird. Gießt man Wein hinein, so fängt er alsbald an, Blasen aufzuwerfen, als ob er kochte. (Das kommt wahrscheinlich von der Luft her, welche in den Röhrchen steckt.) Man fordert auch die Spähne den Drechslern ab und bewahrt sie auf, damit man Kranken damit helfen kann." — Der Aberglaube an die Heilkraft des Rhinozeros-Hornes herrscht heute noch in Afrika.

Das alte Nashorn und sein Junges.

Daß das Nashorn ein jähzorniges Thier ist, welches blind in sein Verderben rennt, weder hört noch sieht, wenn es in Zorn gerathen, — das ist bekannt; aber nicht so bekannt ist, daß es aufopfernd für seine Jungen sorgt und selbst seinen Zorn unterdrückt und sich nicht reizen läßt, wenn es sein Kind zu beschützen oder zu retten hat.

Bontius, der viele Jahre als Arzt auf Java lebte, mehr als einmal auf der Nashornjagd war und sehr sorgfältig beobachtete, sagt unter Anderem:

„Ich kann ein Beispiel von der Wuth des gereizten Thieres mittheilen, welche es erst kürzlich an dem Secretair der Stadt Batavia ausgelassen hat. Er stieß auf einem Ritt mit zwei Andern in den Wald an einem sumpfigen Ort auf ein Nashorn mit seinem Jungen. Es stand auf, führte langsam das Junge weiter in den Wald und gab ihm, da es nicht fort wollte, einen Stoß mit der Schnauze. Indessen hatte einer seiner Begleiter die Verwegenheit, dem Thiere nachzureiten und ihm mit einem japanischen Säbel Hiebe auf den Hinteren zu geben, die aber, wegen der dicken Haut,

nur einige weiße Streifen zurückließen. Das Thier ertrug sie geduldig, bis sein Junges im Gesträuch verborgen war: dann wendete es sich plötzlich mit ungeheurem Grunzen und Zähneknirschen gegen den Reiter und zerriß ihm einen Stiefel in Fetzen, und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn das Pferd nicht klüger gewesen wäre, als der Leiter. Es sprang zurück und floh aus allen Kräften; das Nashorn hinterher, Bäume und Alles, was ihm hinderlich war, mit fürchterlichem Gekrache niederschmetternd. Als das Pferd zu den Begleitern zurück kam, ging das Nashorn auf diese los, welche sich aber glücklicher Weise, um der Wuth des Ungeheuers auszuweichen, hinter zwei große Bäume, kaum zwei Schuh auseinander, flüchteten, wo das Thier, in seiner Dummheit, schlechterdings dazwischen hindurch wollte, und dieselben, wie Rohr, zittern machte; indessen waren sie doch so dick, daß sie den Stößen seiner Stirn widerstanden und die Leute Zeit hatten, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, durch welche es fiel."

Welche Ueberwindung kostete es das jähzornige Thier, nicht umzukehren gegen seine Verfolger; sich die Säbelhiebe ruhig gefallen zu lassen, um nur das Kleine erst in Sicherheit zu bringen! Es verleugnete seine Natur vollständig und war nur Mutter. Ohne diese Mutterliebe, ohne diese Muttersorge würden die jungen Thiere massenhaft zu Grunde gehen, und ein Geschlecht nach dem andern würde aussterben. Nicht durch eigene Kraft und Klugheit erhalten sie sich in ihren ersten Tagen; von den Alten werden sie behütet, beschützt und unterrichtet, und erst dann sich selbst überlassen, wenn sie stark und erfahren genug sind, ihren Unterhalt zu suchen und sich gegen Feinde zu vertheidigen.

Jagd auf das Nilpferd.

Wie Rüppel erzählt, bilden die Flußpferd-Jäger in Dongola eine eigene Kaste. Sie werfen ihr Wild mit einer Harpune bei Tag und bei Nacht an, doch lieber zu jener Zeit, weil sie dann den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. An der Harpune ist ein Schaft, ein Strick und daran ein Kloß, der obenauf schwimmt und das Thier immer verräth. So nähern sie sich behutsam, wenn es auf einer kleinen Insel schläft, oder erlauern es des Nachts auf seinen Wegen zu den Saatfeldern. In einer Entfernung von sieben Schritt schleudert der Jäger die Harpune in das Thier; es flüchtet und verbirgt sich in den Fluthen. Wenn das Thier den Jäger vorher erblickt, so dringt es bisweilen auf ihn ein und

zermalmt ihn mit einem Male in dem Rachen, ein Vorfall, der während meines Aufenthaltes bei Schendi statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres. So zerknirschte eines in der Gegend von Amara mehrere Stück Rindvieh, die bei einem Wasserrad angebunden waren. Ist das Thier glücklich angeworfen, so springen die Jäger in die Kähne, binden ganz behutsam ein starkes Seil an den Klotz und fahren dann zu dem herbeieilenden größeren Schiffe. Zieht man das Thier an, so wird es durch den Schmerz ganz wüthend und faßt bisweilen das Schiff mit den Zähnen, schlägt es auch wohl um und zertrümmert es. Unterdessen bleiben die Jäger nicht müßig, sie werfen ihm noch vier bis sechs Harpunen ein und ziehen es an das Schiff, wo sie ihm den Schädel einschlagen oder das Nackenband durchschneiden. Da man die Fleischmasse nicht in's Schiff schaffen kann, so schneidet man sie in Stücke und zieht sie auf's Land.

Ein Schwein als Jagdhund.

Im Allgemeinen steht das Schwein im Rufe der Dummheit; aber ich will ein Stückchen erzählen, wie sich ein Mutterschwein einstmals auch durch ein nützliches Kunststückchen seinen guten Bissen zu verdienen wußte.

Solches geschah im Dienste eines englischen Wildhüters. Der hielt neben den Hunden, die er abzurichten hatte, auch sein Schweinchen, und dies spielte mit den Hunden und begleitete dieselben oft in Feld und Wald. Dies brachte Herrn Toomer — denn so hieß der Wildhüter — auf den Gedanken, auch einmal mit seinem beschuhten Pflegling seine Abrichtungskunst zu versuchen, und so schickte er sich denn auf folgende Weise dazu an: Wenn er auszog in den Wald, steckte er in eine Tasche ein Gerstenbrod und in die andere ein Paar derbe Steine. Wenn nun die bereits unterrichteteren Hunde ein Wild witterten, und das Schwein dieselben in seiner Weise nachahmte, so bekam es das Gerstenbrod; machte es aber andere Kurzweil auf eigene Faust, so bekam es allemal Schläge, oder, wenn es sich diesen entziehen wollte, einige derbe Steinwürfe. Dadurch brachte es Toomer so weit, daß das Schwein, wie ein Jagdhund, ganze Reviere durchsuchte und mittelst seiner allerdings feinen Nase das Wild besser aufspürte, als mancher Hund. So wie es ein Wild witterte, ließ es die Ohren hängen und verfolgte eifrig die Spur. Wurde es des Wildes ansichtig, so fiel es auf die Kniee und ließ den Jäger, der sich nie getäuscht sah, gewähren. Hatte

dieser seine Beute verfolgt, so stellte es sich augenblicklich ein und erinnerte ihn durch lautes Grunzen an die Belohnung.

Pferd und Schwein.

Hensel erzählt:

Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit her eines unserer Pferde, welches gelernt hatte, die Vorthüre des Stalles von innen her zu öffnen und so die Freiheit zu gewinnen. Die Thür war auf die gewöhnliche Weise mit einem Haken geschlossen, und das Pferd pflegte, wenn es im Stalle zufällig von der Halfter losgekommen war, an die Thür zu treten und durch Aufheben des Vorderkniees den Haken auszuheben. Offenbar mochte das Pferd anfangs an die Thür getreten und durch ungeduldiges Scharren mit dem Vorderfuße zufällig den Haken entfernt haben. Es besaß aber hinlänglich Verstand, um die Erfahrung zu machen, daß durch die genannte Manipulation die Vorthür geöffnet wurde, und wiederholte nun dieselbe stets, wenn es hinaus wollte, ohne jedoch den näheren Zusammenhang zu begreifen. Es würde ohne Zweifel stets auf dieselbe Weise gehandelt haben, auch wenn der Verschluß der Thür geändert worden wäre.

Ich bin überzeugt, daß das Rind, trotz der geringen Achtung, in der es bei uns in Bezug auf seine geistigen Fähigkeiten steht, hierin doch das Pferd übertrifft. Wir besitzen aber noch ein anderes Hausthier, welches durch seinen Verstand dem Pferde weit überlegen ist, dessen Fähigkeiten aber aus Mangel an Beobachtung zu wenig gewürdigt werden; ich meine das Schwein. Es schwebt meinem Gedächtniß eine Scene vor, die ich als Knabe oft genug beobachtet habe, um sie niemals wieder zu vergessen. Die Bauern des Dorfes hatten, wie gewöhnlich, einen gemeinschaftlichen Zuchteber, der bei Einem unter ihnen stationirt war. Zuweilen wandelte diesen Eber die Lust an, den Sauen im Dorfe einen Besuch abzustatten, namentlich wenn er eine derselben auf der Weide einige Zeit hindurch vermißt hatte. Er begab sich dann in das betreffende Gehöft, eilte in schnellem Trabe nach den Schweineställen, blieb vor diesen stehen, hob den Kopf hoch in die Höhe, ergriff den langen, keilförmigen Riegel, der gewöhnlich zwei Thüren zugleich auf die bekannte Weise schloß, mit den Zähnen, und zog ihn stets nach der richtigen Seite hin seitweits heraus, so daß sich die Thüren öffneten, und die Sauen den Stall verlassen konnten.

Offenbar zeigte sich in diesem Falle ein viel größeres Verständniß auf

Seiten des handelnden Thieres, als bei jenem Pferde, und das Schwein hatte Etwas geleistet, dessen nicht einmal ein Hund fähig gewesen wäre. Zwar lernt dieser zuweilen auch von selbst das Oeffnen einer Thür; allein man merkt ihm dann kein Verständniß des Vorganges an, er springt an der Thür in die Höhe und schlägt planlos auf das Schloß, bis sich dieses durch einen zufälligen Schlag öffnet. Berücksichtigt man dabei die große Sorgfalt, welche der Mensch auf die Pflege der Verstandeskräfte bei Pferd und Hund wendet, oder die günstige Gelegenheit, welche diesen Thieren durch den Umgang mit dem Menschen zu ihrer geistigen Ausbildung geboten wird, so wird man jenen Zug von Verstand bei dem in der Erziehung so vernachlässigten Hausschweine nicht hoch genug anschlagen können.

Tanzende Ferkel.

Als König Ludwig XI. von Frankreich zu Plessis les Tours tödtlich erkrankt lag, gab es kein Mittel mehr, die schwarzen Ideen, die ihn Tag und Nacht beherrschten, zu zerstreuen. Alle Versuche waren fruchtlos, mit Ausnahme einer einzigen Erfindung, welche den sterbenden König ergötzte. Ein erfinderischer Kopf fiel damals darauf, Ferkel nach den Tönen des Dudelsackes zum Tanzen und Springen abzurichten. Er bekleidete diese Thiere vom Fuß bis zum Scheitel, daß sie einhergingen in schön galonnirten Leibröcken, mit einem Hute, in Hosen, mit Degen, rothwürfligen Schärpen und schönen Manschetten. Sie waren zu allen möglichen Bewegungen sehr gut abgerichtet, sprangen nach dem Commando, tanzten allerlei lustige Tänze und machten ihre Complimente. Das Einzige, was ihnen Mühe kostete, war der aufrechte Gang. So wie sie auf zwei Pfoten sich aufgerichtet hatten, fielen sie geschwind unter Grunzen wieder nieder. In Compagnie ging es dann: hon hon hon! aber auf eine so komische Art, daß der König, seines ihn verzehrenden Uebels ungeachtet, sich des Lachens nicht enthalten konnte. Diese sonderbaren Schauspieler folgten ihrem Herrn überall hin und gehorchten ihm auf's Pünktlichste. Was bei einem Schweine ein Wunder ist, diese sollen gewohnt gewesen sein, wenig und zu bestimmten Stunden zu fressen, damit sie nicht zu fett werden möchten und desto artiger vor dem Fürsten tanzen könnten. Ein Organist, dem die sonderbaren Töne, das Betragen und die Ballets dieser Tänzer aufgefallen waren, fiel seinerseits darauf, Orgelpfeifen gießen zu lassen, welche ihre Stimmen in allen Tönen genau angaben. Dann componirte er Gesänge, welche die Touren und das

Grunzen der Tanzschweine so naiv ausdrückten, daß der entzückte Ludwig ihm, wie dem Tanzmeister, einen starken Gnadensold gab.

Ein sonderbares Denkmal.

Daß man einem Schweine im strengsten Sinne des Wortes ein Denkmal gesetzt hat, gehört allerdings unter die Seltenheiten. Ein solches Denkmal findet man auf dem Rathhause zu Lüneburg; dort wird der Schinken eines Schweins in einem kostbaren Glaskasten aufbewahrt, auf demselben steht eine lateinische Inschrift mit goldenen Buchstaben, folgenden Inhalts: „Hier siehst Du die Ueberreste des Schweins, welches sich durch die Entdeckung der Lüneburger Salzquellen berühmt gemacht hat."

Gefährlichkeit hungriger Schweine.

Ein Nachtwächter zu Leith in Schottland vernahm, als er die mitternächtliche Runde machte, aus einem Stalle ein entsetzliches Stöhnen und Getöse. Der Eigenthümer wird geweckt, und der Stall geöffnet. Da erblickte man ein halbes Dutzend Schweine, welche ein im Stalle angebundenes Pferd bereits auf's Jämmerlichste zerrissen und halb verzehrt hatten. Von Hunger getrieben, hatten sie vermuthlich den schwachen Breterverschlag, der ihren Stall von dem des armen Pferdes schied, durchbrochen und waren über das angebundene Thier, das sich nicht wehren konnte, hergefallen. Es war in einem so kläglichen Zustande, daß es der Eigenthümer aus Mitleid sogleich erschießen ließ.

Jagd auf Wildschweine.

Die Jagd auf wilde Schweine ist eben so gefährlich für die Jäger, als für die Hunde. Ein angeschossener Eber stürzt mit der unbändigsten Wuth gegen Jäger und Hunde und schlägt mit seinen Hauern im Vorbeirennen die gefährlichsten Wunden. Durch solche Schläge schlitzt er häufig den Hunden den Leib auf, oder entfleischt dem Jäger das Bein bis auf den Knochen. Ein gefährliches Kunststück des geschickten Jägers ist in solchen Fällen das sogenannte Abfangen des Keulers oder Ebers. Dieses besteht darin, daß der Jäger sich auf ein Knie niederläßt und dem anstürmenden Keuler den Hirschfänger oder die Schweinsfeder so vorhält, daß derselbe sich

selbst spießt. Die Jäger halten auch abgerichtete Hunde, welche die Schweine in ihrem Lager aufsuchen, alsdann bei den Ohren zu fassen suchen und festhalten, bis es durch des Jägers Hirschfänger verendet.

Das Wildschwein bringt den Tag im Lager zu und geht erst mit Einbruch der Nacht auf Nahrung aus. Alles ist ihm willkommen; es frißt Eicheln, Kastanien, Bucheckern, Kartoffeln, Rüben, Gras, Erbsen, Linsen, Getreide, selbst Würmer und Insectenlarven. Auch die meisten Schwämme läßt es sich wohl schmecken und selbst die Trüffeln weiß es sehr wohl aufzufinden und herauszuwühlen. Ganz junge Thiere in ihren Nestern, so wie die Eier der auf der Erde brütenden Vögel sind ihm willkommen; selbst das Aas verachtet es nicht. Es schadet nicht allein durch das, was es verzehret, sondern auch durch die Zerstörung, welche es beim Umwühlen anrichtet. Ein Rudel Schweine wühlt in einer einzigen Nacht einen ganzen Acker so um, daß er am Morgen wie frisch geackert aussieht. Es ist deßhalb eine Pflicht der Menschlichkeit, daß man auf diese Thiere Jagd macht und sie zu vermindern sucht. In den meisten Ländern ist dies auch bereits geschehen

Außer dem Menschen hat das Wildschwein nur noch den Wolf zu fürchten; allen anderen Thieren ist es gewachsen.

Schweinezucht in Nordamerika.

Der Farmer pflegt im Frühjahr seine Schweine zu zeichnen, indem er ihnen an den Ohren oder Beinen ein Zeichen einschneidet. Das ganze Jahr laufen sie wild umher; um sie jedoch an den Platz gewöhnt zu halten, werden sie einige Male die Woche mit etwas Wälschkorn gefüttert. Gewöhnlich sind bei einer Farm drei oder vier verschiedene Heerden Schweine, welche in den verschiedenen Theilen der Waldung sich zusammenhalten und sich nicht mit einander vermischen. Da reitet dann der Farmer, mit einem Sack Wälschkorn vor sich auf dem Sattel, in den Wald und läßt sein ho — ho — ho! ertönen. Nach einigen Minuten trabt die borstige Schaar heran, er wirft ihnen, etwa eine Kolbe Wälschkorn für das Stück, zu und nimmt dann seinen Weg nach einer anderen Richtung, wo er, statt sein ho — ho — ho! hui — hui — hui! ertönen läßt, und wieder sicher ist, seine guten Kunden herantraben zu sehen.

Kommt die Zeit zum Schlachten herbei, so wird neben dem Hause eine Einfriedigung aufgeworfen, der Farmer bringt nun sämmtliche Heerden,

durch Hinwerfen einiger Kolben Wälschkorn, aus dem Walde nach Hause, und sind sie alle in der sicheren Einfriedigung, so sucht er das schlachtbare Vieh dazwischen heraus, indem er das noch nicht gute, nachdem es nochmals bezeichnet ist, herausschlüpfen läßt. Nun geht es an ein Schlachten en gros. Zwei stechen die Schweine todt, zwei Andere sengen sie mit kochendem Wasser und reinigen sie von den Borsten, Zwei wiederum hauen sie auf, und noch andere Zwei, welche erst mehrere Stunden später anfangen, um die Schweine erst auskühlen zu lassen, zerlegen und salzen sie ein, worauf sie dann in Fässer verpackt und zugespundet werden. Mancher Farmer in den westlichen Staaten schlachtet alljährlich 400 bis 500 Schweine. Für den eigenen Bedarf hat der amerikanische Farmer inzwischen auch schon eine gute Anzahl Schweine einzuschlachten, indem er dreimal täglich, Jahr ein Jahr aus, Schweinefleisch auf dem Tische hat.

Der Maryländer ist besonders stolz auf seine Schinken, so etwa, wie bei uns der Westphale.

Die Einhufer.

(Tafel IV.)

Die Ordnung der Einhufer umfaßt nur wenige Thierarten, Pferd, Esel, Zebra, — die alle nur eine einzige Familie bilden. Die Füße sind bei ihnen mit einem einz'gen Hufe bekleidet. Sämmtliche Einhufer haben eine Mähne, leben heerdenweise, vertheidigen sich durch Beißen und durch Ausschlagen mit den Hinterfüßen und nähren sich nur von Pflanzen.

Das Pferd (Fig. 12)

ist als Hausthier mit den Menschen fast über die ganze Erde verbreitet, findet sich aber nirgends mehr eigentlich wild. Zwar jagen in Rußlands Steppen, in den Weide-Ebenen Südamerika's und ebenso in Inner-Asien ungeheure Heerden herrenloser Pferde umher, doch sind diese wohl nur verwildert, nicht eigentlich da wild zu Hause. Von Süd-Amerika wissen wir Das mit Sicherheit, weil dorthin die Pferde erst durch die Spanier eingeführt wurden, und die Millionen von Pferden, welche jetzt durch die Pampas rasen, sind nur Nachkommen solcher zahmen Pferde, die von ihren Besitzern verlassen wurden.

Der Esel (Fig. 13)

ist in den wüsten Gegenden Mittelasiens wild zu finden; verwildert kommt er in großen Heerden auch in Südamerika vor. Der wilde Esel ist grau und hat ein schwarzes Kreuz auf der Schulter, der zahme wechselt sehr in der Farbe. Jener ist kein träges, langsames, dummes Thier, und daß der Esel so verachtet wird, hat er wahrlich nicht verdient. Wir halten ihn schlecht und vergleichen ihn dann mit unserem Lieblinge, dem Pferde, — freilich fällt der Vergleich dann zum Nachtheile des armen Langohrs aus; wo man ihn besser hält, ist er stark, flink, ausdauernd, gelehrig und

auch schön, wie man Das leicht im Orient sehen kann, wo er auch die Staatswagen der Vornehmen zieht.

Der isabellfarbige Dschiggetai, etwas größer als unser gewöhnlicher Esel und auch stärker, heimisch in der großen Tatarei, wird jetzt mit vieler Sorgfalt und bestem Erfolge in Paris gezüchtet; man hofft, an ihm ein neues und sehr brauchbares Hausthier zu gewinnen, da er mit der Genügsamkeit des Esels doch eine größere Leistungsfähigkeit verbindet.

Das Zebra,

welches über den ganzen Körper mit schwarzen und weißen Querstreifen gezeichnet ist, lebt in Südafrika, ist aber sehr scheu, wild und bissig und darum schwer zu zähmen. Die Eingeborenen dortiger Gegend essen sein Fleisch; bei uns wird das schön gestreifte Fell geschätzt. Es gibt im südlichen Afrika noch ein ähnliches Thier, das Quagga, welches aber nur theilweise gestreift ist, auch sind die Streifen nicht schwarz, sondern braun. Dieses Thier schweift dort in großen Heerden umher und soll viele Wanderungen unternehmen.

Pferdejagd der Mexikaner.

Das Pferd ist bekanntlich asiatischen Ursprungs. In Amerika war dasselbe bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unbekannt. Erst im Jahre 1518, als Ferdinand Cortez mit einer Hand voll kühner Abenteuer die Eroberung Mexiko's, des großen, reichen und mit vielen Millionen gebildeter Einwohner bevölkerten Aztekenreiches, unternahm und glücklich durchführte, brachte er Pferde mit dahin, welche Bewunderung und Schrecken bei den Eingeborenen verbreiteten, da sie die Reiter für übernatürliche Wesen, mit ihren Pferden verwachsene Centauren, hielten. Im Laufe der Zeiten verwilderte das Pferd, und zahllose Heerden bevölkern jetzt die endlosen Savannen, namentlich der nördlichen Staaten des großen Kaiserreiches. Die Mexikaner finden es deßhalb häufig einträglicher, die wilden Pferde einzufangen und zu zähmen, als dieselben in der Gefangenschaft zu züchten. In Nachstehendem wollen wir im Geiste einer solchen Expedition folgen:

Um eine Pferdejagd, corrida de caballena mestenna genannt, auszuführen, versammeln sich fünfzig bis hundert, auf zwanzig Tage bis zu einem Monat mit Proviant versehene Männer und begeben sich an die Grenzen jener ungeheuren Ebenen, welche die Heimath der zahlreichen

Heerden verwildeter Pferde bilden. Hier vertheilen sie sich in Partien von Acht bis Zehn, um die Gegend nach Spuren der Pferdeheerden zu durchforschen. Dies ist nicht sehr schwierig, da die Verwüstung, welche die Wildheit der Thiere an den Bäumen angerichtet hat, leicht als Wegweiser dient.

Sobald sie sich von dem Vorhandensein eines Mustangtrupps vergewissert, richten sie ihr Augenmerk auf die Wasserlachen, da es natürlich, daß die Thiere stets einen Ort aussuchen, wo Wasser vorhanden, um ihren Durst zu löschen und die zahlreichen Wunden, die sie sich zuziehen, auswaschen zu können. Der scharfe Instinct der Leithengste sucht diese Tränken stets in den verstecktesten und unzugänglichsten Theilen der Wälder aus; dem Scharfsinn der Jäger gelingt es trotzdem, dieselben auszukundschaften.

Sobald die Tränke nun gefunden, machen sich die Jäger des Tages über an die Arbeit, sich gegen Abend, wo die Heerde zum Trinken kommt, zurückziehend. Vermittelst starker Pfähle und Strauchwerk, die mit Lasso's und anderem Lederriemenwerk verbunden worden, wird eine starke, weite Umzäunung, Corral genannt, errichtet, mit einem Eingange, der sich nach der Lagune zu öffnet und mit zwei starken Thoren verschlossen werden kann. Die Herstellung dieses Corral erfordert, je nach der Thätigkeit der Jäger, acht bis vierzehn Tage, während welcher Zeit sie Abends unter dem dunkeln Laube der Myrthe bivouakiren, den Tasago, d. i. in lange Streifen geschnittenes, leicht gesalzenes und an der Sonne getrocknetes Fleisch, mit Branntwein genießen und ihre Lieblingsgespräche führen, welche die Abenteuer bei ihren Begegnungen und Kämpfen mit den wilden Indianern zum Gegenstand haben.

Endlich ist der Corral fertig und mit Zweigen und Blättern so hergerichtet, daß er möglichst unverdächtig aussieht. Abends schon wagen einzelne vorlaute Pferde sich hinein, sprengen jedoch mit unruhig umherschweifendem Auge und gesträubter Mähne und bei dem kleinsten Geräusch mit Blitzesschnelle hinaus, um sich wieder mit den Gefährten zu vereinigen. Nun vertheilen sich die Jäger in Trupp von Fünf bis Zehn rings um den Corral, bilden in einer Entfernung von zwanzig Leguas einen Kreis, der sich täglich verengert und verhindern hierdurch, daß die Heerde, vielleicht mißtrauisch geworden, sich einen anderen Weide- und Wasserplatz wähle. Einige der gewiegtesten und erfahrensten unter den Jägern verbergen sich in der Nähe des Wassers und des Corral, um die Heerde Abends zu bespioniren und genau die Stunde der Tränke und die Richtung auszukundschaften, aus der die Mustaẞg

kommen. Endlich wird der Tag bestimmt, wo die Jäger sich vereinigen, frische Pferde besteigen, den Lasso in Bereitschaft, sich Abends am Corral und in seiner Nähe verbergen, um den Kampf zu wagen, der über das Schicksal der schönen, schnellen Kinder der Wildniß entscheiden soll. Unbeweglich und schweigend harren sie in ihren Verstecken der Ankunft der Pferde. Eine halbe Stunde vergeht, und nur der schrille Schrei eines Reihers, oder das dumpfe Brüllen der Rohrdommel unterbricht das Schweigen. Die Atmosphäre ist trüb und neblig; ein fernes, dumpfes Geräusch wird hörbar; es wächst, nähert sich; jetzt unterscheidet das geübte Ohr schon das Stampfen des Galopps; noch einige Minuten — und eine Heerde von drei Hundert prächtigen Pferden von untadelhaftem Wuchse, glänzend, voll Freude und Jugendfeuer, bietet sich den Blicken des Jägers dar. Es ist ein herrliches Schauspiel, diese stolzen, ungebändigten, leichtfüßigen Söhne der Freiheit zu beobachten, wie sie mit feurig-glänzenden Augen, reicher, fliegender Mähne und hochgehobenem Schweife jedes Hinderniß, das ihnen in den Weg kommt, prachtvoll überspringen. Jetzt stürzen sie sich in's Wasser, wälzen sich darin, dann kommen sie wieder heraus, betrachten sich in der Fluth und machen tausend lustige Capriolen und Sätze. Aber die Stunde hat geschlagen. Alle Jäger stoßen ein laut gellendes Geschrei aus und schließen ihren Zirkel.

Die Mustangs, erschreckt und in Wuth gerathen, versuchen, sich einen Ausweg zu öffnen; aber überall treffen sie Menschen und Hindernisse, nur nicht in der Richtung des Corral; Alle drängen sich dahin, von allen Seiten stürzen sie hinein, zugleich schlagen aber auch die ungeheueren Thore hinter ihnen zu. So wie die Pferde merken, daß sie in eine Falle gerathen, und gleichsam im Vorgefühl des knechtischen Joches, das ihnen der Mensch aufzulegen gedenkt, bemächtigt sich ihrer eine Wuth und Angst, die keine Grenzen kennt. Die Augen funkeln, das Maul ist weiß von Schaum, voll Wuth beißen sie in die Pallisaden des Corral und versuchen, mit ihrer kraftvollen Brust oder den Schlägen der Hinterfüße die Umzäunung zu durchbrechen, die sie hindert, in die Freiheit zurückzujagen; furchtbar scharren sie die Erde, Dampf steigt aus ihren schweißbedeckten Flanken und strömt aus den aufgeblasenen Nüstern, — manche richten sich zu Grunde und sterben. Bisweilen passirt es aber auch, daß alle auf einmal, als ob sie von den Furien geritten wären, auf Eine Stelle des Corral losstürzen, sich gegen die Pallisaden drängen, sie durchbrechen und wie ein wildes Wasser hinausstürzen; dann kann weder das Geschrei, noch die Anstrengung und die Lasso von tausend Jägern sie mehr zurückhalten: was ihnen in den Weg kommt, wird unter den Hufen

zermalmt, der Wald in seinem größten Dickicht durchbrochen; ein furchtbares Krachen, als ob der ganze Wald zerstampft würde, oder als ob ein Berg auf den andern fiele, erfüllt die Luft; eine ungeheure Sand- und Staubwolke verbirgt noch kurze Zeit die Flucht der Pferde, aber in wenigen Minuten zeigt tiefes Schweigen, daß sie bereits Meilen zwischen sich und ihre Verfolger gebracht. Tritt solch' ein Unglücksfall ein, so sind alle Anstrengungen und Entbehrungen der Jäger vergebens gewesen, und viele von ihnen liegen mehr oder weniger verwundet am Boden.

Hat dagegen der festgebaute Corral den mächtigen Anprall ausgehalten, so läßt man die Pferde sich sechs Tage ohne Speise und Trank abmatten und führt sie dann, schwach und erschöpft, durch zahme Stuten in die Rancho's, wo sie bald durch die Gewalt des mexikanischen Gebisses, die Wucht der Peitsche und die Schärfe der ungeheuren Sporen die Herrschaft des Menschen erkennen und sich vor ihr beugen.

Die Heerden wilder Pferde.

Alle Reisenden, welche die Ebenen vom Plataſtrome nach Patagonien durchzogen haben, reden von den zahlreichen Schaaren wilder Pferde, und einige wollen Haufen von hundert Tausend gesehen haben. Sie scheinen unter einem Anführer zu stehen, dem stärksten und kühnsten des Schwarmes, und ihm unbedingt zu gehorchen. Ein innerer Instinct sagt ihnen, daß ihre Sicherheit in ihrer Vereinigung beruht. Der Löwe, der Tiger und der Leopard sind ihre gefährlichsten Feinde. Auf ein allen verständliches Zeichen drängen sie sich bei Annäherung der Gefahr in einen dicht geschlossenen Haufen und treten ihren Feind mit den Füßen, oder nehmen die Stuten und Füllen in die Mitte eines Kreises, den sie bilden, und schlagen hinten aus. Bei dem Angriffe geht der Anführer zuerst der Gefahr entgegen, und wenn die Klugheit Flucht gebietet, folgen ihm alle. In den schwach bevölkerten Gegenden Südamerika's ist es nicht ohne Gefahr, unter diese wilden Pferde zu gerathen. Sie kommen so nahe, als möglich, wiehern dem Rosse, das einen Reiter trägt, laut zu, und wenn der Reisende nicht auf seiner Hut ist und sein Pferd nicht mit starkem Arme regieren kann, so wird es ihn abwerfen und zu dem wilden Haufen eilen. Der Engländer Head, der vor einigen Jahren die Ebenen am Plataſtrome durchreiste, gibt uns anziehende Nachrichten über die Art, wie die Bewohner jener Gegend, die Gaucho's, ihre Pferde behandeln. Sie haben weder Ställe, noch eingefriedigte Weiden.

Gewöhnlich steht ein Pferd vor der Thüre der Hütte angepflöckt und wird in der Nacht mit Mais gefüttert, oder man schließt mehrere derselben in einen aus eingerammten Pfählen gebildeten Kreis, Corral genannt. Die Stuten werden in Südamerika nie geritten oder gezähmt, sondern ziehen frei mit ihren Füllen herum. Braucht der Gaucho Pferde für sich oder für Reisende, so geht er entweder mit seiner Schlinge (lasso) in den Corral, wählt diejenigen, die vielleicht Tags vorher zum ersten Male einen Reiter getragen haben, und kehrt mit einem sich sträubenden Gefangenen zurück. Haben die Pferde ihre Dienste geleistet, so bringt man sie entweder in den Corral zurück, wo man sie mit etwas Mais füttert, oder man läßt sie wieder in die Ebene laufen. Die Schlinge, womit der Gaucho die Pferde einfängt, besteht aus starken geflochtenen Riemen von rohen Häuten, etwa vierzig Fuß lang, und wird durch Einschmieren mit Fett geschmeidig erhalten. An einem Ende befindet sich ein eiserner Ring, $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, durch welchen der Riemen gezogen ist, so daß er eine Schlinge bildet. Das eine Ende der Schlinge ist an den Sattelgurt befestigt, der andere Theil sorgfältig um die linke Hand gewickelt, aber von dem die eigentliche Schlinge bildenden Theile bleiben ungefähr zwölf Fuß übrig, die der Reiter zum Theil mit der rechten Hand faßt. Er schwingt dann die Schlinge rings um den Kopf, während das Gewicht des Ringes am Ende derselben es ihm möglich macht, bei einer steten kreisförmigen Bewegung sie weit hinaus zu werfen. Mit dieser Schlinge holt der Gaucho aus einem vollen Corral ohne große Mühe die Pferde, die er braucht. Die Thiere sträuben sich anfangs und wollen, wenn sie aus dem Corral kommen, davonlaufen, aber Gehülfen sind schnell hinter ihnen her, werfen ihnen eine Schlinge um die Beine und ziehen sie so fest an, daß das Pferd niederstürzt. Alsbald sitzt ein Gaucho auf dem Kopfe des Pferdes und schneidet ihm mit seinem langen Messer die Mähne ab, während ein anderer die Haare vom Ende des Schwanzes abschneidet. Dies ist ein Zeichen, daß das Pferd einmal geritten worden ist. Dann legt man dem Thiere ein Stück Leder in den Mund, das die Stelle des Gebisses vertreten muß, und eine starke Halfter um den Kopf und sattelt es, wobei sich das Pferd meist sehr unbändig zeigt. Der Gaucho, der es besteigen will, legt seine langen und scharfen Sporen an, und während zwei Männer das Pferd bei den Ohren halten, schwingt er sich in den Sattel, der sehr fest geschnallt wird, und faßt die Halfter, die man ihm zuwirft. Das Pferd sprengt alsbald davon, und von dem Reiter gespornt, sucht es ihn abzuwerfen. Das Schwierigste ist, die Pferde in den

Corral zurückzubringen. Sie sind so scheu geworden, daß sie sich heftig dagegen sperren, während der Reiter sie nur durch Peitschen bis an den Eingang bringen kann, wo man sie absattelt und entzäumt. Will der Gaucho ein wildes Pferd einfangen, so besteigt er ein Thier, das schon einmal dazu gebraucht worden ist, und reitet in die Ebene. Sobald er seiner Beute nahe ist, wird die Schlinge um die Hinterbeine des Thieres geworfen. Dann reitet er ein wenig auf die Seite und zieht dadurch des gefangenen Pferdes Füße gleichfalls seitwärts. Ehe das Thier sich von dem Falle erholen kann, springt der Reiter ab und wirft seinen Mantel ihm über den Kopf. Darauf legt er ihm ein starkes Gebiß an, schnallt ihm den Sattel auf, besteigt es und nimmt ihm den Mantel vom Kopfe; das bestürzte Thier springt auf und sucht den neuen Gebieter abzuwerfen, der es aber so geschickt zu bändigen versteht, daß es bald seine Schnelligkeit und Kräfte dazu leiht, seine wilden Gefährten einzufangen. Diese Pferde in den südamerikanischen Ebenen gleichen in ihrer Gestalt sehr dem spanischen Pferde, von welchem sie abstammen. Obgleich durch Furcht, Peitsche und Sporn gezähmt, gibt es doch kein Pferd, das seine Klugheit und seine Stärke so schnell dem Dienste des Menschen widmet. Sie zeigen eine außerordentliche Schnelligkeit und sind fähig, große Beschwerden zu ertragen. Unter dem Sporn des grausamen Gaucho müssen sie oft ununterbrochen eine Strecke von mehr als zwanzig Meilen, dritthalb Meilen in einer Stunde, zurücklegen. Wie die arabischen Pferde, kennen die südamerikanischen kein Mittel zwischen Schritt und Galopp. Die Stuten werden zuweilen geschlachtet, um zur Nahrung zu dienen, besonders bei großen Festlichkeiten, wobei das mit Branntwein vermischte Blut des Thieres gewöhnlich nicht fehlt. Auf den von der sengenden Sonne verbrannten Ebenen Südamerika's ist das Wasser oft sehr selten, und die armen Thiere befällt dann eine Art von Wahnsinn, worin sie ihre Gelehrigkeit verleugnen. Sie stürzen sich wild in jeden Teich und See, und oft hat man rings um ein solches Wasser die Ueberreste derjenigen gefunden, die im Gedränge gefallen waren.

Die wilden Pferde in der Tatarei werden leicht gezähmt, sind aber den amerikanischen ganz unähnlich. Kommt ein gezähmtes Pferd, unbeschützt von seinem Herrn, ihnen nahe, so fallen sie es mit Beißen und Ausschlagen an und tödten es bald. Sie unterwerfen sich aber ohne große Schwierigkeit der Herrschaft der Menschen und werden sehr folgsam und treu. Das Fleisch der Pferde wird von den Tataren häufig gegessen, zwar nicht roh, wie von den Indianern in Südamerika, aber die bei ihnen gewöhnliche

Bereitungsart ist für den Europäer nicht sehr einladend. Sie schneiden das Fleisch in Streifen, die sie unter den Sattel legen, und wenn sie acht bis zehn Meilen geritten sind, ist es mürbe. Bei allen Gastmählern ist ein Pferdekopf das Lieblingsgericht. Man sieht zuweilen Haufen von wilden Pferden in dem inneren Afrika, in San=Domingo, in den Wüsten Arabiens und in einigen anderen Gegenden, aber nirgend kommen sie den gezähmten Pferden an Gestalt, Stärke oder Schnelligkeit gleich.

Gutes Gedächtniß.

W. C. L. Martin erzählt in seiner History of the horse: „General Paster von der ostindischen Armee war ungewöhnlich wohlbeleibt und schwer. Als er zu Madras stand, kaufte er ein neues Streitroß; dieses ließ ihn auch einige Male willig aufsteigen, dann fand es aber die Last zu groß, legte sich, so oft er in den Sattel wollte, fest auf den Erdboden und war durch kein Mittel zum Aufstehen zu bringen. Die Soldaten konnten jedesmal das Lachen nicht unterdrücken, und so fand der General für gut, sein Roß einem jungen Offizier zu überlassen, der in einer fernen Gegend sein Quartier hatte. Dorthin kam nach zwei Jahren auch General Paster auf einer Inspectionsreise, die er im Palankin machte. Am folgenden Tage mußten die Soldaten vor ihm aufmarschiren, und er verlangte ein starkes Pferd, das im Stande wäre, ihn zu tragen. Ganz zufällig fiel die Wahl auf sein altes Streitroß, welches herbeigeführt wurde, aber sich, sowie er es beim Zügel nahm, augenblicklich niederwarf, was es seither nie wieder gethan hatte, seitdem er es abgeschafft. Unter allgemeinem Gelächter, in welches der General herzlich mit einstimmte, wurden alle Versuche gemacht, das verstockte Thier zum Aufstehen zu bringen, aber vergeblich."

Das hülfeleistende Pferd.

Ein norwegischer Bauer ritt aus einer fröhlichen Gesellschaft nach seiner Wohnung zurück. Die genossenen geistigen Getränke hatten ihn schläfrig gemacht, und sehr bald schlief er auf dem Pferde wirklich ein. Das Pferd aber erkannte den Zustand seines Reiters und ging außerordentlich vorsichtig. An einer Stelle des Weges jedoch war der Boden durch den Regen so glatt und schlüpfrig geworden, daß das Thier ausglitt und der Bauer von dieser Bewegung aus dem Sattel stürzte. Unglücklicher

Weise blieb er aber im Steigbügel hängen. Das Pferd blieb sogleich stehen, sah den Reiter an, als ob es sein Aufstehen erwartete; allein dieser, der natürlich wach geworden war, bemühte sich vergebens, den Fuß aus dem Steigbügel zu befreien: er konnte nicht aufstehen, da er den Fuß nicht auf den Boden bringen konnte. Nun bog das Pferd seinen Kopf herab, faßte mit den Zähnen den Rockkragen seines Herrn und hob diesen so weit in die Höhe, daß er seinen Fuß aus dem Steigbügel losmachen und dann wieder aufsteigen konnte. Der dankbare Norwege vergaß diesen Dienst seines Thieres nicht und pflegte dasselbe so lange, bis es vor Alter starb.

Das Pferd und der Geldbeutel.

Der berühmte polnische General Kosciuszko, welcher im Jahre 1817 in der Schweiz starb, war ein sehr wohlthätiger Mann. Er theilte den Armen zu, was er entbehren konnte, und mitunter wohl auch noch mehr. Eines Tages wurde er unerwartet abgehalten, einer etwas entfernt von ihm wohnenden armen Familie persönlich die Unterstützung zu bringen, welche er ihr immer an diesem Tage zufließen ließ. Nun wußte er, daß die armen Leute ihn mit Zuversicht erwarten würden, und wollte sie nicht vergeblich harren lassen. Er bat also seinen Nachbar, einen wackeren Landmann, der Familie das für sie Bestimmte zu überbringen. Dieser war sogleich bereit, und der General lieh ihm noch zur Erleichterung des Auftrages sein Pferd. Der Landmann richtete zwar seinen Auftrag richtig aus, kam aber sehr spät wieder, und als er den General erblickte, war sein erstes Wort: „Das Pferd mag ich in meinem Leben nicht wieder reiten, wenn Sie mir nicht auch Ihren Geldbeutel mitgeben.“ Verwundert fragte der General, was er damit meine, und erhielt zur Antwort: „So oft mir auf der Straße ein armer Mann begegnete, den Hut hinhielt und um ein Almosen bat, stand das Pferd still und war nicht von der Stelle zu bringen, bis der Bittende Etwas erhalten hatte. Zum Unglück bestand aber meine ganze Baarschaft in zwei kleinen Geldstücken. Nachdem ich diese ausgegeben hatte, mußte ich mich, so leid es mir that, stellen, als würfe ich den armen Leuten Etwas in den Hut, um nur das Pferd zu befriedigen.“ — Das Pferd hatte sich also, da sein wohlthätiger Herr bei keinem Menschen vorüberritt, der ihn mit bittender Geberde nahte, nach und nach daran gewöhnt, so lange still zu stehen, bis derselbe den Arm ausstreckte, um die Gabe dem Bittenden zu reichen.

Digitized by Google

Das mitleidige Pferd.

Zwei Reitpferde, ein jüngeres und ein älteres, hatten mehrere Jahre in einem Stalle dicht neben einander gestanden, gefressen und geschlafen, und so im Laufe der Zeit eine große Zuneigung zu einander gefaßt. Das ältere war dabei fast zu alt geworden; es konnte nicht einmal me r sein Futter ordentlich kauen, weil seine zu lang gewachsenen Zähne es daran hinderten. Es fing darum an, zusehends abzumagern. Der Herr der beiden Rosse dachte nun ernstlich darauf, sich des alten Thieres zu entledigen. Die Gelegenheit dazu hatte sich aber noch nicht gefunden, als sich das Aussehen desselben plötzlich vortheilhaft veränderte. Es nahm wieder zu, sein Fell erhielt neuen Glanz, und es schien neue Kraft zu bekommen. Wie das zuging, konnte sich Niemand erklären, bis ein Stallbedienter einmal das Thier anhaltend beobachtete. Da sah er denn, nachdem den Pferden der Hafer in die Krippe geschüttet und ihr Antheil Heu in die Raufe gethan worden war, daß das jüngere Pferd schleunig seine Mahlzeit hielt, hierauf aber seinem alten Nachbar Hafer und Heu klein kaute und dann in die Krippe zurückfallen ließ, so daß Beides von dem alten Thiere bequem verzehrt werden konnte. Diese Sorgfalt für den alten Genossen setzte es so lange fort, bis derselbe nach einigen Monaten doch eine andere Bestimmung erhielt und für immer von ihm getrennt wurde.

Hat dieses Pferd nicht mehr für seinen Kameraden gethan, als mancher Mensch für seinen Bruder thut?

Der Kosack und sein Pferd.

Im Kriegsjahr 1813 wurde ein einzeln streifender Kosack von drei Franzosen übermannt und seines Pferdes beraubt. Einer derselben schwang sich auf dasselbe und sprengte im vollen Galopp davon. Da er schon eine ziemliche Strecke fort war, und der Kosack sich auch die anderen zwei vom Halse geschafft hatte, that er einen gewaltigen Pfiff, durch den er gewöhnlich sein Pferd zu rufen pflegte. Das treue Thier kehrte um, ohne daß es sein ungewohnter Reiter verhindern konnte, und lief mit Blitzesschnelle zu seinem Herrn zurück, der nun Gelegenheit hatte, den Räuber seines Pferdes gefangen zu nehmen.

Das Ulanenroß.

Am 17. Juli 1866 erhielt die Brigade Rheinbaben Befehl, zu der Avantgarde des zweiten Armeecorps zu stoßen. Sie brach deßhalb Abends

sechs Uhr von Staats auf und marschirte bei stark überzogenem Himmel und dichtem Regen bis neun Uhr. Der Weg war uneben und erschwerte den Pferden das Gehen außerordentlich; dabei war es so dunkel geworden, daß man kaum zehn Schritte weit sehen konnte. Nachdem der Marsch bis auf eine Meile zurückgelegt war, fiel ein Pferd der zweiten Escadron des ersten Garde-Ulanen-Regiments vor Ermüdung um und blieb wie todt liegen. Der Reiter sattelte ab, erwartete die nachkommende Bagage und traf am nächsten Morgen auf dem Bivouakplatz ein, wo er dem Wachtmeister Meldung von dem Verluste machte. Nach einiger Zeit durchgeht der Wachtmeister die Schwadrongasse und sieht das todtgemeldete Pferd in seinem Zuge und seinem Gliede stehen. Dasselbe war, nachdem es sich erholt hatte, der Spur des Regiments in finsterer Nacht gefolgt, hatte sich durch die im Dorfe bivouakirenden Garde-Dragoner hindurch gestolpert, ferner eine Batterie passirt, das ganze zweite Garde-Ulanen-Regiment, als nicht seines Gleichen, links liegen lassen, und war richtig auf dem ihm gebührenden Platze im Zuge und Gliede seines Regiments eingerückt.

Ein Pferd rettet einem Hunde das Leben.

Ein Herr zu Bristol besaß ein Windspiel, welches in dem Stalle eines außerordentlich schönen fünfjährigen Jagdpferdes gehalten wurde. Beide Thiere faßten große Neigung zu einander. Das Windspiel lag immer unter der Krippe neben dem Pferde, und dieses war höchst unglücklich und unruhig, wenn es den Hund nicht sah. Der Herr beider Thiere kam oft in den Stall, um den Hund mit spazieren zu nehmen. Dann sah sich das Pferd immer sehr besorgt nach dem Hunde um und wieherte auf eine Weise, als ob es sagen wollte: Ich möchte auch mit. Kehrte hierauf der Hund in den Stall zurück, so wurde er mit einem lauten Gewieher bewillkommt. Er lief zum Pferde hin und leckte ihm die Nase, wogegen ihn das Pferd auf dem Rücken mit den Zähnen kratzte. Als eines Tages der Reitknecht auf dem Pferde ausritt und das Windspiel zur Gesellschaft mitnahm, fiel ein großer Hund über das letztere her und bekam es bald unter sich. Sogleich legte das Pferd die Ohren an den Kopf, rannte aller Anstrengungen des Reitknechts ungeachtet auf den fremden Hund zu, faßte ihn mit den Zähnen am Rücken, schüttelte ihn, bis ein Fetzen Haut losriß, und nöthigte ihn zur schleunigsten Flucht.

Das war treue Freundschaft, die auch in der Noth Beistand leistete.

Klugheit und Treue eines Pferdes.

Ein Freund des Professors Krüger zu Halle ritt einmal in einer dunkeln Nacht durch ein Gehölz und hatte das Unglück, sich mit dem Kopfe so stark gegen einen Baumast zu stoßen, daß er betäubt vom Pferde fiel. Das Pferd kehrte sogleich nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Hause zurück, wo der Freund gewesen war. Die Thüre war verschlossen, und die Bewohner hatten sich bereits schlafen gelegt. Es machte aber so lange Lärm an der Thüre, bis der Hausherr aufstand und zu seiner nicht geringen Verwunderung das Pferd seines Bekannten erblickte. Da er vermuthete, daß diesem ein Unglück begegnet sei, so ging er hinaus, und das Pferd führte ihn nun an die Stelle, wo sein Herr in Ohnmacht lag.

Hier liegt doch ohne Zweifel eine Ueberlegung zu Grunde. Das Pferd hatte doch unfehlbar gedacht: „Was mache ich? Wie rette ich meinen Herrn? Wer hilft mir? Ich will seinen Freund holen; ich mache Lärm an der Hausthür, daß er aufwacht; ich führe ihn dann hierher.“ Der Instinct hat das treue Thier wahrlich nicht so handeln heißen.

Beobachtungsgabe und Klugheit eines Pferdes.

Auf dem Gute Viewfield in England kam im November 1870 ein merkwürdiges Beispiel von Klugheit eines Pferdes vor.

Der Besitzer des Gutes, Namens Currie, wurde eines Abends durch den Lärm in seinem Pferdestalle aufmerksam gemacht, wobei er deutlich hören konnte, wie eines von seinen Ackerpferden beständig schnaufte und mit den Füßen in aufgeregter Weise auf den Boden stampfte. Er begab sich denn sogleich hin zum Pferdestalle, um zu sehen, was denn dort los wäre, und er fand, daß der Lärm von einem der Pferde gemacht wurde. Allein wie die Untersuchung ergab, fehlte diesem Pferde nicht das Geringste, und es war bei ihm Alles in bester Ordnung. Weil es aber noch immer im Stampfen fortfuhr, selbst als Herr Currie schon im Stalle war, und dabei den Kopf in der Richtung auf ein anderes Pferd in einem Nachbarverschlage hinlenkte, so wurde er dadurch auf dieses Pferd aufmerksam gemacht, und siehe da! er fand auf den ersten Blick, daß das Pferd dem Erhängungstode nahe war, indem sich der Halfter, womit es an der Wand befestigt war, ihm rings um den Hals herum geschlungen hatte. Schleunig befreite er jetzt das gefährdete Pferd, worauf alsbald auch das erstgedachte voll-

kommen ruhig wurde. Eine Extra-Metze Hafer wurde dem klugen Thiere sofort als Belohnung in die Krippe geschüttet.

Das Pferd hatte also begriffen, daß sich sein Nachbar in gefährlicher Lage befand, hatte sich auf ein Mittel besonnen, Hülfe herbeizurufen, und hatte dieses Mittel bis zum Erfolge angewendet.

Das treue Pferdchen.

Ein englischer Marketender hatte ein niedliches braunes Pferdchen aufgezogen, Namens Capdy. Er aß nie, ohne sein Pferd an der Seite zu haben und ihm Brod nebst ein wenig Wein zu geben. Auch schliefen sie Nachts neben einander. Kurz der Mann behandelte das kleine Thier wie einen guten Freund. Während der Schlacht von Maupertuis aber, als der Mann in einem Weinberge versteckt lag, wurde er vom Feinde überrascht, getödtet und ausgeplündert. Einer der Soldaten bemächtigte sich des Pferdchens, konnte es aber nicht lange behalten, denn Capdy riß bei der ersten Gelegenheit aus, floh querfeldein und schwamm durch den Kanal von Calais nach Dover. Unaufhaltsam richtete es seinen Lauf nach der Wohnung seines Gebieters, die sieben Stunden von dieser Stadt entfernt war. Als es dort ankam, erhob es ein freudiges Wiehern, in der Hoffnung, seinen Herrn zu finden. Die Nachbarn überhäuften es mit Liebkosungen, gaben ihm zu essen und trugen die größte Sorgfalt für dasselbe. Als sich jedoch nach Verlauf einiger Tage sein Herr noch immer nicht sehen ließ, nahm Capdy keine Nahrung mehr zu sich und starb in kurzer Zeit darauf vor Kummer.

Anhänglichkeit.

In der Schlacht bei Jena wurde nicht weit von einem Flusse ein Trompeter erschossen. Sein Pferd blieb bei der Leiche des Herrn stehen, bis er erkaltet war, und wollte sich von den Herannahenden durchaus nicht fangen lassen. Der Kaiser, Napoleon I., der zufällig hiervon Kunde bekam, befahl, das Thier zu beobachten. Nachdem man den Leichnam des Herrn verscharrt hatte, ging das Pferd langsamen Schrittes dem Flusse zu, stürzte sich hinein und suchte den Tod in den Wellen.

Diese Liebe und Treue eines Thieres haben etwas wahrhaft Ergreifendes; das Pferd hängt so an seinem Herrn, daß es ohne ihn nicht leben mag. Was übrigens an dieser sehr bekannten Geschichte besonders

merkwürdig ist, das ist der Umstand, daß das Pferd seinem Schmerze wirklich die tragische Folge gibt; daß es sich ausdenkt, wie es seinem Leben ein Ende machen kann, und daß es den Plan dann wirklich auch ausführt.

Der gerettete Valenta.

Ein dem in Malta befindlichen Capitän Dundas gehöriger Esel wurde auf die Fregatte Ister gebracht, welche unter dem Befehle des Capitäns Forest von Gibraltar nach Malta segeln sollte. An dem Vorgebirge de Gata in Spanien gerieth das Schiff auf eine Sandbank. Da man so nahe am Lande war, daß man die Küste sehen konnte, wurde der Esel in's Meer gelassen. Es schien indeß unmöglich, daß das Thier das Land erreichen konnte, weil die Wellen außerordentlich hoch gingen. Doch der Esel gelangte an's Ufer und erschien in einigen Tagen an den Thoren von Gibraltar. Als man ihn eingelassen hatte, begab er sich in seinen Stall zu dem Kaufmann Weeks, zu dessen nicht geringer Verwunderung, weil er glaubte, das Thier wäre durch irgend einen Zufall gar nicht auf das Schiff gekommen. Nach der Rückkehr der Fregatte klärte sich das Räthsel auf, und es zeigte sich, daß Valenta, so hieß der Esel, nicht blos an's Land geschwommen war, sondern auch seinen Weg vom Cap de Gata nach Gibraltar, welche über fünfzig Stunden auseinander liegen, durch eine gebirgige, von Strömen durchschnittene Gegend und in so kurzer Zeit gefunden hatte, daß er keine falsche Richtung eingeschlagen haben konnte. Daß er auf dem Wege nicht aufgehalten worden war, erklärte man sich durch den Umstand, daß früher Verbrecher auf ihm gepeitscht worden waren. Dies erkannten die Bauern, welche vor solchen Eseln einen abergläubischen Abscheu haben, an den Löchern in seinen Ohren, woran die Verbrecher festgebunden zu werden pflegen.

Die Esel von Chatanooga.

Es ist eine bekannte Sache, wie ihrer Zeit die schnatternden Gänse das Capitolium retteten. Als in der Dunkelheit der Nacht die Gallier über die Mauer klettern wollten, wurden die Gänse unruhig, fingen an zu schnattern, — durch den Lärm wurde der Consul Manlius geweckt, und dieser schlug glücklich die Ueberrumpelung zurück In dem schrecklichen, blutigen Kriege der Conföderirten gegen die Nordamerikanische Union, 1861

bis 1865, kam aber ein Fall vor, in welchem unvernünftige Thiere, und zwar die „dummen Esel“, nicht durch Lärm Hülfe herbeiriefen, sondern für sich allein den Feind angriffen und in die Flucht schlugen.

Vor dem Lager des unionistischen Generals Hooker befand sich ein Artilleriepark und, noch weiter vorgeschoben, ein umschlossener Raum von drei Hundert aufgeschirrten Mauleseln. Die Conföderirten unternahmen einen Ueberfall auf das Lager. Auf die ersten Schüsse wurden die Thiere unruhig; sie erschraken und entsetzten sich. Eins derselben sucht durch die Pallisaden zu entkommen und durchbricht sie; alle anderen folgen. Der Zufall wirft sie in directer Linie auf den Feind. In der Dunkelheit der Nacht bildet dieser sich ein, von einer größeren Cavaleriemasse chargirt zu werden, und macht Kehrt, flieht, so lange es die Beine erlauben, läßt die ganze Bagage hinter sich und außerdem sechzehn Hundert ganz neue Flinten.

So hatten die Esel von Chatanooga, ohne es zu wissen, den Feind in die Flucht geschlagen und vielleicht die Unionisten vor einer schweren Niederlage bewahrt.

Die kluge Eselin.

Für so dumm man auch den Esel zu halten pflegt, so schlau weiß er sich doch bisweilen zu benehmen. Eine Eselin wurde von ihrer Gebieterin, einer Milchfrau, ungeachtet des Nutzens, den sie diesem Weibe leistete, sehr grausam behandelt. Die Hartherzige trieb das von Natur langsame Thier mit einem Dornenstecken zum Laufen an und schlug es bis auf's Blut. Was hat die gemißhandelte Eselin zu thun? Sie nimmt, als sich die Alte entfernt hatte, geschwind die Geißel auf und versteckt sie unter einem Misthaufen. Da die Peinigerin ihr Instrument auch hier fand, so trug die Eselin dasselbe das nächste Mal über hundert Schritte vom Stalle weg auf die Landstraße.

Der treue Esel.

Am heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeste 1829 kamen drei Studenten aus Göttingen, welche die Ferien in der Heimath zubringen wollten, in Bodenfeld an. Trotz aller Warnung zogen sie am anderen Morgen bei ungewöhnlich hohem Schnee weiter, nahmen aber einen Mann mit einem Esel mit, um sich Bahn machen zu lassen. Die Studenten kamen glücklich nach Hause, aber der Führer nicht zu seiner Familie. Drei Tage nachher sah ein Reisender nahe am Wege ein ganz mit Schnee bedecktes Thier. Er

Zweihufer.

Digitized by Google

trat näher und erkannte einen Esel, zu dessen Füßen das Bein eines Mannes aus dem Schnee hervorsah. Man räumte den Schnee weg und fand in dem Verunglückten den Führer der Studenten. Drei Tage und Nächte hatte der treue Esel trotz der schneidenden Kälte, ohne Etwas zu fressen, bei seinem armen Herrn ausgehalten.

Die Zweihufer.

(Tafel V.)

Zwei große Zehen sind jede mit einem besonderen Hufe umkleidet; weiter nach hinten und oben stehen noch zwei kleine, die sogenannten Afterzehen, mit welchen aber gar nicht aufgetreten wird, und die bei einzelnen Thieren sogar ganz fehlen. Eckzähne haben die Zweihufer gar nicht und Vorderzähne nur im unteren Kiefer. Sie sind Pflanzenfresser und heißen auch Wiederkäuer, weil sie ihre Speise doppelt kauen. Dazu haben sie einen vierfachen Magen. Das Futter geht, wenn es grob gekaut ist, durch den Schlund in den Pansen oder Wanst, die größte Magenabtheilung, von wo es in einen andern, den Netzmagen, die Haube oder Mütze geschoben und da erweicht wird. Sodann wird es wieder in den Mund zurückgedrückt, da nochmals gekaut und nun in die dritte Magenabtheilung, den Psalter oder Blättermagen hinabgeschluckt. Der schiebt es endlich in den Labmagen, welcher nun die eigentliche Verdauung besorgt. Doch finden auch hier Abweichungen statt; Lama und Kameele haben z. B. keinen Blättermagen, und das wiedergekäuete Futter geht bei ihnen sogleich in den Labmagen.

Dieser zusammengesetzte Verdauungs-Apparat muß uns in Erstaunen setzen; bei näherer Betrachtung finden wir aber auch hier wieder die wunderbarste Uebereinstimmung nach allen Seiten hin. Mutter Natur hat diesen Thieren die Eckzähne versagt, hat ihnen auch keine Schneidezähne in den Oberkiefer gegeben, sie sind also nicht fähig, andere Thiere zu zerreißen, sich von Fleisch und Blut zu nähren; auf Gras und Kräuter sind sie angewiesen. Die Nahrungsstoffe in diesen Pflanzen vermöchten jedoch nicht, so große Thiere zu erhalten, wenn nicht sehr große Massen des Futters eingenommen würden, und dieses Futter wieder in ausgiebigster Weise verarbeitet würde, um Alles, was von Nahrungsstoff darin enthalten ist, herauszuziehen. An Fleisch und Blut

wäre nur eine geringe Masse nöthig, um wieder Fleisch und Blut genug zu erzeugen; des Grases bedarf es unverhältnißmäßig mehr. Da hat nun die Vorsehung gesorgt, daß dieses minder ausgiebige Futter in desto größerer Menge eingenommen werden kann, daß es mehrfach bearbeitet, doppelt gekaut und durch die verschiedenen Säfte in den einzelnen Magenabtheilungen weit mehr ausgesogen wird, als die Fleischnahrung der Raubthiere, so daß auch das letzte Bischen Nahrungsstoff dem Thiere noch zu Gute kommt.

Die Wiederkäuer sind für den Menschen die nützlichsten aller Thiere. Wie ganz anders würde sich unser Leben gestalten müssen, wenn wir das Rindvieh, die Schafe und Ziegen nicht mehr hätten, und wenn der Bewohner der heißen Gegenden auch sein Kameel und der Südamerikaner sein Lama entbehren müßte?

Das Kameel

hat entweder Einen Fetthöcker auf dem Rücken, dann heißt es Dromedar oder gemeines Kameel (Taf. V, Fig. 1), oder es hat deren zwei, dann nennen wir es Trampelthier. Dieses letztere kommt auch auf der Halbinsel Krim als Hausthier vor; sonst sind die Kameele nur in Asien und Afrika zu Hause, wo sie aber in vielen Gegenden den einzigen Reichthum der Menschen ausmachen. Sie dienen zum Reiten, Ziehen, Lasttragen, Pflügen, ziehen im Kriege die Kanonen, liefern eine nahrhafte Milch, und ihr Fleisch wird gegessen, ihre Haut zu Leder verarbeitet, und ihre Haare geben grobe Zeuge, Filzdecken und dergl.

Als ganz besondere Merkwürdigkeit wurde bei uns immer angeführt, das Kameel habe einen besonderen Wassermagen, den es bei passender Gelegenheit trinkend fülle, und von diesem Vorrathe zehre es, wenn dann die Zeit der Noth komme. Darum könne es so lange aushalten, ohne zu trinken; habe es doch einen Sack des reinsten, klaren und frischen Wassers stets bei sich und könne da ganz nach Belieben seinen Durst stillen. Das klang nun freilich sehr verwunderlich, — frisches Wasser im Bauche eines warmblütigen Thieres! Aber es mußte wahr sein, denn — wurde hinzugefügt — die Araber wissen Das sehr wohl, und wenn sie auf der Reise durch die Wüste kein Wasser mehr haben und nirgends eine Quelle finden, wenn sie dem Verschmachten nahe sind, — dann schlachten sie in der höchsten Noth ein Kameel und laben und erfrischen sich wieder an dem köstlichen Wasser, das es — — für sie aufgehoben hat. Nun wissen aber die Araber von dieser ganzen Historie kein Sterbenswörtchen, und es ist noch nie Einem

eingefallen, Wasser in einem Kameele suchen zu wollen, — kurz, die ganze Geschichte ist naturhistorischer Aberglaube.

Wahr ist aber, daß die Kameele acht Tage ohne zu trinken aushalten können; die großen Zellen des Magens befeuchten durch ihre Absonderung das Futter und machen dadurch das Zuführen einer andern Feuchtigkeit entbehrlich. Diese Fähigkeit, lange auszuhalten, ohne trinken zu müssen, seine Geduld und Ausdauer, seine Schnelligkeit und Stärke und seine Bescheidenheit hinsichtlich des Futters machen das Kameel zu dem köstlichsten Geschenke, das der Himmel den Bewohnern der trocknen, sandigen Gegenden Asiens und Afrika's verliehen hat, und rechtfertigen wohl die Anhänglichkeit und Verehrung, die der Sohn der Wüste für dieses Thier empfindet. Gott hat ihm in diesem einen Thiere eine Fülle der Gaben verliehen, die ihm das Leben leicht machen. So lange der Beduine sein Kameel hat, kann er zufrieden und glücklich sein.

Das Lama

hat keinen Fetthöcker, ist weit kleiner, als das Kameel, und lebt nur in Süd-Amerika, wo es in sehr großen Heerden im Gebirge umherschweift. Obwohl von Natur sehr scheu und störrig, wird es doch ein treffliches Hausthier und ist eine Quelle des Reichthums für die Bewohner von Peru, Bolivia, Ecuador u. s. w. Eine kleine Art, das Pako, Alpako, Zwerg-Lama, liefert die Wolle zu dem Stoffe, der unter dem Namen Alpaka im Handel bekannt ist; eine andere Art, die Wikunja (Fig. 10), ist nur so groß, wie ein Schaf, hat aber sehr feine, glänzende Wolle und wird dieser Wolle wegen gejagt, denn sie gibt die feinsten Gewebe und namentlich auch kostbare Hüte. Sie ist als Vigogne-Wolle überall bekannt. Das Guanako (Fig. 9) liefert nützliches Fell und gutes Fleisch.

Die genannten beiden Gattungen der Wiederkäuer haben keine Hörner; alle nun folgenden sind gehörnt.

Die Giraffe (Fig. 8),

zwanzig Fuß hoch, streift in kleinen Rudeln in Inner-Afrika umher, lebt von Baumblättern, hat ein schmackhaftes Fleisch und ein theuer bezahltes, geflecktes Fell; ist ein scheues, flüchtiges, gutmüthiges Thier. Sie heißt wegen ihres leopardenartig gezeichneten Felles auch Kameelparder.

Das Elenthier (Fig. 11),

mit schaufelförmigem Geweih, von der Größe eines Pferdes, hält sich in

morastigen Wäldern auf und ist da der Baumkultur schädlich, weil es Knospen frißt und Rinden abnagt. Es kommt noch in Rußland und Schweden vor, in wenigen Exemplaren gehegt auch in Preußen. Der Aberglaube schrieb ehemals den Klauen des Thieres wunderbare Heilkräfte zu, und heute noch hängen die Landleute in Schweden ihren Kindern Ketten von Elensklauen um — als sicheres Mittel gegen Fallsucht.

Das Rennthier (Fig. 12),

in den nördlichsten Gegenden Europa's, Asien's und Amerika's, wandert in Heerden von vielen Tausenden Sommers aus den Wäldern nach den Ebenen am Meere und kehrt im Herbste wieder in die Wälder zurück, lebt von mancherlei Pflanzen, liebt besonders die nach ihm benannte Rennthierflechte, ist das einzige Hausthier und überhaupt der einzige Reichthum der Polarvölker, welchen es als Zugthier dient und Milch, Fleisch, Häute, Knochen u. s. w. liefert.

Der Damhirsch (Fig. 15)

ist auf dem Rücken weißgefleckt, hat ein unten rundes, oben schaufelförmiges Geweih, lebt wild in Süd-Asien und Nord-Afrika.

Der Edelhirsch (Fig. 13),

das sogenannte Rothwild der Jäger, lebt in Asien und Europa, ist den Waldungen und Feldfrüchten sehr schädlich; sein Fleisch ist sehr beliebt, sein Fell gibt Leder zu Beinkleidern, Handschuhen, Degenkuppeln und dergl., das Geweih wird zu Drechslerarbeiten, Messergriffen &c. verwendet, das gebrannte Hirschhorn dient zum Poliren, die Haare braucht der Tapezierer zum Polstern, und das Fell wird bei der Bereitung von Pflaster gebraucht. — Der Axishirsch und der Mähnenhirsch (Fig. 14), beide in Ostindien heimisch, sind bei uns nur in Thiergärten zu sehen.

Das Moschusthier (Fig. 6)

hat kein Geweih, aber lange, nach unten weit vorragende Eckzähne im Oberkiefer. Das Männchen hat am Bauche einen Drüsenbeutel, in welchem sich der stark riechende Moschus oder Bisam absondert. Dieser wird in den Apotheken und zu Parfümerieen gebraucht, und das Loth des besten kostet etwa fünfzig Gulden. Das echte Moschusthier, in China und Tibet, hat

langes, grobes Haar, der Meminna (Fig. 7), auf Ceylon, hat kurzes, feines Haar, auch fehlt ihm der Moschusbeutel.

Das Reh (Fig. 17, Bock Fig. 16)

mit seinem dreisprossigen Geweih findet sich in fast allen Wäldern Mittel- und Süd-Europa's, auch in Asien. Rehpelze werden gut bezahlt, und Rehbraten zieren die Tafel der Feinschmecker.

Die Antilopen,

in etwa siebzig verschiedenen Arten, haben nicht, wie die bisher genannten Thiere, solide, massive Hörner, sondern — wie alle nun noch folgenden — Hohlhörner. Diese Thiere variiren in ihrer Größe von ein und ein halb bis zu zehn Fuß Länge, leben meist in Asien und Afrika (,nur eine einzige Art, die Saiga- oder Steppen-Antilope kommt in mächtig großen Heerden auch in den Steppen Polens und des europäischen Rußlands vor,) und halten sich zum Theile einzeln, zum Theile durchstreifen sie in Rudeln bis zu mehreren Tausenden die baumlosen Ebenen der Tropen. Die Gazelle, in Nordafrika und Persien, ausgezeichnet durch ihre schlanke Gestalt, ein Bild der Schönheit, ist die Hauptnahrung der dortigen Löwen und Panther. Die Pasan-Antilope (Fig. 21), mit langen, geraden Hörnern, die muthigste ihrer Gattung, hält sich in Süd-Afrika auf. Die arabische Antilope (Fig. 23), von der Größe eines Rehes, läßt sich leicht zähmen, wird dann sehr zutraulich und darum in Syrien häufig als Liebling der Familien angetroffen. Die Mendes-Antilope, Wüstenkuh, der Addax (Fig. 22) hat rund geringelte, spiralig gebogene Hörner, kommt in Nubien vor und heißt dort Abu-Addas.

Das Gnu (Fig. 24),

mit abwärts gehenden und nach der Spitze wieder aufsteigenden Hörnern, Mähne und Pferdeschweif, daher auch gehörntes Pferd genannt; ein jähzorniges, gefährliches Thier, das in großen Heerden die Steppen Süd-Afrika's durchstreift.

Die Gemse (Fig. 19),

rudelweise in den Alpen, ein scheues, furchtsames Thier, ersteigt mit Leichtigkeit die höchsten Felsen, macht auf der Flucht Sprünge zwanzig Fuß weit, hat ein treffliches Fleisch, liefert zartes, dauerhaftes Leder zu Handschuhen und

Beinkleidern, und seine hakenförmig gebogenen Hörner verwendet der Drechsler. — Zu den

Ziegen

gehört nicht nur die Hausziege und die Kaschmirziege mit herabhängenden Ohren und dem langen, feinen Haare, aus welchem die kostbaren Kaschmir-Shawls gemacht werden, — die Kämelziege, oder Angoraziege, von welcher das Kämelgarn seinen Namen hat, — sondern auch der Steinbock (Fig 20) mit seinen zwei und einen halben Fuß langen, starken Hörnern. Er ist in den meisten Gegenden ausgerottet und findet sich nur noch in der Montblanc-Kette; daß er sich in Abgründe auf seine Hörner stürze, ist nicht richtig, er springt auf die Beine, wie andere Thiere auch.

Das Schaf

umfaßt viele Arten: das Hausschaf (Fig. 18), das Merinoschaf mit seitwärts gerichteten, gedrehten Hörnern, den Muflon in Cypern, das Argali in Sibirien, das so große, dicke Hörner hat, daß sie, abgefallen, kleinen Thieren als Höhlen dienen, und viele andere. Zu der Gattung

Ochse

zählen folgende Thiere: Hausochse (hochländische Rasse, Fig. 5), — Buckelochse oder Zebu (Fig. 3) in Süd-Asien und Afrika, kommt aber auch recht gut in Deutschland fort, — der Büffel in Ostindien, aber auch in Griechenland, der Türkei, in Ungarn und Italien Hausthier geworden, stark, zieht für zwei Pferde, ist aber ein trotziger Patron, der schwer zu bändigen ist, — der Auerochs oder Wisent, das größte Säugethier Europa's, nur noch in Lithauen und im Kaukasus zu finden, — der Yak mit langem, feinem Haare und Roßschweif, in Tibet, wo er zum Reiten und Lasttragen dient, gedeiht ganz gut auch bei uns, — der amerikanische Bison (Fig. 2), dem Auerochsen sehr ähnlich, Beine und Schwanz aber kürzer, ist auch nur fünf Fuß hoch, während der Wisent zwei Fuß höher ist, — der Bisamstier oder Moschusochs (Fig. 4), mit centnerschweren Hörnern, die auf der Stirne zusammenstoßen, und sehr langen, fast bis zur Erde reichenden Haaren; im nördlichsten Amerika, von der Größe eines Rehes; sein Fleisch wird wegen des starken Bisamgeruches nur von den Indianern gegessen u. s. w.

Behandlung und Abrichtung der Kameele.

Das Kameel ist sehr gelehrig, geduldig, ausdauernd und muthig. Bei Caravanenzügen reitet ein Führer auf einem Kameele voraus, und alle andern, mit Waaren und Menschen beladen, folgen dem Führer und halten sogar mit dem Thiere desselben gleichen Schritt. Man braucht weder Peitsche, noch Sporn. Fangen die Kameele an, müde zu werden, so vertreibt man ihren Ueberdruß durch Gesang oder durch den Ton eines Instrumentes. Die Führer lösen sich einander im Singen oder Pfeifen ab und gönnen bei großen Tagereisen bisweilen den Thieren nur eine Ruhestunde. Ist die Tagereise zu Ende, so legen sich die Kameele von selbst zuerst auf die Kniee, dann auf die Brust nieder und warten, bis man sie von ihrer Last erlöst. Auch wenn sie nicht beladen sind und ausruhen oder schlafen, legen sie sich nicht auf die Seite, sondern auf die Brust, indem sie die Vorderbeine unter den Leib einschlagen.

Die Abrichtung der Kameele soll auf eine grausame Weise bewerkstelligt werden. Der Araber legt, nach Chardin's Reiseberichten, dem eben geborenen Thiere die Beine unter den Leib, beschwert dasselbe und hält es so vierzehn bis zwanzig Tage in dieser Lage. Nach dieser Zeit legen sie sich nie mehr anders nieder. Auch zum Fasten und Dürsten richtet man sie frühzeitig ab. Man läßt schon die Jungen immer seltener trinken und bringt es dadurch so weit, daß die erwachsenen Thiere acht bis zehn Tage zubringen können, ohne zu trinken.

Nicht selten führen die Araber mit Hülfe ihrer Kameele Räubereien aus und retten sich bei Verfolgungen durch die Ausdauer und Schnelligkeit ihrer Thiere. Das Wasser sollen die Kameele nach Tavernier auf drei Viertelstunden wittern, und wenn sie nach langer Entbehrung dies Labsal erreicht haben, auch außerordentlich viel, gleichsam für die Vergangenheit und Zukunft trinken.

Obgleich die Gemüthsart der Kameele sanft und friedlich ist, so können sie dennoch durch allzu große Belastung und durch unverdiente Strafen so sehr gereizt werden, daß sie dem Menschen durch kräftiges Ausschlagen, so wie durch den Biß mit den zwei Schneidezähnen des Oberkiefers, gefährlich werden. Sie kommen dann gleichsam in eine Art Raserei, welche sich nur sehr allmählich wieder beschwichtigen läßt.

Schnelligkeit der Kameele.

Man hat fast unglaubliche Beispeile von der Behendigkeit dieser Thiere. Ein Araber, wie der Engländer Jackson aus Marokko versichert, ritt einmal bei Tagesanbruche von Mogadore nach Marokko, die zwanzig deutsche Meilen auseinander liegen, um seiner Geliebten ein paar recht frische Apfelsinen zu holen, und kam schon nach Mitternacht wieder in Mogadore an. Er hatte also vierzig Meilen in noch nicht vierundzwanzig Stunden gemacht.

Das weiße Dromedar der Prinzessin Lalla Umone.

Morgan erzählt in seiner „Geschichte von Algier" von einem Dromedare, dessen Schnellfüßigkeit und namentlich Ausdauer an das Unglaubliche grenzen. Es gehörte der Prinzessin Lalla Umone und wurde von dieser so hoch gehalten, daß sie es nur bei außerordentlichen Gelegenheiten fortließ. Dies Thier hielt den schnellsten Lauf vierundzwanzig Stunden aus, ohne im mindesten zu ermatten; hatte es zwei Bälle von Gerstenmehl und getrockneten Feigen nebst einer Schüssel Milch oder Wasser verzehrt, so schien es völlig gestärkt zu sein und war bereit, so schnell und so lange hintereinander, wie früher, die Wanderung durch die afrikanische Wüste fortzusetzen. Bei der Vermählung der einzigen Tochter der Prinzessin wurde uns dies, ihr weißes Lieblings-Dromedar, vorgeführt; ein erfahrener Reiter ritt es, der eine starke, lederne Jacke trug, weil diese Leibesübung so angreifend ist, daß sie bei leichter Bekleidung der Gesundheit sehr nachtheilig werden kann. Das edle Thier lief einmal mit den schnellfüßigsten Rennern um die Wette, die je über die Wüste gejagt, so schnell, daß sie einen Strauß überholen konnten, aber bald kamen sie auseinander, bis man endlich das Dromedar mit staunenswerther Schnelligkeit auf die Zuschauer zufliegen sah, unter denen es sich nach wenigen Minuten befand, und nicht im mindesten ermüdet zu sein schien, während die Pferde schäumten und keuchten und kaum athmen konnten. Auch ein sehr flüchtiger Windhund war gefolgt und hatte das ganze Rennen über Schritt gehalten; aber als er zurückkam, fiel er hin und keuchte, als wenn er sterben müßte. Die jungen Prinzen forderten ihren neuen Schwager auf, mit seiner Braut um tausend Ducaten zu wetten, daß das Kameel ihm von dem Fürsten von Hargala in vier Tagen Antwort auf ein Schreiben bringen könne. Dieser Fürst wohnte nicht weniger als hundert Meilen weit. Der Bei, der aus Biscara gebürtig

war, wollte indeß auf den Vorschlag nicht eingehen, und mehrere Araber, welche das Gespräch mit angehört hatten, erklärten, sie seien fest überzeugt, daß dies schnellfüßige Thier die Reise in der bestimmten Zeit ohne Schwierigkeit gemacht haben würde.

Kameele im Zweikampf.

Die Türken pflegen bei ihren Festen gern ein paar Kameele auf einander böse zu machen und so zu einem Kampfe zu reizen, nachdem sie ihnen einen Maulkorb angelegt haben. Die Thiere heben sich dann auf die Hinterbeine und stehen mit den vordern hoch in die Höhe gegeneinander, daß sie von fern wie ein paar Riesen aussehen, die gegenseitig losschlagen; bisweilen aber werden auch diese Thiere gegen einander ohne Weiteres zornig, so friedfertig sie übrigens sind, und dann zerbeißen sie sich mörderlich, ehe es den Führern gelingt, sie auseinander zu bringen.

Rachgier des Kameels.

Das Kameel ist zwar geduldig und sanft, legt sich bereitwillig auf die Kniee, wenn es bepackt werden soll, und trägt schwere Lasten durch die großen und wasserarmen, mit glühendem Sande bedeckten Gegenden. Doch muß man sich hüten, ihm zu Viel aufzuladen, oder es überhaupt über seine Kräfte anzustrengen; eine Kränkung vergißt es nie, eine Mißhandlung weiß es auf eine oder die andere Art zu rächen. Wenn man ihm die Waaren aufgeladen hat, und es weigert sich, aufzustehen, so ist das ein Zeichen, daß das Gewicht über seine Kraft geht, und es ist dann wohl gerathen, ihm einen Theil der Last abzunehmen.

Ein Araber hatte sein Kameel überladen, so daß es sich nicht regte. Er wollte es jedoch zum Aufstehen zwingen, holte einen Stock und schlug unbarmherzig auf dasselbe los. Das Kameel seufzte anfangs, wie die Thiere jedesmal thun, wenn sie mißhandelt werden. Bald aber sah man, daß es bis zur Wuth gereizt wurde, und der Araber fand für gut, das Thier gehen zu lassen. Er ließ durch einen seiner Knechte einen Theil der Waaren wieder abnehmen, ließ sich aber nicht mehr vor dem Thiere sehen. Allein er hätte doch gerne gewußt, wie sich das Kameel an ihm rächen würde, daher band er aus Stroh eine Figur von menschlicher Größe und Gestalt, zog ihr seinen langen Rock an, band seinen Gurt darum, und setzte ihr seinen Turban auf

den Kopf; dann ließ er diese Puppe im Hofe aufstellen und endlich die Thür an dem Stalle des Kameels öffnen. Das Thier trat heraus, sich hier in frischer Luft zu ergehen, wie das tagtäglich geschah, erblickte aber plötzlich seinen Herrn, der es am gestrigen Tage so unbarmherzig mißhandelt hatte. Durch die Kleidung getäuscht, stürzte es auf den Strohmann los, riß ihn mit den Zähnen zur Erde nieder und zerstampfte ihn wüthend mit den Füßen. Der Araber aber stand oben auf seinem platten Dache und sah dem Schauspiel von hier aus unbemerkt zu. Als das Kameel glaubte, an seinem Peiniger Rache genommen zu haben, und ihn für todt hielt, wurde es ruhig und ging langsam im Hofe hin und her. Da rief ihm der Araber laut mit seinem Namen zu: das Kameel hob den Kopf in die Höhe, erblickte seinen Herrn, lief wuthschnaubend auf ihn zu, fiel aber, noch ehe es das Haus erreicht hatte, vor heftiger Zornesaufwallung todt zu Boden.

Verwendung des Lama's.

Das Lama ist eines der nützlichsten Thiere Süd-Amerika's und vertritt hier ganz die Stelle des Kameels. Mit einer Last von einhundertfünfzig Pfund geht es sichern Trittes über die gefährlichsten Bergpfade. Eines schreitet hinter dem andern in der größten Ordnung einher. Dasjenige, welches den Zug anführt, ist mit einem geschmackvoll gezierten Halfter, einem Glöckchen am Halse und einer Fahne auf dem Kopfe geschmückt. Des sichern Ganges wegen bedienen sich die Frauen seiner gern zum Reiten. Das Thier ist so folgsam und eifrig, daß es weder gelenkt, noch angetrieben zu werden braucht. Soll es beladen werden, so knieet es nieder. Ermüdet es auf dem Wege und will einige Augenblicke ausruhen, so beugt es die Kniee mit der größten Vorsicht und senkt den Körper in gleichem Verhältniß, damit die Last nicht herabfalle. Sobald sie aber das Pfeifen ihrer Führer vernehmen, erheben sie sich wieder und setzen ihren Weg fort. Früher beschäftigte man in den Silberbergwerken von Potosi drei Hunderttausend dieser Thiere mit dem Tragen der Erze zu den Pochwerken; jetzt aber hat man sie abgeschafft und durch Maulthiere ersetzt. Ueberhaupt verliert das Lama als Lastthier jetzt immer mehr, weil sowohl die Last, die es trägt, als auch der Weg, den es täglich zurücklegt, nur klein ist, und der Maulesel in jenen Gegenden bessere Dienste leistet. Das Fleisch, obgleich zäh und grob, wird gegessen, besonders eingesalzen; auf vielen Märkten Süd-Amerika's sieht man nur Lamafleisch. Die Wolle verarbeitet man zu Kleidern, Decken und Tischteppichen. Die

Milch ist so gut wie Schafmilch. Die Haut gibt ein dauerhaftes Leder zu Stiefeln, Schuhen und Pferdegeschirren. Der Mist wird, wie der des Kameeles, zur Feuerung benutzt.

Das Lama in Peru.

Das Lama ist ein sehr sanftes, gutmüthiges, zutrauliches und gelehriges Thier, das die kühle Bergluft liebt; dabei ist es munter und lebhaft. Doch besitzt es einen Eigensinn, der durch Nichts gebeugt werden kann. Ist die Bürde, die man ihm beim Lasttragen aufgelegt hat, zu groß für seine Kräfte, oder will es sein Führer nöthigen, die Reise bei Nacht fortzusetzen, so legt es sich auf die Erde hin und läßt klägliche Töne hören. Dann ist es weder durch Lockungen, noch durch Schläge, sondern nur durch Erleichterung zum Aufstehen zu bringen. Höchst merkwürdig ist noch die Eigenthümlichkeit, daß es Jedem, der es beobachtet, fünf bis sechs Schritte weit seinen Speichel entgegenspritzt, der aber weder ekelhaft riecht, noch Blasen auf der Haut, erzeugt, wie man früher glaubte. Auf den Hochebenen Peru's werden in einer Höhe von neun bis zehn Tausend Fuß ungeheure Heerden von Lama's gehalten. Die Nächte bringen sie in einer Einfriedigung zu, die nicht höher als 1½ Fuß ist. Des Morgens läßt man sie hinaus; dann galoppiren sie ohne Hirten auf die Berge zur Weide und kehren Abends von selbst wieder zurück. Reist Jemand an ihnen vorbei, so spitzen sie schon von ferne die Ohren; die ganze Heerde läuft im Galopp auf ihn zu, bleibt in einer Entfernung von dreißig bis fünfzig Schritten von ihm stehen, sieht ihn neugierig an und kehrt dann wieder auf die Weide zurück. Beim Schlafen legen die Lama die Füße unter den Bauch und stützen sich auf die Brust.

Wie man das Lama zum Hausgenossen macht.

Der Reisende Ulloa erzählt, wie die Peruaner das Lama in seinen Dienst einweihen. Ehe sie anfangen, sich dieses Thieres zum Lasttragen zu bedienen, stellen sie ein eignes Fest an, wodurch sie es gleichsam zu ihrem Gefährten und Gesellschafter aufnehmen. Innerhalb des eingeschlossenen Hofes bei ihren Hütten putzen sie ihm zuerst mit vielen wollenen oder seidenen Bändern und Büscheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kindern zu einem Gastmahle von Chicha (einem gegohrnen Trank aus Branntwein und geröstetem Mais) ein. Nun beginnt der Tanz

nach der Musik von kleinen Trommeln und Pfeifen zugleich mit dem Schmause.

Während dieser Lustbarkeiten (und sie dauern oft ein paar Tage) gehen sie fleißig zu ihren geliebten Thieren, die sich hierbei in einer Ecke des Hofes befinden, umarmen sie, machen ihnen tausend Liebkosungen, halten ihnen Totuma's oder Flaschen mit Chicha vor das Maul, und ob diese gleich Nichts davon genießen, so glauben die Indianer doch, ihren künftigen Hausgenossen ihren guten Willen bezeugen zu müssen. Dabei reden sie mit ihnen auf das freundschaftlichste und sagen ihnen viele Schmeicheleien, als wären es vernünftige Wesen, mit denen sie in genaue Verbindung treten wollten. Ist das Fest beendigt, dann erst fangen sie an, die Thiere zum Lasttragen zu gewöhnen. Auch das geschieht indeß mit vieler Mäßigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich den gewöhnlichen Tritt des Thieres gefallen, und da das Lama ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so horcht es bald auf das Pfeifen und läßt sich leicht regieren.

Linne's Beobachtungen an Rennthierheerden.

Als der berühmte Naturforscher Linné die lappländischen Alpen bereiste, war es eines Tages Anfangs Juli so kalt, daß das Wasser der Seeen in der Nähe der Eisberge drei Ellen tief gefror; die Bewohner dieser Gegenden achteten aber nicht sehr darauf, obgleich selbst der abgehärtete Schwede es kaum erträglich fand. Unzählige Rennthiere mit ihren Führern waren im Freien. Es war Melkzeit, und man sah eine große Heerde durch ein Mädchen mit einem Hunde nach Hause treiben. Wollte eines zurückbleiben, so trieb es der Hund sogleich weiter, und besonders gehorchten die Thiere, wenn das Mädchen pfiff. Auf dem gewöhnlichen Melkplatze legten sie sich alle keuchend und wiederkäuend nieder. Die Lappländer nahmen nun einen Strick mit einer Schlinge, warfen ihn einem der Thiere über den Kopf, schlangen ihn um die Hörner und befestigten das andere Ende an einem in die Erde geschlagenen Pfahl. Waren auf diese Weise vier Rennthiere angebunden, so fing man an, sie zu melken. Da nun die Heerden oft aus mehreren Hundert Stück bestehen, so wunderte sich der Reisende, wie die Eigenthümer diejenigen, welche noch zu melken waren, von den schon gemolkenen, die man sogleich wieder frei ließ, unterscheiden konnten. Linné fragte, und man sagte ihm, jedes Rennthier habe seinen besonderen Namen, und man kenne sie ganz genau. Als das Melken vorüber war, wurde die ganze Heerde wieder auf die Weide getrieben.

Benutzung der Rennthiere in Nord-Amerika.

In Nord-Amerika, so erzählt R. King in Back's Reise, leben die Chippewyans, sowie die Kupfer-, Hundsribben- und Hasen-Indianer fast einzig vom Rennthier. Zur Bekleidung schätzen sie die Haut der Kälber am meisten, weil später das Haar lang und spröde wird. Vom Kopf bis auf die Zehen in Rennthierfell gekleidet und noch in ein aus Rennthierfell gemachtes Bettlaken gehüllt, vermag der Indianer während der grimmigsten Kälte ganz behaglich im Schnee zu übernachten. Wenn im Sommer die Flechten, welche den Rennthieren während der kalten Jahreszeit zur Nahrung gedient haben, vertrocknen, so ziehen diese schaarenweis der Seeküste zu, um sich dort von mancherlei saftigen Gräsern zu ernähren. Die Weibchen kalben auch dort, und im September ziehen die Heerden wieder nach Süden, woselbst sie im October ihre Wälder wieder erreichen. Die Männchen haben alsdann eine drei bis sechs Zoll dicke Lage von Fett unter der Haut des Rückens und Schenkels. Von Geweih und Knochen machen sich die Indianer ihre Fischspeere und Angeln; mit den gespaltenen Schienbeinknochen befreien sie die Häute von Fleisch, Fett und Haar; dann schmieren sie dieselben mit Rennthiergehirn und räuchern sie über einem Feuer von faulem Holz. Aus solchen Häuten machen sie ihre Zelte. Die ungegerbten Häute geben Riemen, Bogensehnen und Netze; die Sehnen der Rückenmuskeln werden zu feinem Zwirn gespalten. Kein Theil des Thieres bleibt unbenutzt. selbst der Speisebrei im Magen nicht. Dieser bildet, wenn er einige Zeit gelegen und dadurch eine gewisse Gährung erlitten hat, ein höchst beliebtes Gericht. Das Blut wird gekocht und gibt eine sehr nahrhafte und schmackhafte Suppe. Die Knochen werden gestoßen und gekocht, das daraus gewonnene Mark wird mit Fett und getrocknetem Fleisch gemischt, oder dient zum Salben des Haares und Gesichtes. Das Rennthier wandert in Heerden von zehn bis hundert Tausend Stück, ist leicht zu beschleichen, und der Indianer erlegt es mit der Flinte, fängt es in Schlingen, oder tödtet es beim Durchschwimmen der Flüsse mit Spießen. Die Eskimo's bemächtigen sich ihrer auch mittelst Falllöcher, die sie in Schnee und Eis anbringen.

Zug der Rennthierheerden.

Am zweiten und dritten Januar 1870 hatte man bei der Landkirche Umea Gelegenheit, ein Schauspiel zu sehen, das sogar hier zu den ungewöhnlichen gehört, nämlich zwei große Rennthierheerden, deren Besitzer in den Lapp-

marken Sorseln und Stenseln zu Hause sind und also einen Weg von fünfundvierzig deutschen Meilen zurückgelegt hatten. Sie hatten sich veranlaßt gesehen, ihre Heimath zu verlassen wegen der Wölfe, der ärgsten Feinde der Rennthiere, die in diesem Jahre in den lappländischen Gebirgsländern ungewöhnlich zahlreich sein sollen. Wie gewöhnlich, konnte oder wollte keiner der Lappen die Anzahl der Rennthiere angeben, denn sie meinen, daß dies nicht geschehen darf, wenn die Thiere gedeihen sollen. Gleichwohl würde man nicht fehlgreifen, wenn man die Zahl der Thiere in jeder Heerde auf etwa zwei Tausend ansetzte. Als sie etwas unterhalb der Kirche den Fluß (Umea-Elf) überschritten, welcher dort ziemlich breit ist, so erstreckte sich der Zug von dem einen Flußufer bis an das andere und gewährte einen wirklich großartigen Anblick. Merkwürdig war die Geschicklichkeit, mit welcher die Hunde nach dem Commando der Lappen die Heerde manövrirten. Bei dem Uebergange über den Fluß mußte z. B. wegen der Schwäche des Eises eine lange Zugordnung beobachtet werden, und eine solche wurde von den Hunden mit Leichtigkeit hergestellt, und kein Rennthier, das die Linie nur im geringsten zu überschreiten wagte, blieb ungestraft. Gleich hinter der Heerde kam noch ein Hund mit einem Rennthiere angesetzt, welches sich auf dem Marsche verspätet hatte und zurückgeblieben war. Die Lappen beabsichtigten, den Winter in dem Küstenlande zuzubringen, und werden dann wahrscheinlich längs der Angermanna-Elf in ihre heimathlichen Gebirge zurückkehren.

Schwierigkeit der Rennthierjagd.

Das Rennthier hält sich immer in Heerden zusammen, und zuweilen sind diese so zahlreich, daß ein Thal ein Gewimmel von Gehörn bietet. Heerden von zwei bis drei Tausend Thieren sind keine Seltenheit. Das Rennthier hat eine äußerst scharfe Witterung. Erräth es mit deren Hülfe die Nähe des Jägers, so ist jede Mühe umsonst. Der ganze Haufen entflieht mit Wunderschnelle, und vergebens würde es sein, ihn zu verfolgen. Das Rennthier springt leicht und sicher über das Gestein, es jagt die schroffen Höhen hinan, stürzt in die steilsten Tiefen und verschwindet in den Schnee- und Eisfeldern, während der Mensch nur Schritt für Schritt vorsichtig auf diesem Boden vorwärts kommt. Man muß das Thier daher beschleichen und immer gegen den Wind angehen. Dies thun auch die

weidenden Heerden. So wandert der Jäger mit ihnen, bis er sich unbemerkt nähern kann, von Felsblock zu Felsblock schlüpfend und sich dahinter verbergend. Hat er den günstigen Standpunct, sucht er sich das beste, stärkste Thier, zielt und drückt los. Bei dem Knall erfolgt die allgemeine Flucht, und diese ist so überhastig von der Angst, daß Einzelne verunglücken, oder die weidenden Thiere standen so dicht, daß die Kugel des Jägers mehr als eines tödtete. Zuweilen kommt es auch vor, daß Rennthiere zur Winterzeit von den Felsenzinnen in die Thäler stürzen und zerschmettert den Bewohnern anheim fallen, oder von Lawinen mit hinabgerissen werden, namentlich an den schmalen steilen Fjorden; aber das kommt doch selten vor, denn das Thier ist klug und vorsichtig.

Reizbarkeit des Gnu's.

Pringle versichert, daß das Gnu, gleich dem Büffel und Ochsen, durch den Anblick der scharlachrothen Farbe in Wuth gesetzt werde. Er sagt hierüber: „Es gehörte zu unsern Belustigungen, ein rothes Tuch an eine Stange zu befestigen und die Gnu dann herumspringen zu sehen, wie sie ihre Seiten mit ihren langen Schwänzen peitschten und den Boden mit ihren Hufen aufwühlten, als wären sie heftig gereizt und bereit, auf uns loszustürzen; dann aber zu sehen, wie sie vor uns die Flucht ergriffen, als wir uns fertig machten, auf sie zu schießen, und in einer Entfernung, wo sie sicherer waren, wieder im Kreise um uns herumsprangen." Diesen Widerwillen gegen das Scharlachrothe haben wir selbst an Exemplaren, die sich in der Gefangenschaft befanden, bemerkt, und bei einer Gelegenheit ein Gnu durch plötzliches Ausbreiten des rothen Futters eines Mantels sehr in Wuth gesetzt.

Wenn das Gnu jung gefangen wird, so kann es ohne große Schwierigkeit gezähmt werden. Es soll dann ebenso zahm werden, als das Rindvieh, an das es sich anschließt auf dem Wege zur Weide und von der Weide. Wie es aber scheint, zähmen es die Colonisten nicht gern, weil es einem Hautausschlage unterworfen ist, den es dem Rindvieh mittheilt, und der unfehlbar verderblich wird. In der Einsperrung wird das Gnu oft wüthend, und man darf sich ihm nicht ohne Vorsicht nähern; die Weibchen sind weniger gefährlich als die Männchen und leichter zu behandeln.

Muth eines Ziegenbockes.

Brune, Gouverneur der französischen Colonie am Senegal, hatte einst einen vierjährigen, großen, zahmen Löwen bei sich, als eben eine Heerde gekaufter Ziegen vorbeigeführt wurde. Bei dem Anblick des fürchterlichen Raubthieres liefen alle Ziegen davon; nur ein Bock blieb stehen, sah den Löwen stier an und stampfte drohend mit den Füßen. Plötzlich versetzte er ihm einen so starken Stoß mit den Hörnern an die Stirn, daß der Löwe betäubt ward. Er wiederholte den Stoß, ehe der Löwe sich besinnen konnte, und dieser gerieth dadurch so in Schrecken, daß er sich hinter seinem Herrn verkroch.

Eine kleine Amme.

Die Ziege ist von Natur so gutmüthig, daß sie sich auch für andere Thiere als Amme gebrauchen läßt. Sonnini hat sogar beobachtet, daß eine Ziege ein Füllen säugte, welches seine Mutter verloren hatte. Man pflegte die Ziege auf ein Fäßchen zu heben, damit der große Gast um so bequemer saugen konnte. Letzterer pflegte seiner Amme auf die Weide zu folgen, wo er stets der wichtigste Gegenstand der Sorge derselben war. So oft das Füllen sich weiter entfernen wollte, rief sie es durch Meckern zurück, oder eilte ihm mütterlich nach.

Kläschen.

Einem Gutsbesitzer bei Koblenz waren elf bis zwölf Hämmel entwendet worden, die er jedoch noch lebend bei einem Fleischer wiederfand. Da dieser den Verkäufer derselben nachwies, sich auch noch mehrere Beweise ergaben, so ließ das Gericht den namhaft gemachten Verkäufer verhaften und die Hämmel in gerichtlichen Verwahr nehmen. Die Sache kam zur Verhandlung, und als der Angeklagte bestritt, daß die fraglichen Hämmel die dem Gutsbesitzer entwendeten seien, so erbot sich letzterer, den Beweis dafür zu liefern. Unter den gestohlenen Hämmeln sei nämlich auch der sogenannte Leithammel, den sein Schäfer aufgezogen habe, und der Letzterem auf den Zuruf Kläschen folge, während er auf den Ruf jedes dritten, selbst seines, des Eigenthümers, gar nicht höre. Er habe deßhalb seinen Schäfer mitgebracht, und da die Hämmel vor dem Gerichtshause im Freien sich befänden, so möge der Gerichtshof sich nur dahin begeben und sich durch den Augenschein überzeugen.

Auf Anordnung des Präsidenten verfügten sich daher Richter nebst Geschwornen, Vertheidigern und dem Angeklagten auf den Schloßplatz, wo die Schafe waren. Der Präsident ließ den Bestohlenen, so wie noch andere Personen, den Hammel mit dem erwähnten Namen rufen; doch keiner der Wollenträger rührte sich. Als aber der Schäfer aufgefordert rief: „Kläschen, kennst du mich nicht mehr? Kläschen, komm' doch zu mir!" horchte der Hammel sogleich auf, und im Nu sprang er auf den Schäfer zu, setzte ihm die Vorderfüße auf die Schultern und schmeichelte ihm, wie einem alten Bekannten. Wahrhaft komisch war auch der Anblick, wie die übrigen elf bis zwölf Hammel, als Kläschen nach dem Schäfer zulief, diesem in größter Eile nachrannten. Der Streit war entschieden. —

Wirkung des Gesanges.

Bei den Kalmücken, die außerordentlich große Heerden besitzen, geschieht es nicht selten, daß die Mutterschafe ihre Lämmer verlassen. Dann singen ihnen die Weiber der Kalmücken einen langen, leiermäßigen, melancholischen Gesang vor. Dies bewirkt, daß sich die Schafe wieder um ihre Lämmer bekümmern und sie säugen. Eben diese Art, die Mutterliebe bei den Schafen zu erwecken, soll bei den Mongolen im Gebrauch sein.

Das gerettete Lamm.

Ein Herr bereiste das schottische Hochland und sah in einer höchst einsamen Gegend ein Schaf, das kläglich blökte und wie bittend ihn ansah, auf dem Wege vor ihm ängstlich herumlaufend, als ob es ihn aufhalten wollte. Durch dieses sonderbare Benehmen des Thieres aufmerksam gemacht, stieg der Reisende ab und folgte dem Schafe dahin, von wo es auf ihn zugekommen war. In ziemlicher Entfernung von der Straße blieb das Schaf stehen, und der Reisende fand ein Lamm zwischen zwei großen Steinen, auf dem Rücken liegend, so fest eingeklemmt, daß es sich kaum rühren konnte. Er half dem armen Geschöpfe sogleich aus der Klemme, und die Mutter sprang in ausgelassener Freude um ihn und das gerettete Lamm herum.

Gutes Gedächtniß eines Ochsen.

Ein schweizer Bauer, der einen Ochsen, eine Kuh und ein Pferd besaß, gab seinem Hange zum Geize so weit nach, daß er in einer Zeit, als das

Futter sehr theuer war, diese Thiere schmählich darben ließ. Dennoch ging sein Vorrath zu Ende. Er sah sich daher genöthigt, nach einem benachbarten Dorfe zu gehen, um wieder Futter einzukaufen. Die Leute, an die er sich in dieser Absicht wandte, kannten den unbarmherzigen Geizhals recht gut und hießen ihn, voll Mitleid mit den armen Thieren, dieselben nur gleich mitbringen, damit sie sich wieder einmal satt fressen könnten. Wirklich sahen diese ganz erbärmlich abgemagert aus und schienen höchst erfreut über die lang entbehrte fette Nahrung. Einige Zeit nachher, als der nämliche Bauer mit dem Ochsen in der Gegend jenes Hauses, wo ihm so viel Gutes zu Theil ward, vorbei ging, sprang dieses Thier, dasselbe erkennend, von seinem Führer weg, lief laut brüllend darauf zu und war nicht fortzubringen, bis jene guten Leute es nochmals gefüttert hatten.

Der Backely.

Im südlichen Theile Afrika's findet man Stiere, deren Verstand selbst den des Pferdes übertrifft, und die dem verständigsten aller vierfüßigen Thiere, dem Hunde, an Gelehrigkeit nur wenig nachgeben. Bei den Hottentotten sind diese Stiere die Hausthiere und die Genossen der Freuden und Leiden ihrer Herren; sie sind die Beschützer und Diener der Kaffern, helfen ihnen die Heerden hüten und sie vor Ueberfällen wilder Thiere bewahren. Während die Schafe grasen, gewährt ihnen der treue Backely — so nennt man diese Art Ochsen — seinen Schutz, und jedem Winke seines Herrn gehorchend, macht er die Runde um die Weide, hält die Schafe in den bestimmten Grenzen und ist gegen Räuber, die plündern wollen, ja selbst gegen Fremde unbarmherzig. Aber nicht allein gegen die Räuber der Heerden kämpft das Thier, sondern auch gegen die Feinde des Volkes. Jedes Hottentottenheer führt eine bestimmte Anzahl Stiere bei sich, die gegen den Feind losgelassen werden. Sie werfen Jeden nieder und tödten ihn mit ihren Hörnern, oder zertreten ihn mit ihren Füßen, wer sich ihnen zu widersetzen wagt, und oft haben sie ihren Herren den Sieg errungen, ehe diese nur einen Streich geführt haben.

Die durstigen Ochsen beim Regen.

Wie sich Vaillants Ochsen bei einem Regen zu helfen wußten, beweist, daß auch diese von uns als Bild der Dummheit gebrauchten Thiere

überlegen können. Sie hatten länger als einen Tag in den brennenden Wüsteneien Afrika's Durst gelitten. Des Nachts kam ein Gewitter. Vaillant fürchtete, daß der Regen, welcher zugleich fiel, den durstigen Thieren Nichts helfen möchte, weil jeder Tropfen im Sande versiegen und nirgends sich eine Pfütze sammeln würde. Aber schon beim Fallen der ersten Regentropfen traten die Ochsen zusammen, und so konnte jeder den in kleinen Strahlen oder Rinnen auf dem Rücken herablaufenden Regen von der Haut des andern ablecken.

Die muthige Kuh.

Im Februar des Jahres 1808 waren bei Auxonne mehrere Leute von einer hungrigen Wölfin überfallen worden. Ein etwa vierzehnjähriger Hirtenknabe, Namens Fourcault, den sie sich ebenfalls zum Opfer ausersehen hatte, ward auf eine ganz unerwartete Weise gerettet. Er weidete auf dem Gebiet von Villiers-les-Pots eine Heerde Kühe. Eine Wölfin erschien; die Kühe bildeten einen Kreis und zeigten ihr die Hörner; aber die Wölfin stürzte sich nicht auf sie, sondern auf den Knaben, welchen sie packte und gewaltig schüttelte. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht eine Kuh plötzlich hervorgesprungen und mit solcher Gewalt gegen die Wölfin gestürzt wäre, daß sie ihre Beute fahren lassen mußte. Der Knabe benutzte den Kampf, der sich zwischen der Wölfin und seiner Befreierin entspann, um sich aus dem Staube zu machen; aber das Raubthier eilte ihm nach und packte und schüttelte ihn wie das erste Mal. Doch auch jetzt eilte die Kuh zu seiner Hülfe herbei, befreite ihn nochmals, und durch Hülfe zufällig hinzukommender Leute ward die Wölfin vollends verjagt. Fourcault kam mit einigen Wunden glücklich davon und hat weiter keinen Schaden gelitten.

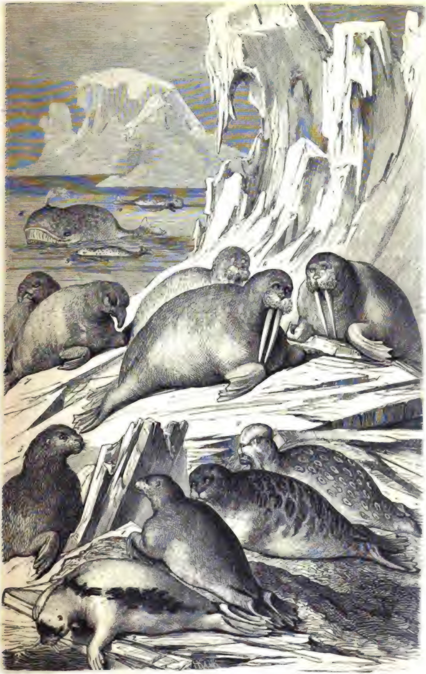
Eine Kuh zu Hülfe gerufen.

Während eines Nachmittags-Spazierganges mit einem Freunde auf einen Hügel in der Nähe von Coventry, sagen die geistreichen englischen Herausgeber von Cüvier's Thierreich, bemerkten wir, wie einige Schafe einer dort weidenden Kuh stier in das Gesicht sahen. Dies erregte unsere Aufmerksamkeit, und als wir näher kamen, erhob die Kuh mit einem Male den Kopf, und die Schafe traten aus einander, um, wie wir glaubten, ihr Platz zu machen. Sie ging indessen etwa nur zwölf Ellen weit, als sie ein

Mutterschaf erreichte, das, wie wir bisher nicht bemerkt hatten, auf den Rücken gefallen war und sich nicht wieder aufrichten konnte. Die Kuh steckte die Spitze ihres Hornes unter das Schaf und gab ihm einen so wohlgeleiteten Stoß, daß es sogleich auf die Beine kam. Unterdessen hatten sich die Schafe zerstreut, und die beiden Thiere gingen ebenfalls wieder ihren Weg.

Herrschsucht.

Der bekannte Irländer O'Connel hatte einen ziemlich bedeutenden Viehstand. Unter diesem befand sich auch ein Ochse, der nicht recht gedeihen wollte. O'Connel beschloß also, ihm in ausgiebigstem Maße den Genuß der freien Luft und unbehinderter Bewegung zu bieten, — ihn aus dem Stalle vollständig zu befreien. Von seinem Gute aus sah man in nicht zu großer Entfernung eine kleine Insel im Meere, die ganz unbewohnt, aber durch einen üppigen Pflanzenwuchs ausgezeichnet war, namentlich treffliche Weideplätze hatte. Dorthin ließ O'Connel seinen Stier bringen, damit er sich erhole und recht fett mäste. — Aber siehe da, der Ochse hatte sehr bald entdeckt, daß er allein auf der Insel war, und nahm von dieser förmlich Besitz. Schon wenige Tage nachher suchte er Die, welche nach ihm sehen sollten, durch Drohungen in ihr Boot zurückzujagen, und wenn das auch jetzt noch nicht gelang, so brachte er es doch bald dahin, daß Niemand mehr die Insel besuchen wollte. Oft sah man ihn, mit erhobenem Schweife und zornsprühenden Augen sein Gebiet durchjagen, die Runde auf seinem Eilande machen und auch den Muthigsten erschrecken. Die Fischer dortiger Gegend pflegten ihre Netze an der Insel aufzustellen; der Stier fiel sie wiederholt wüthend an und vertrieb sie. Da beschloß O'Connel, das schlimme Thier wieder in den Stall zu sperren, — — aber wer sollte es einfangen? Kein Knecht wollte das ausgesetzte Trinkgeld verdienen. Die Fischer klagten, sie wollten durchaus wieder an jener Küste ihrem Berufe nachgehen, — was war zu machen? Der nun wohl gemästete Inselkönig mußte von einem Boote aus erschossen werden.



Robben und Fischsäugethiere.

Digitized by Google

Die Robben.

(Tafel VI.)

Die Robben sind gar friedliche Thiere, die in großen Heerden nicht nur im nördlichen Eismeere, sondern in allen Meeren leben; allerdings aber kommen sie im Norden am Häufigsten vor. Ihre Hinterbeine stehen wagrecht nach hinten; an allen vier Füßen sind die Zehen durch dicke Schwimmhäute verbunden. Daher können diese Thiere sehr gut schwimmen. Sie halten sich auch meist im Wasser auf und kommen nur an das Ufer, wenn sie ausruhen, sich sonnen oder ihre Jungen säugen wollen. Ihre Hauptnahrung sind die Fische, doch fressen sie auch Mollusken und Seepflanzen.

Die größte Robbe ist

das Walroß (Fig. 6).

Es bildet eine eigene Familie, weil bei ihm die oberen Eckzähne in einem Bogen abwärts weit über den Unterkiefer ragen, wird ungefähr zwanzig Fuß lang und gegen zweitausend Pfund schwer. Von den großen Eckzähnen ist jeder etwa zwei Fuß lang und zehn Pfund schwer; sie geben das schönste und härteste Elfenbein, theurer bezahlt, als das von den Elephantenzähnen gewonnene. In Grönland ißt man das Fleisch der Walrosse und macht aus ihrer Haut die Kleidung; aus ihrem Speck wird Thran gesotten.

Die zweite Familie der Robben sind

die Seehunde.

Ihr Geschrei hat Aehnlichkeit mit dem Bellen eines Hundes; daher der Name. Sie sind sehr vorsichtig und wachsam, doch werden ihrer jährlich

über eine Million theils geschossen, theils harpunirt, theils geschlagen, d. h. mit Knüppeln auf die Nase geschlagen und dadurch betäubt. Weil die Haare keine Nässe annehmen, wird der Seehundspelz zum Ueberziehen von Ranzen, Tornistern und Felleisen benutzt; der Speck liefert Thran, welcher bei den Grönländern nicht nur getrunken wird, sondern zugleich das Lampenöl ist; in den Polarländern wird auch das Robbenfleisch gegessen.

Der graue oder gemeine Seehund (Fig. 1) ist nur drei bis vier Fuß lang, lebt im Atlantischen Ocean und im nördlichen Eismeere, auch in der Ostsee und kommt von da sogar zuweilen in die Mündungen der großen Flüsse. Der grönländische Seehund (Fig. 2) ist weit größer, wohl sechs Fuß lang, gefleckt, in der Baffinsbay und Hudsonsbay sehr gemein und das wichtigste Thier für die Bewohner der nördlichsten Gegenden Amerika's. Eine der größten von allen ist die Mönchsrobbe oder der Seemönch, das Meerkalb der Alten, zwölf Fuß lang; lebt nur im Mittelmeere, findet sich besonders häufig an den Küsten Griechenlands. Durch ihr geflecktes Fell ausgezeichnet sind die Leoparden-Robbe (Fig. 3) im südlichen Eismeere und die Mützenrobbe (Fig. 4) in den nördlichen europäischen Meeren. Die Rüsselrobbe (Fig. 7) oder der See-Elephant wird fünfundzwanzig Fuß lang und ist also der größte Seehund. Die Schnauze ist in einen kurzen beweglichen Rüssel verlängert; das Thier ist häufig in den südlichen Meeren und liefert den schönsten Thran, der sich durch seine sehr helle Farbe und fast gänzliche Geruchlosigkeit auszeichnet und unter dem Namen Elephanten-Oel in den Handel kommt.

Alle bis jetzt genannten Seehunde haben kein äußeres Ohr; die Ohr-Robbe (Fig. 5) aber hat eine kurze Ohrmuschel. Dieses Thier nennt man Seelöwe, wenn die Haare kurz und glatt anliegend sind, wie bei den meisten Robben, aber Seebär, wenn dieselben lang und etwas zottig sind. Der Seelöwe hat jedoch auch noch eine krause Halsmähne, die beiden Namen sind also gar nicht übel gewählt. Der Seebär kann acht Fuß lang werden, der Seelöwe doppelt so groß; beide leben im Großen Ocean.

Walroßjagd.

Das Walroß hält sich in den Polargegenden auf, wo ihm die Grönlandsfahrer oder Walfischfänger theils wegen des Thrans, theils wegen der Zähne eifrig nachstellen, die noch in höherem Werthe als das Elfenbein stehen und gleiche Verwendung wie dieses finden.

Wenn das Walroß angegriffen wird und sich verwundet fühlt, geräth es in eine furchtbare Wuth. Kann es seinen Gegner nicht erreichen, so zerwühlt es mit seinen Zähnen die Erde. Hat es den Gegner vor sich, so stürzt es sich, indem es den Kopf auf seine Füße stemmt, vom Ufer in's Meer. Wenn diese Thiere im Wasser angegriffen werden, und ihrer eine Anzahl beisammen ist, so kommen sie sich einander mit ungemeiner Kühnheit zu Hülfe. Jetzt fliehen sie nicht, sie greifen vielmehr an und suchen die Boote mit ihren Zähnen unter das Wasser zu drücken, oder sie zu durchstechen. Dabei und bei ihren Kämpfen mit den Eisbären, aus denen sie stets als Sieger hervorgehen, büßen sie manchmal einen ihrer Zähne ein und sind dann nicht mehr gefährlich. Ist ein Walroß harpunirt, so werden oft gleich mehrere zusammen erlegt, denn sie eilen dem harpunirten Gefährten zu Hülfe und suchen ihn zu befreien. Fliehen die Fischer, bedroht von einer großen Anzahl Walrosse, so verfolgen diese das Boot weit in die See, bis sie es aus dem Gesicht verlieren.

Wie man dem Seehunde beikommt.

Den Seehund findet man an den Küsten der nördlichen Meere und in den Mündungen der dortigen Flüsse. In Gegenden, wo er nicht angefeindet wird, ist er nicht sehr scheu; aber an Orten, wo man ihn öfter jagt, ist er vorsichtig. Er lebt von Fischen, welche er mit seinen kräftigen Zähnen zerbeißt, bevor er sie verschluckt.

Die Weibchen bringen jährlich im Mai oder Juni ein oder zwei Junge an einsamen Strand- und Felsengegenden zur Welt. Sie säugen dieselben ziemlich lange, selbst wenn sie schon schwimmen können, und vertheidigen sie gegen Feinde auf die hartnäckigste Weise, mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens.

Die Seehunde sind den Bewohnern der kältesten Gegenden, wo keine Pflanzen mehr gedeihen, von ganz wesentlichem Nutzen und sogar die Bedingung ihrer Existenz. Ihr Fleisch, ihr Blut und ihr Fett werden genossen,

letzteres auch zur Heizung und Erleuchtung verwendet; die Haut wird zu Zelt- und Kahndecken, Kleidern, Mützen, Riemen und dergl. verwendet; die Sehnen dienen als Schnüre und Fäden; Magen und Harnblase werden als Gefäße und Schläuche gebraucht, und die Knochen werden zu allerlei Werkzeugen verarbeitet. Sogar das sammetartige Fell der neugeborenen Jungen verwendet man zu Kleidungsstücken. Daher übt sich denn auch der Bewohner des Eismeeres von Jugend auf in der Jagd dieser Thiere. Bald erschleicht er sie auf dem Lande oder dem Eise, indem er auf dem Bauche ihnen grunzend entgegen rutscht und dabei, wie sie selbst es bei der Fortbewegung zu thun pflegen, den Kopf hin und her bewegt, bis er einem der getäuschten Thiere so nahe kommt, daß er es mit dem Spieße, welchen er mit sich führt, erstechen kann. Bald sucht man auf dem Eise die Luftlöcher auf, welche sich die Seehunde darin machen, um zu athmen. Namentlich thut dies der Grönländer. Er setzt sich neben ein solches Loch auf einen Stuhl, legt seine Füße auf einen Schemel, damit sie nicht erfrieren, wartet hier und hält seinen Spieß in Bereitschaft. Streckt nun ein Seehund seine Schnauze aus dem Loche hervor, so durchbohrt er ihm sogleich den Kopf, erweitert das Loch und zieht seine Beute heraus.

Wenn die Nordländer eine größere Anzahl Seehunde in Buchten überraschen, die einen seichten oder engen Eingang haben, so versperren sie den Eingang derselben und ermüden die Thiere so sehr durch Lärmen und Werfen, daß sie endlich, um auszuathmen, längere Zeit auf der Oberfläche bleiben müssen und dann leicht mit Spießen oder Harpunen erlegt werden können. Zu allen bisher beschriebenen Jagdarten bietet sich übrigens nur selten Gelegenheit, und der Nordländer würde übel daran sein, wenn er den Seehund nicht auch im offenen Meere erlegen könnte. Dies thut er am Häufigsten und zwar meistens auf folgende Weise: Er setzt sich in seinen schmalen Kahn, den er geschickt mit einer Hand zu regieren weiß, und hält eine Harpune in Bereitschaft, welche an dem einen Ende eines Strickes befestigt, an dessen anderem Ende sich eine Blase oder ein mit Luft gefüllter Sack befindet. Zeigt sich ein Seehund, so nähert er sich demselben und schleudert nach ihm seine Harpune. Ist das Thier getroffen, so taucht es unter, und der Jäger muß dann rasch Strick und Blase in's Wasser werfen, um zu verhüten, daß sein Kahn umgeworfen werde. Die Blase ist ihm nunmehr das Zeichen, wo das verwundete Thier sich befindet. Kommt es wieder herauf, um zu athmen, so wird es mit dem Spieße getödtet.

Diese Jagd ist nicht ohne Lebensgefahr, weil die Seehunde den Kahn nicht selten umwerfen oder ihn anbeißen und dadurch versenken. Noch weit gefährlicher ist übrigens die Jagd auf die Walrosse, welche mit ihren großen Eckzähnen den Kahn zu fassen und umzustürzen suchen.

Seehundsjagd.

Die Grönländer unterweisen ihre Kinder von früher Jugend an in der Jagd auf die Seehunde, denn in Grönland wird Derjenige, der sich ungeschickt dabei zeigt, wenig geachtet. Die Seehunde werden auf dreierlei Art gefangen. Zuerst mittels der Blase; der Grönländer nähert sich dem Thiere leise und vorsichtig, mit dem Winde und der Sonne, so daß es seine Ankunft nicht merkt, bis auf eine Entfernung von vier bis sechs Klaftern, aber mit der größten Eile. Hat er es so nahe, als nöthig ist, so faßt er schnell das Ruder mit der linken Hand, ergreift den Harpun, an welchen mittels einer langen Leine eine aufgeschwellte Blase befestigt ist, mit der rechten Hand und schleudert ihn mit aller Kraft nach dem Seehund. Sobald das Thier getroffen ist, wirft der Mann die am Ende der Leine befestigte Blase in's Wasser, und zwar auf dieselbe Seite, wohin der Seehund sich begiebt, der sogleich pfeilschnell untertaucht. Das Thier zieht nun die Blase unter das Wasser; da sie aber groß und unbehülflich ist, so ermüdet es bald und muß wieder herauf kommen, um Athem zu schöpfen. Genau muß nun der Mann auf die Stelle Acht haben, wo der Seehund wieder auftaucht, damit er diesen sogleich bei seinem Erscheinen mit einem zweiten Lanzenwurfe begrüßen kann. Dies wiederholt sich so lange, bis der Seehund völlig erschöpft ist, wo es dann dem Jäger leicht wird, ihn mittels eines kleinen Speers vollends zu tödten. Aber unmittelbar darauf verstopft er alle Wunden des Thieres, um das Blut zu erhalten. Dies ist die eine Art, die aber nur bei einer gewissen Gattung des Seehunds, welche der Grönländer Attarsoack nennt, und die bei weitem die plumpeste und dümmste Race ist, in Anwendung kommen kann. Die anderen Gattungen, welche vorsichtiger und scheuer sind, kann ein einziger Mann nicht fangen; es begeben sich zu diesem Zwecke immer mehrere zusammen, und dies ist dann die Jagd, welche man, wegen des vielfachen Geräusches, womit sie verbunden ist, die Klapperjagd nennt. Das Verfahren besteht darin, daß die Jäger den Seehund durch Klappern, Schreien, Steinwerfen und andern Lärm aus seinem Asyl aufscheuchen und

ins Wasser jagen. So oft nun das Thier, um Athem zu schöpfen, auftaucht, wird ihm von den Jägern arg zugesetzt, so daß es, um Ruhe zu haben, nun sehr lange unter dem Wasser bleibt. Da aber daraus folgt, daß es auch wieder eben so lange auf der Oberfläche verweilen muß, so gewinnen während dessen die Jäger volle Zeit, das erschöpfte Thier zu erlegen.

Die dritte Art, den Seehund (auf dem Eise) zu fangen, ist auf Disko, der größten der zahlreichen Inseln an der grönländischen Küste, sehr üblich, und die am wenigsten beschwerliche. Zuweilen machen sich die Seehunde selbst Luftlöcher in's Eis. Dicht bei einem solchen setzt sich nun der Grönländer auf einen Stuhl und stellt eine Art von Schemel zu seinen Füßen, um sich nicht zu erkälten. Hier wartet er nun so lange geduldig, bis ein Seehund seine Nase aus dem Loche hervorstreckt, um zu athmen. Diesen Augenblick benutzt der Jäger sogleich und versetzt dem Thiere einen derben Stoß mit dem Harpun, erweitert dann die Oeffnung und erlegt es vollends. Zuweilen verbinden sich auch zwei Jäger zu diesem Zwecke. Der eine sitzt und lauscht, der andere steht mit dem Harpun in Bereitschaft. Endlich gibt es noch eine vierte Jagdmethode, nämlich ein Mann streckt sich lang auf dem Bauche hin auf einer Art von Schleife oder Schlitten, unweit der Eislöcher, aus denen die Seehunde herauszukommen pflegen, um sich im Sonnenscheine zu lagern. Neben einer solchen Oeffnung ist ein kleineres Loch gemacht, durch welches der zweite Jäger seinen Harpun steckt, der mit einem langen Schafte versehen ist. Erblickt nun der erste oder der Aufpasser einen herauftauchenden Seehund, so gibt er dem zweiten ein Zeichen, worauf dieser mit dem Harpun zustößt und den Seehund gleich unter dem Eise erlegt. Auch pflegen die Grönländer den Seehund dadurch zu täuschen und anzulocken, daß sie sein Grunzen nachahmen. Oft wird auch eine ganze Heerde von Seehunden, wenn sie, um Luft zu schöpfen, heraufkommen, oder wenn sie im Sonnenschein schlafen, ohne alle Mühe todtgeschlagen.

An den Küsten der Orkney- und Shetlands-Inseln, besonders auf den kleinern und kleinsten, die nichts als kahle Klippen und Meerfelsen sind, gibt es viele Seehunde; dort liegen sie haufenweise bei niedriger See dicht an einander gereiht. Sie schwimmen mit ungemeiner Schnelligkeit und zeigen sich vorzüglich hurtig, wenn ein Sturm und Ungewitter bevorsteht; dann pflegen sie die Nasen weit aus den bewegten Wellen hervorzustrecken, schnellen sich, wenn ihnen das Wetter gar zu bedenklich vorkommt, unter

allerlei seltsamen Sprüngen an's Land und verbergen sich in ihren Felsenhöhlen so lange, bis das Unwetter vorüber ist. Man erzählt sich von diesen Thieren manche Eigenthümlichkeiten. Sie sind sehr neugierig, auch zutraulich gegen Menschen, schwimmen einem stark bemannten Boote, auf welchem laut gesprochen wird, oft lange nach, sehen sich die Mannschaft an und scheinen auf ihr Gespräch zu horchen. Die Kirche von Hoy in Orkney liegt dicht an einer kleinen sandigen Bucht, die von Seehunden öfters belebt ist; wenn nun mit den Glocken zum Gottesdienste geläutet wird, so kann man vom Ufer aus bemerken, wie die Seehunde von allen Seiten dicht an dasselbe herangeschwommen kommen und auf den Ton der Glocken horchen.

Auch an den nördlichen Küsten Schottlands wird jährlich eine außerordentliche Menge Seehunde erlegt, sowohl des Thrans, als auch des Felles wegen, in Nord-Ronaldscha auch wegen ihres Fleisches, und namentlich das der Jungen soll gar nicht übel schmecken. In frühern Zeiten kamen junge Seehunde sogar auf die Tafeln der Vornehmen in England. Hier fängt man die Seehunde folgendergestalt: Es gibt dort gewaltige Höhlen, welche sich in die See hinaus öffnen und sich bis hundert Ellen in's Land hinein erstrecken. Diese sind die Zufluchtsörter der Seehunde in der Hegezeit, wo sie sich so lange verborgen halten, bis die Jungen stark genug sind, um mit in See zu gehen, was gemeiniglich in sechs bis sieben Wochen der Fall ist. Der Eingang dieser Uferhöhlen ist so eng, daß nur ein einzelnes Boot hindurch kann, im Innern jedoch sind sie sehr geräumig. Im Monat October oder Anfang November fahren nun die Seehundjäger um die Nachtzeit in diese Felsenmündungen ein und rudern, mit tüchtigen Knütteln und Fackeln versehen, die sie beim Hineinfahren anzünden, so weit hinein, als möglich. Plötzlich erhebt die ganze Mannschaft einen gewaltigen Lärm, worauf alle Thiere erschreckt mit Schreien und Grunzen aus ihren Schlupfwinkeln herausfahren. Dieses erste Aufschrecken ist für die Jäger nicht ohne Gefahr, sie müssen mit dem Boote vorsichtig zurückweichen, damit der große Haufe der alten Seehunde sie nicht umwirft. Ist dieser Strudel aber vorüber, dann haben die Jäger gewonnenes Spiel; sie nähern sich alsdann mit dem Boote den Löchern und Höhlungen der Felsenwand, wo die jungen Seehunde sich befinden, schlagen diese mit ihren Stöcken auf die Nasen — den empfindlichsten Körpertheil dieser Thiere — und erlegen sie so in kurzer Zeit.

Die Fischsäugethiere.

Bei den Fischsäugethieren sind die Vordergliedmaßen zu Flossen verwachsen, die hinteren fehlen ganz; dafür sind diese Thiere mit einem Ruderschwanze versehen. Sie leben in allen Meeren und halten da große Wanderungen. Meist trifft man sie nur in weiter, offener See, nur zuweilen und bei besonderen Veranlassungen kommen sie an die Küsten. Die Jagd auf diese Thiere ist mit besonderer Schwierigkeit verbunden, denn sie haben eine sehr dicke Specklage unter der Haut, fühlen also eine Verwundung nicht so leicht und können außerordentlich lange unter dem Wasser aushalten, vermögen also sehr leicht dem Auge ihres Verfolgers zu entgehen.

Die Fischsäugethiere zerfallen in zwei Familien, Seekühe und Wale. Die Seekühe haben die Nasenlöcher nach vorn an der Schnauze, die Wale aber auf dem Scheitel. Zu jenen gehört

das Manati,

ein Thier, das sich im Atlantischen Ocean zwischen den Wendekreisen findet. Es lebt da gesellig, oft an den Mündungen der Flüsse Afrika's und Amerika's, ist zwanzig Fuß lang, mehrere Tausend Pfund schwer, arbeitet sich zuweilen auf das flache Ufer und trägt dann sein Junges unter einer Armflosse mit sich. Sein Fleisch ist genießbar, die dünn behaarte Haut wird zu Riemen geschnitten. — Das Manati wurde früher auch Meerweibchen genannt.

Im Indischen Ocean lebt ein ähnliches Thier, welches die Malaien Duyong nennen. Die Haut ist bläulich, dunkel gefleckt; es hat den deutschen Namen Seejungfer bekommen.

Zu den **Walen** gehören folgende Thiere:

Der Delphin.

Er hat in beiden Kiefern eine große Zahl kleiner, ganz gleicher Zähne, und nur **Ein** Nasenloch, welches dazu dient, das mit dem Verschlucken der Speise eingesogene Wasser wieder auszuspritzen. — Der Delphin ist der kühnste, gewandteste und grausamste Seeräuber und weiß sehr gut, wo er reiche Beute machen kann. Er verfolgt die Schiffe auf offener See, denn jedes Schiff wird von einer großen Schaar kleiner Fische umschwommen, die begierig nach Dem haschen, was in's Meer herabgeworfen wird; er begleitet die Züge der Häringe, lauert an Flußmündungen, ja, schwimmt zuweilen in diese hinein. — Es gibt von dem Delphine, auch **Meerschwein** genannt, wohl vierzig verschiedene Arten; der **gemeine Delphin** oder **Tümmler**, mit circa neunzig Zähnen, hält sich in großen Schaaren im Mittelländischen Meere auf und ist den Schiffern dort sehr wohl bekannt. Auch im Atlantischen Ocean findet er sich bis zur Südspitze Afrika's.

Der Narwal (Taf. VI, Fig. 9).

Der **Narwal** oder das **See-Einhorn** hat im linken Oberkiefer einen Eckzahn, der schraubenförmig gewunden ist, wagrecht vorsteht und eine Länge von zehn Fuß hat; der Eckzahn rechts fehlt ganz, oder ist verkümmert. Ohne diesen Stoßzahn, der wie Elfenbein verarbeitet wird, mißt das Thier etwa funfzehn Fuß. Es lebt an Amerika's Küsten im nördlichen Eismeere; daß es mit seinem „Horn", wie die Leute sagen, dem Walfische Löcher in die Seite stoße, sich überhaupt desselben im Kampfe mit anderen großen Seethieren als Lanze bediene, ist eine Fabel. Noch kein Mensch hat ein solches Fisch-Tournier gesehen; aber man hat gefragt: „Wozu dieses Horn? Es muß doch eine Waffe sein!" Und die Antwort hat man dann selbst nach eigener Ueberlegung zurecht gemacht.

Der Pottwal (Fig. 10).

Der **Pottwal** sieht schon aus, wie der Walfisch, hat aber noch **Zähne** im Unterkiefer. Er ist ein colossales Thier, siebzig bis achtzig Fuß lang, findet sich vom nördlichen bis zum südlichen Eismeere in allen Oceanen und ist das Entsetzen aller lebenden Seegeschöpfe, denn er verschlingt mit seinem

ungeheuren Rachen ganz ansehnliche Thiere und macht sich gar Nichts daraus, einen jungen Walfisch zu verschlucken. Von den Menschen wird dieses Ungeheuer, auch Cachelot oder Pottfisch genannt, eifrig gejagt, denn ein großer Pottwal liefert an 200,000 Pfund Thran. Er spendet uns aber noch mehr. In seinen Schädelhöhlen findet sich eine ölichte, dickflüssige Substanz, die ausgepreßt und filtrirt wird. Die feste Masse gibt den Walrath, der schön weiß, glänzend und durchscheinend ist und zu Lichtern (Walrath-Kerzen) verwendet wird; die ölige Flüssigkeit, welche beim Filtriren gewonnen wird, heißt Walrath-Oel und wird in Lampen gebrannt. Ein einziger Pottfisch liefert ungefähr 5000 Pfund Walrath. — Im Darm des Thieres hat man wachsartige Kugeln entdeckt, weißlich, gräulich, auch schwärzlich, die sich in Weingeist auflösen und ein sehr geschätztes Räucherwerk liefern, den Ambra. Der weiße und schwarze wird minder theuer bezahlt, der hellgraue aber, welcher für den besten gehalten wird, kostet dreißig bis vierzig Gulden das Loth.

Delphin, Narwal und Pottwal haben Zähne und Ein Spritzloch, Finnfisch und Walfisch haben statt der Zähne Barten und zwei Spritzlöcher.

Der Finnfisch

hat eine hohe, dreikantige Rückenflosse, Finne genannt, daher der Name. Es gibt viererlei Arten des Finnfisches, die größte soll an hundert Fuß lang werden, wäre somit also das größte oder wenigstens längste aller Thiere. — Die Barten sind senkrecht im Oberkiefer stehende lange, schmale Hornplatten, welche unten gefranst sind und so dem Thiere gewissermaßen als Sieb dienen. Sie liefern uns bekanntlich das Fischbein zu Regenschirmen, chirurgischen Instrumenten und dergleichen. Die Zahl dieser Barten bei einem einzigen Thiere beträgt dreihundert bis tausend. Finnfisch und Walfisch leben nur in nördlichen Meeren und nähren sich von kleinen Fischen und Mollusken.

Der Walfisch (Fig. 8)

ist, wenn auch nicht das längste, so doch der Masse nach das größte Thier; er wird nur funfzig bis siebzig Fuß lang, erreicht aber ein Gewicht von 1500 Centnern; die Barten, welche er liefert, sind etwa zwölf Fuß lang und vier bis fünf Pfund schwer eine jede; die Spritzlöcher haben einen Fuß im Durchmesser. Das Thier hat eine solche Kraft, daß es

trotz seiner ungeheuren Masse in Einer Stunde Zeit acht Stunden Weges schwimmt. —

Weil unmäßig verfolgt und getödtet, werden die Walfische in neuerer Zeit immer seltener, und man kann rechnen, daß von je fünf Schiffen, welche auf den Walfischfang ausgehen, eines verunglückt, eines gar Nichts fängt, eines nur einen einzigen Walen erlegt, und die beiden übrigen zwei, oder auch drei dieser Thiere erbeuten. Es scheint, daß auch hier die Geldgier der Menschen nahe daran ist, eine ergiebige Quelle des Reichthums durch Mangel an Ueberlegung und durch nimmersatte Hast zu zerstören. Im südlichen Eismeere hat man auch einen Walfisch gefunden, der aber weit kleiner ist, als jener, der grönländische.

Vom Delphin.

Die Delphine begleiten sehr gerne die Schiffe und schwimmen neugierig, selbst bei der schnellsten Fahrt, an denselben herum, wahrscheinlich in Erwartung der Speisereste, welche man zuweilen über Bord wirft. Sie sind zutraulich und verrathen keine Furcht.

Die Alten erzählen viele wunderbare und abenteuerliche Geschichten von den Delphinen. Aristoteles schreibt diesen Thieren einen sehr milden, freundlichen Charakter zu und erzählt, um dies zu beweisen, eine interessante Begebenheit. Es sei nämlich einmal an der karischen Küste ein Delphin verwundet, gefangen und in einen Hafen gebracht worden. Hierauf sei eine ganze Heerde von Delphinen in den Hafen gekommen und sei nicht eher gewichen, als bis ihnen der Gefangene wiedergegeben war. Der Delphin soll nach Aristoteles, wenn er Fische verfolgt, zuweilen hoch über das Wasser emporspringen. Wenn er aus Hunger längere Zeit auf dem Meeresgrunde oder in der Tiefe des Wassers geblieben sei und folglich sehr lange den Athem gehalten habe, dann schieße er endlich in senkrechter Richtung plötzlich wieder herauf und schnelle oft hoch über die Meeresfläche in die Luft empor.

Weltbekannt ist die schöne Sage von Arion. Dieser griechische Sänger fuhr von Tarent nach Griechenland über und reizte durch die Schätze, welche er mit sich führte, die Habsucht des Schiffsvolkes, ihn zu ermorden. Vor seinem Tode gestattete man ihm noch, ein Lied zur Zither zu singen. Dies lockte sogleich eine Menge Delphine herbei, und als Arion sich in's Meer stürzen mußte, wurde er von einem derselben unversehrt nach dem lakonischen Vorgebirge Tänaron getragen.

Delphine zum Fischfang.

Belon erzählt, daß die Fischer die Delphine sehr gerne hätten und ihnen stets wieder die Freiheit schenkten, wenn sie sich zufällig in ihre Netze verirrten. Sie glaubten nämlich, daß jene ihnen die Fische herbeitrieben, was freilich nur auf falscher Auslegung beruhen mochte, indem eben die Delphine ihrer eigenen Nahrung nachgehen und dabei selbstverständlich diejenigen Orte aufsuchen, wo sich viele Fische befinden.

Uebrigens helfen die Delphine allerdings den Fischern Montpelliers noch jetzt die Meeräschen fangen. Man ruft ihnen: „Simon, Simon", und auf diesen Ruf kommen jene Thiere in Schaaren herbei und treiben dadurch die Meeräschen an die seichten Uferstellen. Hier nehmen die Fischer die Beute in Empfang, theilen stets den Delphinen von derselben Etwas mit und speisen sie wohl auch mit Brod.

Ein Delphin als Boot.

Der Kaiser Octavianus ließ einen Delphin in den lucrinischen See versetzen. Hier pflegte ihm ein armer Knabe jeden Mittag Brot zu bringen, und der Delphin gewann denselben allmählig sehr lieb. So oft der Knabe kam und ihm rief, stieg er aus der Tiefe hervor, fraß ihm aus der Hand und bot ihm seinen Rücken zum Aufsitzen dar, wobei er immer seine Rückenflosse rückwärts niederlegte. So trug er ihn mehrere Jahre lang täglich über den See nach Puteoli zur Schule und von da wieder nach Hause. Der Knabe wurde krank und starb; der Delphin kam oftmals vergeblich an den bekannten Ort, schaute sich nach ihm um, und starb endlich, wie man glaubte, aus Sehnsucht nach seinem Gefährten.

Fang der Wale.

Durch den unmäßigen Fang sind die Wale sehr vermindert worden, und man sollte denken, die Art werde endlich ganz verschwinden. Allein das Thier weiß sich zwischen die unzugänglichen Eisschollen und Eisinseln zu flüchten, wohin man es nicht verfolgen kann. Ja, es ist wahrscheinlich, daß es sogar die Reise um den Pol herum macht. Der Fang ist jetzt nicht mehr so ergiebig, als er es früher war. Die ersten Walfischfänger fanden das Thier häufig bei Spitzbergen und anderen nördlichen Inseln, und damals war es gar nicht schwer, es zu erlegen, da es nicht mißtrauisch war und die Menschen ankommen ließ. Die traurige Erfahrung lehrte es, den Menschen als seinen ärgsten und furchtbarsten Feind zu fliehen und die Eisberge der

Polarmeere als Zufluchtsort aufzusuchen. Man zählt jährlich dreihundert Schiffe aller Nationen, welche für diesen Erwerbszweig nach Norden steuern, und die Niederländer allein sollen vom Jahre 1669 bis 1725 über fünfunddreißig Tausend Stück gefangen haben. Man rechnet den Gewinn an Oel, Thran und Barten von einem Wal auf wenigstens acht Tausend Gulden.

Da die Walfische im Winter, wenn die Eismeere sich mit Eis bedecken, genöthigt sind, die Polarregionen zu verlassen, so geht man im Frühjahr, ehe sie wieder dahin zurückkehren, auf den Fang aus und verwendet den Sommer dazu, indem man mit dem Fortschreiten der Jahreszeit immer weiter nach Norden vordringt und den Walen in ihre Schlupfwinkel nachfolgt. Die Schiffe, welche auf den Fang ausgehen, sind meist siebenzig bis hundertundzwanzig Fuß lang und besonders an den Seiten sehr fest gebaut, haben auch meist doppelte eichene Bekleidung, damit sie dem Stoß des Eises widerstehen können. Jedes Schiff hat sechs bis sieben Schaluppen, jede von vierundzwanzig Fuß Länge und sechs Fuß Breite. Zu jeder Schaluppe gehören zwei Harpuniere, welche sich darin üben müssen, dem Walfisch sich so sehr zu nähern, daß sie ihre Harpune nach ihm werfen können. Sie lauern oft, wo er mit dem Kopf hervorschießt, um zu athmen, indem sie diesen Augenblick benutzen müssen, um ihm eine Harpune in den Leib zu werfen. Sobald ein Walfisch getroffen ist, und die Harpune haftet, so steckt der Harpunier auf einem Pfahl eine Flagge auf. So wie dies geschehen, stürzt auf dem Hauptschiff Alles auf's Verdeck und drängt sich in die Boote. Es ist nicht selten, daß die Matrosen, wenn die Temperatur auf Null steht, in ihrem Eifer nur halb bekleidet hervorstürzen und so abfahren. Alles rudert nun nach dem Boot, aus welchem der Wal getroffen worden ist. Die Entfernung, aus welcher gewöhnlich die Harpune geworfen wird, ist höchstens dreißig Fuß. Man sucht den Rücken, oder die Gegend um die Spritzlöcher, oder den Bauch zu treffen. Da die Spitze der Harpune der schwerste Theil ist, so fällt die Harpune immer auf die Spitze und dringt so stets ein. Geht sie übrigens nicht tief genug, so entkommt der Walfisch meistentheils. Sobald das Thier sich getroffen fühlt, schießt es mit furchtbarer Geschwindigkeit davon und zieht das Seil, welches an der Harpune und der Schaluppe befestigt ist, mit sich und zwar mit solcher Gewalt, daß die Schaluppe, wenn das Seil sich verwickelt, in Grund gezogen wird. Das Seil muß indessen immer mit Wasser begossen werden, damit es sich durch das Reiben nicht entzünde. Nun bleibt man ruhig in den Booten und beobachtet den Walfisch nur von Weitem. Hat derselbe sich so weit entfernt, daß das

Seil ausläuft, so wird eilig ein anderes daran geknüpft. Zuweilen bricht das lange Seil, oder man muß es zerschneiden, damit die Schaluppe nicht in Grund gezogen werde. Indeß, wenn Alles gehörig betrieben wird, so ist die zweite Schaluppe dann schon bei der ersten angekommen und ihr Seil an das erste angeknüpft, oder der Harpunier einer andern Schaluppe wirft eine zweite Harpune, wenn der Wal, von dem vielen Blutverlust bald ermüdet, auf die Oberfläche kommt, um zu athmen. Oft kommt Blut in Strömen aus den Spritzlöchern, und dies ist das Zeichen seines nahen Todes. Dann nähert man sich ihm noch mehr und sticht nach ihm mit den Lanzen, welche er mit den Flossen abzuhalten sucht. Während seines Todeskampfes muß man sorgfältig ausweichen und sich nie dem Schwanz nähern, mit dem er stets furchtbar um sich schlägt. Schon manche Schaluppe ist in Stücke zerschlagen worden.

Die Bewohner der Kurilen suchen an den Walfisch zu kommen, wenn er schläft, und stechen ihn dann mit vergifteten Harpunen, wodurch er bald stirbt, ohne daß dem Fleisch dabei schädliche Eigenschaften mitgetheilt werden.

Die Walfisch-Mutter.

Die mütterliche Liebe des Walfisches ist sehr groß. Das Junge, welches die Gefahr nicht kennt, wird leicht harpunirt. Dann zeigt sich die Zärtlichkeit der Mutter in einem so hohen Grade, daß diese dadurch oft in die Gewalt des Feindes geräth. Wenn daher ein Junges auch von geringem Werth ist, da es selten mehr als eine Tonne Oel oder noch weniger gibt, so wird doch zuweilen Jagd darauf gemacht, um die Mutter herbeizulocken. Dieselbe eilt sogleich zu dem verwundeten Jungen, steigt mit ihm auf die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an, fortzuschwimmen, sucht ihm zur Flucht behülflich zu sein, indem sie es unter die Flosse nimmt, und verläßt es selten, so lange es noch lebt. Dann ist es gefährlich, sich ihr zu nähern, aber sie gibt dabei oft Gelegenheit zum Angriff. Aus Angst für ihr Junges setzt sie alle Rücksichten auf die eigene Sicherheit bei Seite, fährt mitten durch die Feinde hindurch, verachtet die Gefahr, welche ihr droht, und bleibt bei ihrem Jungen, auch wenn schon mehrere Harpunen sie getroffen haben. Es ist gewiß etwas höchst Peinliches für den gefühlvollen Menschen, ein Thier unter Umständen zu tödten, wo es einen Grad von Selbstaufopferung zeigt, der dem Menschen Ehre machen würde.

Zweite Klasse.

Die Vögel.

Alle Vögel, ohne Ausnahme, sind mit Federn bedeckt, und diese Federn wachsen sehr schnell, so daß auch die längsten in einigen Wochen ihre volle Größe haben. Alle Vögel mausern wenigstens einmal im Jahre, d. h. sie wechseln ihre Deckfedern; bei den meisten geschieht das am Ende des Sommers; einige haben auch eine doppelte Mauser — von Halbjahr zu Halbjahr.

Die Kunst des Fliegens macht es den Vögeln möglich, sich viel weiter zu verbreiten, als es den Säugethieren möglich ist, denn Flüsse, Seen und Meere sind kein Hinderniß für sie, und da der Flug durchschnittlich bedeutend schneller geht, als der Lauf der Vierfüßer, so gebieten auch unfruchtbare Wüsteneien den Seglern der Lüfte nicht Halt. Ein Fleischfresser kann nicht eine hundert Stunden breite Wüste durchwandern, wenn sich nicht irgend eine Beute für ihn findet; ehe er das andere Ende erreicht hätte, müßte er verschmachten. Selbst das Kameel muß irgend Etwas für seinen Magen finden, — sei es das Hälmchen am Wege, oder der Mehlballen, den ihm sein Herr bietet —, sonst hat auch seine Leistung bald ein Ende. Der Vogel braucht die Nahrung allerdings auch; aber er kommt so schnell vom Platze, daß die Beschaffenheit des Bodens für ihn von viel geringerer Bedeutung ist. Ein schneller Segler fliegt 60 Fuß in der Sekunde, das macht 18 Stunden Weges in einer einzigen Stunde Zeit. Und wenn er es vierundzwanzig Stunden aushält, so durcheilt er in einem einzigen Tage über 400 Stunden. Und es ist in der That vorgekommen, daß Störche von Südamerika nach Europa geflogen sind, also einen Weg von beinahe 500 Stunden zurückgelegt haben, ohne ein einziges Mal ausruhen zu können.

Von den Sinnen sind bei den Vögeln Gesicht und Gehör meist sehr scharf, Geschmack und Geruch aber scheinen desto schwächer zu sein.

Hält sich ein Vogel das ganze Jahr hindurch in derselben Gegend auf, so nennt man ihn einen Standvogel; verändert er seinen Wohnort nur wenig, etwa um einige Meilen, weil ihm z. B. am alten Wohnsitze die Nahrung ausgegangen ist, so heißt er Strichvogel; macht er aber regelmäßig weite Reisen im Herbste nach Süden, im Frühling nach den kälteren nördlichen Gegenden zurück, so ist er ein Wandervogel oder Zugvogel.

Von den 7000 lebenden Vogel-Arten, die wir kennen, finden sich 500 in Europa und von diesen wieder 400 in Deutschland.

Will man die Vögel eintheilen, so sieht man zuerst darauf, ob sie fast nackt und blind aus dem Eie kriechen, im Neste bleiben und von den Alten gefüttert werden müssen, — Nesthocker, Atzvögel, — oder ob sie schon mit weichen Federn bedeckt und sehend auskriechen, nicht geätzt werden, sondern sich ihre Nahrung selbst suchen, — Nestflüchter. Die Nesthocker, bei welchen die Nasenlöcher mit einer bauchigen Knorpelschuppe bedeckt sind, heißen Tauben; die übrigen haben entweder eine Wachshaut am Grunde des Schnabels, dann sind es Raubvögel, oder sie haben diese nicht, dafür aber einen zum Singen eingerichteten Kehlkopf — Singvögel —, oder endlich Kletterfüße, — das sind die Klettervögel.

Die Nestflüchter sind entweder Landvögel, oder Wasservögel. Haben die Landvögel Flügel zum Fliegen, so nennt man sie Hühner; fehlen den Flügeln aber die steifen Schwingen, und sind sie deßhalb zum Fliegen untauglich, so sind die Vögel Laufvögel. Die Wasservögel haben entweder kurze Beine mit Schwimmhäuten zwischen den Zehen (Schwimmvögel), oder lange Watebeine, länger als der Rumpf, aber ohne Schwimmhäute (Sumpfvögel).

So entsteht folgende

Uebersicht
der
Vögel.

I. Ordnung. Raubvögel. — Atzen die Jungen im Neste, — mit Wachshaut am Grunde des Schnabels, — starke und scharfe Krallen. —

II. „ Klettervögel. — Atzen die Jungen im Neste, — ohne

Wachshaut, — Kletterfüße (2 Zehen nach vorn, 2 nach hinten). —

III. Ordnung. Singvögel. — Atzen die Jungen im Neste, — ohne Wachshaut, — Kehlkopf zum Singen eingerichtet. —

IV. " Tauben. — Atzen die Jungen im Neste, — Nasenlöcher mit einer Knorpelschuppe bedeckt. —

V. " Hühner. — Junge nicht geatzt, suchen selbst ihr Futter, — Flügel mit steifen Schwingen zum Fliegen, — Beine kurz. —

VI. " Laufvögel. — Junge nicht geatzt, — Flügel ohne steife Schwingen zum Fliegen, — Beine (meist) lang. —

VII. " Sumpfvögel. — Junge nicht geatzt, — können fliegen, — Watbeine länger als der Rumpf, — Zehen ohne Schwimmhaut. —

VIII. " Schwimmvögel. — Junge nicht geatzt, — können fliegen, — Watbeine kürzer als der Rumpf, — Zehen mit Schwimmhaut. —

Die Raubvögel.

(Tafel VII.)

Die Raubvögel haben große, scharfe, gebogene Krallen, einen kurzen, starken Schnabel, welcher abwärts gebogen ist, ein starkes Gefieder mit kräftigen Schwungfedern, — sind die echten Räuber der Lüfte. Leicht und schnell segeln sie durch das Luftmeer, stürzen sich pfeilschnell herunter auf ihre Beute, fassen sie mit den Krallen und zerreißen sie mit dem Schnabel. Wie es gut ist für Räuber, die nicht wissen, wann, wie oft und wo sie ihre Nahrung finden, können sie Viel auf einmal fressen, aber auch lange hungern. Haare, Federn ꝛc. der verspeisten Thiere werden, in Kugeln zusammengeballt, wieder ausgespieen.

Man theilt die Raubvögel in drei Familien: Geier — mit kahlem Kopf und Hals, geradem, erst an der Spitze gebogenem Schnabel und stumpfen Krallen; Falken — mit dicht befiedertem Kopf und Hals, von der Wurzel an gebogenem Schnabel und spitzen, scharfen Krallen, Augen an der Seite des Kopfes und ohne Federkranz; Eulen — ebenso, nur daß die Augen nach vorn stehen und einen Federkranz haben.

Zu den Geiern gehört

der Aasgeier.

Er lebt von Aas, hält sich meist schaarenweise in bewohnten Gegenden auf und ist ein sehr nützlicher Vogel. Der ägyptische Geier oder heilige Geier (Taf. VII, Fig. 11) ist über zwei Fuß hoch, spannt sechs Fuß, ist sehr häufig in der Türkei und in Nordafrika und wurde nicht nur von den alten Aegyptern verehrt, sondern wird auch heutigen Tages noch von den Orientalen für heilig gehalten; denn er folgt den Karawanen, kommt in Städte und Dörfer und verzehrt überall die Leichen der gefallenen Thiere, die durch ihren Verwesungsgeruch die schrecklichsten Seuchen verursachen

Raubvögel

Digitized by Google

würden, — den Morgenländern selbst fällt es nicht ein, todte Thiere zu verscharren; dazu hat Allah die heiligen Geier geschaffen, daß sie das Aas verzehren.

Unter den

.Hühnergeiern

hat der rothköpfige (Fig. 12) wohl die weiteste Verbreitung. Er findet sich in einem sehr großen Theile Amerika's, lebt aber nicht blos von Hühnern, sondern auch von Seehunden, kurz, von Allem, was er bewältigen kann, und was rothes Blut hat. — Die größten und mit Recht gefürchtetsten Thiere der ganzen Ordnung gehören zu den

eigentlichen Geiern.

Da ist vor Allen der Kondor, Kuntur oder Vogel Greif (Fig. 13). Dieser gewaltige Vogel, der vier Fuß hoch ist und mit ausgespannten Flügeln vierzehn Fuß mißt, findet sich nur in den Gebirgen Südamerika's. Er ist der eigentliche König der Lüfte. Leicht und majestätisch steigt er in die Höhe, höher und immer höher; zehntausend Fuß, zwanzigtausend Fuß; schon schwebt er hoch über dem Tschimborasso, dreißigtausend Fuß, vierzigtausend, — er übersieht ein Gebiet so groß, wie das ganze deutsche Reich, und wo er Etwas erblickt, das er begehrt, das ist ihm auch unrettbar verfallen. Da pfeift es durch die Luft, und in wenigen Minuten hat der Kondor die paar Meilen durchsaust, stürzt herab auf sein Opfer, faßt das Schaf, das Kalb, das Reh mit seinen fürchterlichen Krallen und steigt ruhig wieder empor den Wolken zu. — Menschen greift er nicht an, wenn er nicht zur Vertheidigung gezwungen wird. — Ihm zunächst an Größe steht der weißköpfige Geier (Fig. 10) oder Hasengeier. Kopf und Hals sind weißlich, ein Federkragen umgibt den Hals. Diese Geierart ist die verbreitetste von allen, findet sich in ganz Afrika und in allen Ländern um das Mittelmeer. Weit schöner, aber kleiner ist der Königsgeier, der in Süd- und Mittel-Amerika lebt. Wenn noch so viele Vögel um ein Aas versammelt sind, sobald der Königsgeier naht, ziehen sie sich bescheiden zurück und räumen ihm den Platz. Hat er seine Mahlzeit gehalten und schwebt wieder davon, dann stürzen sie wieder heißhungrig herbei und verschlingen gierig, was er ihnen übrig gelassen, — so erzählt wenigstens Schomburgk. Die nackte Haut des Kopfes und des Halses bei dem Königsgeier leuchtet in lebhaftem Roth, Dunkelgelb und Violett, die Befiederung ist rostgelb mit Schwarz und Weiß. —

Der Geieradler (Fig. 14)

oder Bartgeier bildet eine neue Gattung, denn er ist gewisser Maßen der Uebergang zum Falken; er hat den Schnabel des Geiers, aber Kopf und Hals befiedert. Hierher gehört der Lämmergeier, der in den Pyrenäen, den Alpen, in Westasien und Nordafrika zu finden ist. Er nistet in den höchsten Gebirgen, ist der größte Raubvogel der alten Welt, raubt Hasen, Gemsen, Rehe, Schafe und wird selbst Menschen gefährlich. Kleine Kinder soll er schon seinen Jungen als Speise ins Nest getragen haben. Er wird vier Fuß hoch und klaftert fast zehn Fuß.

Zur zweiten Familie, den Falken, gehört

der Adler.

Der Steinadler oder Goldadler (Fig. 1) wird drei Fuß hoch, lebt in Nordasien, Nordamerika und findet sich ziemlich häufig auch in Süddeutschland, wo er dem Wild sehr gefährlich ist. — Der Seeadler ist noch etwas größer, hält sich an den Meeresküsten auf, stürzt pfeilschnell aus den Lüften hernieder und ergreift, in das Wasser tauchend, die Fische. Da er sich fast nur von diesen nährt, nehmen kleinere Vögel nicht viel Notiz von ihm; er ist ihnen nicht gefährlich. — Der Flußadler, Fischaar oder Entenstößer (Fig. 15) ist bei uns in Deutschland allenthalben an Flüssen zu finden und den Fischereien sehr schädlich. — Der Haubenadler, die große Harpye (Fig. 2) ist der größte Raubvogel nach dem Kondor, übertrifft den Lämmergeier an Größe, hält sich in den südamerikanischen Gebirgen auf und lebt besonders von den dort so häufigen Faulthieren. Seine Krallen sind furchtbar, und ein schwarzer Schopf am Hinterkopfe gibt ihm ein grausenerregendes Ansehen.

Der Falke.

Der Edelfalke, Jagdfalke, wurde im Mittelalter zur Jagd benutzt und Beizfalke genannt. Der Zwergfalke (Fig. 6) findet sich in ganz Europa, ist kaum einen Fuß hoch. Der rostbraune und schwarz gefleckte Thurmfalke (Fig. 5), häufig in der Schweiz, horstet in alten Thürmen, Ruinen und zerfallenem Gemäuer; ein sehr bekannter Vogel. — Der Sperlingsfalke in Südasien (Fig. 7) ist schön gefärbt nur sieben Zoll hoch, scheint sehr unschädlich, ist aber ein gewaltiger Räuber, der durch seine Kühnheit und Schnelligkeit selbst größeren Vögeln gefährlich wird. — Der

Wanderfalke (Fig. 3) zieht im Winter nach Süden, ist hauptsächlich den Tauben sehr gefährlich, und heißt deßhalb auch Taubenfalke.

Die Milane haben weniger gekrümmte Krallen, einen schwächeren Schnabel, sind auch nicht so muthig, wie die eigentlichen Falken, und müssen sich deßhalb mit Mäusen, Eidechsen und Fröschen begnügen. — Der Hühnerhabicht ist ein verwegener, kecker Räuber, der Schrecken der Hühner und Tauben. Ihm sehr nahe verwandt ist der Sperber, der in Rußland zur Wachteljagd abgerichtet wird. In Afrika gibt es auch einen Singsperber, den einzigen singenden Raubvogel (Fig. 8). — Die Weihe ist in gewissem Betracht ein Uebergang zu der Eule, denn sie hat einen Federkranz um die Augen. — Vom Bussard mit seinem dicken Kopfe und schwachen Schnabel gibt es zweiunddreißig Arten; der Mäusebussard (Fig. 9) ist ein überaus nützliches Thier, da er eine große Menge von Mäusen, Kreuzottern und anderem Ungeziefer vertilgt. — Der Sekretär, Stelzenadler, Stelzengeier (Fig. 4) hat Schnabel und Krallen der Raubvögel, aber die langen Beine eines Storches.

Die Eule.

Die dritte Familie der Raubvögel sind die Eulen; sie sind entweder Ohreulen oder Glattköpfe, Käuze. Der Uhu (Fig. 16) ist die größte Ohreule, $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch, raubt Hasen, Rehkälbchen und andere kleine Thiere und erschreckt furchtsame Leute durch sein nächtliches Geschrei, das einige Aehnlichkeit mit fernem Jagdrufe hat; ist übrigens bei uns ziemlich selten. — Von den Käuzen ist der bekannteste die Schleiereule (Fig. 17), die gemeinste Eule bei uns, häufig in Thürmen, auf großen Speichern und in alten Gebäuden; ein sehr nützlicher Vogel durch Vertilgung der Mäuse, aber, da sie im Schlafe schnarcht wie ein Mensch, die Ursache von vielen Spukgeschichten. — Der Steinkauz fliegt gern an erleuchtete Fenster und läßt da seinen Ruf: „Kiwitt! Kiwitt!“ hören. Die Landleute gehen bekanntlich zu Bett, sobald es Nacht wird; erleuchtete Fenster sieht man bei ihnen nur, wo ein Schwerkrankes liegt, also auch nur da hört man des Käuzleins Ruf, den die Bauern als „Geh' mit! Geh' mit!“ auffassen. Sie nennen das harmlose Thierchen darum den Todtenvogel, das Leichhuhn, und meinen, es rufe den Kranken ab in's Grab, es sei der sichere Verkündiger eines nahen Todesfalles, und fürchten und verabscheuen es als Unglücksboten.

Scharfes Gesicht des Geiers.

Alle Geierarten fliegen unermeßlich hoch, höher als selbst der ihnen verwandte Adler und Falke. Auf den Anden in Amerika findet man den Kondor noch in einer Höhe von vierzig Tausend Fuß über dem Meere. Der Geier schwimmt, ruhig wie der Schwan auf seinem Wasserspiegel, mit fast bewegungslosen Schwingen in dem unermeßlichen Luftraume. Sein ungemein scharfes Gesicht läßt ihn jedoch selbst von einer solchen Höhe herab die Gegenstände auf der Erde erkennen. Wie ein Pfeil durchschießt er die Luft, wenn er eine Beute entdeckt hat. Diese Vögel, namentlich die ägyptischen Geier, sind, ehe man ihre Nähe im Geringsten ahnet, sobald ein Thier gefallen oder getödtet ist, auf der Stelle, und zwar in großen Haufen. Es ist viel darüber gestritten worden, ob sie durch ihr scharfes Gesicht oder ihren feinen Geruch dazu in Stand gesetzt werden; die Beobachtungen des Naturforschers Audubon aber scheinen gegen das Vorwalten des Geruchs zu entscheiden. Er stopfte eine vollkommen getrocknete Rehhaut mit Heu aus und legte sie auf das offene Feld. Ein Geier flog sogleich herab, griff seine Beute wie gewöhnlich an, riß die Haut auf und schien das Fleisch zu suchen, dessen Mangel ihm seine Sinne nicht verrathen hatten, bis er endlich davonflog. Ein todtes Schwein, zwanzig Fuß tief in eine Grube gelegt und mit Reisern und Binsen belegt, ward von dem darüber fliegenden Geier nicht gewittert, wogegen Hunde die Spur bald gefunden hatten. Junge Geier, in einen Käfig gesetzt, entdeckten das nahe liegende Futter nicht, wenn sie es nicht sahen.

Welchen Unterschied der Aasgeier zwischen Europäern und Beduinen macht.

Der Aasgeier ist eine große Wohlthat für die Nordafrikaner, welche in ihrer mohamedanischen Gleichgültigkeit Alles gehen lassen, wie es geht. Sie vergraben kein verendetes Pferd, kein gefallenes Kameel, — Allah wird schon für Alles sorgen; — aber die Hitze beschleunigt die Verwesung, und Pest und andere verheerende Seuchen würden nie aufhören, wenn der Aasgeier nicht wäre und das gefallene Vieh gierig verzehrte. In Algier, Bona, Oran, Constantine und anderen von den Franzosen besetzten Orten kann man aber noch eine besonders interessante Beobachtung machen.

Bei Bona sieht man den Aasgeier täglich heerdenweis, dicht bei der Stadt, wo sich die Schlachtbank befindet, und die weggeworfenen Eingeweide des Viehs ihm einen immerwährenden Fraß bieten. Es sind dort manchmal Heerden von einigen Hunderten versammelt. So oft bei einem von Bona nach den Lagern des Innern abgehenden Convoi ein Pferd oder Maulesel todt niederstürzt, erscheinen gleich von allen Seiten Aasgeier in Schaaren, auch wenn man zuvor keine gesehen hat. Sie fliegen über den Kadaver in weiten Kreisen umher, anfangs in hoher Luft, dann immer niedriger, und wenn der Convoi sich einige Hundert Schritte entfernt hat, ist das todte Thier von den Vögeln ganz bedeckt. Die Aasgeier sind sehr wenig zanksüchtig unter einander; mit dem großen weißköpfigen Geier kommt es aber zuweilen zu Raufereien, wobei letzterer immer Sieger bleibt. Bei Bona laufen die Aasgeier auf dem Schlachtanger mitten unter den Schweinen herum, auf deren Rücken sie sich manchmal niederlassen und von ihnen geduldet werden. Auch hungrige Hunde, Raben, Möven sieht man in ihrer Gesellschaft, und diese ganze bunte Thierversammlung verkehrt friedlich mit einander.

Der Aasgeier ist einer der schlausten Vögel, die man je sehen kann. Nach der Besetzung Bona's durch die Franzosen war er noch gar nicht scheu und flog nicht auf, wenn Menschen auch nur wenige Schritte von ihm vorübergingen. Die Franzosen erlustigten sich damals, auf die Aasgeier zu schießen, und seitdem sind diese Vögel sehr auf ihrer Hut. Den Schlachtanger wollten sie wegen des guten Futters nicht meiden, aber sie lernten alle Europäer von den Arabern unterscheiden. Ein Beduine darf drei Schritte von ihnen vorübergehen, ohne daß der Geier sich um ihn kümmert; einen Europäer läßt er selten näher, als auf hundert und fünfzig Schritte kommen. Alle List, das Kriechen auf dem Boden, der Hinterhalt u. s. w. hilft gegen den schlauen Vogel Nichts. *Er hat seine Erfahrungen gemacht.*

Die Hyäne der Lüfte.

Wie man von den Hyänen erzählt, daß sie den Kriegsheeren nachziehen in die Schlacht, weil sie wissen, daß ihnen dort ein Tisch gedeckt wird, so zieht in Afrika auch der *braune Geier* in großen Schaaren Denen nach, die ihm das Mahl bereiten. Schon die alten Schriftsteller bemerkten, daß dieser Geier den Zügen der Armeen und Karavanen folge, gleich wie der Haifisch den Schiffen, um auf alle während des Marsches todt niederfallen-

den Thiere oder Menschen sich niederzulassen. Während des Zuges der Franzosen nach Konstantine sah man in der That einige Hunderte hoch in den Lüften diese beständig begleiten. Sie hatten nicht umsonst auf reiche Beute gehofft. Vor Konstantine fiel täglich eine Menge von Maulthieren und Pferden. Damals (erzählt Moritz Wagner, der den Zug mitgemacht) kamen Schwärme von Geiern zum Vorschein, deren Masse Alles übertraf, was ich früher von ähnlichem Raubgesindel gesehen. Ueber jedem gefallenen Thiere schwebten wenigstens dreißig bis vierzig Vögel, welche das Opfer, so lange es noch zappelte, umkreisten und dann sich herabließen. Der beständige Kanonendonner störte diese Vögel keinen Augenblick. Einige Personen in Algier halten jenen Geier lebendig in Käfigen oder an der Kette. Er wird selten zahm, und gegen Fremde haut er immer wüthend mit dem Schnabel.

Kampf mit einem Lämmergeier.

Joseph Scherer, bei Ammon am Wallenstattersee wohnhaft, ein berühmter Gemsenjäger, kletterte mit seinem Jagdflintchen und ohne Schuhe und Strümpfe, um sich besser an den Felsvorsprüngen halten zu können, auf einem Felsen hin, auf dem ein Lämmergeiernest mit Jungen saß, nachdem er vorher das Männchen durch einen Schuß getödtet hatte. Er traf vier unausgewachsene Junge im Neste an, befand sich aber sogleich, als er oben war, in der allergrößten Verlegenheit: die Mutter stürzte nämlich wüthend, wie eine Furie, auf ihn herunter, packte ihn mit ihren scharfen Krallen um die Lenden, verwundete mit dem Schnabel seinen Arm, schlug mit ihren gewaltigen Flügeln und suchte ihn vom Felsen herunter zu stürzen. Allein der Jäger stemmte sich mit aller Gewalt fest an die Felswand an, setzte mit der freien Hand den Flintenlauf dem Vogel auf das Herz, spannte mit den Zehen seines Fußes den Hahn, drückte denselben ab und tödtete auf diese Weise seinen erbitterten Feind, der ihn an dem einen Arme so blutig verwundet hatte, daß die Narbe davon sein ganzes Leben lang sichtbar war.

Wasserfahrt.

Allzuviel ist ungesund, und wer nach gar zu großen Bissen jagt, bekommt oft gar keinen, ja, er verliert zuweilen noch Etwas dazu, — selbst das Beste, was er hat, — die Freiheit.

Auf der Pfaueninsel bei Potsdam befand sich seit 1838 ein Seeadler, der auf folgende Weise gefangen worden ist: Er schwebte beutesuchend über der Havel und entdeckte einen Stör, auf welchen er sogleich herabschoß. Allein der kühne Adler hatte seiner Kraft zu viel zugetraut; der Stör war ihm zu schwer, und es war ihm unmöglich, denselben aus dem Wasser empor zu heben, jedoch war auch der Stör nicht stark genug, den Adler in die Tiefe hinab zu ziehen. Er schoß wie ein Pfeil an der Oberfläche des Wassers dahin; auf ihm saß der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, so daß beide wie ein Schiff mit Segeln anzusehen waren. Einige Leute bemerkten dies seltene Schauspiel, bestiegen einen Nachen und fingen sowohl den Stör, als den Adler, welcher sich so fest in den Fisch eingekrallt hatte, daß er seine Krallen nicht befreien konnte.

Falkenbeize oder Falkenjagd.

Die zur Falkenjagd gehörigen Geräthschaften sind: eine lederne Haube, die so eingerichtet ist, daß sie die Seher (Augen) nicht drückt; eine Kurzfessel und eine Langfessel, beide aus Riemen, die letztere gegen fünf Fuß lang; sie werden an dem Gebüh, das heißt der ledernen Fußumkleidung des Beizvogels befestigt. Das Federspiel ist ein mit ein Paar Vogelflügeln besetzter eirunder Körper, der dazu dient, den Falken, der ihn von weitem für einen Vogel hält, wieder anzulocken. Starke Handschuhe müssen die Hände des Falkeniers vor den Krallen des Falken sichern. Am besten lassen sich Falken abrichten, die jung aufgezogen, oder noch jung eingefangen sind. Sobald die Abrichtung beginnen soll, wird der Vogel verkappt, angefesselt und muß vierundzwanzig Stunden hungern, worauf er auf die Faust genommen, abgekappt und mit einem Vogel traktirt wird. Will er nicht fressen, so wird er wieder verkappt und erst nach vierundzwanzig Stunden wieder vorgenommen, und sollte er auch fünf Tage lang auf der Faust nicht freiwillig fressen wollen, so wird er unbarmherzig jedesmal wieder verkappt und hungrig angefesselt. Je öfter er übrigens während dieser Zeit abgekappt und auf der Faust getragen wird, desto eher wird er zahm werden und freiwillig auf der Faust fressen. Ist er so weit, so beginnen nun die eigentlichen Lektionen, vor deren jeder er erst lange abgekappt auf der Faust getragen und nach jeder verkappt angefesselt wird. Die ersten Lektionen bestehen darin, daß der Vogel abgekappt auf eine Stuhllehne gesetzt wird, und von da, um zu fressen, auf die Faust des Falkeniers erst hüpfen, später

immer weiter fliegen muß; dasselbe wird dann im Freien wiederholt, wobei er aber durch einen langen, an der Langfessel angebrachten Faden am Entwischen gehindert wird; der Falkenier steht übrigens so, daß der Vogel gegen den Wind fliegen muß, da er, wie alle Vögel, nicht gern mit dem Winde zieht. Macht er nun seine Sachen so weit gut, so wird er des Abends verkappt in einen schwebenden Reif gesetzt und die ganze Nacht hindurch geschaukelt, so daß er gar nicht schlafen kann; am folgenden Morgen werden die früheren Uebungen wiederholt, er bekommt auf der Faust zu fressen, wird dann bis zum Abend getragen und dann wieder die ganze Nacht im Reife geschaukelt; eben so wird am dritten Tage und in der dritten Nacht verfahren; am vierten Tage wird wieder Alles wiederholt und ihm nun erst nächtliche Ruhe gegönnt. Am folgenden Tage wird er ohne Bindfaden, nur mit Beibehaltung der Langfessel, frei auf den Boden gesetzt und muß, um zu fressen, auf die Faust fliegen; fliegt er an dieser vorbei, so geht man ihm nach und lockt ihn so lange, bis er doch endlich kommt. Diese Uebung wird nun oft im Freien wiederholt, auch der Vogel gewöhnt, dem zu Pferde sitzenden Jäger auf die Faust zu fliegen und weder Menschen noch Hunde zu scheuen. Jetzt kommen die eigentlichen Vorübungen zur Beize selbst: man wirft eine todte Taube in die Luft, läßt den am langen Bindfaden gehaltenen Vogel nachschießen und das erste Mal ein wenig davon fressen; späterhin aber wird ihm die Taube immer gleich abgenommen, und er bekommt auf der Faust Etwas zu fressen. Dieselbe Uebung wird an den folgenden Tagen mit lebenden Vögeln, deren Schwingen verstutzt sind, wiederholt; darauf sucht man mit dem Hühnerhunde Rebhühner, wo möglich ein einzelnes, auf, kappt den Vogel, sobald er auffliegt, schnell ab, und läßt ihn nachschießen. Sollte er fehlstoßen, so lockt man ihn mit einer lebenden Taube, deren Schwingen verstutzt sind, oder mit dem Federspiele zurück. Um ihn zu gewöhnen, auch stärkere Vögel, wie z. B. Reiher und Kraniche, anzugreifen, übt man ihn erst an jungen Vögeln der Art, oder solchen, deren Schwingen verstutzt sind; auch läßt man ihn anfangs, wo möglich, in Gesellschaft eines guten alten Falken daran. Den zu dieser Uebung bestimmten Reihern und Kranichen macht man, damit sie nicht so leicht erwürgt werden, ein Futteral von weichem Leder um den Hals. Ein Paar Falken, welche in hoher Luft einen Reiher verfolgen, gewähren einen prächtigen Anblick. Rasch emporsteigend suchen sie ihm die Höhe abzugewinnen, um von oben auf ihn zu stoßen; der Reiher hingegen sucht seinerseits auch immer höher zu steigen und streckt mit erstaunlicher Schnelligkeit den stoßenden Feinden die scharfe

Spitze seines Schnabels entgegen, um sie zu spießen. Endlich wird er gepackt und stürzt mit ihnen aus der Höhe herab. Die herbeieilenden Jäger machen schnell die Falken los, reichen ihnen zur Belohnung einen guten Fraß und berauben den Reiher seiner schönsten Federn. Dem Reiher wird dann ein metallener Ring um den Fuß gelegt, auf welchem Jahreszahl und Ort des Fanges eingegraben sind, und dann die Freiheit geschenkt. Manche Reiher sind öfters, oft nach langen Jahren wieder, gebeizt und so mit mehreren Ringen geziert worden. Soll ein Falke gut auf Hasen stoßen, wozu man sich hauptsächlich des Habichts bedient, so stopft man einen Hasenbalg gut aus, läßt den Falken mehrmals darauf seine Mahlzeit verzehren, bindet dann Fleisch daran und läßt den ausgestopften, auf Rädern stehenden Hasen von einem Manne erst langsam, dann schnell auf ebenem Boden hinziehen, spannt auch endlich gar ein flinkes Pferd davor, jagt mit dem Hasen fort und läßt den Falken hinterdrein. — Zur Falkenjagd gehört eine ebene, waldlose Gegend.

Falkenjagd in Persien.

Der König von Persien hält sich über acht Hundert Falken, wovon die einen auf wilde Schweine, wilde Esel, Antilopen, Füchse, die andern auf Kraniche, Reiher, Gänse, Feldhühner dressirt sind. Bei der Dressur auf vierfüßige Thiere nimmt man ein ausgestopftes, legt Fleisch in die Augenhöhlen und läßt den Vogel auf seinem Kopfe fressen. Ist er dies gewohnt, so setzt man das auf vier Rädern stehende Thier in Bewegung und läßt dabei den Vogel immer auf dem Kopfe fressen. Endlich spannt man ein Pferd vor und jagt, so schnell man kann, während der Vogel frißt. Auf ähnliche Weise richten sie sogar Kolkraben ab. Greift der Falke starke vierfüßige Thiere an und setzt sich auf ihren Kopf, so eilt man mit Hunden zu Hülfe, und man hat sogar im Anfang des siebenten Jahrhunderts häufig Falken dressirt, Menschen anzufallen und ihnen die Augen auszuhacken. Man jagt zu Pferde mit Falken und Windhunden. Ist eine Antilope aufgetrieben, so flieht sie mit der Schnelle des Windes. Man läßt Hunde und Falken los. Die letzteren fliegen nahe am Boden hin, erreichen das Wild bald, stoßen gegen dessen Kopf, halten es auf, die Hunde kommen indessen herbei und packen es. Auf alte männliche Antilopen läßt man die Falken nicht los, weil sich die schönen Vögel leicht an den Hörnern derselben spießen.

Blinder Eifer.

Daß die Leidenschaft die Thiere ebenso blind macht, wie die Menschen, das beweist nachstehendes Vorkommniß, welches sich im April 1869 in dem Wohnzimmer des Maschinenfabrikanten Moritz Jahr in Gerau zutrug. An dem Fenster dieses Zimmers stand ein Vogelbauer, in welchem ein hochgelber Kanarienvogel lustig sein Lied schmetterte, nicht ahnend, daß er im nächsten Augenblicke die Beute eines verwegenen Räubers sein würde. Die Jahr'sche Maschinenfabrik ist in der Vorstadt gelegen, deren Gärten und andere Grundstücke die Sammelplätze von allerlei lustigen Vögeln, Sperlingen, Lerchen, Hämmerlingen sind. Zuweilen verirrt sich auch ein Raubvogel hierher, und zum Unglück des Kanarienvogels war dies auch am Tage der Fall, an welchem dieser so lustig am Fenster in seinem Bauer auf- und abflatterte. Denn plötzlich stößt, die Doppelfenster durchbrechend, ein sogenannter Stößer in das Zimmer und tödtet mit einem Biß das Thier. Beim Durchbrechen der Fenster hatte der Raubvogel ein Auge durch einen Glassplitter eingebüßt. Ein beherztes Dienstmädchen fing den Räuber, trotz seines Widerstrebens, lebendig, und jetzt war natürlich nicht mehr daran zu denken, daß er den schönen Kanarienvogel hätte verzehren können; sein blinder Eifer kostete ihm das Leben.

Ein unerwarteter Besuch bei Tische.

In Königsberg hatte es im Winter des Jahres 1871 auf 72 eine mildthätige Familie eingeführt, daß täglich zweimal Futter für die hungernden Sperlinge außen auf das Fensterbänkel gestreut wurde, und Tag für Tag kam eine große Gesellschaft der Vöglein und labte sich an Dem, was ihr eine freundliche Hand hier darbot.

Diese Sperlingsversammlung hatte sehr bald ein Habicht erkundet, und als einst, — es war in den letzten Tagen des Februar 1872 — die ganze Familie bei Tische sitzt, schießt der Raubvogel pfeilschnell aus der Luft herab, zerschmettert das helle Fenster, das er nicht gesehen, und sitzt plötzlich zwischen den Schüsseln und Tellern auf dem Tische. Das dauert natürlich nur einen Augenblick, und ehe sich Einer der Tischgenossen von seiner Ueberraschung erholt, fliegt der erschrockene Habicht wieder auf, schießt dem Lichte zu, wirft unterwegs eine kostbare Lampe um, die auf dem Boden in Stücke bricht, zerschmettert ein zweites Spiegelfenster und schwebt einen Moment darauf

wieder hoch in blauer Luft. In weniger als einer halben Minute war das ganze Geschäft beendigt. Von den einladenden Sperlingen freilich erwischte der Habicht keinen.

Wie der Uhu einem Bauer den Kopf abreißt.

Der Uhu ist ein gewaltiger Raubvogel, der selbst Hirsch- und Rehkälber, Hasen, Auer- und Birkhühner angreift; auch Mäuse und Ratten vertilgt er in großer Menge. Den Igel frißt er nicht blos gern, sondern verschluckt auch nicht wenig von seinen harten und spitzigen Stacheln mit, die er jedoch im Gewölle wieder ausspeit. Er betreibt sein Wesen im Halbdunkel und fügt dem Jäger sehr viel Schaden zu. Sein Horst steht auf alten Bäumen, oder in den Klüften der Felsen und Ruinen; die zwei rundlichen Eier sind weiß.

Der Förster von Schnepfenthal ließ das Uhunest ausnehmen, welches sich in einer Höhle der senkrechten Wand des Bärenbruchfelsens befand. Ein Mann aus Kabarz wurde von oben an einem langen und starken Seile herabgelassen, kam glücklich an die Höhle, wollte eben die Jungen beim Schopfe nehmen, da stürmte der alte Uhu aus der Tiefe der Höhle hervor, flog ihm gerade nach dem Kopfe, der Mann bückte sich, der Uhu packte mit gewaltigen Krallen dessen Mütze, riß sie ab, dachte, er hätte ihm den Kopf abgerissen, flog damit weg, und die Mütze hat kein Mensch wieder gesehen. Der Mann nahm nun die jungen Vögel eilig weg und ließ sich, so schnell es ging, emporwinden.

Nutzen der Schleiereule.

Wie oft erlebt man noch, daß die Eulen als häßliche Thiere geschmäht und verfolgt werden, und doch sind sie so überaus nützlich.

Der Pfarrer Jäckel in Windesheim hat sich, nach der „Deutschen Landwirthschaftlichen Zeitung", der Mühe unterzogen, 4579 Gewölle der Schleiereule zu untersuchen, um festzustellen, ob diese Eule zu den der Landwirthschaft nützlichen oder schädlichen Vögeln gehört. Die untersuchten Gewölle stammten aus zweiundzwanzig Ortschaften Ober-, Mittel- und Unterfrankens, der Oberpfalz und Niederbayerns, und zwar aus allen Jahreszeiten, also auch aus der Brütezeit der Eulen. Aus der längeren Mittheilung des Herrn Pfarrers an die Redaction des „Zoologischen Gartens" folgen hier einige

Zahlen, welche jene Frage offenbar zu Gunsten der Eule beantworten. Mit Hinweglassung der ohne Zahlen angegebenen kleinen Insecten befanden sich nämlich in 4579 Gewöllen die Reste von zusammen 15,289 Thieren, und zwar von 14,756 Säugethieren, 340 Vögeln, 63 Fröschen und 121 großen Insecten. Unter dieser Gesammtzahl rechnet Herr Jäckel 4794 der verzehrten Thiere zu den nützlichen, z. B. 4342 Spitzmäuse, 26 Fledermäuse, 63 Frösche, 24 Maulwürfe, 7 Staare rc., dagegen zu den schädlichen 10,465, z. B. 4750 echte Mäuse und Ratten, 5623 Wühlmäuse, 72 Maikäfer, 182 Maulwurfsgrillen; es bleibt also zu Gunsten der Eule ein Ueberschuß von 5971 verzehrten schädlichen Thieren. Die mühevolle Arbeit des Herrn Pfarrers verdient wirklich den Dank der Landwirthe, die Eule selbst aber alle Schonung.

Die Eulen in Italien.

In alten Zeiten herrschte in Italien der lächerlichste Aberglaube über die Eule. Nach der Meinung der Römer war sie ein mit Fluch belasteter Vogel, der sich nachts an die Betten der kleinen Kinder schlich, diese mit seiner Milch säugte und sie dadurch bezauberte, in ein Thier verwandelte. Sie that noch mehr, setzte sich auf die Kindlein, sog ihnen das Blut aus und tödtete sie auf diese Weise; oder sie lagerte sich ihnen auf den Hals, erdrückte oder erstickte sie. Von dem Worte stringere (umwinden, erdrücken) soll auch der lateinische Name der Eule, Strix, kommen. — Ein Mittel gab's, das gefährliche Thier abzuhalten, nur war es etwas schwer anzuwenden: Man mußte einer lebendigen Hyäne beide Augen ausreißen, in einen mit Purpur gefärbten Lappen wickeln und sie so dem Kinde auf den Arm binden. — Heutigen Tages ist das ganz anders: Jeder Bauer hält sich einen Steinkauz, der im Wohnzimmer frei umherläuft, mit Mäusen und Welschkornbrei gefüttert wird, sehr zahm und durch seine drolligen Geberden der Liebling der Kinder ist, — und Niemand verlangt mehr nach Hyänenaugen.

Die Klettervögel.

(Tafel VIII.)

Die Klettervögel haben Füße, an welchen zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten stehen, sogenannte Kletterfüße, leben meist von Insecten, nisten in Baumlöcher und kommen meist nur in heißen Ländern vor. Sie zerfallen in acht Familien. Die erste Familie bilden

die Spechte.

Sie haben einen geraden Schnabel; der Schwanz ist kurz und steif. Der Schwarzspecht (Taf. VIII, Fig. 8) ist schwarz mit rothem Scheitel; der Grünspecht (Fig. 5) grün mit rothem Hinterkopf und rothem Backenstreifen; der Weißspecht oder auch rothköpfige Specht (Fig. 9) ist weiß und hat einen rothen Kopf; der Buntspecht (Fig. 10) ist schwarz, weiß und roth; auch einen dreizehigen Specht gibt es (Fig. 4) mit gelbem Scheitel, in Sibirien zu Hause. An Größe und Pracht steht allen weit voran der Spechtkönig oder Königsspecht (Fig. 7). Er ist schwarz und hat einen hochrothen Federbusch; lebt in den wärmeren Gegenden Nordamerika's. —

Der Wendehals hat seinen Namen von der großen Geschicklichkeit, mit welcher er seinen Kopf nach allen Seiten dreht; der Glanzvogel (Fig. 6), goldgrün und rothbraun mit prachtvollem Metallschimmer, lebt in Brasilien.

Die Kuckucke

bilden die zweite Familie der Klettervögel. Von ihnen gibt es hundertundzwanzig Arten, sämmtlich sehr nützliche Vögel durch Vertilgung einer Unmasse

Wie's der Kuckuck macht.

Der europäische Kuckuck ist bekanntlich der einzige Vogel, welcher seine Eier nicht selbst ausbrütet. Er ist deßhalb schon arg gescholten worden. Wenn man dabei auch nicht so ganz Unrecht hatte, hat man ihm doch vielleicht zu arg mitgespielt und gar nichts Gutes an ihm gelassen. Er lädt allerdings die vielfache Noth und Mühsal, welche andere Vögel bei der Ernährung und Erziehung ihrer Jungen haben, auf andere; aber er thut dies vielleicht nur zur Beschützung seiner Brut, welche er durch seinen eigenthümlichen Ruf allzuleicht verrathen würde. Auch geht er bei der Auswahl der Kameraden, welchen er seine Nachkommenschaft anvertraut, keineswegs leichtsinnig zu Werke. Sie müssen zweierlei Eigenschaften haben, wenn sie der Ehre fähig werden sollen, bei ihm Ammendienste zu versehen. Erstens müssen sie sich von Insecten ernähren, weil er selbst und die zu erwartenden Jungen Insecten speisen, und zweitens müssen sie kleiner und schmächtiger sein, als er, damit seine Jungen, wenn sie auskriechen, die eigentliche Brut des Hauses leicht überwältigen und im fremden Hause die Herren spielen können.

Letzteres bleibt denn auch nie aus. Wenn im Neste der Meisen, Finken oder Bachstelzen die jungen Kuckucke mit den kleineren Vögelein ausgekrochen sind, und die alten Fürsorger sich, wenn auch nur eine Minute lang, von dem Neste entfernt haben, so fallen die hartherzigen, stärkeren Kuckucke über die schwächeren Kinder des Hauses her und werfen sie zum Neste hinaus.

Durch diese Brutalität erleichtern sie übrigens die Sorge der Ernährung ihren Stiefeltern, welche unmöglich für die eigene und für die fremde Brut zugleich sorgen könnten. Gleichwohl haben dieselben auch nach ihrem Verluste noch genug zu thun, um die großen, gefräßigen Stiefkinder am Leben zu erhalten; aber sie sorgen auch in geschäftiger Eile vom Morgen bis zum Abend und mögen dabei freilich oft kaum begreifen können, daß ihre vermeintlichen Kinder um so Vieles größer werden, als sie selbst.

Man hat schon ganz flügge Kuckucke aus dem Neste genommen und in der Nähe desselben in Käfige gesperrt. Auch hier versorgten die alten Finklein die vermeintlichen Kinder und trugen ihnen noch Wochen lang Fliegen, Wasserjungfern, Raupen und Schmetterlinge zu.

Ein gelehrter Papagei.

Daß jeder Papagei Worte nachsprechen lernt, ist eine bekannte Sache, aber noch nicht genug beobachtet ist es, welche Menge von Worten dieses Thier sich anzueignen weiß. Deßhalb wollen wir einmal das Repertoir eines solchen Wundervogels hier aufzeichnen, wie es uns ein Naturbeobachter übergeben hat, und es dabei bis auf weitere Beobachtungen dem Leser überlassen, ob er es glaublich findet, daß diese Worte auch jederzeit und ohne alle Ausnahme in der richtigen Aufeinanderfolge und nie bei unpassender Gelegenheit gesagt wurden. Behauptet wird dies von dem Berichterstatter. Wir bürgen also nur für die Summe der Lectionen, welche unser Poll — dieses Namens erfreut sich der Redselige — mit vielem Geschick herzusagen weiß.

Fragt man den Vogel: „Wie geht's, armer Poll?" — so ist die Antwort: „Gar schlecht! gar schlecht!". Dann athmet er tief ein und sagt nach einer kleinen Weile: „Wieder besser!" und nach einigen weiteren Athemzügen schaut er Einen vergnüglich an und lacht bei den Worten: „Gut! gut!"

Macht Jemand etwas Auffallendes, so fängt er an zu lachen und ruft: „Mach' mich nicht so lachen; ich sterbe vor Lachen." Hierauf lacht er meistens noch heftiger und wiederholt die Worte noch lauter und nachdrücklicher. — Ist er allein und merkt Leute, so ruft er, wenn er lange Weile verspürt, mit ganz kläglicher Stimme: „O weh! o weh!" Dies veranlaßt oft die wunderlichsten Scenen, wenn er von Leuten gehört wird, welche Nichts von ihm wissen.

Hustet oder niest Jemand in seiner Nähe, so schreit er ganz mitleidig: „Ein böser Husten!" — Spricht man von ihm und erzählt von seinen Streichen, so ruft er, sobald er etwas von ihm Gesagtes wiederholen hört, schelmisch: „Nicht wahr! nicht wahr!" — Wird ihm gedroht, so wehrt er eifrig ab mit den Worten: „Nein, nein!" — Ruft man der Katze, so antwortet er geschäftig mit einem sehr deutlichen „Miau", und nicht selten ruft er dem Thiere auf die übliche Weise und gibt sich darauf selbst Antwort. Nicht selten setzt er sich in die Positur eines Kämpfers und ruft dem Anwesenden zu: „Komm' an! komm' an!"

Ueberdies kann der Wundervogel den Gesang eines Kindes vortrefflich nachahmen und übt sich darin augenscheinlich, indem er die nicht gelungenen

Stellen in der Regel wiederholt und selbst die Berichtigungen seines Herrn und Lehrmeisters wohl beachtet.

Alle diese Künste könnten etwa von den befangenen Bewunderern allzugünstig beurtheilt werden; aber diese Gewogenheit kann denn doch bei den Thieren nicht vorausgesetzt werden, und selbst diese legen für den armen Poll ein günstiges Zeugniß ab; denn Hähne und Hennen antworten, wenn er kräht oder gluckt, und das Hundegebell stört nicht selten die Nachbarschaft, wenn der geschickte Poll in seinem Verstecke die unbefiederten Wesen durch sein Bellen in Eifer bringt.

Gedächtniß eines Papageies.

Folgende wohlbeglaubigte Geschichte hat einen fast rührenden Charakter. Ein Papagei wurde jung gefangen und von einer spanischen Dame abgerichtet, die ihn an einen englischen Schiffskapitän verkaufte. Eine Zeit lang trauerte der Vogel in der nebligen Luft Englands, wo die Menschen eine unbekannte Sprache zu ihm redeten. Allmälig jedoch lernte er Englisch, vergaß die spanischen Redensarten und schien sich heimisch zu fühlen. Jahre verflossen, und der hübsche Polli war der Liebling der Familie geworden. Endlich begann sein buntes Gefieder vor Alter zu ergrauen; er konnte kein anderes Futter mehr zu sich nehmen, als weichen Brei, und hatte nicht Kraft genug mehr, um auf seine Stange zu springen. Aber Niemand hatte das Herz, den alten Liebling zu tödten, an den sich so viele häusliche Erinnerungen knüpften. In dieser Zeit ward der Capitän von einem Herrn aus Spanien besucht; es war das erste Mal seit Jahren, daß der Papagei wieder castilische Laute vernahm. Die Sprache erweckte plötzlich in ihm die Erinnerung an die Scenen seiner Jugend in dem schönen Lande des Sonnenscheins. Eine Zeit lang saß er da, als ob er sich auf Etwas besinne, dann plötzlich breitete er mit freudigem Kreischen seine Flügel aus, durchlief mit großer Geläufigkeit seinen lange vergessenen spanischen Phrasenvorrath und fiel todt nieder.

Rhinoceros-Vogel als Hausthier.

Der Rhinoceros-Vogel, in Afrika und Asien heimisch, hat einen höchst eigenthümlich gestalteten Schnabel. Dieser Schnabel, einen Fuß lang und in Bogenform, befindet sich an einem anscheinend viel zu kleinen Kopfe und ist so zart und zerbrechlich, daß seine Ränder bei der geringsten Reibung

Singvögel.

Digitized by Google

leiden, und der Vogel kann keine Beute festhalten, ohne daß sein Schnabel dergestalt splittert, daß er nach einiger Zeit des Gebrauchs zerlöchert, abgestumpft und ausgezackt ist. Oberhalb des Schnabels hat er einen hornartigen, acht Zoll langen und vier Zoll dicken Auswuchs, welcher sich erst nach vorn neigt, dann aber, wie das Horn des Rhinoceros, nach hinten zurückgebogen ist.

Aas, Insecten, Mäuse, Ratten und kleine Vögel sind sein Fraß, und er weiß sie trotz der Langsamkeit und Unbehülflichkeit seines Ganges doch leicht zu fangen. Da es ihm unmöglich ist, sie zu zerstückeln, so reibt und quetscht er sie, um sie zu erweichen, wirft sie dann mehrmals in die Luft und fängt sie dann in seinem breiten Schlunde auf. Die Indier halten ihn, weil er Ratten und Mäuse frißt, anstatt der Katzen und füttern ihn mit Reis, Brod und Fleisch, was jedoch Alles gekocht und klein geschnitten sein muß, da es sonst zu hart für seinen Schnabel wäre.

Die Singvögel.

(Tafel IX.)

Die Singvögel zerfallen in sechs Familien: Zahnschnäbler, — Schnabel zusammengedrückt, mit der Spitze hakig übergreifend, meist mit einem Zahne; Pfriemenschnäbler, — Schnabel fein, pfriemenförmig, ziemlich rund; Kegelschnäbler, — Schnabel kegelförmig, kurz und dick; Raben, — Schnabel stark und fast gerade; Dünnschnäbler, — Schnabel sehr dünn und gebogen; Spaltschnäbler, — Schnabel bis weit hinter die Augen gespalten.

Zu den Zahnschnäblern gehören die Würger (Taf. IX, Fig. 5), von welchen es über fünfzig Arten gibt; — die Buschwürger (Fig. 12), in Südamerika, bilden einen Übergang zu den Pfriemenschnäblern; — die Fliegenschnäpper (Fig. 32), kleine, muntere Vögel, welche eine große Masse von Insecten vertilgen, und die auch zum Fliegenfangen hier und da in Zimmern gehalten werden; und endlich zwanzig verschiedene Arten von Fliegenfängern, lauter Ausländer.

Zu den Pfriemenschnäblern rechnen wir folgende Vögel: Die Bachstelze (Fig. 29), — hält sich gern am Wasser auf und läuft da mit ihren langen Beinen flink hin und her; die grünbraune Wiesenlerche und die braungefleckte Holzlerche mit weißlicher Kehle und hellgelber Brust; den

Pirol, auch Pfingstvogel genannt, — prachtvoll gelb mit schwarzen Flügeln, frißt Raupen, hält sich gern in Kirschengärten auf und heißt deßhalb auch Kirschvogel; die Drossel (Fig. 28), — fünfzig Arten, ein Zugvogel, der in nördlichen Gegenden brütet, den Winter in Südeuropa lebt und zwischenein sich bei uns aufhält; den Krammetsvogel oder die Wachholderdrossel, — ist ein beliebter Leckerbissen; die Wasseramsel (Fig. 36) oder der Wasserstaar, — häufig an Bächen, bleibt auch im Winter bei uns und fängt dann an Eislöchern kleine Fische; den Steinschmätzer, — sucht sich Felsen, Steinhaufen, steinigen Boden auf und nistet da. Nachtigall (Fig. 23), Rothkehlchen und Rothschwänzchen haben lange Beine und dünnen Schnabel; die Grasmücke hat kürzere Beine und dickeren Schnabel; die Mönchsgrasmücke oder das Schwarzkäppel (Fig. 22) ist auf dem Rücken braungrau, an Brust und Leib weiß und hat eine schwarze Platte auf dem Kopfe; der Waldlaubsänger (Fig. 31) ist graugrün und weiß; — das Goldhähnchen, — hat olivengrünes Gefieder und hochgelben oder feuerfarbenen Scheitel; der Zaunkönig, — rothbraun, einer der kleinsten europäischen Vögel; der Leierschwanz, die Menura (Fig. 4), — ein rothbrauner Vogel von der Größe und Gestalt eines Huhnes mit prachtvollem leierförmigem Schwanze.

Zu den Kegelschnäblern sind zu zählen die Meisen (Fig. 27) (Hauben-, Bart-, Blau-, Kohl-, Sumpf-Meise und andere), über vierzig Arten, in Deutschland allein zehn; die Lerchen (Fig. 30); die Whydah-Finken (Fig. 25) mit ihren zwei langen Schwanzfedern, glänzend schwarz mit orangerothem Halsband, in Amerika; die Kreuzschnäbel (Fig. 13); die Ammern und Finken (Fig. 37), zu welch' Letzteren auch der Erlenfink oder Zeisig (Fig. 33) und der Kernbeißer oder Dickschnabel gehören, sowie der Gimpel oder Dompfaff (Fig. 25), der Feldsperling, der Haussperling, Stieglitz, die verschiedenen Hänflinge, der Kanarienvogel, der Klammervogel (Fig. 20) in Asien und Afrika, eine Lieblingsspeise der Bewohner des Caplandes, und der prächtige, grüne Webervogel auf der Insel Madagascar (Fig. 21). Das Felsen- oder Klippenhuhn, der Klippenvogel (Fig. 17) orangegelb mit braungerändertem fächerförmigem Federkamme; lebt in Südamerika. — Der Kapuzinervogel (Fig. 3), in Cayenne, mit kahlem Kopfe ist der Übergang zum Raben. — Endlich gehören zu den Kegelschnäblern noch die Seidenschwänze (Fig. 15), die im hohen Norden leben und nur bei außergewöhnlich strenger Kälte auf einige Monate sich zu uns flüchten, weßhalb wir sie auch nicht jedes

Jahr zu sehen bekommen. — Der Schirmvogel (Fig. 35), in Brasilien, mit seinem Federbusche ist ein sehr schönes, aber auch sehr seltenes Thierchen.

Die Familie der Raben oder Großschnäbler begreift etwa zwölf verschiedene Gattungen in sich, deren wichtigste folgende sind: Der Staar, — Zugvogel, Sommers über ganz Europa verbreitet, Winters in Nordafrika, hat vielleicht von allen Thieren die größte Gewandtheit, fremde Stimmen nachzuahmen, thut das aus reiner Liebhaberei, macht täuschend das Quaken eines Frosches, oder das Miauen einer Katze nach, ebenso was ihm vorgesprochen wird, singt auch mit Leichtigkeit und ist darum ein sehr beliebter Stubenvogel. — Ganz ähnliche Leistungen hat der Spottvogel in Südamerika aufzuweisen. — Der Paradiesvogel (Fig. 14) mit seinen prachtvollen Federn lebt nur auf Neu-Guinea und einigen benachbarten Inseln; kommt ausgestopft als Schmuck für Damenhüte in den Handel. — Vom Paradiesvogel unterscheidet man noch eine Paradieselster (Fig. 16), die etwas Drosselartiges hat und ebenfalls in Neu-Guinea lebt. — Der indische Mino (Fig. 19) lernt sehr gut singen und sprechen und ist deßhalb ein theuer bezahlter Stubenvogel in Ostindien. — Der Kolkrabe (Fig. 1), gewöhnlich kurzweg Rabe genannt, bildet mit der Krähe (Fig. 2), der Dohle, der Nebelkrähe, der Kahlkrähe (Fig. 11), der Temia (Fig. 7) und einigen andern, diesen sehr ähnlichen Vögeln zusammen die Gattung der Rabenvögel. — Die Elster, — als diebisch verrufen, und der Häher, welcher leicht fremde Stimmen nachahmt, auch einige Worte sprechen lernt, und von welchem eine Art, der nordamerikanische Häher (Fig. 8), sich durch seine prachtvollen blauen Federn auszeichnet, schließen die Familie der Großschnäbler.

Zu den Dünnschnäblern gehören: Spechtmeise (Fig. 9), Baumläufer (Fig. 10), Kletterschwanz, Mauerläufer, Wiedehopf (Fig. 6), prächtiger Kragenhopf (Fig. 26), der an Schönheit mit dem Paradiesvogel wetteifern kann, Kolibri (Fig. 38) und einige andere; auch Synallaxis in Brasilien (Fig. 34) wird von manchen Naturforschern zu ihnen gerechnet.

Zur letzten Familie der Singvögel, den Spaltschnäblern, zählen wir die Schwalben (Fig. 18), Mauerschwalben und Nachtschwalben, letztere auch Ziegenmelker genannt, weil man glaubte, sie saugten Kühen und besonders Ziegen die Milch aus.

Vogeluhr.

Ein Jäger, wenn er auch noch so früh in den Wald zieht, hat nicht nöthig, eine Uhr mit sich zu nehmen, vorausgesetzt, daß er die Stimmen seiner befiederten Freunde genau kennt. Nach der Nachtigall, welche fast die ganze Nacht hindurch singt, gibt der Fink das erste Signal, und zwar vor Tagesanbruch ein und ein halb bis zwei Uhr. Der Gesang der schwarzköpfigen Grasmücke folgt dann von zwei bis halb drei Uhr, dann singt bis drei Uhr die Wachtel, von drei bis halb vier Uhr läßt die rothbauchige Grasmücke ihren melodischen Triller hören, von halb vier bis vier Uhr singt die Schwarzamsel, von halb fünf bis fünf Uhr die Meise, von fünf bis halb sechs Uhr zirpt der Sperling. Die obengenannte Schwarzamsel, welche sehr leicht jede Melodie nachsingen lernt, wird der Spottvogel genannt; ein Franzose brachte es dahin, daß alle Amseln eines Cantons die Marseillaise sangen, nachdem er einer, die in der Gefangenschaft diese Melodie erlernt hatte, die Freiheit gegeben.

Sorgfalt einer Bachstelze.

Ein berühmter Naturforscher sah einst, als es schon tief im Spätherbst war und in der Nacht schon Reif und selbst Eis gab, eine Bachstelze an einem Bache, den die Sonne beschien, emsig hin und her laufen. Wer es weiß, in welch' unwiderstehlicher Weise der Wandertrieb das Thier ergreift, wenn jetzt die Zeit gekommen ist, wo das ganze Heer der Seinigen fortzieht, und ihm zugleich beim Herannahen des Winters das Futter zu gebrechen anfängt, der wird es begreiflich finden, daß das Zurückbleiben einer Bachstelze, die von Insecten lebt, bei uns bis tief in den October hinein, wo draußen im Freien kaum noch einzelne Fliegen zu sehen sind, etwas Außerordentliches ist. So erschien dies auch dem Beobachter und er ging dem Thiere deßhalb nach, das soeben, als wenn es Junge zu versorgen hätte, ein erbeutetes Insect in seinem Schnabel hinwegtrug. Da sah er, daß der Kopf eines ziemlich großen Vogels aus der Oeffnung eines hohlen Baumes sich herausstreckte, der seinen Schnabel begierig nach dem Futter aufsperrte, das ihm die Pflegemutter brachte. Es war ein junger Kuckuck, dessen rechte Mutter ihr Ei wahrscheinlich im Schnabel zu dem Loche des Baumes hinaufgetragen und in das darin befindliche Nest der Bachstelze hatte gleiten lassen. Das junge Thier war in der Höhlung des Baumes gewachsen, hatte auch

vorn am Kopfe und Halse sein vollständiges Gefieder erlangt, war aber zugleich ein Gefangener geblieben, denn die Oeffnung war zum Hindurchlassen seines Körpers zu klein. Die zärtliche Pflegemutter aber würde eher mit ihrem Pflegling gestorben sein, als ihn in seiner Hülflosigkeit verlassen haben.

Die rettende Mutter.

Eine wunderbare Seltenheit war im Juni 1865 im Bahnhofe der Main-Rheinbahn zu Darmstadt zu sehen. Gerade an der Stelle, an welcher zwei frequente Fahrgeleise sich kreuzen, hatte nämlich ein Lerchenpaar sein Nestchen an einen Schienenast fest angebaut. Es waren bald in dem gefahrvollen Nestchen vier Eierchen vorhanden, und mit größter Aufmerksamkeit wurde jetzt das Nestchen von einigen Bahnbeamten beobachtet. Bei jedem Zuge, der über dem Haupte des brütenden Vögelchens hinwegsauste, bückte sich dasselbe jedesmal mit seinem Köpfchen so lange, bis die Waggons sämmtlich vorüber waren; dann erst richtete es sich wieder auf. Drei Eierchen wurden unter diesen lärmenden Umständen glücklich ausgebrütet. Als eines der Jungen zum ersten Male das Nestchen verließ, setzte es sich auf die Eisenbahnschienen. Die beiden Alten waren dabei zugegen. Der Zug kam herangebraust. Das besorgte, verzweifelte Locken derselben half Nichts. Im Nu, als die Gefahr den höchsten Grad erreicht, flog eines der Alten zum Jungen, packte es mit dem Schnabel an seinem Kopfbüschelchen und schleuderte es neben die Bahnlinie. Der Zug rollte im nämlichen Augenblicke vorbei; das Junge war gerettet. Ein Bahnbeamter, welcher Alles mit angesehen hatte, entschloß sich, das Nestchen mit den Jungen der Gefahr nicht mehr ausgesetzt zu lassen. Er legte das Nestchen mit den anderen Jungen zur Seite der Bahnlinie in den Klee nieder, wobei ihm die alten Lerchen, so zu sagen, auf dem Fuße folgten.

Welche Angst hat wohl das Elternherzchen der Lerche ausgehalten, bis sie sich entschloß, den gefährlichen Flug zu machen und ihr Kleines mit Gefahr des eigenen Lebens zu retten! Bei dieser Geschichte denkt man unwillkührlich an die Mutter, welche dem frei gewordenen Löwen in Florenz ihr Kind aus dem Rachen reißt; — „des Mutterherzens Allgewalt".

Vogelsprache.

Ein fleißiger und sorgfältiger Beobachter und Züchter von Vögeln, Gustav Brucklacher, schreibt:

Längst schon war mir ein Ton bekannt, den die Amsel und die Drossel so zart und fein hören lassen, wenn man in den Bereich ihrer Nester mit Jungen, oder in die Nähe ihrer bereits ausgeflogenen Nachkommenschaft geräth; und daß sehr verschiedene Vögel die Warnungszeichen anderer Angesichts eines Raubvogels rc., z. B. die Bachstelze das Zeichen der Schwalbe, die Schwalbe das Zeichen des Staaren, fast alle Waldsänger das Zeichen der Raben und so fort, verstehen, davon habe ich mich schon oft überzeugt; daß aber verschiedenen Gattungen von Vögeln ein gemeinschaftlicher Laut für Gefahr eigen ist, habe ich im Laufe des verflossenen Jahres gefunden; es ist dasselbe höchst fein und gedehnt ausgesprochene „zieh'", womit die Amsel und die Drossel, wie oben gesagt, dem Beobachter ihre Nester verrathen. Das erste Mal war es im Februar, meine Vögel alle übten frühlingsahnend ihre Lieder mehr oder weniger leise wieder ein, da sah der am Fenster in einem kleineren Käfige wohnende Seidenschwanz eine Katze auf der Straße durch den frischen Schnee wandeln; er ließ ein „zieh'" hören, und plötzlich verstummte die ganze Gesellschaft, Keiner rührte sich mehr, und einer um den andern gab antwortend genau das gleiche Zeichen, zuerst die Misteldrossel, welche freien Flug im Zimmer hat, alsdann die Singdrossel, dann der Buchfink, hierauf der Goldammer, beide ebenfalls frei im Zimmer, nach diesen in einem anstoßenden Locale die Amsel und zuletzt der Kirschfink; und so machte das Zeichen drei- bis viermal die Runde durch meine Vogelstube, in deren Mitte ich saß und daher jeden genau und deutlich hören konnte; und zwar wurde jener Ton ebenso fein und gedehnt, von einem wie vom andern, nicht um's Mindeste abweichend ausgesprochen, nur vom Kirschfinken hörte es sich ein wenig kratzend an. Diese Thatsache hatte ich im Laufe der Zeit noch öfter zu beobachten Gelegenheit. Die Natur hat somit sehr verschiedenen Gattungen von Vögeln denselben Laut, welcher sagt, daß Gefahr vorhanden, gegeben; dabei werden aber durch einfache, oft kaum bemerkbare oder wenig auffallende Abweichungen dieses Tones die verschiedensten Gefühle ausgedrückt: Mit dem gleichen, aber stark und kurz ausgesprochenen „Zieh" drückt mein Seidenschwanz große Freude aus, und er läßt dieses jedesmal hören, wenn er sieht, daß ich ihm frische Vogelbeeren bringe; die Stimme des Raben ist für die meisten Menschen ein einfaches Geschrei, während dieser dieselbe Mittheilungs-Gabe und einen ebenso großen Wortreichthum hat, wie die übrigen Vögel, durch unbedeutende, aber für jeden Gefühls- oder Gedankenausdruck sich gleichbleibende Modificationen dieses Geschreies. Es hat mich immer besonders interessirt, mich mit der Sprache

der Vögel vertraut zu machen, und es ist mir dieses in hohem Grade bei denjenigen Vögeln gelungen, mit welchen ich längere Zeit in Berührung zu kommen Gelegenheit hatte; dieses wird dadurch leicht möglich, daß man jedesmal alle Umstände und Verhältnisse, auch die Stellungen des Vogels beachtet, unter welchen ein Ton ausgestoßen wird; und ist man mit der Sprache des Vogels vertraut, so ist man auch mit seinem ganzen Seelenleben, mit allen seinen Gefühlen, wie Freude, Liebe, Angst, Schrecken, mit Allem, was er treibt oder was ihn treibt, auf dem Laufenden, auch ohne ihn zu sehen. Den gefangen gehaltenen Vögeln muß man aber, damit sie ihre Natur recht entfalten und zeigen können, möglichst viel Freiheit einräumen; auch ist es erste Bedingung, daß sie ein richtiges Futter erhalten, und daß sie sich vollkommen wohl fühlen. Hätten meine Rebhühner nicht freien Lauf im Zimmer, so könnte mein guter, alter Hahn, von welchem ich in einem früheren Jahrgange dieser Zeitschrift schon erzählte, mir seine große Anhänglichkeit nicht beweisen: augenblicklich nämlich sieht er es, wenn ich unwohl bin, und während er mir sonst immer aus dem Wege geht, springt er dann mit großer Theilnahme herbei, läuft an meiner Seite, und mit äußerst sanftem, fragendem „tak“ sieht er an mir hinauf und sucht mir seine Theilnahme zu beweisen; dafür habe ich Zeugen genug, und unter diesen ward besonders ein alter erfahrener Forstmann, welcher das Benehmen dieses guten Thierchens während einer Stunde mit Muße beobachten konnte, und welcher früher die Rebhühner dem Dutzend nach erlegte, sehr gerührt.

Noch ein Fall von den vielen derartigen, die ich an meinen Vögeln erlebte, sei hier angeführt: Ein von mir auferzogener Bluthänfling hing in einem Käfig in der Mitte eines von einer zahlreichen Familie bewohnten Zimmers, in welchem auch ich täglich oft aus- und einging; aber nicht ein einziges Mal konnte ich mit dem Hute in der Hand zur Thür hinausgehen, ohne daß der Hänfling, selbst mitten im fröhlichen Gesange, einen starken, nichts weniger als schön, sondern häßlich zu nennenden Schrei, einen wahren Schmerzens-Ton hören ließ, während er diesen Schrei nicht von sich gab, wenn ich ohne Hut hinausging; das Thierchen wußte folglich, daß ich mit dem Hute in der Hand auf längere Zeit mich entferne, und machte seinen Schmerzen hierüber Luft; lange bewahrte ich diese Beobachtung, die mich ebenso rührte, wie freute, als mein Geheimniß; Niemand lauschte meinem Thierchen mit seinen klugen Aeuglein seine Liebe zu mir ab, bis ich alle Mitbewohner des Zimmers darauf aufmerksam und auf der Stelle die Probe machte. Alle waren von der Wahrheit meiner Mittheilung überzeugt und

konnten es noch oft und lange beobachten; ein Beweis, daß der Mensch gewöhnlich das Thier viel zu wenig kennt und begreift, demselben überhaupt kein Gefühl und kein Denken zutraut.

Durch tausendfache Umstände und sichere Beweise weiß ich, daß meine Vögel alle, die ich je unter meiner Pflege hatte und habe, mich keinen Augenblick aus den Augen lassen; gewiß ist es, daß ich sie nicht dazu veranlasse (absichtlich), sondern daß dies in der Vogel-Natur selbst liegt.

Hausrecht.

Ich (Pfarrer Karl Müller) höre eines Morgens in meinem Garten das ängstliche Geschrei eines Vogels und verfolge die Richtung. Hinzugekommen, sehe ich zwei kämpfende Blaumeisen von einem Apfelbaume auf die Blumenrabatte niederwirbeln. Zu Boden gefallen, packt die stärkere die schwächere am Hinterkopf und schüttelt sie verhältnißmäßig mit der Wucht und nach Art eines Hundes, der ein Wild todt beißt. Dann setzt sie sich auf die matte Feindin und hackt mit dem Schnabel boshaft und hastig auf den Kopf derselben ein. Rasch springe ich hinzu und jage die wüthende Meise davon, nehme die mißhandelte in die Hand und sehe sie im nächsten Augenblick unter krampfhaftem Zusammenzucken sterben. Das Weibchen der siegenden Meise hatte mit sichtlicher innerer Theilnahme dem Kampfe von einem Zweige des Apfelbaumes aus zugesehen und flog nun mit dem aufgescheuchten Männchen höher. Ohne Zweifel hatte sich der so hitzig verfolgte und nun getödtete Vogel in das Nest des anderen eingedrängt, mußte aber seine Zudringlichkeit mit dem Leben büßen.

Undankbare Distelfinken.

Gegen Ende des Maimonats im Jahre 1866 fand bei einem Morgenspaziergange in der Nähe der Stadt ein Bürger zwei junge Vögel (,es ergab sich später, daß es Distelfinken waren), die, wahrscheinlich durch den in der vorhergehenden Nacht wehenden Sturm aus dem Neste geschleudert, hülflos am Boden lagen. Er nahm sie mit nach Hause und versuchte sie zu füttern; es gelang nicht. Da setzte er sie zu seinem Kanarienvogel, einem Männchen, in den Käfig. Der bisherige Insasse begab sich zuerst auf eins der obersten Stängelchen und betrachtet von da aus neugierig die Gäste. Nach etwa einer halben Stunde flog er herab zu ihnen und fütterte sie aus dem Kropfe. Er that dies von nun an regelmäßig, bis die Pfleglinge ihre Nahrung

allein nehmen konnten. Diese vergalten übrigens die Wohlthaten mit Undank, vertrieben den Kanarienvogel beständig vom Futternapfe und veranlaßten dadurch ihren Retter, sie von diesem zu trennen.

Wie gefällt dir Das?

Kürzlich erhielt ich (erzählt Winkler, Bahnhofinspector in Leipzig) ein Pärchen Tigerfinken, Bengalisten. Diese kamen direct von weiter Reise und waren, besonders das Weibchen, durch den langen Aufenthalt im Transportbauer und in großer Gesellschaft sehr abgemattet und zum Theil ihrer Federn beraubt. Kaum befanden sie sich im großen Bauer, so sah man ihnen das Wohlbehagen ordentlich an, sie schüttelten und streckten sich, dehnten die Flügel und die Beinchen und gingen sofort daran, das Federkleid in Ordnung zu bringen. Hierzu war vor allen Dingen ein Bad unumgänglich nöthig. Das Männchen fand auch rasch das Badenäpfchen, traute sich aber nicht in das Wasser, da ihm dessen Tiefe nicht bekannt. Da kamen die beiden alten Einwohner, die bis dahin die neuen Ankömmlinge neugierig betrachtet hatten, herzugeflogen und sprangen wiederholt in das Wasser, um somit dem neuen Ankömmling die gezeigte Furcht zu benehmen, und dieser badete sich denn bald darauf auch ganz gehörig. Das nun hinzukommende Weibchen war jedoch zu entkräftet, um auf den Rand des Näpfchens springen zu können; da zeigten sich aber die alten Männchen wieder als ganz vortreffliche Kameraden; sie sprangen zusammen in das Wasser und schüttelten sich energisch, daß das neben dem Näpfchen sitzende Weibchen durch die herausspritzenden Tropfen so naß wurde, als habe es das Bad im Wasser selbst genommen. Nicht zufrieden hiermit ordneten die Helfenden rasch ihre Federn und sprangen dann zu dem durch das nasse Kleid noch schwerfälliger und unbehüflicher am Boden sitzenden Weibchen und halfen und schoben so lange, bis dieses endlich wohlbehalten auf einem Stängelchen saß und sich nun im warmen Sonnenstrahle behaglich trocknen konnte.

Der Gimpel.

Der Gimpel hängt mit Liebe und Hingebung an seinen Genossen, von denen ihn selbst die Schrecken des Todes nur langsam verscheuchen; seinem Weibe ist er ein liebevoller Gatte, hilft ihm das Nest bauen, die Kinder großziehen und singt ihm während des Brütens seine sanften Lieder vor.

Einen glänzenden Beweis von ehelicher Treue gab ein Gimpelmännchen, dessen angstvolles Ab= und Zufliegen durch mehrere Tage beobachtet worden war, bis man endlich unter den überhängenden Zweigen eines Busches sein Weibchen mit gebrochenem Flügel im Grase sitzend fand. Der kleine Vogel brachte ihr dorthin ihr Futter, saß neben ihr, umflatterte sie und gab alle Zeichen der tödtlichsten Angst, als man die Patientin forttrug, um sie gegen allfällige Unbill oder Ueberfälle zu schützen. Tagelang umflog er rufend und lockend das Fenster, an dem das Bauer stand, in welchem das kranke Weibchen saß, und erst nachdem er sich die Ueberzeugung geholt, daß es gelähmt blieb und daß sein Fliegen und Rufen fruchtlos sei, flog er fort, um nie wiederzukehren.

Diese Charakter=Eigenschaften, seine Schönheit, die wunderbare Gelehrigkeit, mit der er nicht nur Melodien nachpfeifen, sondern auch allerlei Kunststückchen, wie kleine Kanonen losschießen, sich todt stellen und dgl. lernt, haben den Gimpel zum Liebling der Menschen gemacht. In Stadt und Dorf ist er ein gerne gesehener und gehegter Stubengenosse, der alle Liebe, die man an ihn wendet, mit reichen Zinsen heimzahlt.

Schackerl.

In Wien fing ein Knabe in dem Hausgarten seines Vaters einen jungen Sperling, setzte ihn in einen gewöhnlichen Vogelkäfig, fütterte ihn erst mit Semmel in Milch geweicht, dann mit Haferkernen, pflegte ihn mit Geduld und Aufmerksamkeit und zog ihn so zur Freude der ganzen vielköpfigen Familie groß. Schackerl wurde sehr zutraulich; ließ man die Thüre des Käfigs offen und rief den Vogel mit seinem Namen, so antwortete er: „Zwitsch! Zwitsch!“ und kam heraus; war er durch das offene Fenster auf ein benachbartes Dach geflogen und amüsirte sich dort mit wilden Spatzen, so kam er augenblicklich zurück, sobald er den Ruf Schackerl hörte. Während des Mittagessens spazierte er auf dem Tische umher und ließ sich von Jedermänniglich füttern.

Zu selbiger Zeit hielt die genannte Familie auch einen Staar, der sehr gelehrig und durch seine drolligen Redensarten der Liebling von Jung und Alt geworden war. Dieser wurde eifersüchtig auf Schackerl, der nun die Freundlichkeiten der Familienglieder mit ihm theilte; der Sperling aber nahm so wenig Notiz davon, daß er sogar, weil es ihm in seinem Käfig zu langweilig wurde, kecklich zu Freund Staarl in den seinen spazierte und

auch getreulich die Hälfte von dessen Futter verzehrte. Wenn dieser nun aber sah, wie seine geschabte Suppenleber und seine geriebenen Goldrüben verschwanden, ergrimmte er und hieb unbarmherzig mit dem Schnabel auf den Spatzen ein. Der aber that, als merke er Nichts; höchstens schüttelte er sich ein wenig, fraß aber ruhig weiter. Und Staarl schickte sich in das Unvermeidliche, theilte den Tag über sein Haus mit dem kecken Eindringling, am Abend jedoch packte er ihn mit dem Schnabel und schleuderte ihn die Thüre hinaus. Der Sperling schlief in seinem Bauer, um am nächsten Morgen sich wieder bei Staarl einzuquartieren und mit ihm zu speisen. Und so lebten sie gegen sechs Jahre mit einander.

Das Interessanteste war jedoch, wenn Schackerl sich versuchte, den Kanarienvögeln, oder anderen Singvögeln es nachzumachen. Da mühte sich das arme Thier mit einer Geduld und einer Anstrengung ab, die eines besseren Erfolges würdig gewesen wären; es wollte aber nie gesangesartig lauten. Doch wurde der Sperling nicht müde und machte immer neue Versuche, und vielleicht wäre er noch ein ganzer Sänger geworden, wenn — er nicht gestorben wäre.

An einem Sperlingsneste.

In diesem Frühjahr (1866) hatten wir wieder an unserem Hause und an den benachbarten Bäumen Nistkästchen, sogenannte Sprohlenkasten, angebracht

Sie wurden auch alle bis auf einen von den Staaren, diesen nützlichen Insectenvertilgern, in Besitz genommen. Dieses eine Kästchen, das wir oben an der Giebelwand unseres Hauses befestigt hatten, usurpirte ein Sperlingspaar. Wir duldeten die Spatzen, beschlossen aber, die jungen Vögel nicht ausfliegen zu lassen, weil wir der Meinung waren, daß das Geschlecht der Sperlinge in unserem Bezirk mehr als genügend vertreten sei. In der Absicht, die Sperlingsbrut aus dem Kasten zu holen, begab ich mich in das Speisezimmer, von wo man dazu gelangte. Schon öfter hatte ich hier, am Fenster stehend, die Vögel beobachtet, wie sie aus- und einflogen, ohne daß sie dadurch sehr beunruhigt worden wären. Diesmal war es anders. In dem Augenblick, als ich das Fenster öffne, kommt das Sperlingsmännchen herbeigeflogen und fordert mit lauter Stimme seine Jungen zu eiliger Flucht auf. Diese folgten ohne Zögern dem Rufe, rasch kam eines nach dem anderen aus dem Kasten heraus. Bekam ich nun auch

die Vögel nicht, so hatte ich doch den Scharfsinn des alten Vogels, der mein feindliches Vorhaben mir auf der Stelle ansah, zu bewundern; auch überraschte es mich, daß die jungen Vögel den Ruf zur Flucht verstanden und sogleich Folge leisteten.

Diese Erzählung würde vielleicht Niemand glauben, wenn der Namen des Beobachters, Ew. Schröder, nicht für deren Wahrheit und Genauigkeit bürgte. Der alte Sperling las die Gefahr, welche seinen Jungen drohte, also auf dem Gesichte Schröders und rief seine Jungen zur Flucht, noch bevor dieser seinen Arm nach dem Neste ausgestreckt hatte.

Liebesdienst eines Zeisigweibchens.

In einen großen, mit verschiedenen Vögeln bevölkerten Bauer hatte man auch ein Nest Nachtigallen nebst dem üblichen Futter gesetzt; letzteres bestand aus einer Nudel von Ameiseneiern und kleinen Mehlwürmern In der Gefangenschaft starben bald die Eltern; der einzige kleine Waise verlangte nach Aetzung. Da erbarmte sich seiner eine Zeisigin, nur ekelte sie sich vor dem Gewürm. Lange besann sie sich und lief zwischen dem Jungen und dem Futternäpfchen hin und her. Endlich siegte das Mitgefühl: sie nahm den Schnabel voll und reichte den Bissen dem hungrigen Kleinen in schnellem Fluge, — wusch sich aber flugs darauf den Schnabel. Dieses Verabreichen und Sichsäubern geschah in kurzen Zwischenzeiten dreimal. Jetzt aber ruhte sie erst eine längere Zeit, ehe sie wieder eine solche dreifaltige Gabe brachte, um sich von der gehabten Ueberwindung und gesteigerten Waschung zu erholen.

So gedieh die kleine Nachtigall; zärtlich war sie ihrer Nährerin zugethan. Da erwachte die Eifersucht des Herrn Zeisigs, der so lange zugesehen hatte, als der kleine Verlassene sich nicht selbst füttern konnte; man mußte diesen aus dem Bauer entfernen, um ihn vor den Hieben des grimmen Männchens zu retten.

Kaum läßt sich ein schönerer Zug von heldenmüthiger Liebe und Aufopferung für ein armes Waisenkind denken. Welche Ueberwindung kostete es jedes Mal das Zeisig-Weibchen, der Kleinen Futter zu geben! Diese fortdauernde Ueberwindung des Ekels Tag für Tag ist fürwahr eine Heldenthat, höheren Lobes würdig als der Muth des Kriegers, der sich in die Reihen des Feindes stürzt.

Der Rabe als Beschützer der Schwachen.

Es ist schon oft beobachtet worden, daß der Rabe kleinere Vögel durch den lauten, allen Vögeln verständlichen Warnruf aufmerksam macht, wenn der gefährliche Hühnerhabicht in der Ferne erscheint; ja, daß er sogar hinzufliegt und sie aufscheucht und nach der entgegengesetzten Richtung jagt, wenn sie seine Warnung überhört haben; noch merkwürdiger aber ist, daß sich der Rabe selbst als Vertheidiger der Schwachen stellt und den Hühnerhabicht furchtlos angreift, wenn er ein Täubchen, oder einen Sperling morden will.

So sah Pfarrer Snell einst ein Rabenpaar auf einem Baume sitzen, während einige hundert Schritte davon etliche Tauben auf dem Felde weideten. Plötzlich stießen beide Raben mit Heftigkeit die bekannten Warnrufe aus und signalisirten die Annäherung eines Habichts, und als die Tauben nicht sogleich aufflogen, schossen die Raben auf sie zu, jagten sie davon und setzten sich dann wieder ruhig nieder. Der Habicht war noch in weiter, weiter Entfernung hoch in der Luft, so daß der Beobachter ihn erst durch sorgfältiges Spähen entdecken konnte. Wäre der Habicht näher gewesen, würden ihn die Raben ohne Zweifel angegriffen und in die Flucht gejagt haben.

Einen solchen Fall beobachtete z. B. Dr. Noll. Hastig fliegt ein kleiner Sperling in Todesangst von einem nahen Gehöfte dem Maine zu, — denn dicht hinter ihm kommt der Sperber. Aber der schwarze Helfer ist in der Nähe. Ein Rabe sieht die Jagd, saust flugs hinterdrein, und ehe der blutgierige Räuber seine Beute erhaschen kann, stößt er ihn so gewaltig auf den Rücken, daß sich der Sperber entsetzt umkehrt, zu sehen, wer ihn so derb angreift, — der Sperling aber ist gerettet und birgt sich in den Weiden des Ufers.

Dieser schöne Zug im Charakter des Raben, den Beschützer der Schwachen zu machen, sollte allein schon bestimmend sein, diesen Vogel nicht so sehr zu verfolgen, wie es hier und da geschieht, wo er fast ganz ausgerottet wird. Der Rabe erhält uns manchen nützlichen Vogel, der sonst die Beute eines befiederten Räubers würde.

Was auch vorkommt.

Freilich kommen auch zuweilen Dinge vor, die nicht zu dem oben erwähnten Edelmuthe des Raben zu passen scheinen, die den Beobachter ganz irre machen könnten; doch reimt schließlich Alles zusammen.

Auf einem frisch gepflügten Felde saßen beim leckern Schmause mehrere Staare und Raben. Plötzlich stürzte aus dem benachbarten Gebüsch ein Sperber und erwischte einen der ersteren. Dieser erhob ein Zetergeschrei. Sogleich waren die Raben bei der Hand und nöthigten durch scharf geführte Schnabelhiebe den Räuber, seine Beute fahren zu lassen. Mit zerrissenem Gefieder lief der Staar am Boden umher. Der einen Gefahr war er glücklich entgangen; er fiel aber nun in den Rachen der anderen. Ein Rabe faßte ihn auf's Neue, die anderen, ebenfalls von Mordlust erfüllt, griffen mit zu und — zerstückten und verschlangen das unglückliche Opfer.

Wie ist das zu verstehen? Die Raben folgten ihrem natürlichen Triebe und verjagten den Sperber; als sie aber den Staar gar so erbärmlich umherhumpeln sahen, dachte einer: „Der ist doch verloren; warum soll ich ihn nicht fressen?“ und er griff zu; die anderen aber wollten, wenn der Staar nun doch einmal gefressen wird, auch ihren Theil haben, und so wurde das arme Thier zerrissen.

Gerade so geht's ja auch bei den Menschen her. Ein Krieger draußen im Felde wehrt seinen Kameraden, wenn sie sich an dem waffenlosen Bürger und seinem Eigenthume vergreifen wollen. Hilft ihm aber seine Mühe Nichts, geht's einmal drunter und drüber, langt Jeder zu und steckt ein, — dann denkt Jener auch: „Genommen wird doch Alles; warum soll ich allein leer ausgehen?“ und säckelt auch ein.

Der Staar als Maikäfer-Vertilger.

Der bekannte Hamburger Handelsgärtner John Boot schrieb im April 1869 der Dr. Koch'schen Wochenschrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde: „In Ihrem Blatte sehe ich einige Mittel zur Vertilgung der Engerlinge angegeben. Es wundert mich dabei, gar Nichts von dem Mittel, das ich hier anwende, zu finden, um dem Maikäfer gründlich den Garaus zu machen. Vor ungefähr zehn Jahren wurden wir auf das Allerempfindlichste von dem Engerlingfraß heimgesucht, ganze Rhododendron- und Coniferen-Anpflanzungen gingen verloren, ebenso litten die Kornfelder. Bei solchen Verwüstungen hören alle künstlichen Mittel mehr oder weniger auf zu wirken. Wir griffen zu dem sehr einfachen, den Staar zu cultiviren. Wir ließen gegen hundert Brutkästen von der allereinfachsten Construction machen, und siehe da, im Frühjahre waren sie alle besetzt. In welch' colossalem Maße die Staare alles Ungeziefer fressen, darüber finden Sie

Specielles in Lang's Naturgeschichte. Wenn der Maikäfer aus der Erde kommt, oder vielmehr kommen will, so ist der Staar da; er holt ihn förmlich aus der Erde heraus, pickt mit seinem Schnabel auf dem Erdboden herum und findet so den Maikäfer. Fast bei jedem Loch, aus dem ein Maikäfer entschlüpft, findet man sogleich die Flügel und das sonst nicht Genießbare, Beweis genug, daß der Maikäfer sich keine Minute seines Lebens freut. Wir ließen die Brutkästen vermehren und mögen jetzt gegen 175—200 Stück haben. Maikäferjahre haben wir in den letzten zehn Jahren seit Einführung der Nistkästen genug gehabt. Der Engerlingfraß, wie wir ihn wiederholt hier gehabt haben, ist aber nicht wieder vorgekommen, und im Verhältniß zu früher ist das Auffinden der Engerlinge bei tiefer Bearbeitung des Bodens weit geringer." —

In Gegenden, wo keine Raben gepflegt werden, mag der Staar als Maikäfervertilger am Platze sein; ob aber die Wingertsleute damit einverstanden sind, den Staar zu hegen, um ihm die Maikäferpolizei anzuvertrauen, das ist eine andere Frage. Es hieße vielleicht den Bock zum Gärtner machen. —

Was so ein Vöglein werth ist.

Wie wichtig die Vögel sind, welche uns das Ungeziefer vertilgen, weiß Jeder; aber den Wenigsten ist doch so recht lebendig und klar geworden, daß diese Insectenfresser geradezu eine Bedingung der menschlichen Existenz sind; daß ohne sie das Ungeziefer sich so unermeßlich vermehren, daß es allen Pflanzenwuchs vertilgen und uns gar Nichts zum Leben übrig lassen würde.

Auf Isle de France hatten sich Raupen, Heuschrecken u. s. w. so schrecklich vermehrt, daß sie Alles, was die Insel hervorbrachte, auffraßen und die Hungersnoth bereits im Anzuge war. Da kam man auf den Gedanken, von den Philippinen Martinsvögel zu verschreiben, ließ sie frei, sie vermehrten sich bald und haben nun die Insecten der Insel fast ganz ausgerottet. Der Martinsvogel gehört zu den Raben, hat viele Aehnlichkeit mit dem Staar und wird seiner Heimath, Afrika, namentlich durch Vertilgung der Heuschrecken sehr nützlich; deßhalb heißt er dort auch Heuschreckenvogel.

Die zum Fischfang abgerichteten Seeraben der Chinesen.

Die Chinesen sind die unermüdlichsten, aber auch vielleicht die geschicktesten Fischer in der Welt; von allen ihren Arten, Fische zu fangen, ist aber gewiß die außerordentlichste die mit abgerichteten Seeraben. Dies

sind wirklich wunderbare Vögel: ich habe sie oft auf Seeen und Kanälen gesehen, und wäre ich nicht selbst Zeuge von ihrer erstaunlichen Gelehrigkeit gewesen, ich hätte nie den Nachrichten darüber Glauben geschenkt. Das erste Mal sah ich sie auf einem Kanale nicht weit von Ningpo. Ich ließ sogleich das Segel einziehen, um sie nach Gefallen beobachten zu können. Zwei kleine Fahrzeuge waren da und in jedem ein Mann mit einem Dutzend Vögel; sie waren eben angelangt, und gaben blos mit der Stimme den Vögeln Befehl, sich an die Arbeit zu machen: die Vögel waren so gut abgerichtet, daß sie sogleich in's Wasser gingen, um Fische zu suchen. Ihre meergrünen, äußerst glänzenden Augen gewahren den Fisch in ziemlicher Tiefe, sie tauchen unter, und ist ihre Beute einmal in ihrer elastischen Kehle, so kann sie nicht mehr heraus. Der Vogel kommt wieder auf die Oberfläche, und der Chinese ruft ihn: gehorsam wie ein Hund kehrt er zu seinem Herrn zurück und gibt die Beute von sich, um augenblicklich die Arbeit auf's Neue zu beginnen. Noch erstaunlicher ist, daß, wenn einer einen für seine Kräfte zu großen und schweren Fisch erwischt hat, einer seiner Gefährten ihm sogleich zu Hülfe kommt und ihm seine Beute in's Boot tragen hilft. Wenn einer dieser seltsamen Fischer faul ist, und nur fortschwimmt, ohne auf sein Geschäft zu achten, so schlägt sein Herr mit einem langen Bambusstabe neben ihm in's Wasser, doch ohne ihn zu berühren, und wirft ihm in zornigem Ton seine Trägheit vor. Augenblicklich kehrt der Seerabe wie ein zerstreuter Schüler, den der Lehrer zurechtgewiesen hat, zu seiner Arbeit zurück. Für den Fang legt man ihm immer einen Ring um den Hals, um ihn zu hindern, den Fisch hinunterzuschlucken.

Ich hatte viele Gelegenheit, diese Thiere in mehreren Gegenden China's zu beobachten, und hätte gern einige nach England zurückgebracht; durch den englischen Consul zu Schanghai verschaffte ich mir endlich auch zwei Paare. Die Schwierigkeit war, sie auf der Reise von Schanghai nach Hongkong zu ernähren. Ich hatte zu dem Ende einen Kübel voll kleiner Aale gekauft, die gewöhnliche Nahrung, welche ihnen die Chinesen geben, leider aber stürzte ein Windstoß und ein Wellenschlag den Kübel um, und ich trat gerade auf's Verdeck, um alle meine Aale von den Seeraben, die unglaublich gefräßig sind, verschlungen oder von der Welle fortgerissen zu sehen. Ich suchte sie nun zu nähren, so gut ich konnte, sie kamen aber alle in einem sehr trübseligen Zustande zu Hongkong an, zwei starben sogleich, und da ich nicht mehr hoffen konnte, die beiden andern zu retten, so mußte ich sie tödten, um nur wenigstens ihre Haut zu behalten.

Der Chinese, welcher mir die Vögel verkaufte, hatte eine große Fischanstalt und trieb die Seerabenzucht, dreißig oder vierzig Meilen von Schanghai, zwischen dieser Stadt und Schapu. Diese Thiere sind theuer in China, denn das Paar kostet sechs bis acht Dollars. Da ich gern über diesen Erwerbszweig Etwas erfahren hätte, so bat ich den Dolmetscher des Consuls zu Schanghai, den Chinesen darüber auszufragen, und dieser schrieb nun Folgendes nieder: „Der fischfangende Vogel nährt sich von kleinen Fischen, Aalen und Grünzeug; täglich um fünf Uhr Abends gibt man ihm sechs Taels ($^2/_3$ Pfund) Fische und einen Catty ($1^1/_5$ Pfund) Grünzeug. Sie legen Eier nach drei Jahren im vierten oder fünften Monat. Man läßt die Eier durch Hühner ausbrüten. Wenn die Weibchen am Legen sind, wird ihr Schnabel roth, und dann muß man darauf denken, sich eine gute Bruthenne zu verschaffen. Man schreibt auf die Eier sorgfältig den Tag, an dem sie gelegt wurden; die Jungen kriechen nach fünfundzwanzig Tagen aus. Man muß das Junge nehmen und es auf Baumwolle setzen, die man leicht mit warmem Wasser angefeuchtet hat, und es fünf Tage lang mit Aalblut nähren. Hierauf kann man ihnen Aalfleisch in sehr kleinen Stückchen zu fressen geben und muß stets Sorge für sie tragen. Wenn sie fischen, muß man ihnen ein Band von Stroh um den Hals legen, um sie zu hindern, den Fisch zu verschlingen. Im achten oder neunten Monate des Jahres führt man sie alle Tage um zehn Uhr Morgens an's Wasser und läßt sie hier fischen bis um fünf Uhr Nachmittags, worauf man sie in's Haus zurückführt. Sie arbeiten auf diese Weise fort bis zum dritten Monat des folgenden Jahres, aber dann muß man bis zum achten Monat inne halten. Das Männchen ist leicht von dem Weibchen zu unterscheiden, es ist größer und hat dunklere und stärkere Federn; der Kopf namentlich ist viel dicker."

Dies ist die Schilderung dieses außerordentlichen Vogels. Die angeführten Monate sind die des chinesischen Kalenders. Die Seeraben fischen nicht während der Sommermonate, sondern beginnen ihren Feldzug im Herbst, etwa im October, um ihn im Laufe des Mai zu beendigen, — Zeitpunkte, die in den achten und dritten Monat des chinesischen Jahres fallen.

Klugheit der Krähen.

Doctor Darwin, der Vater des jetzt viel genannten Naturforschers, hat bemerkt, daß die Krähen die Gefahren, die sie von den Menschen zu besorgen haben, weit leichter bemerken, als die meisten andern Vögel. Wer

auf sie Acht gegeben hat, wird auch bemerkt haben, wie sie recht gut wissen, daß sie mehr Gefahr zu besorgen haben, wenn sich Jemand mit einer Flinte nähert, als wenn er keine Waffe in der Hand hat. Kommt Jemand im Frühjahre unter Krähennester mit einer Flinte in der Hand, so heben sich die Bewohner der Bäume sogleich in die Höhe und rufen ihren unbefiederten Jungen zu, sich in's Nest zurückzuziehen und vor dem Feinde zu verbergen. Die gemeinen Leute, die diesen Umstand so häufig bemerkt haben, behaupten, die Krähen röchen Pulver. Aber so ist es nicht; die Krähen haben eine Erfahrung gemacht und benehmen sich dieser gemäß, gerade wie der Hund davon läuft, wenn ein Knabe einen Stein aufhebt. Krähen, welche die Wirkung des Gewehres noch nicht erlebt haben, fliegen auch nicht bei dem bloßen Anblick einer Flinte fort; ihnen ist sie nur ein Stock.

Die geschwätzige Krähe.

In den wildesten Theilen der Berggegenden Jamaica's, wo der gefährliche Pfad sich auf der einen Seite um einen hoch sich aufthürmenden Felskegel windet, auf der andern Seite in eine tiefe, schroffe Schlucht hinabschaut, wird der Reisende durch die wilden Töne einer schwatzenden Krähe aufgeschreckt. So roh und doch so articulirt, so mannichfach in ihren Beugungen sind diese Töne, daß der staunende Wanderer nur schwer glauben kann, daß er die Stimme eines Vogels hört, vielmehr glaubt er, die rauhen Consonanten und tiefen Gutturaltöne irgend einer fremden Sprache zu vernehmen. Alle Krähen sind geschwätzig, und manche können die menschliche Stimme ganz natürlich nachahmen, aber dies ist das einzige Beispiel, wo die Sprache des Menschen von einem Vogel im Naturzustande nachgeahmt wird. Die Aehnlichkeit ist mehr allgemeiner, als besonderer Art, denn Jeder, der den Vogel hört, staunt über die Aehnlichkeit des Tones mit der Sprache, obgleich er keine bekannten Worte entdecken kann; es ist wie die Sprache eines Fremden.

Die diebische Dohle.

Die alte Sage von diebischen Vögeln fand im November 1868 in der Gegend von Rostock einen neuen Beleg. In dem Dorfe M. wurde die Kirche restaurirt, und wenngleich die Fenster zum Theil noch fehlten, zum Theil nur zur Hälfte verglast waren, so wurde in derselben dennoch Gottes-

dienst abgehalten. Nun sollten daselbst drei Paare copulirt werden. Den beiden ersten Trauungen schaute eine, einem dortigen Einwohner gehörige Dohle, auf der Kanzel sitzend, zu. Kaum ist das zweite Paar abgetreten, der Prediger in seinen Beichtstuhl gegangen, um der Ankunft des dritten Paares zu harren, so fliegt die Dohle auf den Altar herab, ergreift einen der beiden vom Prediger dort zurückgelassenen Trauringe und entfliegt damit aus dem Fenster. Von Knaben verfolgt, gibt der Vogel seinen Raub doch nicht wieder ab, und der Prediger muß zur Copulation der harrenden Brautleute seinen eigenen Ring verwenden.

Uebrigens mochte die Dohle doch später eingesehen haben, daß der Ring unrecht Gut sei, denn Tags darauf fanden Arbeiter den Ring hinter dem Altare, wo ihn die Dohle wieder abgeliefert hatte.

Wetterverkündiger.

Auffallende Erscheinungen in den Zügen der Wandervögel stehen sehr wahrscheinlich immer in Beziehung zu klimatischen Verhältnissen, und gewiß können sie, wenn sich die Beobachtungen allmählig vermehren, in sehr vielen Fällen als treffliche Vorzeichen für die Witterung der bevorstehenden Jahreszeiten betrachtet werden.

Eine höchst interessante Thatsache hat in dieser Beziehung im Herbste 1844, nach Plieninger's Bericht in den Württembergischen Jahresheften, der Herzog Paul Wilhelm von Württemberg beobachtet. Er bemerkte nämlich, daß der gefleckte Nußhacker (oder Nußhäher), welcher sich sonst nur einzeln oder in kleinen Familien im südlichen Deutschland zeigt, in den Monaten September und October des Jahres 1844 in ganzen Schaaren erschien und weit länger, als gewöhnlich, in Süddeutschland verweilte. Ohne allen Zweifel stand diese auffallende Erscheinung in Beziehung zu dem strengen Winter, welcher auf jenes Spätjahr folgte, und es wird dadurch mehr als wahrscheinlich, daß die über alle ihre Wesen wachende Vorsehung den Thieren diese prophetische Gabe zum Behufe ihrer Erhaltung eingepflanzt hat, und daß der Mensch, welcher sich solche Erkenntnisse erwerben muß, von ihnen noch manche Lehre wird entlehnen können. Daß es für den Landmann und Oekonomen von der größten Wichtigkeit ist, einen strengen Winter voraus zu wissen, wird auch der Unkundige leicht ermessen, wenn er bedenkt, wie oft an manchen Orten Reben und Obstbäume durch den Frost Schaden leiden oder förmlich erfrieren, und wie zwar eine alljährliche Ver-

wahrung dagegen einen allzu großen Zeit- und Kostenaufwand verursacht, während ein jeweiliger Schutz vor dem selteneren Eintritt eines strengen Winters die aufgewendete Zeit und die Kosten vielfältig wieder ersetzt.

Zahme Wiedehopfe.

Herr von Schauroth berichtet:

Mit großer Mühe und Sorgfalt gelang es mir im vorigen Sommer, zwei junge Wiedehopfe aufzuziehen, die ich aus einem Neste genommen hatte, welches sich auf dem Gipfel einer Eiche befand. Die kleinen Vögel folgten mir überall nach, und wenn sie mich in der Entfernung kommen hörten, verriethen sie ihre Freude durch ein besonderes Zirpen, hüpften in die Höhe oder kletterten, wenn ich mich gesetzt hatte, an meinen Kleidern heran, bis sie sich endlich auf meine Schultern, zuweilen auch auf meinen Kopf setzten und mich sehr zärtlich liebkosten; dessen ungeachtet hätte ich, um mich von ihnen zu befreien, nur ein Wort sagen dürfen, und sie würden in ihren Käfig zurückgekehrt sein und vielleicht beobachtet haben, in welcher Stimmung ich mich befände, um sich darnach betragen zu können. Ich fütterte sie wie die Nachtigallen, oder gab ihnen gewöhnliches Vogelfutter, wozu ich zuweilen einige Insecten that; Erdwürmer rührten sie nicht an, aber Maikäfer fraßen sie sehr gern; diese tödteten sie erst und schlugen sie dann mit dem Schnabel in eine längliche Form; wenn dies geschehen war, warfen sie den Käfer in die Luft, damit sie ihn fangen und der Länge nach verschlucken konnten, fiel er quer herab, so mußten sie ihn nochmals in die Höhe werfen. Anstatt sich zu baden, wälzten sie sich im Sande. Ich nahm sie eines Tages mit auf ein benachbartes Feld, damit sie sich Insecten fangen möchten, und hatte da Gelegenheit, ihre Furcht vor Raubvögeln und ihren Instinct dabei zu bemerken. Sobald sie einen Raben, oder selbst eine Taube bemerkten, legten sie sich auf den Bauch, indem sie mit einem Auge blinzten, spannten ihre Flügel aus und legten den Kopf rückwärts, so daß sie kein Raubvogel hätte erkennen können. Sobald der Vogel, der sie in Furcht gejagt hatte, vorüber war, sprangen sie auf und stießen Freudentöne aus. Sie lagen sehr gern in der Sonne und bezeigten ihre Zufriedenheit durch die Töne: „Wek, Wek, Wek". Das Männchen lebte den Winter hindurch, blieb aber stets in der geheizten Stube, sein Schnabel wurde nach und nach so trocken, daß die beiden Theile einen Zoll weit von einander standen, worauf es starb.

Zutraulichkeit der Schwalben.

In ein Vorzimmer der Wohnung eines durch seine Baumzucht bekannten Gutsbesitzers bei Pest kam häufig eine Schwalbe durch's Fenster geflogen, und da sie gesehen, daß ihr Nichts zu Leide geschah, brachte sie auch die Genossin mit. Beide setzten sich nun auf das Fenstergesims und fingen an, den Hausbesitzern zu Ehren, ihre schönsten Duette aufzuführen. Das wiederholte sich durch einige Tage, bis endlich das Männchen sich Muth faßte und auf den Bücherschrank hinauf flog, wo es sein Schwalbenlied fortsetzte; am andern Tage gesellte sich auch das Weibchen zu ihm, und beide concertirten nun vom Bücherschranke herab; am dritten Tage machte das Schwalbenpaar sich daran, in einer Zimmerecke, nahe am Plafond, ein Nest zu bauen. Dies wollte man ihnen jedoch nicht gestatten, und der Hausherr sann sich daher etwas Anderes aus. Er befestigte nämlich mit Bindfaden ein viereckiges Bretstück an einem in den Plafond eingeschlagenen Nagel, so daß es horizontal einen halben Schuh unter der Zimmerdecke in der Luft schwebte. Dann nahm er die Rudimente des Nestbaues vorsichtig von ihrem Platze und legte sie auf das Bret. Die Schwalben sahen vom Fenster aus dieser Operation zu, und als der Hausherr sich zurückgezogen hatte, flogen sie auf das Bret und unterhielten dort eine längere zwitschernde Zwiesprache. Endlich flog das Männchen zum Fenster hinaus, kehrte aber bald mit einem Stückchen Koth zurück. Dasselbe that nach ihm das Weibchen, kurz, sie begannen den Wiederaufbau des Nestes, verließen jedoch, nachdem die Arbeit einigermaßen vorgeschritten war, wieder das Bret, setzten sich auf's Fenster und schienen dort abwarten zu wollen, was weiter geschehen werde. Der Hausherr besichtigte nun vor ihren Augen das begonnene Werk und ließ es unberührt. Da gingen nun die Schwalben mit voller Energie an die Fortsetzung des Baues, und jetzt hängt dort schon das mit Flaumfedern wohl ausgepolsterte Nest, aus dem vier Junge ihre gelben Schnäbel herausstecken. Papa und Mama sitzen über dem Nest und sehen ruhig Allem zu, was um sie her vorgeht. Die Hausleute gehen ab und zu, lärmen, musiciren, ohne daß die Schwalbenfamilie sich dadurch stören läßt. Im Fenster hat man ihnen eine Oeffnung gelassen, und durch diese fliegen sie aus und ein. Anno 1871.

Merkwürdiges Schwalbennest.

Ein schönes Beispiel echter Elternliebe eines Schwalbenpaares (erzählt H. Schacht) erlebte ich im Sommer 1860. Dieses baute nämlich unter

einem vorstehenden Balken am Nachbarhause ungestört sein Nest. Als nach einigen Wochen die Jungen halb erwachsen waren, stürzte das Nest plötzlich zur Erde, doch blieb die Brut unbeschädigt. Ich erbarmte mich der unmündigen Kleinen und hing sie in einem hölzernen Vogelbauer, aus dem ich seitwärts zwei Sprossen zum Durchgang für die Alten genommen, am Hause auf. Die Alten flogen sogleich, Futter tragend, ab und zu. Nach einigen Tagen wollte ich einmal nachsehen, wie es um die Jungen stehe, und siehe! die treuen Eltern waren nicht nur für Nahrung besorgt gewesen, sondern hatten auch ihren Kindern den nöthigen Schutz gegen Witterungseinflüsse angedeihen lassen, da sie das Bauer von allen Seiten mit Lehm vermauert hatten.

Thier-Lynchjustiz.

Der „Solothurner Landbote" erzählt im August 1865 folgende Begebenheit:

Die Schwalben boten letzten Sonntag in der Frühe einer Menge Zuschauer in Solothurn ein eigenthümliches Schauspiel. Ein vorwitziger Spatz hatte sich in ein an das Vordach eines Hauses in der Vorstadt angebautes Schwalbennest gewagt. Es ist nicht erwiesen, ob ihn blos Neugierde, oder strafbare Absicht, sich in den Besitz dieser Wohnung zu setzen, zu diesem Wagstück verleitet hat; wir müssen fast das Letztere vermuthen. Sei dem, wie ihm wolle: wenig fehlte, der Eindringling hätte dasselbe mit seinem Leben bezahlt. Kaum hatten nämlich die rechtmäßigen Häusler den Einbruch entdeckt, als sie Allarm pfiffen, und in wenigen Minuten wimmelte die Luft von herbeigeflogenem Hülfsvolk. Ohne lange zu berathen, theilt sich die Menge in Maurer und Handlanger; vier von den ersteren hängen sich an das Nest, und, zugleich das Flugloch bewachend, vermauern sie dasselbe mit dem Mörtel, den ihnen letztere in hastiger Eile zutragen, und in wenigen Minuten ist der Aermste von Gottes Licht und freier Luft abgeschlossen. Die Rächerschaar umkreist nun jubelnd die Stelle ihrer hartherzigen That und freut sich am Gewimmer des Gefangenen. Die Solothurner Zuschauer aber, in ihrer angestammten Gutmüthigkeit dem Zuge ihres Herzens folgend, durchstachen das Nest von unten, und der Held unserer wahren Geschichte erfreut sich wieder frei des schönen Sonnenlichtes. Hierüber große Entrüstung unter den Schwalben, die schreiend nach allen Seiten sich zerstreuen. Der Spatz aber schüttelt dankbar sein Gefieder und denkt: Ihr kriegt mich so bald nicht wieder.

Für die Kinder.

Am 1. Mai 1872 brannte in Linz der Gasthof „Zur weißen Gans" ab. Als die Flammen hoch aufschlugen, das Feuer schon Alles zu verzehren drohte, kam plötzlich eine Schwalbe, die ihr Nest unter dem Dache des brennenden Gasthauses hatte, und stürzte sich unverzüglich durch den dichtesten Qualm, um ihre Jungen zu retten. Allein sie mußte unverrichteter Sache wieder umkehren; es war nicht möglich, an das Nest zu gelangen. Sie machte einen zweiten Versuch, — er gelang nicht besser, als der erste. Verzweifelnd flog sie vor dem brennenden Gebäude hin und her; was sollte sie thun, — sie konnte ihre Kleinen doch nicht umkommen lassen! Zum dritten Male fliegt sie in die Flammen, wiederholt nochmals den Rettungsversuch, — aber mit verbrannten Flügeln und halb gebraten stürzt sie herab und wird von den Umstehenden aufgehoben, todt, ein Opfer ihrer Mutterliebe.

Der Gefangene.

Höchst merkwürdig ist folgende Geschichte, welche zeigt, wie Schwalben einander begreifen und in der Noth beistehen.

Eine Schwalbe war in den selten benutzten Saal eines Schlosses gerathen, als er nach einer stattgefundenen Versammlung gelüftet wurde. Fenster und Thüren wurden von dem Aufseher wieder verschlossen, ohne daß er den Vogel bemerkte. Nach einem Monate etwa kam der Aufseher wieder in den Saal, der unterdessen von Niemand besucht worden war, und sah mit Erstaunen eine Schwalbe darin umherfliegen. Vergeblich sah er sich nach einer Oeffnung um, durch die sie hereingeschlüpft sein könnte. Da es ihr gänzlich an Nahrung gebrach, so erschien ihm der Fall höchst räthselhaft. Um der Sache auf den Grund zu kommen, verbarg er sich in einer Ecke und beobachtete, was die Schwalbe trieb. Da sah er denn, wie sie sich nach einiger Zeit an ein Fenster klammerte, in dessen einer Ecke sich eine kleine Oeffnung befand, kaum groß genug für den Schnabel des Vogels. Von außen aber fanden sich an dieser Stelle mehrere Schwalben ein und fütterten den Gefangenen mehrmals des Tages, wie sie ihre Jungen füttern. Nun war jedoch das Ende ihrer Mühen gekommen; denn der Aufseher öffnete die Fenster, und die Schwalbe suchte fröhlich das Weite.

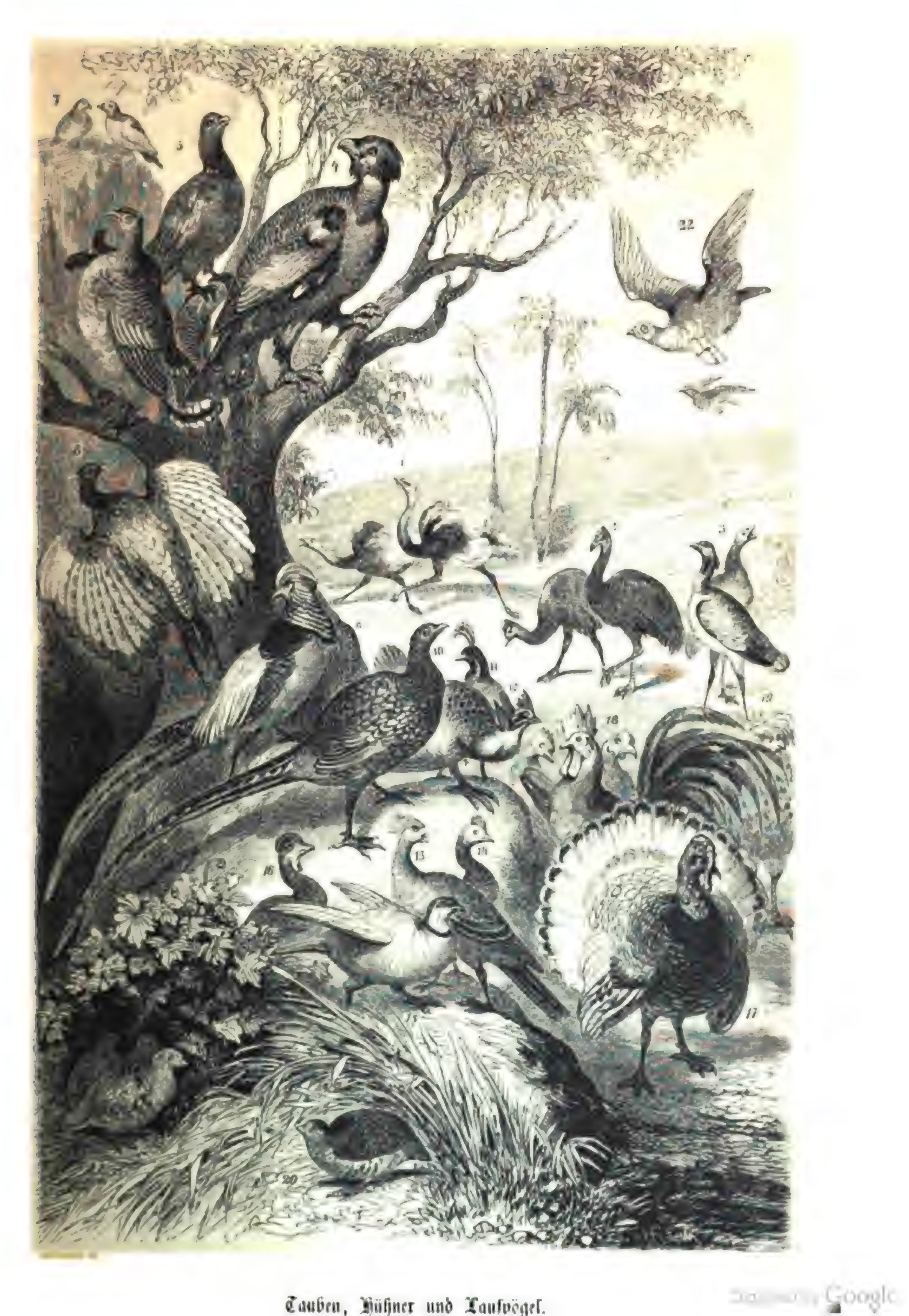
Die Tauben.

Die Tauben fliegen sehr leicht und schnell, nützen durch ihr Fleisch und ihren Mist, der eines der allervortrefflichsten Dungmittel ist, den Stallmist weit übertrifft und unter dem Namen Columbine in Frankreich und Belgien theuer bezahlt wird; sie kriechen blind aus dem Eie, kommen in hundertundzwanzig Arten vor, von welchen jedoch nur vier in Deutschland leben, und auch diese sind nur vom Frühlinge bis zum Herbste bei uns; sie kommen im März oder April an, und ziehen im September wieder nach wärmeren Gegenden. Bekannt sind die Haustaube, Ringeltaube, Holztaube, Lachtaube, Turteltaube und andere.

Die blaugraue und schwarz gefleckte Wandertaube lebt in ganz Amerika und wandert dort in Heeren, die nach Millionen berechnet werden. Wo sich solche Schaaren niederlassen, zerstören und verwüsten sie Alles, sind aber auch eine leicht zu erlangende Jagdbeute. — Die Kronentaube auf den Gewürzinseln hat auf dem Kopfe einen fächerförmigen, großen Federbusch. Die Brieftaube siehe Tafel X, Fig. 22.

Bertoni's musikalische Taube.

Eine in Venedig lebende Engländerin erzählte folgende Geschichte von dem musikalischen Gehör einer Taube: Ich sah diesen Morgen einen sehr merkwürdigen Beweis, wie zahm die Thiere gemacht, und wie weit ihre Fähigkeiten ausgebildet werden können. Der berühmte Ferdinand Bertoni, ein Componist, lebt hier zu Venedig, seinem Geburtsorte, und hält sich, weil er ein großer Freund von Thieren ist, eine Taube. Dieses Thierchen hat durch die Gewohnheit, seinem Herrn Gesellschaft zu leisten, soviel Geschmack an der Musik gewonnen und ein so vollkommenes musikalisches Gehör bekommen, daß man, wenn man sein Benehmen sieht, keinen Augenblick an dem wahren Vergnügen zweifeln kann, womit es Herrn Bertoni spielen und



Tauben, Hühner und Laufvögel.

Digitized by Google

singen hört. Sobald er sich an's Instrument setzt, schwingt die Taube die Flügel, fliegt auf das Pianoforte und bezeigt ihm ihre Freude. Sobald er aber, oder ein Anderer, eine Note falsch greift, verräth sie jedesmal große Angst und Unwillen, und wenn man sie zu lange quält, so wird sie ordentlich wüthend und hackt den Spieler so derb in Hände und Füße, daß er an dem Ernste ihres Unwillens nicht länger zweifeln kann. Ein eben gegenwärtiger Freund äußerte, daß er sich fürchte, vor einem so strengen Kritiker das Clavier zu berühren. Wir lachten über diese Aeußerung; allein Bertoni versicherte, daß das Urtheil der Taube noch nie ausgeblieben sei, und daß er sie oft aus dem Zimmer entfernen müsse, um seinen Musikschülern nicht beschwerlich zu sein. Uebrigens sah ich nichts Besonderes an der Taube, außer daß sie ungewöhnlich kirre war und gegen ihren Herrn eine außerordentliche Anhänglichkeit zeigte.

Merkwürdige Tauben-Abrichtung.

In Hindostan werden die Tauben nicht gefüllt und gebraten und mit jungen Schoten oder mit Salat verzehrt, sondern sie dienen daselbst zu einem edleren Zeitvertreibe. Die Orientalen sind nämlich Meister in der Kunst, Tauben abzurichten, und die reichen Mohamedaner haben in ihren Häusern fast sämmtlich einen Diener, dessen ausschließliches Geschäft es ist, Tauben zu kirren. Die Tauben benutzen den Unterricht, den sie bekommen, so gut, daß sie endlich wie Soldaten auf das Commandowort hören. So sieht man z. B. einen Flug brauner Tauben sich in die Lüfte erheben und alle erdenklichen Manöver ausführen, indem sie der Stimme ihres Lehrers gehorchen, der ihnen mit einem kleinen Stäbchen, das er in der Hand hält, die Bewegungen andeutet, die sie executiren sollen. Hierauf wird ein Schwarm weißer Tauben losgelassen, der ebenfalls in die Höhe steigt und sich mit den braunen Tauben vermengt; die Thiere fliegen nun vereinigt nach allen Richtungen, und man sollte meinen, daß es unmöglich sei, sie wieder zu trennen. So wie aber ihr Lehrer, selbst im Augenblicke der größten Confusion, das gewohnte Signal ertönen läßt, sondern sich die Tauben sogleich von einander ab und bilden auf's Neue zwei nach den verschiedenen Farben getrennte Gruppen. Wenn diese Bewegung ausgeführt ist, steigt ein dritter Taubenschwarm, und zwar von blauer Farbe, in die Luft, und nun ist der Augenblick, wo die amüsantesten Manöver von diesen lieben Thieren ausgeführt werden; die drei Gruppen bleiben getrennt und fliegen

gegen einander an, auch zwischen einander hindurch, bald steigen sie hoch in die Lüfte, bald senken sie sich langsam nieder, und Alles dies in symmetrischer Ordnung und auf das Commando ihres Lehrers. Ist das Spiel zu Ende, so werden die Tauben sämmtlich wieder zurückgerufen und bekommen dann zur Belohnung eine reichliche Fütterung auserlesener Körner. Sodann begibt sich jede Taube in den Schlag, der ihr, je nach ihrer Farbe, bestimmt ist. Dieses letzte Manöver führen die Thiere mit einer komischen Wichtigkeit aus, wie im stolzen Bewußtsein ihrer hohen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit.

Die nordamerikanische Wandertaube.

Rings in dem ausgedehnten Innern Nordamerika's, zwischen den Stromgebieten des Mississippi und Missouri und dem Felsengebirge, hat die merkwürdige Wandertaube ihre Brüteplätze und ihre nomadenartige Heimath. Ihre Form und Größe stimmt ziemlich mit der unserer wilden Taube überein, nur ist ihr Schwanz keilförmig und viel länger, als der der unserigen. Dieser Keilschwanz ist so lang wie der übrige ganze Körper, er besitzt eine schwarze Farbe, während alles Uebrige aschgrau gefärbt ist, und Hals und Brust röthlich schillern. Die Umgebung der Augen ist federlos, kahl und mit blutrothen Flecken überdeckt; auch die Füße sind nackt und dunkelroth.

Sie lebt vorzugsweise von Buchecken, verschmäht aber auch die reifen Aehren der Getreidefelder und Gräser nicht, und wenn sie auf ihren Streifzügen stark von Hunger geplagt wird, so fällt sie auch über Beeren und Wurzeln, über Rinde und Holz, Steine und Erde her, um ihren leeren Kropf zu füllen und Stoff zum Verdauen zu haben.

Sie liebt sehr ein geselliges Leben. Man findet nicht selten in einem einzigen Baume mehr denn hundert Nester beisammen. Jedes Paar brütet drei= bis viermal des Jahres, aber stets nur Ein Junges. Dieses kann sich indeß auch sehen lassen; es ist zuletzt nicht blos ebenso groß, als seine Eltern, sondern es zeichnet sich hauptsächlich auch durch eine Ueberfülle an Fett aus. Dieses Fett der jungen Wandertauben ist süß wie Nuß und wird, ausgeschmolzen, statt Butter im Haushalte benutzt.

Wilson, der weltberühmte Freund der befiederten Bewohner der Lüfte, kam auf seinen Reisen durch die Savannen und Urwälder der Vereinigten Staaten auch mit Wandertauben zusammen und entwirft davon ein eben so interessantes als lebendiges Bild.

Der Wald, erzählt derselbe, in welchem diese Thiere nisten, ist gewöhnlich auf lange Zeit, wenn nicht auf immer, ein wüster Platz. Die Oberfläche des Bodens wird mehrere Zoll hoch von dem ätzenden Miste dieser Thiere überdeckt, alles Gras und Buschwerk liegt darunter begraben. Aeste, Zweige und Blätter sind durch die unnatürliche Belastung abgebrochen, zerknickt und umhergeworfen. Man sieht oft Strecken von mehr als tausend Acres völlig kahl, als wenn die Bäume mit der Axt behauen worden wären. Aber dennoch wurde und wird zum Theil noch jetzt eine solche Brütestelle als eine segensreiche Quelle des Nationalwohlstandes angesehen.

Nicht weit von Selbyville im Staate Kentucky fand Wilson einst einen solchen Brüteplatz von acht deutschen Meilen Länge und einer Meile Breite. Hier war jeder Baum dicht mit Nestern besetzt. Die Bewohner der umliegenden Gegenden waren sehr zahlreich mit Wagen, Betten und Kochgeräthschaften herangekommen, um die Ernte an fetten, jungen Tauben zu machen. Das Geräusch und Geschrei von den aufgescheuchten Thieren und den muthwilligen Jägern war oft so groß, daß die Pferde davon scheu wurden, und Keiner den Andern verstehen konnte. Mit dem Fleische, welches sehr wohlschmeckend ist und auf die mannichfaltigste Weise vor dem Verderben geschützt wird, treibt man einen ziemlich lebhaften Handel, zum Theil werden aber auch die Schweine damit gemästet. Wenigstens verzehren sie die Abfälle mit großem Behagen.

Doch nun zu der merkwürdigen Eigenschaft des Wanderlebens, wodurch das Thier seine besondere Benennung erhalten hat. Es läßt sich allerdings wohl denken, daß das so sehr zahlreiche Beisammenleben schon durch den nothwendig eintretenden Nahrungsmangel eine Auswanderung zur Folge haben müsse, aber dennoch hat die Sache ungemein viel Ueberraschendes in der Art der Ausführung. Der Trieb der Geselligkeit wohnt so tief darin, daß er selbst durch den furchtbaren inneren Feind, den Hunger, nicht vertilgt werden kann. Audubon war im Jahre 1813 ein Augenzeuge von dieser wunderbaren Naturerscheinung. Er reiste von den Ufern des Ohio nach Louisville und sah nicht blos die großen Wanderzüge dieser Thiere, sondern auch die Vorbereitung und Durchführung der Jagd nach denselben. So oft ein solcher Wanderzug über ihn hinwegflog, war der Himmel verdunkelt, wie bei einer totalen Sonnenfinsterniß; die Luft war erschüttert durch den gemeinschaftlichen Flügelschlag der ungeheuren Menge, und der herabfallende Mist erinnerte lebhaft an ein winterliches Schneegestöber.

Sehr unterhaltend waren die gemeinsamen Schwenkungen, welche diese

Taubenwolken in ihrem Fluge durchführten. War an der einen Stelle ein Raubvogel zum Vorschein gekommen und hatte eine Ausbiegung nothwendig gemacht, so zeigte der ganze Schwarm jedesmal an derselben Stelle dieselbe Zickzack-Bewegung. Am Tage ist der Flug tiefer und hält öfter an, um Futter zu nehmen. Hierzu wählen sie meistens Buchenwaldungen. Dabei theilen sie sich, wie auf Commando, in Abtheilungen, die sich dann wie ein Fächer übereinander schichten; wenn die ersten den Saum erreicht haben, so fliegen die nächsten darüber hinweg, um einen tieferen Platz im Walde zu erreichen; auf diese Weise ist in kurzer Zeit das ganze Gehölz dicht mit emsig fressenden Tauben angefüllt. Sie machen dabei jedesmal ganz reine Bahn. Wo eine solche Wanderung durch den Wald gestrichen ist, sucht man vergebens nach einer übrig gebliebenen Buchecker. Um Mittag ruhen sie auf den Bäumen und sammeln Kräfte für die Fortsetzung der Reise, welche gewöhnlich gegen Abend wieder beginnt und oft bis Mitternacht dauert, ehe sie den Ort erreichen, der zum gemeinschaftlichen Nachtlager auserkoren ist. Die Plätze des Ausruhens und Uebernachtens pflegen für denselben Sommer ziemlich dieselben zu bleiben; das ist eine Wahrnehmung, welche die Jäger gut auszunutzen wissen.

Audubon beschreibt eine Taubenjagd, welche er mit erlebt hat. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang versammelte man sich in der Nähe des Holzes, welches die Tauben schon vierzehn Tage lang zum Ruheplatz erwählt hatten. Zwei Landwirthe aus Busselsville hatten eine Heerde von dreihundert Schweinen herbeigeführt, welche die Abfälle der Jagd verzehren sollten. Uebrigens war eine unzählige Menge Menschen mit Pferden, Wagen und zu Fuß angekommen, welche Büchsen und Knittel zum Schießen und Niederschlagen bereit hatten; Andere hielten eiserne Töpfe mit glühenden Kohlen parat, damit im Augenblicke der Ankunft der Tauben Schwefel darauf gestreut werden konnte, um die Thiere durch Schwefeldunst zu tödten.

Die Tonnen zum Einsalzen des Taubenfleisches wurden von den Wagen genommen, und die Salzgefäße geoffnet; auch stellte man Tische, Bänke und Stühle zum Schlachten und Rupfen parat.

Die Sonne war untergegangen, und Nacht beherrschte die Natur. Die Wächter der Jagdpartie standen mit angezündeten Kienfackeln auf den Höhen und spannten das Ohr, um die erste Spur des Herannahens zu erhorchen. Alles war in schweigsamer Erwartung; man hörte kaum das Geflüster der Unterhaltung. Die Mitte der Nacht lag feierlich ernst in dem

nahen Walde und beherrschte das erwartungsvolle Gemüth der versammelten Menge. Jeder hörte mit gesteigerter Spannung in das Dunkel hinein und warf einen gelegentlichen Blick nach den ausgestellten Fackelträgern. Aber Alles blieb lange Zeit stumm und still, wie das Grab. Man fand dies längere Warten sehr natürlich, denn der große Buchenhain, der den Wanderern die Nahrung gegeben hatte, lag volle dreißig deutsche Meilen von dem Jagdplatze entfernt, und wenn die Tauben ihre Reise auch mit stark beflügelter Schnelligkeit zurücklegten, so konnten sie doch nicht gut anders, als nach zehn Uhr, erwartet werden. Vier bis fünf Stunden Zeit gebrauchten sie zum Durchfliegen der Wegstrecke.

Plötzlich sah man die Fackeln der Wächter unruhig umherschwingen. „Sie kommen!", rief die Versammlung mit gedämpfter Stimme, und Jeder spannte das horchende Ohr noch höher, um den ersten Laut der Ankunft der sehnlichst Erwarteten zu erhaschen. Man hörte allmählich ein heranziehendes Geräusch, welches mit dem fernen Wogenschlag zu vergleichen war, den uns in stiller Mitternacht die kühle Seeluft nach dem Lande führt. Allmählich wurde das Geräusch deutlicher und glich dem Herannahen eines Zuges auf der Eisenbahn.

Als der Zug gerade über dem Platze der Versammlung war, fühlte man eine starke Lufterschütterung durch den ganzen Körper, man hörte ein Sausen, Brausen, Pfeifen und Zischen, welches den Kopf betäubte und schwindlig machte. Ganz erschöpft und schwer wie Blei fielen die Thiere aus der Luft zwischen die Bäume. Aber kaum hatten sie sich niedergesetzt, da ging die Jagd los. Die Männer mit den langen Stangen schlugen unbarmherzig zwischen die Zweige und tödteten so zu Hunderten, ja zu Tausenden die erschöpften Thiere. Die Männer mit den Gewehren schossen ununterbrochen in die dichten Haufen der noch fliegenden Tauben und lieferten eine ähnliche große Niederlage. Und die Töpfe mit dem tödtenden Schwefeldunste gaben den dritten Betrag tiefer im Walde. Die Fackelträger zündeten rasch die vorher zusammengetragenen Holzstöße an und erleuchteten so die gräßliche Metzelei.

Der Lärm war noch entsetzlicher, als der Anblick der Scene. Das wilde Heulen und Schreien der durcheinander laufenden Menge, die Schläge mit den Stangen, das Krachen der niederbrechenden Zweige, der Knall der Geschosse und das Flattern und Stürzen der Tauben wirkten so betäubend auf das Ohr, daß Niemand sich dem Andern verständlich machen konnte, sogar der Knall der Gewehre verlor sich in dem allgemeinen Tumult; daß

die Schüsse gefallen waren, erkannte man nur an dem Wiederladen der Geschosse. Nach Audubon's Versicherung konnte dieser mörderische Lärm noch in einer Entfernung von anderthalb Stunden Weges gehört werden. Selbst das Organ der Thiere mußte an dieser Betäubung leiden, denn es kamen immer neue und neue Züge an, die ganz demselben Schicksal erlagen, wie ihre Vorgänger. Die Jagd dauerte über Mitternacht hinaus, bis endlich das Ankommen neuer Wanderzüge aufhörte. Da trat auch eine stark gefühlte Erschöpfung unter den Menschen ein. Alles begab sich zur Ruhe und verschob das Geschäft der Auflese bis zum hellen Morgen. Auch die Tauben, welche tiefer im Walde ihren Sitz gewählt hatten, hielten ruhig bis zum Aufgange der Sonne aus und setzten dann ihre Wanderung fort, als wäre ihnen kein Leid widerfahren.

Man sollte denken, durch so fürchterliche Blutbade müßte diese Art Tauben bald gänzlich ausgerottet werden; das hat aber die Erfahrung nicht bestätigt, und wenn in neuester Zeit die Abnahme der Wandertaube sehr merklich geworden ist, so liegt der Grund dazu vielmehr in der Ausrottung der Urwälder, welche den Thieren zu Brut- und Speiseplätzen dienten, als in der Verfolgung durch die Jagd.

Das Aufsammeln der getödteten und verstümmelten Tauben, das Rupfen, Ausschlachten und Einpökeln beschäftigt dann alle Hände der Gesellschaft. Die eingepferchten Schweine bekommen zunächst alle Abfälle; wenn aber die Arbeit sich dem Ende nähert, so werden sie losgelassen, dann stürzen sie in den Wald und halten die Nachlese, welche gewöhnlich gar nicht sehr kümmerlich ausfällt, weil tiefer im Walde die Raubthiere ebenfalls eine nicht unbedeutende Niederlage angerichtet und Ueberbleibsel zurückgelassen haben.

Man hat versucht, die Anzahl dieser Tauben zu berechnen, und dafür die ungeheure Summe von jährlich 1116 Millionen gefunden. Rechnet man auf jede Taube täglich ein halbes Pfund Futtermasse, so würden sie 558 Millionen Pfund in Einem Tage verzehren, das wären beinahe 280,000 Wispel Korn.

Wilson beschreibt das Ziehen der Wandertaube in folgenden Worten: „Sie flogen mit großer Stetigkeit und Schnelligkeit ungefähr einen Flintenschuß über mir, mehrere Schichten dick und hart aneinander. Neugierig, zu erfahren, wie lange die Erscheinung dauern würde, zog ich meine Uhr heraus, um diese Zeit zu bestimmen, und setzte mich, mit Beobachtungen der Tauben beschäftigt, nieder. Ich saß über eine halbe Stunde; aber statt

daß diese ungeheure Procession abgenommen hätte, schien sie vielmehr sowohl der Zahl, als der Schnelligkeit nach noch zuzunehmen, und da ich Frankfurt durchaus vor Anbruch der Nacht erreichen wollte, so stand ich auf und setzte meinen Weg fort. Dies war um ein Uhr Mittags. Gegen vier Uhr Nachmittags ging ich bei der Stadt Frankfurt über den Kentuckyfluß, zu welcher Zeit der lebendige Strom über mir noch immer so zahlreich und breit zu sein schien, als je zuvor. Lange nachher gewahrte ich sie in großen Abtheilungen, die sechs bis acht Minuten flogen, ehe sie vorüber waren, und denen wiederum andere einzelne Schaaren folgten, und alle nahmen dieselbe südöstliche Richtung, bis gegen sechs Uhr Abends der ganze Zug vorüber war."

In unseren Tagen ist allerdings die Wandertaube nicht mehr, wie früher, in der gewaltig großen Menge anzutreffen, indeß fehlt sie doch immer noch nicht, auch gibt es noch jetzt Jagden in den Brüteplätzen und Ruhewäldern, aber in viel kleinerem Maßstabe. Die Cultur des Landes und die Civilisation seiner Bewohner haben dabei am meisten zur Verminderung beigetragen. Dem Indianer war die Wandertaube eine Hauptbedingung seiner Existenz. Mit ihnen lebte sie am naturgetreusten in den unermeßlichen Waldräumen der wilden Natur. Er stellte ihr nie mehr nach, als seine einfache Lebensbedingung es nothwendig machte. Die europäischen Einwanderer machten dies anders; sie trieben einen großartigen Handel mit dem frischen und eingepökelten Taubenfleische. Noch im Jahre 1805 sah man mehrere Schooner auf dem Hudson nach Newyork fahren, welche ganz mit Tauben beladen waren. Man verkaufte sie das Stück für einen Heller.

Die Brieftaube.

Die Brieftaube ist größer als unsere gewöhnliche Haustaube, etwa fünfzehn Zoll lang und ein bis anderthalb Pfund schwer. Ihr Gefieder ist in der Regel dunkelbraun oder gar schwarz. Ihre Brustmuskeln sind sehr groß und stark und bekunden ihre Flugkraft und Ausdauer. Der Instinct, oder wie immer wir die Fähigkeiten und Neigung des Thieres nennen wollen, welche dasselbe zu so wunderbaren Flügen veranlassen, scheint auf zwei verschiedenen Eigenschaften unserer Taube zu beruhen: auf ihrer Heimathsliebe und auf ihrem scharfen Gesicht. Der bekannte Ornitholog Rennie sagt darüber: „Sonder Zweifel bewirkt es das Auge allein, daß die Brieftaube jene außerordentlichen Luftreisen vollführen kann, welche von den

frühesten Zeiten an das Erstaunen des Menschen erregt haben. Auch mit andern Tauben habe ich Versuche angestellt, indem ich sie in einer gewissen Entfernung von ihrem Schlage fliegen ließ; mit einer merkwürdigen Sicherheit fanden sie ihren Weg dahin zurück. Läßt man sie aus einem Sacke heraus, in den sie gesteckt wurden, um ihren Augen die Gegenstände umher zu entziehen, so umkreisen sie zunächst die Stelle, wo sie in Freiheit gesetzt worden sind, in mit jeder Minute sich erweiternden Zirkeln, zugleich dabei sich immer höher und höher in die Lüfte aufschwingend. So lange unser Auge die Vögel erkennen kann, setzen diese die nämliche kreisende und steigende Bewegung fort, jedenfalls so lange, bis sie bestimmte Gegenstände unterscheiden, welche ihnen die Richtung anzeigen, die sie einzuschlagen haben." Ganz die entgegengesetzte Bewegung macht die Taube, wenn sie aus einem Luftschiffe in's Freie gelassen wird; eine geraume Zeit lang stürzt sie sich perpendicular herab, dann erst beschreibt sie eine sich von Secunde zu Secunde vergrößernde Spirallinie und senkt sich dabei immer tiefer und tiefer herab, bis sie sich in ihren Umgebungen so weit orientirt hat, um ihren ferneren Flug danach einrichten zu können. Jedenfalls ist ihre Sehkraft eine ganz außerordentliche. Im Zustande der Wildheit, wie man sie in Amerika antrifft, fliegt die Taube in ungeheuren Schaaren über endlose Landstrecken dahin, stets hoch oben in den Lüften. Aus der weitesten Entfernung schon erkennt sie das Fruchtfeld, auf welches sie sich mit unfehlbarer Präcision herabläßt, um den Schmaus zu finden, den sie erstrebt.

Trotz ihres Instinctes aber bedarf es einer ziemlich langen und strengen Erziehung, ehe die Taube zum zuverlässigen Luftpostillon wird. Vor Allem sind es die Türken, welche sich dieser Taubenausbildung befleißigen. Hat eine junge Taube ihre volle Flügelstärke erlangt, so wird ihr das Gesicht verbunden, oder sie kommt in einen Korb, während man sie eine Viertelstunde weit von ihrer Behausung auf's freie Feld hinausträgt. Hier freigelassen, schwingt sie sich in die Höhe, schaut sich erst auf einige Secunden lang um und fliegt dann in gerader Richtung nach Hause. Von Tag zu Tag werden die Distancen gesteigert bis auf zwei und drei deutsche Meilen, und schließlich würde sie ein ganzes Königreich durchsegeln und doch den Weg nach ihrer Heimath nicht verfehlen. Mißlingen der Taube die ersten beiden Reisen, so beseitigt sie der Türke ohne Gnade und Erbarmen, denn sie taugt dann nicht zum Postdienste.

Schon seit Jahrhunderten bediente man sich in der Türkei der Brieftaube als regelmäßigen Verkehrsmittels. So hielt sich die in Aleppo

etablirte türkische Handelsgesellschaft eine große Anzahl von Tauben, welche von und nach Scanderun, dem nächsten Hafen des Mittelmeeres, den Postdienst zu versehen hatten. Lief hier ein der Compagnie gehörendes Schiff ein, so wurde der Name desselben, die Stunde seiner Ankunft und andere Einzelheiten auf ein Stück Papier verzeichnet, und dies unter dem Flügel der Taube festgebunden, welche damit in höchstens drei Stunden den über vierzehn deutsche Meilen betragenden Weg nach Aleppo, ihrer Heimath, zurücklegte. Um die Füße des Vogels frisch und kühl zu erhalten, tauchte man dieselben in Essig ein, und vermied damit zu gleicher Zeit jeden Aufenthalt unterwegs, der nothwendig entstehen mußte, wenn der Anblick von Wasser die Taube zu einem Herabsteigen auf die Erde verlockte. Uebrigens hielt man auf Reinheit der Race ebenso sorgfältig, wie der Araber auf das reine Blut seiner Pferde hält; jeder Kreuzung mit anderen Taubengattungen ward nach Möglichkeit begegnet. Blieben die Tauben zufällig einmal länger als vierzehn Tage in Scanderun, so konnte man auf ihre Rückkehr nach Aleppo nicht mehr mit Sicherheit rechnen. Das Bild der süßen Heimath schien den Thieren inzwischen aus dem Gedächtniß entschwunden zu sein.

Zwischen Scanderun und Aleppo liegen ziemlich hohe Berge; anstatt nun allmählich sich bis zu den Gipfeln derselben zu erheben, stiegen die Tauben sofort und mit einem Fluge perpendicular zu einer ungeheuren Höhe auf, von wo sie über den Rücken des Gebirges hinweg blicken konnten. Einmal hatte sich ein Kaufmann von Aleppo einer solchen Brieftaube heimlich zu bemächtigen gewußt. Er las die Depesche, welche sie unter dem Flügel trug, und ersah daraus, daß es in England sehr an Aleppoer Galläpfeln, einem Hauptstapelartikel des Platzes, fehle. Schlau behielt er die Nachricht für sich, kaufte alle Galläpfel auf, deren er in der Stadt und Umgegend habhaft werden konnte, ehe die Compagnie, welcher die Taube angehörte, noch eine Ahnung von der Conjunctur hatte, und machte durch die alsbald eintretende Preissteigerung des Artikels einen außerordentlichen Gewinn. Aehnliche Fälle plötzlicher Bereicherung werden von Kölner und Aachener Kaufleuten erzählt, denen es gelungen war, belgische und holländische „Courstauben" heimlich abzufangen.

Daß man schon im Alterthum die Taube als Postanstalt benutzte, erwähnten wir bereits. Schon die Sieger in den olympischen Spielen pflegten ihren Freunden in der Heimath die Kunde von ihren Triumphen durch unsere zierlichen gefiederten Boten mitzutheilen. Bei der Belagerung von

Modena durch die Römer correspondirten Decimus Brutus und Hirtius durch Tauben miteinander, und Plinius frappirte das so sehr, daß er ausruft: „Was nützen Schildwachen, Umwallungen und Cernirungen, was Strom- und Flußsperrungen, wenn man sich durch Boten in der Luft Kunde verschaffen kann?" Später, zur Zeit der Kreuzzüge, finden wir die Brieftaube in allgemeinem Gebrauche; und was man im Jahre 1871 scherzweise den Preußen zuschrieb, daß sie sich abgerichtete Falken zulegen wollten, um die Pariser Brieftauben aus den Lüften herabholen zu lassen, geschah damals nicht selten. Man dressirte die Raubvögel derart, daß sie die Taube wohl packten, aber nicht verletzten. Als die Christen Akra belagerten, unterhielt Sultan Saladin mittelst eines Corps von Brieftauben seine Verbindung mit den Belagerten. Eines Tages ward indessen der beschwingte Bote durch einen Pfeil aus seiner Höhe herabgeschossen, die Depesche aufgefangen und so benutzt, daß sich der Platz ergeben mußte, ehe Saladin zu seinem Entsatze anrücken konnte.

Noch ist es nicht lange her, daß die Paschas der verschiedenen türkischen Provinzen mit Brieftauben versorgt wurden, die man im Palaste des Großherrn selbst zog und schulte. Brach in der Provinz ein Aufstand aus, oder gab es eine andere schnelle und geheime Meldung zu machen, so hatte eine Brieftaube das Schreiben des Paschas zu befördern. Mochte der Ort, von dem sie aufflog, noch so weit abliegen von Constantinopel, der Vogel fand den Weg dahin sicherlich. Um jedoch auf alle Eventualitäten gerüstet zu sein, schickte man stets fünf bis sechs Tauben zu gleicher Zeit mit Depeschen ab; eine davon erreichte das Ziel bestimmt. Man erbaute auch wohl alle sechs bis acht Meilen leichte Thürme. Ein Wachtposten nahm am ersten Thurme die erste Taube in Empfang, band ihr die Depesche ab und befestigte sie einer zweiten unter dem Flügel, und so fort von Thurm zu Thurm. Auf diese Weise bekam man ganz organisirte Taubenrelais, welche nicht nur die Schnelligkeit der Beförderung erhöhten, sondern auch die Gefahr von unglücklichen Zufälligkeiten wesentlich verminderten.

Von besonders merkwürdigen Taubenflügen sind uns mancherlei Beispiele und Einzelheiten aufbewahrt. So sandte im vorigen Jahrhundert ein Herr in London durch die Landkutsche eine Brieftaube an einen Freund in Bury St. Edmunds mit der Weisung, den Vogel am andern Morgen um neun Uhr fliegen zu lassen. Dies geschah, und halb zwölf Uhr Mittags traf die Taube glücklich wieder in London ein, hatte mithin einen Weg von vierzehn deutschen Meilen in zwei und einer halben Stunde zurückgelegt.

1819 ließ man zweiunddreißig in Antwerpen aufgezogene Tauben an einem festgesetzten Tage in London los; jede Taube trug die Worte „Antwerpen" und „London" auf den Flügeln aufgestempelt. Um sieben Uhr früh flogen sie ab; die eine der Schaar langte schon um Mittag in Antwerpen an, eine zweite eine Viertelstunde später, zwölf andere kamen erst am folgenden Tage, von den verbleibenden achtzehn aber bekam man nie wieder etwas zu sehen oder zu hören. Zehn Jahre darauf brachte man eine Anzahl von zweiundvierzig in Mastricht abgerichteter Tauben nach der englischen Hauptstadt. Nachdem sie gehörig gezeichnet waren, ließ man sie eines Tages früh halb neun Uhr frei. Die erste erreichte Mastricht drei Viertel drei Uhr Nachmittags, hatte also eine Durchschnittsgeschwindigkeit von neun deutschen Meilen pro Stunde behauptet; die zweite und dritte kamen zusammen halb vier Uhr an; siebenzehn stellten sich in den nächsten drei Tagen ein; was aus den übrigen geworden war, hat man nicht erfahren. Ebenso fehlten alle Anhaltspuncte, um herauszufinden, auf welchen Umwegen die siebenzehn Spätlinge ihren Bestimmungsort gesucht haben mochten. 1830 schickte man einen Flug von hundertundzehn Brieftauben von Brüssel nach London. Zur vereinbarten Zeit freigegeben, gelangten zehn davon in acht Stunden nach Brüssel; eine andere legte die mehr als dreißig Meilen betragende Strecke gar in nur fünf und einer halben Stunde zurück. Von allen den übrigen aber kam keine einzige je wieder zum Vorschein.

Klingen schon diese Flugleistungen fast unglaublich, so streifen einige andere der uns überlieferten Fälle geradezu an das Märchenhafte. Ein Herr in Köln, der in Paris ein Geschäft zu erledigen hatte, trug seinen Freunden die Wette an, dieselben sollten schon drei Stunden nach seiner Ankunft an der Seine wissen, daß er wohlbehalten daselbst eingetroffen sei. Die Wette wurde natürlich mit Beeiferung acceptirt, denn daß Jener sie verlieren mußte, schien seinen Bekannten unzweifelhaft zu sein. Er reiste dann nach Paris ab und nahm zwei Brieftauben mit, die in Köln ihre Jungen hatten. Um zehn Uhr Morgens in der Capitale Frankreichs angelangt, ließ er eine Stunde darauf seine flüchtigen Postboten los, und — schon zehn Minuten nach ein Uhr waren diese wieder in ihrer rheinischen Heimath, so daß sie in der Stunde nahezu dreißig deutsche Meilen durchflogen haben mußten! Der berühmte amerikanische Ornitholog Audubon erzählt, es seien einst wilde Tauben in Newyork erschienen, die ihre Kröpfe noch voll Reis hatten, den sie nicht näher als in Georgia oder Karolina sich abgepickt haben konnten. Aus der Zeit, welche die Taube zur Verdauung

ihres Futters braucht, berechnete nun der Naturforscher, daß jene Ankömmlinge aus dem Süden in jeder Minute eine Strecke von mindestens einer halben Stunde durchmessen haben mußten.

In neuester Zeit sind die Brieftauben bei der Belagerung von Paris in großartiger Weise benutzt worden, und es ist interessant, zu sehen, wie fein die Einrichtung ausgedacht war.

Der Briefbehälter, in welchem die friedlichen Brieftauben die kriegerischen Botschaften der französischen Regierung beförderten, war ein Federkiel, der der Länge nach an eine der Schwanzfedern der Taube gebunden wurde. In diesem leichten Röhrchen befand sich ein kleines Blatt Papier, vierzig Millimeter lang und dreißig breit, welches die mikroskopische Photographie eines gewöhnlichen typographischen Satzes enthielt. Dieses Blättchen, das nur mit Hülfe eines sehr starken Vergrößerungsglases lesbar ist, hat die Physiognomie eines Zeitungsblattes von vier Spalten. Die erste (links) enthält unter der Ueberschrift: „Brieftauben-Depeschendienst“ die Adresse des absendenden und empfangenden Büreau's; die drei anderen enthalten die Transscription der Depeschen, eine nach der anderen ohne Zwischenzeichen. Auf der Rückseite ist die mit der ersten Spalte links correspondirende Spalte leer, die übrigen drei enthalten ebenfalls Depeschen. Sie wurden nach Ankunft der Taube sogleich ausgeschrieben und an ihre Adressen befördert. Und ein solches Blättchen, welches noch nicht den zwanzigsten Theil der hier vorliegenden Druckseite groß war, brachte durchschnittlich jedes Mal zweihundertunddreißig Privatdepeschen! — Ein solcher Taubenflug verinteressirt sich!

Die Hühner.

(Tafel X.)

Fast alle Hühner sind Standvögel, nur die Wachteln wandern; im Wasser baden sie nie, desto lieber aber im Sande und Staube; die meisten fliegen nur schwerfällig, deßhalb auch selten; wegen ihrer Eier und ihres wohlschmeckenden Fleisches gehören sie zu den nützlichsten Vögeln.

Man theilt die Hühner in vier Ordnungen: die Feldhühner, — sie haben Sitzfüße, d. h. solche Füße, deren Vorderzehen an ihren hinteren Gliedern noch durch eine Haut verbunden sind, und befiederten Kopf; die Fasanen und eigentlichen Hühner, — sie haben auch Sitzfüße, aber einen ganz, oder zum Theil nackten Kopf mit fleischigen Auswüchsen; die Steißhühner, — sie haben Spaltfüße, Vorderzehen, ganz getrennt und sehr kurz. Bei diesen drei Ordnungen ist die Hinterzehe höher eingelenkt, als die Vorderzehe, und berührt den Boden höchstens mit dem Nagel; bei den Jakuhühnern, der vierten Ordnung, ist die Hinterzehe gleichhoch eingelenkt und liegt mit ihrer ganzen Länge auf dem Boden.

Das Steppenhuhn oder Flughuhn (Tafel X, Fig. 15), in den asiatischen Steppen, das den Karawanen die Nähe des Wassers verkündet, gehört zu den Feldhühnern und ebenso das Waldhuhn (Fig. 6) mit seinem abgerundeten Schwanze, — der Auerhahn (Fig. 4), in unseren Fichtenwäldern, der aber ein hartes, zähes und trockenes Fleisch hat, das nach Harz riecht, — das Birkhuhn (Fig. 5), welches ein zartes, wohlschmeckendes Fleisch liefert, — das Haselhuhn, ein einträglicher Ausfuhrartikel Rußlands, — das Cupidohuhn (Fig. 12), mit seinen braunen Flügelchen an den Seiten des Halses, auch doppelflügeliges Heidenhuhn und Prairiehuhn genannt, — das Schneehuhn (Fig. 7), das im Winter blendend weiß wird und sich im Norden Europa's und in den Alpen aufhält, —

als bekannteste Vögel dieser Ordnung aber das Rebhuhn (Fig. 21) und die Wachtel (Fig. 20). Das Rebhuhn findet sich fast allerwärts in Europa bis nach Schweden und Norwegen, streift familienweise auf den Feldern umher, — einen solchen Zug nennt man eine Kette, — und wird des köstlichen Bratens wegen mit Hühnerhunden gejagt. Die Wachteln kommen im Mai zu uns, halten sich gerne in Getreidefeldern auf und ziehen im September, aber immer nachts, wieder nach dem Süden. Zum Theile überwintern sie in Italien und auf Sicilien, zum Theile fliegen sie bis Afrika, — wenn sie nicht von einem Sturme in's Meer geschleudert werden. Sie werden gegessen und auch ihres angenehmen Schlags wegen in Käfigen gehalten, — Wachtelschlag.

Zur zweiten Ordnung zählen: der Pfau, der Argusfasan (Fig. 8), mit seinen vielen Augen auf den Flügeln, nur auf Sumatra lebend; der gemeine Fasan (Fig 10), welcher bei uns seines Fleisches wegen in den Fasanerieen gezogen wird, in Asien aber wild lebt; der prachtvolle Goldfasan (Fig. 9) und der nicht minder schöne Silberfasan; der Truthahn (Fig. 17), fälschlich auch indischer Hahn und calcutischer Hahn genannt, obgleich er in Ostindien gar nicht vorkommt; er lebt truppweise in den Wäldern Nordamerika's von Mexico bis Canada und ist auch von dort zu uns gebracht worden; — das blaugraue Perlhuhn mit den vielen weißen, schwarz geränderten Perlflecken, dasselbe, welches die Römer numidisches Huhn nannten und so gerne auf ihren Tafeln sahen; endlich der Haushahn (Fig. 18) und die Haushenne, in vielen Abarten vorkommend, von dem großen Cochinchina-Huhn bis zu dem kleinen Zwerghuhn, das nur die Größe einer Taube hat.

Zu den Steißhühnern gehören nur minder bekannte Arten, die alle auch Ausländer sind; das Grashuhn findet sich nur in Brasilien, das Wachtelhuhn kommt in Afrika und Spanien vor, von dem Colin-Huhn kommt eine Art in Virginien, eine andere, besonders schöne (Fig. 11) in Californien vor. Der schieferblaue, neun Zoll lange Vogel mit seinem schönen schwarzen Federbusche hat ein stattliches Aussehen und würde sicherlich bei uns recht gut fortkommen. In England macht man Versuche mit seiner Acclimatisirung. Das Haubenhuhn (Fig. 19) ist leicht kenntlich an seiner Federhaube; das Schopfhuhn (Fig. 13) lebt in Südamerika, bildet gewissermaßen einen Uebergang zu den Sumpfvögeln und wird manchmal von unkundigen Fremden für einen Fasanen angesehen und erlegt, kann aber nicht gegessen werden, da sein Fleisch stark nach Moschus riecht. Die

Bewohner dortiger Gegend schießen deßhalb auch keine Schopfhühner, und diese bleiben so von den Menschen vollkommen unbehelligt.

Von der vierten Ordnung, den Jakuhühnern, sind nur zwei Arten zu erwähnen: das eigentliche Jakuhuhn (Fig. 16), besser Dschakú-huhn, denn der Name stammt von dem Rufe des Thieres: Dschakú Dschakú! Es hat einen weißlichen Federbusch, lebt in Brasilien und wird dort gerne gegessen. Das Pauxi-Helmhuhn (Fig. 14), oder, wie man das Thier in Mexico, wo es wild lebt und gezähmt gehalten wird, nennt: der Paux mit dem Steine, ist drei Fuß hoch und hat auf dem Kopfe einen hellbraunen, steinharten Höcker, welcher fast so groß ist, als der Kopf selbst.

Zur Thierseelenkunde.

Jeder, welcher die Natur des Rebhuhns kennt, wird mir beistimmen, daß sie der Art ist, daß man von demselben eine große Anhänglichkeit an eine Person nicht erwarten sollte; man glaubt vielmehr, die Thierchen beachten gar Nichts und leben blos für sich. Daher war ich ganz erstaunt (erzählt Brucklacher), als ich sah, wie der in meinem Zimmer aufgezogene Hahn einen Knaben, besonders dann, wenn dieser einige Stunden abwesend war und von der Schule oder Kirche nach Hause kommt, begrüßt durch Entgegeneilen, zupfen an den Kleidern, und wenn er jetzt gleich wieder weggehen will, ihm nacheilt bis zur Thüre, an dieser laut und oft hinaufruft, hinaufsieht und fliegt, unruhig zurück und wieder der Thüre zu läuft, oft eine Viertelstunde lang sich ganz untröstlich geberdet und lange nachher, wenn man glaubt, er habe Alles vergessen, sein Lamento von Neuem beginnt; auch ist es sehr schön, wie er manchmal, so lange der Knabe abwesend ist, die Tritte belauscht, wenn eine entferntere, äußere Thüre aufgeht, schnell stehen bleibt und horcht, und wenn es die Tritte des Knaben sind, freudig der inneren Zimmerthüre zueilt und ihn empfängt.

Als der Hahn, gerade mit Sanden sich vergnügend, den Knaben einst weinen hörte, kam er von seinem Aufenthalt quer durch das Zimmer hergestürzt und lief sehr schnell und sichtlich höchst besorgt um ihn herum, flog ihm zu meinem Erstaunen auf den Arm (zum ersten Mal), schaute ihm mit sehr gestrecktem Körper und Halse unter hastigen Bewegungen des Kopfes in's

Gesicht, dabei fleißig einen sanften Zuruf: „tak", vielmehr tk, tk, tk hören lassend; man sah nur zu deutlich, daß das Thierchen den Knaben beruhigen oder ihm helfen wollte, aber nicht wußte, wie; im höchsten Grade verwundert war ich über dieses gefühlvolle, warme und rührende Benehmen eines Vogels einem Menschen gegenüber, zumal des von Natur sonst so dumm-scheuen Rebhuhns.

Beobachteten wir die Thiere sorgfältiger und hingebender, wir würden noch oft finden, daß sie nicht so dumm sind, und würden uns oft freuen ihres Mitgefühls, ihrer Hingebung und ihrer Theilnahme.

Rebhühner, thut die Augen auf!

Ein neuer Feind ist den Rebhühnern in dem elektrischen Telegraphen erwachsen, durch welchen überhaupt viele Vögel getödtet werden. Als man zuerst darauf aufmerksam wurde, daß so häufig unter den Telegraphendrähten todte Vögel gefunden wurden, glaubte man, der elektrische Strom tödte diejenigen, welche während des Telegraphirens sich auf dieselben setzten, daß sie also wie vom Blitz erschlagen würden. Allein dazu ist der elektrische Strom viel zu schwach. Auch kann man bei nur geringer Aufmerksamkeit sich leicht überzeugen, daß dies nicht sein kann. Denn die Vögel setzen sich sehr gern auf die Telegraphendrähte, ohne daß man je einen todt herunterfallen sieht. Ich habe gesehen, daß Buchfinken und Goldammern, welche gern während ihres Singens ein freies Plätzchen einnehmen und da sitzen bleiben, lange Zeit auf einem Telegraphendraht saßen, ohne daß man irgend etwas Auffallendes an ihnen wahrnehmen konnte. Besonders aber werden diese bequemen und freien Sitzplätze von denjenigen Vögeln geliebt, welche sehr gesellig sind und in großen Heerden leben, indem sie sich da gleichsam in Reih' und Glied aufstellen können, und jeder einzeln die andern zu überschauen vermag, was ihm Freude zu machen scheint. So sah ich noch im letzten Herbste eine große Heerde von Staaren auf einem Telegraphendraht, welche von da nach den Aeckern des Feldes ab- und zuflogen, aber so, daß der Draht beständig besetzt war.

Ebenso berichtet der Reisende W. Hamm von den grauen Seeschwalben, die auch sehr gesellige Vögel sind: Ende Juli habe er in der südrussischen Steppe zwischen Maximovka und Nicolajeff diese kleinen, lebhaften Vögel zu Millionen gesehen; eigenthümlich sei es gewesen, daß sie dicht gedrängt,

ohne Lücken, auf dem Telegraphendraht gesessen, welcher durch die Steppe neben der Straße hinläuft von Odessa bis Moskau.

Alle diese Vögel sitzen aber, wenn auch beständig telegraphirt wird, ganz ruhig auf den Drähten und spüren Nichts davon, geschweige daß sie dadurch Schaden nehmen.

Nein, die Vögel werden hier nicht „vom Blitz erschlagen", sondern sie stoßen sich, indem sie mit Gewalt gegen den Draht auffliegen, den Kopf oder die Brust ein. Man darf nur einen unter dem Drahte todt gefundenen Vogel genau untersuchen, so nimmt man die Verletzung deutlich wahr. Am hellen Tage freilich, besonders wenn die Vögel einmal die Gefahr kennen gelernt haben, und wenn sie ruhig fliegen, weichen sie geschickt aus. Aber wenn Letzteres nicht der Fall ist, z. B. wenn sie von einem Raubvogel verfolgt werden, dann sind sie so im Schusse, daß sie oft nicht ausweichen können, und daß so manchmal der Verfolgte sammt dem Verfolger den Tod findet.

Und ferner in der Dämmerung, oder in der Nacht, oder bei starkem Nebel, — wie können sie da den dünnen Draht rechtzeitig wahrnehmen? Das ist unmöglich. Man findet daher am häufigsten solche Vögel getödtet, welche in der Dämmerung oder Nacht fliegen, z. B. Schnepfen.

Bei den Rebhühnern nun vereinigen sich zwei ungünstige Umstände, welche sie oft die Opfer der neuen Erfindung des menschlichen Geistes werden lassen. Einmal können sie, als schlechte Flieger, wenn sie einmal im Schuß sind, nicht ausweichen; dann aber gehören sie auch zu den Vögeln, welche noch spät Abends thätig sind. Darum ist's nicht zu verwundern, daß sie besonders häufig sich an den Telegraphendrähten die Köpfe einrennen. So berichtete z. B. ein Beobachter im „zoologischen Garten": „Seit Mai vorigen Jahres (1861) ist der Telegraph durch meinen Wohnort und durch die etwa eine Stunde lange Feldflur desselben geführt worden und schon sind während dieser kurzen Zeit funfzehn bis zwanzig Rebhühner, an Brust und Kopf schwer verletzt, todt in der Nähe des Telegraphen von bekannten Leuten aufgefunden worden."

Fang des wilden Puters in Amerika.

Unter dem wilden Geflügel Amerika's stehen die wilden Puter obenan. Sie sind in der Regel größer und stärker als die zahmen deutschen Puter. Man pflegt sie des Abends auf ihrem Schlafplatze zu beschleichen, da man

ihnen selten auf dem offenen Felde, wenn sie ihre Nahrung suchen, beikommen kann. Sie halten sich dann an dem Holzrande, ja selbst vor den Einfriedigungen der Felder, auf mehr denn Schußweite entfernt. Kommt man ihnen näher, so versuchen sie es gewöhnlich, zuerst mit Laufen dem Jäger den Rang abzugewinnen, und es gehören in der That geschmeidige Beine dazu, sie einzuholen. Sehen sie sich zu sehr bedroht, so heben sie sich schnell über Schußweite empor und suchen die Waldungen auf. Will man ihnen Abends beikommen, so muß man zuvörderst erkunden, wo sie ihren Schlafplatz im Walde erwählt haben, welches man an dem von ihnen auf das Unterholz, meist wilder Lorber, gefallenen Dünger sieht. Geht man nun eine Stunde vor Sonnenuntergang nach diesem Platze, haut mit dem Beil sich eine kleine Grotte in den im Winter wie Sommer dichtbelaubten Lorber, so kann man sie im Zwielicht sicher erwarten, da sie nie einen Schlafplatz verlassen, ohne daß sie von demselben verjagt sind. Die wilden Puter sind gewöhnlich in Zügen von funfzehn bis neunzehn zusammen. Kommen sie an ihrem Ruheplatze an, so flattern sie von Ast zu Ast, bis jeder von ihnen einen recht bequemen Sitz gewonnen hat. Nun hat man in einer mondhellen Nacht einen Schuß im Sitzen und den mit dem andern Laufe im Auffliegen. Eine andere und gewöhnlich ergiebigere Art, ihrer habhaft zu werden, ist, sie in Fallen zu fangen. Zu diesem Ende wirft man, sobald ihr Schlafplatz aufgefunden ist, in der Nähe desselben einige Bündel Weizen oder Hafer auf die Erde. Man wird diese am andern Morgen rein ausgelesen finden und schreitet nun in seinem Plane fort, indem man einen zwei Fuß breiten und drei Fuß tiefen Graben aufwirft, in welchen man nun wieder einige Bündel Getreide streut. Am nächsten Tage deckt man diesen wieder mit Getreide bestreuten Graben mit Reißig zu, bedeckt dies mit der aufgeworfenen Erde und läßt beide Enden des Grabens anscheinend offen, sodaß, beim Eintreten in den Graben, die am nächsten Morgen sich einfindenden Puter keine Gefahr ahnen. An dem einen Ende aber treibt man kleine Pfähle in der Entfernung von zwei bis drei Zoll von einander tief in die Erde, schlingt sie oben fest in einander und wird dann am andern Morgen die ganze Gesellschaft in der Falle finden. Sie marschiren in Reihe und Glied in die vordere Oeffnung hinein, verzehren ihre Henkersmahlzeit, rennen mit den Köpfen gegen die Stäbe, aber es fällt ihnen nicht ein, sich umzudrehen und den offenen Eingang zu ihrer Befreiung zu benutzen.

Merkwürdige Art, wie der Talegalla oder Buschputer seine Eier ausbrütet.

Dieser Vogel und einige noch weniger bekannte, ihm ähnliche Arten leben in Neuholland, wo so Vieles in der Natur ganz anders ist, als in der übrigen Welt. So ist's denn auch mit dem Ausbrüten der Eier dieser Vögel. Wenn Australien nicht so weit von Aegypten entfernt wäre, so könnte man auf den Glauben kommen, die Aegypter seien bei der Erfindung ihrer Brutöfen, in welchen die Hühnereier durch Ofenwärme ausgebrütet werden, bei diesen Vögeln in die Schule gegangen! Dieselben bebrüten nämlich ihre Eier nicht selbst, sondern sie arbeiten aus feuchten Blättern, Gras und Erde einen Hügel zusammen, machen dann oben ein Loch hinein, legen ihre Eier hinein und verschließen die Oeffnung. Der feuchte Haufen kommt in Gährung und erhitzt sich dadurch von selbst wie naß eingebrachtes Heu, und durch diese Gährungswärme werden die Eier ausgebrütet. Die Alten überwachen während dessen auf's Sorgfältigste die Temperatur, und wenn die Hitze zu stark wird, so legen sie die Eier eine Zeit lang bloß. Es ist dies eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der ganzen Vogelwelt! Ein englischer Naturforscher und Reisender (Gould) hatte schon im Jahre 1842 das Wunder beobachtet, aber keinen Glauben gefunden. Jetzt hat man den ganzen Hergang an gefangenen Buschputern im zoologischen Garten zu London bestätigt gesehen.

Nicht minder merkwürdig ist es aber, daß die Jungen sogleich fliegen können. Wenn sie ausgeschlüpft sind, haben sie schon die Schwungfedern; dieselben stecken nur noch in einer Scheide, welche aber bald platzt und abfällt, und dann sind die Vögelchen flugfähig.

Sonderbare Familie.

In Heidelberg hatte im Jahre 1839 eine Katze fünfzehn Hühnereier ausgebrütet. Die Küchlein hielten die Katze für ihre rechte Mutter, suchten Ruhe und Wärme unter ihr, kletterten auf ihren Rücken, scharrten in ihrem Pelze und fraßen mit ihr aus Einem Gefäße. Die Katze ließ sich auch Alles geduldig gefallen und beschützte ihre gefiederten Kinder vor jedem Unfall. Der Eigenthümer, ein Bäcker, hatte diese drollige Familie zur allgemeinen Ergötzlichkeit ausgestellt, und viele Reisende haben sie gesehen.

Ein Hahn als Raubmörder.

Die Hähne sind zornige, heftige Thiere, die, wenn sie durch irgend Etwas gereizt werden, sehr gefährlich werden können.

Ein Kind wurde in London im August 1868 von einem Hahn getödtet. Dasselbe, ein dreiundzwanzig Monate altes Mädchen, ging auf die Straße, um zu spielen, und hatte dabei ein Stück Brod in der Hand. Der Hahn eines Nachbars, durch das Brod angezogen, griff das Kind an, warf es nieder und verwundete es mit dem Schnabel derart auf dem Hinterhaupte und auf der Brust, daß es einige Tage darauf starb. Das Schwurgericht gab folgendes Gutachten ab: „Gestorben an Kopfwunden, die ihm von einem Hahne beigebracht wurden, während es auf der Straße spielte." Es lag also keine andere Todesursache vor, und der Hahn hatte das Kind wie ein Raubmörder angefallen, um ihm sein Stück Brod zu entreißen.

Die Laufvögel.

Die Laufvögel können nicht fliegen, aber sie haben starke, kräftige Beine, welche zum Laufen geeignet sind; ihre Füße haben theils zwei, theils vier Zehen. Zu dieser Ordnung gehören die größten Vögel.

Der Strauß. (Tafel X, Fig. 1.)

Der Strauß, auch afrikanischer Strauß genannt, hat nackte Beine, zweizehige Füße, lebt heerdenweise hauptsächlich in den Hochebenen Südafrika's, kommt aber auch im Norden Afrika's und in den Wüsten Südasiens vor, wird in der Berberei als Hausthier in Ställen gehalten um der kostbaren Flügelfedern willen, die sehr theuer bezahlt werden. Der Strauß ist acht Fuß hoch, läuft außerordentlich schnell, so daß er nicht leicht mit einem Pferde eingeholt werden kann; er macht sehr große Schritte und kann den Lauf unglaublich lang aushalten.

Der Nandu oder amerikanische Strauß, sechs Fuß hoch, jagt mit ausgebreiteten Flügeln heerdenweise mit Windesschnelligkeit über die brasilianischen Sandebenen. — Der Emu auf dem Festlande Australiens ist ungefähr von gleicher Größe und braun, in der Jugend schön gestreift.

Der Kasuar. (Fig. 2.)

Der Kasuar lebt in Ostindien und auf den ostindischen Inseln, hat borstenartig geschlitzte Federn, die wie Roßhaar aussehen, ist auch etwa sechs Fuß hoch, ein scheuer, flüchtiger Vogel, der aber, wenn er angegriffen wird, mit seinen starken Beinen gewaltige und gefährliche Tritte nach allen Seiten hin austheilt. Er hat einen himmelblauen Hals und einen rothen Kehl-

lappen, seine Füße sind dreizehig. — Ein vierzehiger Laufvogel ist der sogenannte Waldstrauß. Er findet sich nur noch auf Neuseeland, ist $2^1/_2$ Fuß hoch, streift nachts umher, lebt von Insecten und Würmern, wird aber immer seltener und ist dem Aussterben nahe. — Der Trappe (Fig. 3) hat Vieles mit den Laufvögeln gemein, gehört aber doch zur folgenden Ordnung, den Sumpfvögeln.

Etwas vom Strauß.

Es ist wiederholt der Vorschlag gemacht worden, den Strauß unter unsere Hausthiere aufzunehmen; er würde leicht zu erhalten sein und die auf ihn verwendete Mühe reichlich lohnen. Zwar frißt er Viel, aber er ist mit Allem zufrieden und nicht wählerisch. In Fessan und in der Berberei ist er seit langer Zeit als Hausthier eingeführt; man hält ihn in Ställen und ist sehr zufrieden mit dem Gewinn, welchen er seinem Herrn bringt. Die großen, lockeren Flügel- und Schwanz-Federn waren bereits im Alterthume ein sehr beliebter Schmuck für Hüte und Helme; schon bei den alten Aegyptern dienten sie unter Anderem, Offiziere und Spielleute bei dem Militäre auszuzeichnen, und die Liebhaberei an diesen bärtigen, krausen Federn hat sich durch Jahrtausende erhalten bis auf den heutigen Tag. Das Männchen des Straußes liefert etwa fünfundzwanzig schöne, weiße Federn, die zusammen ein Viertel-Pfund wiegen und gegenwärtig mit neun Pfund Sterling, das sind 108 Gulden oder 60 Thaler, bezahlt werden; außerdem noch drei Hundert lange und kurze schwarze Federn, die zusammen ungefähr drei Pfund wiegen, dazu noch ein Viertel-Pfund kleine Schwanzfedern, für welche zusammengenommen noch einmal elf Pfund Sterling, 132 Gulden oder 75 Thaler gelöst werden, so daß die Federn eines Männchens ungefähr 250 Gulden eintragen. Von den weißen Federn kostet jede durchschnittlich $4^1/_2$ Gulden, von den schwarzen jede 27 Kreuzer. Das Weibchen hat nur graue Federn, die alle zusammen für etwa 20 Gulden verkauft werden.

Was man auf den Unterhalt des Thieres verwendet, vergilt es außerdem reichlich durch seine Eier, von welchen eines drei Pfund wiegt, so daß ein Strauß ein sehr wichtiger Nahrungsspender für eine Familie ist. Sein Fleisch wird ebenfalls gegessen und war schon eine Lieblingsspeise der alten

Römer; die Araber bereiten sich auch ein Gericht aus Straußenblut mit Fett vermischt und finden es sehr delicat. So ist es also in jeder Beziehung lohnend, das Thier zu zähmen und im Hause zu halten. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, den Strauß leicht und sicher zu lenken, sonst wäre er ein treffliches Roß; man sitzt bequem auf ihm, er ist stark genug, einen schweren Mann zu tragen, und läuft schneller und hält es auch länger aus, als ein Pferd.

Mehrere Weibchen machen gemeinschaftlich ein Nest und legen ihre Eier zusammen hinein, dreißig bis vierzig auf einmal; und wie sie sich in den Nestbau getheilt, so theilen sie sich auch in die Arbeit des Brütens, — sie lösen dabei einander regelmäßig ab. So erleichtern sie sich die Mühe sehr, namentlich in Senegambien, wo die Strauße überhaupt nur nachts brüten; bei Tage ist das nicht nöthig, da scheint die Sonne glühend genug auf die Eier, und die Alten können spazieren gehen. Anders ist es im Capland, wo die meisten Strauße vorkommen; hier ist es nicht mehr so heiß, und die Weibchen müssen Tag und Nacht brüten. Hier wie dort legen sie eine Anzahl Eier um das Nest, die also nicht ausgebrütet werden, sondern die bestimmt sind, die erste Nahrung für die auskriechenden Jungen zu sein. Kommen die Kleinen zur Welt, dann haben sie vor Allem Hunger; sie können aber noch nicht, wie Vater und Mutter, Alles fressen, es muß also für sie gesorgt werden, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen, — das Weibchen führt seine Kinder zu den rundum auf den Boden gelegten Eiern, zertritt diese, und die Kleinen können ihren Hunger stillen.

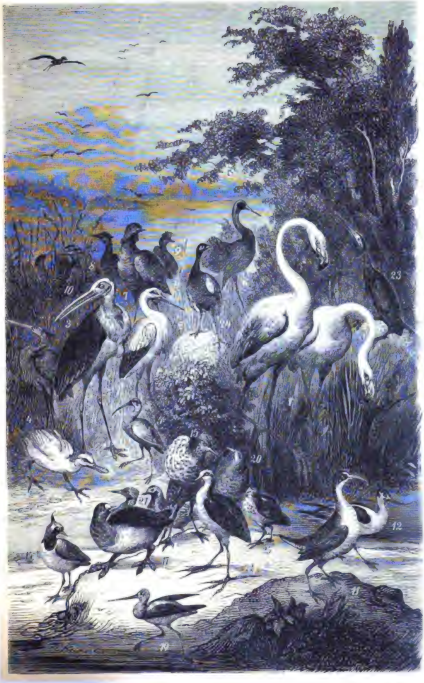
Die nahrhafte und reichliche Speise wartet schon auf die Kindlein, und der Tisch ist für sie gedeckt, noch bevor sie zum Mahle erscheinen.

Vom Nandu.

Besonders häufig gejagt wird in der argentinischen Republik der Nandu oder südamerikanische Strauß und zwar im September und October, wenn die Thiere, eben aus dem Winter kommend, mit großen Federn bewachsen sind, von denen nur die Flügelfedern benutzt werden, deren jeder Nandu etwa ein halbes Pfund gibt, und die per Pfund mit zwei Gulden Silber bezahlt werden. Der Indianer jagt ihn mittelst Bola's, die er, ihn verfolgend, ihm um den Hals wirft und ihn so tödtet. Die Eingebornen schießen ihn oft mit alten, schlechten Büchsen. Zu Pferd kann man den Nandu nicht einholen; man muß ihn zu Fuß jagen. Der Jäger versteckt

sich zwischen Disteln, legt sich auf den Rücken und schlägt mit Füßen und Händen abwechselnd in der Luft herum; die Nandu nähern sich aus Neugierde, und sind sie in Schußweite, so wird darauf geschossen. Ist einer getroffen, so laufen die andern noch nicht weg, sondern man kann nochmals laden und schießen. Der Nandu legt im November und Anfangs December zehn bis vierzig Eier in ein Nest zwischen Disteln, nachdem er vorher einige Eier zerstreut gelegt hat, die dann als Futter für die ausgeschlüpften Jungen dienen. Die Eier sind groß genug, um für drei Mann genügende Eierspeise daraus zu bereiten, und sehr fett.

So erzählt A. Kloger, der die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, und wir müssen staunen, wenn wir sehen, wie drüben, jenseit des Oceans, der Nandu ganz in derselben Weise für seine Jungen sorgt, den ausgekrochenen Vögelchen ein genießbares Futter zurecht legt, wie diesseit des Meeres der afrikanische Strauß. Hier fragen wir auch wieder: Instinct, oder Ueberlegung und Berechnung?



Sumpfvögel.

Digitized by Google

Die Sumpfvögel.

(Tafel 11.)

Bei den Sumpfvögeln sind die Beine nur bis auf die Mitte des Schienbeines befiedert und meist länger, als der Rumpf; beim Fliegen werden sie nach hinten gestreckt. Wegen der Länge ihrer Beine können die Sumpfvögel nicht schwimmen, obwohl bei manchen die Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden sind; desto besser aber können sie fliegen. Ohne ein einziges Mal auszuruhen, machen manche einen Weg von 400 Stunden und noch mehr. Fast alle sind Zugvögel, finden sich unter allen Himmelsstrichen, halten sich an Bächen, Flüssen, oder in sumpfigen Gegenden auf und leben meist von Wasserthieren.

Wie sie ausgezeichnet im Fliegen sind, so sind sie es auch im Marschiren; in Beidem zeigen sie eine Schnelligkeit und Dauer, die Staunen erregen. Und ist es nicht merkwürdig, zu sehen, wie z. B. ein Storch stundenlang auf Einem Beine steht, ohne daß ihm dieses auch nur die geringste Ermüdung verursacht?

Wir theilen die Sumpfvögel in fünf Ordnungen. Zu der ersten Ordnung, den Hühnerstelzen, so genannt, weil sie einen Hühnerschnabel haben, gehört

der Trappe. (Taf. 11, Fig. 7).

Von den Trappen leben drei Arten in Europa; die größte ist die Trappgans, vierthalb Fuß hoch. Diese kommt in kleinen Heerden in Deutschland, Ungarn und am Mittelmeere vor, wo sie straußartig die Ebenen durcheilt. Sie fliegt nur schwerfällig, läuft aber außerordentlich schnell und ist ein so scheuer, aber auch so schlauer Vogel, daß sie nicht leicht geschossen wird. Auf den Feldern verursacht sie großen Schaden, da sie sehr viel zu ihrer Nahrung braucht. — Der Hubara oder Kragentrappe (Fig. 10) hält sich nur in Arabien und Nordafrika auf.

Die Straußhühner oder Wehrvögel

sind ein und ein halb bis zwei und ein halb Fuß hohe Vögel Südamerika's, die sich durch ihr lautes Geschrei schon von Weitem bemerklich machen. Der Chaja (Fig. 9), wie man ihn dort nennt, wird in den Gegenden des Laplata als Hühnerwächter gehalten. Man hat ihn gezähmt auf dem Hofe, und er überwacht hier die großen Heerden der Hühner und Gänse gerade so, wie der Schäferhund seine Schafe; ja, er vertheidigt sie sogar gegen die Angriffe der Raubvögel. Sein Federbusch auf dem Kopfe macht ihn sogleich als gebietenden Herrn kenntlich.

Der Trompetervogel (Fig. 8),

ebenfalls in Südamerika, etwa zwei Fuß hoch, hat seinen Namen von einem lang anhaltenden posaunenartigen Tone, welchen er außer seinem gellenden Geschrei oft hören läßt.

Der Kranich

zeichnet sich durch seine sehr langen Beine aus, hat nicht mehr den Bau der Trappen, lebt auch nicht von Pflanzenstoffen, sondern von Würmern und Amphibien. Es gibt einen weißen, einen Kronen-Kranich, einen schön grauen, welchen man die numidische Jungfrau nennt (Fig. 13), und dann unseren gemeinen Kranich (Fig. 6). Dieser zieht im April bei uns, mit lautem Geschrei hoch in der Luft fliegend, nach Norden durch, brütet in den kältesten Gegenden Europa's und kommt mit seinen Jungen im October wieder hier durch auf seiner Reise nach Afrika. Sein Fleisch ist wohlschmeckend.

Zu der zweiten Ordnung der Sumpfvögel, den Wasserhühnern oder Sumpfhühnern, gehören das Wasserhuhn (Fig. 17), die Schnarre oder der Wachtelkönig, die Ralle und einige andere. Sie haben noch mehr Aehnlichkeit mit den Hühnern, als die Hühnerstelzen, da sie kürzere Beine haben, als jene; zu den Schwimmvögeln neigen sie sich dadurch, daß sie so fett werden. Sie halten sich an und in Sümpfen auf. Die Ralle hat eine staunenerregende Fertigkeit, über schwimmende Wasserpflanzen zu laufen; die Jassana in Amerika steht ruhig und sorglos auf schwimmenden Pflanzenblättern und läßt sich so die Flüsse hinuntertreiben.

Die Regenpfeifer bilden die dritte Familie der Sumpfvögel.

Der Kiebitz (Fig. 14),

ein fußhoher Vogel, hat einen Federbusch auf dem Kopfe, bekannt in fast ganz Europa und Asien, nistet bei uns vom März bis September, brütet hier und zieht dann wieder nach Afrika; seine braun-grünen, schwarz gefleckten Eier sind wohlschmeckend. —

Der Austernfischer oder Austerndieb und der Strandreuter (Fig. 18) halten sich am Meeresufer auf; vom eigentlichen Regenpfeifer gibt es wieder gegen funfzig Arten. Diese Vögel leben truppweise an den Ufern der Gewässer und haben ihren Namen von den lauten Pfeifen, das sie bei Regenwetter hören lassen. Sie haben ein sehr schmackhaftes Fleisch, sind in Deutschland aber nur zu sehen, wenn sie im Frühling und Herbst auf ihren Reisen durchziehen. — Den gefleckten Kiebitz-Regenpfeifer siehe Fig. 21. Der Triel (Fig. 20), in Polen und Preußen häufig den ganzen Sommer hindurch, hat auch ein treffliches Fleisch.

Die Schnepfen (Fig. 16)

bilden die vierte Familie. Sie sind etwa einen Fuß hoch, brüten in Skandinavien und kommen, wenn der Winter naht, auf ihrer Reise nach Süden hier durch; ebenso im Frühjahre, wenn sie wieder nach Norden zurückkehren. Wegen der Schmackhaftigkeit ihres Fleisches werden sie geschossen und theuer verkauft. — Die Schnepfen mit plattgedrückter Schnabelspitze heißen Bekassinen.

Der Kampfhahn, Kampfläufer, die Kampfschnepfe (Fig. 15) hat den Namen von den erbitterten Kämpfen, welche die Männchen tagtäglich monatelang ausführen. In der ersten Hälfte des Sommers haben diese Männchen einen schönen Feder-Halskragen. — Wasserläufer und Pfuhlschnepfe ziehen nur bei uns durch; der Säbler (Fig. 12) mit seinem nach oben gebogenen Schnabel kommt zwar in ganz Europa, Asien und Afrika vor, wird aber doch selten bei uns gesehen; er ist schwarz, grau, weiß und ungefähr ein und ein viertel Fuß hoch.

Die letzte Familie der Sumpfvögel sind die Reiher, die echten Watevögel, große, langhälsige und hochbeinige Thiere. Die meisten von ihnen bauen ihre Nester in Gesellschaft, ihrer zwanzig bis hundert in nächster Nähe beisammen; andere, wie der Storch, auch einzeln, doch immer in der Höhe.

Der Flamingo (Fig. 1)

ist fünf Fuß hoch, hell rosenroth, lebt um das Mittelmeer, nährt sich von kleinen Seethieren, Fischlaich u. dergl. Am Meeresufer sieht man oft große Schaaren der Flamingo, einen neben dem andern, unbeweglich wie eine lange Mauer stehen; plötzlich erheben sich alle auf einmal und durchstreichen die Lüfte wie eine rosenfarbige Wolke.

Der Löffelreiher (Fig. 4)

hat einen löffelförmigen Schnabel, der vorn doppelt so breit ist, als in der Mitte; er lebt an den europäischen Meeresufern und nährt sich hauptsächlich von Fischen.

Vom Ibis gibt es mehrere Arten; der schönste ist ohne Zweifel der rothe, der in prachtvollem Roth leuchtet, in Südamerika heimisch; der bekannteste aber ist der heilige Ibis (Fig. 11), weiß, Kopf, Hals, Beine und Schnabel schwarz. Er wurde in Ägypten, wo sein Erscheinen das Wachsen des Nils verkündet, und wo er eine Unzahl von Würmern und Mollusken verzehrt, (Frösche, Eidechsen und Schlangen sind zu groß für ihn), einbalsamirt. Von ihm verschieden ist der

schwarze Ibis (Fig. 5),

auch Sichelschnabel genannt. Er ist fast zwei Fuß hoch, schwarz mit grünlichem Glanze, sehr häufig in Ägypten, auch in Griechenland und der Türkei, wird aber bei uns fast nie gesehen.

Der Storch (Fig. 2)

frißt nicht nur Frösche und Kröten, Eidechsen und Schlangen, sondern auch Fische, Nestvögel und kleine Säugethiere, wie Maulwürfe, Mäuse rc. Wie der Storch bei uns auf dem Lande verehrt ist, so stand er schon bei den Alten in hohem Ansehen; in einigen Gegenden Griechenlands wurde mit dem Tode bestraft, wer einen Storch absichtlich um's Leben brachte.

Der Kropfstorch (Fig. 3)

lebt in Indien, und man unterscheidet den Marabu und den Argala oder Riesenstorch, welch letzterer sieben Fuß hoch ist. Beide sind dort geschützt und laufen unbelästigt auf Feldern und Wegen, in Dörfern und Städten umher; sie weichen Niemandem aus, verschaffen sich durch gewuchtige

Schnabelhiebe Respect und scheinen zu wissen, welches Schutzes sie sich erfreuen. Kein Hindu. wird einen Kropfstorch erlegen, und die englische Regierung hat eine Strafe von zehn Guineen auf die Tödtung eines solchen Thieres gesetzt. In der That sind die Kropfstörche die größten Wohlthäter jener Gegenden, denn sie verschlingen eine fabelhafte Masse verfaulten Fleisches, kleiner, todter Thiere und Ungeziefers aller Art. Und man sollte in der That meinen, der liebe Gott habe diese Argala eigens für die Präsidentschaft Calcutta geschaffen, denn ohne diesen Vogel würden dort jahrein jahraus die tödtlichsten Seuchen herrschen und die Menschen zu vielen Tausenden wegraffen. Die heiße, feuchte Luft am bengalischen Meerbusen befördert die Verwesung todter Thiere in solchem Maße, daß die Pest nothwendig entstehen müßte, wenn die Heerden der Kropfstörche nicht wären, und wenn diese Thiere nicht eine Gefräßigkeit entwickelten, die fast unbegreiflich ist. Aber sie fressen und fressen immerfort Alles, was nur Fleisch heißt, und sei es noch so sehr in Fäulniß übergegangen. Dadurch sind sie die größten Wohlthäter Indiens. — Der Marabu lebt auch in einem großen Theile Afrika's.

Die Reiher

leben an Flüssen und Seeen und sind schädlich, weil sie sich von Fischen nähren. Die langen, vom Halse herunter hängenden, schön geschlitzten Federn — Reiherfedern — waren ein beliebter Helm- und Barett-Schmuck bei den Rittern und wurden sehr theuer bezahlt. Purpurreiher, Silberreiher und Zwergreiher kennzeichnen sich durch ihre Namen; zu den Reihern gehört aber auch die Rohrdommel, welche sich, bei uns durchreisend, an Sümpfen aufhält und nachts einen brüllenden Ton hören läßt, der ihr den Namen Meer-Ochs eingetragen hat.

Vom Kranich.

Im Jahre 1822 erhielt der Freiherr von Seiffertitz zwei junge Nest-Kraniche, die sich in einem Stalle sehr bald daran gewöhnten, Frösche und Brod zu essen, welches im Wasser aufgeweicht worden war. Bald lernten sie ihre Namen behalten, kamen, sobald man ihnen rief, und nahmen selbst von Fremden ungescheut, was ihnen dargeboten wurde. Sie aßen Gemüse, Obst, Brod, Fleisch, Zwieback, rupften Blätter ab und tranken namentlich sehr viel. Allmählig verloren sie alle Scheu, machten den Bewohnern des

Ortes Besuche, kamen in die Wohnzimmer und fraßen mit Hühnerhunden aus einer Schüssel. Zuweilen verschwanden sie halbe Tage lang, kamen aber jedesmal zur Nacht in ihren Stall zurück. Durch die Bosheit eines Knechtes wurde dem Männchen ein Flügel zerschmettert. Seine Schwester war außerordentlich theilnehmend und eine treue Wärterin; sie ließ Niemand zum Kranken. Durch geschickte Verbände wurde der Bruch glücklich geheilt. Allein kaum war dieser Vogel hergestellt, als den andern gleiches Schicksal traf. Während der Krankheit seiner Schwester betrug sich nun der Bruder eben so theilnehmend. Als jene aber ihren Wunden unterlag und starb, gerieth er ganz außer sich, kam mit schneidendem Geschrei zu dem Gutsbesitzer gelaufen, suchte seine Schwester mit dem Schnabel aufzurichten und drückte auf alle Weise seinen Schmerz aus. Herr von Seiffertitz ließ ihn entfernen und den todten Vogel fortbringen. Kaum aber war er wieder frei, als er anfing, Alles im Hause zu durchsuchen, ja darauf drang, daß ihm verschlossene Zimmer des Erdgeschosses geöffnet wurden. Selbst die Treppe eilte er hinauf, und endlich verschwand er auf mehrere Tage. Am dritten Morgen fand man ihn traurig und unbeweglich auf einer Stelle stehen, und auf eine Drohung ging er zwar in seinen Stall, verließ diesen aber auf längere Zeit nicht mehr. Endlich, im nächsten Frühjahre, wurde er wieder kräftig und suchte wieder Gesellschaft auf. Nun wählte er sich einen ganz eigenen Freund: den Zuchtstier des Rittergutes. Es scheint, daß die starke Baßstimme des Thieres auf ihn einen besonderen Eindruck gemacht habe. Er begleitete seinen gehörnten Freund auf die Weide, besuchte ihn oft im Stalle, benahm sich mit aller Ehrfurcht gegen ihn und betrachtete ihn völlig als seinen Vorgesetzten. Im Stalle stand er ganz aufrecht neben ihm, als wenn er seine Befehle erwarte. War der Ochse unter anderem Vieh auf dem Hofe, so machte der Kranich förmlich seinen Adjutanten, ging zwei Schritte hinter ihm her, tanzte oft um ihn herum, machte ihm Verbeugungen und benahm sich so drollig, daß es nicht ohne Lachen anzusehen war. Auch der Ochse fing allmählig an, einiges Interesse für ihn zu zeigen und ihn wenigstens von Zeit zu Zeit zu sich zu rufen. Aber auch nur vor ihm bewies der Kranich Respect; über alle andern Thiere des Dorfes maßte er sich die Oberherrschaft an. Vorzüglich auf dem Gute machte er den Aufseher und hielt auf Ordnung. Bei der Viehheerde vertrat er die Stelle des Hirtenhundes; unter dem Hausgeflügel litt er keinen Streit, bei der geringsten Fehde stellte er sich als Schiedsrichter auf und strafte nach Gebühr. Pferde, Ochsen und Schafe bekamen derbe Hiebe mit dem Schnabel,

Gänse und Truthühner behandelte er schon milder, Enten und Hühner noch schonender. Wurde ein Zuchtstier des Gutes verkauft, so übertrug der Kranich seine Freundschaft auf den Nachfolger über. Sehr gern beschaute er sich im Spiegel und tanzte mit seinem eigenen Spiegelbild.

Gut berechnet.

Es ist eine jedem Landmanne bekannte Sache, daß etwa acht bis zehn Tage vor Bartholomäus, d. i. dem 24. August, die Störche sich oftmals zu Hunderten auf den Wiesen versammeln und ein Theil derselben alsbald abzieht, während die Uebrigen bis zu dem eigentlichen Abzugstermin, den 24 August, zurückbleiben. Man erklärt sich dieses jedes Jahr sich wiederholende Manöver dahin, daß die Jungen, deren Kräfte zur Reise noch nicht recht ausreichen, von einigen Alten geleitet, vorangeschickt werden; sie können hier und da noch rasten, sich erholen, auch noch an Kräften zunehmen; am Ufer des Mittelmeeres erwarten sie dann die später nachkommenden Alten und machen mit diesen gemeinsam den Flug nach Afrika.

Gerichtet.

Auf dem Hause der Gebrüder Stern nistete seit vielen Jahren ein Storchpaar. Ein Knabe machte sich nun einmal den Spaß, auf's Dach zu steigen, während die Störche weggeflogen waren, um zwei von den fünf Storcheiern mit Enteneiern zu vertauschen. Die Störche bemerkten die Verwechslung nicht und brüteten die Eier aus; dann erst, als die Jungen ausgekrochen waren, entdeckten sie die fremden, unförmlichen Geschöpfe. Nachdem sie dieselben eine Weile betrachtet hatten, fing das Männchen zu klappern an, als wollte es seiner Ehehälfte Vorwürfe machen, diese aber sah melancholisch und stumm darein. Dann flog das Männchen fort, kehrte jedoch nach einiger Zeit mit mehreren anderen Störchen zurück. Auch diese staunten eine Weile die ausgebrüteten Wechselbälge an; hierauf begannen sie stark zu klappern und zu lärmen, als hielten sie Rath, und zuletzt, als hätten sie das Urtheil gefällt, stürzten sie insgesammt über das arme Storchweibchen her und hieben so lange mit ihren Schnäbeln auf dasselbe ein, bis es aufgehört hatte, zu leben; die jungen Enten aber schleuderten sie aus dem Neste hinab auf die Straße. Nach der Vollstreckung dieses standrechtlichen Urtheils entfernten sich die fremden Störche, nur der Hausstorch blieb

einsam und traurig zurück. — Noch durch eine Reihe von Jahren besuchte er das alte Nest, immer aber nur allein, nie brachte er eine Störchin mit, so sehr hatte er sich jenes Erlebniß zu Herzen genommen.

Ein Congreß von Störchen.

Wie weit sich die Thiere mit einander verständigen können; ob sie im Stande sind, ihre Gedanken einander mitzutheilen; ob sie auch durch die Stimme einander bedrohen können, — das sind Fragen, auf welche wir die präcise Antwort noch nicht wissen; sicher aber ist, daß selbst das Geklapper des Storches mehr ist, als ein sinnloses, bedeutungsloses Klappern.

Bei Terrus, unweit Leuwarden in Holland, ist im Jahre 1869 folgender interessanter Vorfall beobachtet worden. Es kam eine kleine Schaar von Störchen herangezogen und ließ sich an der Stelle nieder, wo aus früherer Zeit mehrere Storchnester sich befanden. Bald darauf langte ein zweiter Trupp dieser geflügelten Wanderer an und machte Miene, die schon besetzten Nester sein ihr rechtliches Besitzthum einzunehmen. Da aber die Insassen ihre Usurpation nicht verlassen wollten, so nahm die Sache den Anschein, als müßte sich ein drohender Streit entzünden und die Gewalt des Stärkeren zum Recht werden. Es kam aber zu keiner Thätlichkeit, sondern ein paar Störche aus dem zweiten kleineren Trupp erhoben sich in die Luft und kehrten alsbald mit einigen ihrer Brüder zurück, die sie aus der Nachbarschaft herbeigeholt hatten. Die Streitkräfte beider Parteien waren nun so ziemlich gleich, auch geberdeten sich alle mit dem lebhaftesten Ungestüm und klapperten so laut mit den Schnäbeln, daß man es in weiter Entfernung vernehmen konnte. In dieser Diskussion verfochten sie jedenfalls ihre gegenseitigen Ansprüche und Rechte, denn die lange Debatte schloß damit, daß die ersten Ankömmlinge sich freiwillig zum Abzuge anschickten und die eingenommenen Nester ihren rechtmäßigen Besitzern wieder einräumten.

Ein Storch als Spielkamerad.

Dr. Herrmann sah einst in einem Garten, wo einige Kinder Blindekuh spielten, einen zahmen Storch sich zu denselben gesellen. Er war erstaunt, wie dieses Thier, wenn es berührt worden war, den Kindern nachzulaufen anfing, und wenn die Reihe nicht an ihm war, dasjenige, welches die andern haschen sollte, recht gut zu unterscheiden und sich vor ihm zu hüten wußte.

Rache mit Hülfe Verbündeter.

Ein Pächter aus der Nähe von Hamburg brachte einen wilden Storch in seinen Hühnerhof einem andern bereits zahmen Storche zur Gesellschaft. Dieser, wüthend einen Nebenbuhler zu haben, fiel über den armen Fremdling her, mißhandelte ihn grausam, so daß er gezwungen ward, die Flucht zu ergreifen. Vier Monate nachher kehrte er, von seinen Wunden geheilt, wieder zu dem Hühnerhofe zurück, von drei anderen Störchen begleitet. Diese stürzten vereinigt über den zahmen Storch her und tödteten ihn.

Hier hatte ohne Zweifel eine Verständigung, Besprechung des mißhandelten Storches mit seinen wilden Kameraden stattgefunden, und sie hatten ihm Hülfe zugesagt. Welcher Gedankenaustausch muß stattgehabt haben, ehe der zahme Vogel unter den Schnabelhieben der wilden, die vorher nicht einmal seine Existenz kannten, sein Leben aushauchte! Hier genügte ja nicht ein einfacher Lock-, oder Warnungs-Ruf, hier handelte es sich um eine ganze Kette von Gedanken, und diese mußten alle ausgedrückt und verstanden werden.

Das Nest.

Auf dem Hause eines Zuckerbäckers in Heidelberg nistete seit vielen Jahren ein Paar Störche. Obwohl diese Thiere in der Regel überall gerne gesehen sind, machten sie hier dem Hausbesitzer, bei dem täglich viele Leute ein und aus gingen, doch mancherlei Unannehmlichkeiten, so daß er gerne auf die Ehre des Horstes verzichtet hätte. Als er einst mit seinem Nachbar darüber sprach, sagte dieser: „Was? Du willst die Störche nicht? Ich wäre froh, wenn ich sie hätte. Ich wollte Viel darum geben, wenn sie auf mein Haus gebaut hätten. Uebrigens, wenn es dir Ernst ist, kann uns ja Beiden geholfen werden; sobald die Störche im Herbste fortgezogen sind, tragen wir das Nest auf mein Dach, und wenn sie im Frühlinge wiederkommen, steht ihr Bettchen drüben, und du bist sie los."

Gesagt, gethan. Alles wurde bestens ausgeführt, der Zuckerbäcker ließ sein Dach reinigen, und Niemand konnte mehr merken, daß da früher ein Storchnest gewesen war. Als aber die gefiederten Reisenden aus Ägypten zurückkamen, flogen sie direct auf des Conditors Dach und staunten nicht wenig, als ihr Nest verschwunden war. Sie unterhielten sich lange und

eifrig über dies unerwartete Erlebniß, als einer von ihnen auf des Nachbars Haus entdeckte, was sie suchten. Sogleich flogen sie hinüber, untersuchten das Nest sorgfältig von allen Seiten, — richtig, das war ihr Nest, das sie selbst gebaut, aber — es war an einen anderen Platz geschafft worden. Jetzt besprachen sie sich, ob sie das Nest hier lassen sollten. Nein; wenn sie es auf diesem Hause hätten haben wollen, hätten sie es selbst dahin bauen können; sie hatten ja doch ihren guten Grund, warum sie des Zuckerbäckers Dach gewählt hatten. Aber wie machen wir's? Wir können doch nicht das Nest herübertragen? — Das ganze Nest auf einmal freilich nicht, aber seine Bestandtheile; wir können es hier zerlegen und drüben wieder aufbauen. Und nach eifrigem Zwiegespräche langten Beide rüstig zu, faßten Zweiglein um Zweiglein, flogen damit hinüber, fügten drüben Reis zu Reis, und — nach kurzer Zeit stand das Nest wieder wie im vorigen Sommer auf dem Hause des Conditors, und die Störche standen darin und klapperten lustig und freuten sich der gelungenen Arbeit, — und unten auf der Straße standen der Herr Zuckerbäcker und sein Nachbar und lachten aus vollem Halse.

Zahme Störche.

Der Storch hat ein sehr gutes Gedächtniß. Er lernt bald die Handlungen und sogar die Worte des Menschen verstehen, lernt, gezähmt, wie der Hund, die Hausbewohner kennen und zeigt dem einen Abneigung, dem andern Anhänglichkeit. Durch Klappern mit dem Schnabel drückt er alle seine Bedürfnisse und Leidenschaften aus. Jung kann man ihn an den Ruf eines bestimmten Namens gewöhnen. Ein zahmer Storch wurde von seinem Herrn mit Maikäfern gefüttert, die er gern fraß; man grub in der Erde nach Würmern und Insecten und angelte Fische für ihn; Alles in seinem Beisein. Sobald nun jemand nach Maikäfern einen Baum schüttelte, oder Werkzeuge hatte, wodurch man ihm Nahrung verschaffte, so begleitete er diese Person und gab deutlich sein Verlangen zu erkennen. Dieser zahme Storch zog mit den andern fort, kam aber das folgende Jahr wieder. Da man ihm aber das Jahr darauf den Flügel gelähmt hatte, wurde er zur Herbstzeit sehr unruhig, was sich nach einiger Zeit jedoch wieder legte.

Der Naturforscher Lenz hatte einen Storch, der ihn von allen Andern kannte, von Weitem auf ihn zulief, sich vor ihm auf die Kniee warf und vor Freuden ein heiseres Krähen ausstieß.

Mutterliebe.

Die alten Störche haben eine zärtliche Liebe für ihre Jungen. Folgender Vorfall, der sich neulich in Polen ereignete, dient als Beweis. In Zmolen bei Radom hatten Störche ihr Nest auf einem Baume neben der Brauerei. Dieses Gebäude brannte ab, und das Storchweibchen wurde auf seinem Neste von den Flammen sehr belästigt. Dessenungeachtet rührte es sich nicht von der Stelle, sondern breitete vielmehr seine Flügel weit aus, um, wie es schien, das Nest vor der Zerstörung der von allen Seiten herbeifliegenden Funken zu bewahren. Bald hatte das Feuer auch den Baum ergriffen, der Stamm brannte ab, die Aeste prasselten, und endlich fing auch das Nest an zu brennen. Das Weibchen, obgleich angebrannt und ermattet, verließ dennoch seinen Standpunct nicht, indem es vielmehr lieber in den Flammen untergehen, als das Nest und seine Jungen verlassen wollte. Es wurde endlich aus Liebe zu seinen Kindern ein Opfer der Flammen. Während dessen flog das Männchen fortwährend um das Feuer herum, indem es mit dem Schnabel klapperte, und Zeichen einer lebhaften Verzweiflung gab.

Aufopferung.

Während der Schlacht von Friedland war ein Gehöfte in der Nähe der Stadt von einer Bombenkugel angezündet worden, und der Brand ergriff auch einen alten, dürren Baum, auf welchem sich ein Storchnest befand. Das Weibchen brütete eben und wollte das Nest nicht verlassen, bis dies ganz von Flammen umgeben war. Dann erhob es sich gerade in die Luft, und als es eine große Höhe erreicht hatte, stürzte es sich wieder mitten in's Feuer, als wollte es versuchen, seinen kostbaren Schatz zu retten. Aber endlich fiel es, umringt von Feuer und Rauch, in die Mitte des glühenden Nestes und fand seinen Tod.

Ebenso erzählt man von einem Storche, welcher bei dem großen Brande zu Delft in Holland sein Nest nicht verließ und sammt den Jungen verbrannte.

Tod eines Abtrünnigen.

In dem Collegienhofe zu Tübingen hielt sich viele Jahre lang ein zahmer Storch auf. Einmal fand sich im Frühlinge ein wilder Storch auf dem Dache des Collegiums ein, welcher dem zahmen durch Klappern zu ver-

stehen gab, daß er zu ihm kommen möchte. Allein dem zahmen waren die Flügel verschnitten. Der wilde kam also nach einigen Tagen selbst in den Hof. Der zahme ging ihm klappernd entgegen, als wenn er ihn bewillkommen wollte, ward aber von dem wilden mit großem Ungestüm gefaßt und zum Mitfliegen ermuntert. Die Zuschauer beschützten ihn zwar; allein der wilde kam nichtsdestoweniger darauf wieder und beunruhigte ihn den ganzen Sommer hindurch. In dem folgenden Frühlinge kamen statt eines einzelnen vier Störche an, welche den zahmen feindlich angriffen. Da er nun der Menge nicht widerstehen konnte, so kamen ihm die im Hofe befindlichen Hühner, Enten und Gänse zu Hülfe, so daß er sich mit Ehren aus dem Kampfe ziehen konnte. Man gab nun fleißiger auf den zahmen Storch Acht und verhinderte, daß er den Sommer hindurch weiter angepackt wurde. Im Anfange des dritten Frühjahres aber stürzten über zwanzig Störche mit völliger Wuth in den Hof und brachten den zahmen Storch um's Leben, ehe ihm Menschen und Thiere Beistand leisten konnten. Hieraus läßt sich vermuthen, daß die Störche ihre feindlichen Gedanken einander mitgetheilt haben.

Das kostbare Halsband.

Ein polnischer Edelmann ließ einem Storche vor seiner Abreise ein eisernes Halsband anlegen mit der Inschrift: Haec ciconia ex Polonia (dieser Storch ist aus Polen). Im Frühjahre kehrte der Storch an seinen Standort zurück und trug statt des eisernen Halsbandes ein goldenes mit der Inschrift: India cum donis ciconiam mittit Polonis (Indien schickt den Polen einen Storch mit Geschenken).

Der Storch hatte also im Laufe des Winters die Reise von Polen nach Ostindien und zurück gemacht.

Schwimmvögel.

Digitized by Google

Die Schwimmvögel.

(Tafel XII.)

Bei den Schwimmvögeln sind die Beine kürzer, als der Rumpf und als der Hals, die Zehen sind durch Schwimmhäute verbunden. In einer besonderen Fettdrüse ist eine ölichte Substanz eingeschlossen, welche die Thiere mittelst des Schnabels auf ihre Federn streichen und diese dadurch gegen das Wasser schützen. So kommt es, daß Schwäne, Gänse, Enten trockene Federn haben, wenn sie aus dem Wasser kommen.

Die erste Familie der Schwimmvögel sind die Entenvögel; sie haben nur die Vorderzehen durch Schwimmhäute verbunden, die Hinterzehe ist frei; der kurze Schnabel hat am Ende einen stumpfen Nagel.

Der Schwan. (Tafel XII, Fig. 1.)

Der langhalsige Schwan geht bekanntlich sehr schlecht, schwimmt aber desto leichter und schöner; er taucht nie ganz unter, sondern senkt nur den Vordertheil des Körpers in die Fluth, die hintere Hälfte sieht senkrecht aus dem Wasser heraus. Man nennt diese Art des Tauchens Gründeln. — Der wilde Schwan oder Singschwan, welcher im höchsten Norden Europa's und Asiens nistet, in Nordafrika, Griechenland und auf den Inseln des Mittelmeeres den Winter zubringt, läßt bei seinen Reisen oft eine wohltönende Stimme aus den Lüften erschallen; daß er vor seinem Tode einen rührenden Gesang anstimmt, den Schwanengesang, ist aber eine Fabel. — Unser zahmer Schwan hat eine rauhe Stimme, die man überhaupt nicht oft zu hören bekommt. Der schwarze Schwan findet sich auf dem Festlande Australiens.

Die Gans.

Unsere gemeine Hausgans (Fig. 12) ist durch ihr Fleisch, Fett und ihre Federn eines unserer nützlichsten Hausthiere. Die wilde Gans

zieht im Februar und September bei uns durch; die ägyptische (Fig. 13) ist jetzt bei uns acclimatisirt. Anfangs wollte das nicht glücken, weil sie ihre Eier gerade in der ungünstigsten Jahreszeit, im December, legte; nach und nach bequemte sie sich aber dem europäischen Klima an, und schon vor dreißig Jahren legten die ägyptischen Gänse des Pariser zoologischen Gartens erst im April. — Die Hühnergans (Fig. 11) ist auf Neuholland wild und wird dort auch als Hausthier gehalten. Ihr Fleisch ist viel feiner, als das unserer Gans; deßhalb hat man sich bemüht, sie auch bei uns heimisch zu machen, und das ist auch, zuerst in England, gelungen.

Die Ente.

Die wilde Ente, Stockente, Hausente (Fig. 5) ist in der ganzen nördlichen Erdhälfte zu Hause; die Sommerente (Fig. 3) lebt in Amerika wild von Kanada bis zu den Antillen, in ganz Mexiko häufig, wird jetzt zur Zierde in England und Holland auf Höfen gehalten; die Schnatterente (Fig. 2) kommt nur selten aus dem hohen Norden zu uns nach Deutschland. — Alle diese Enten tauchen nicht, sondern gründeln nur und fressen Pflanzen und Gewürm; die Eiderente aber (Fig. 8), auch Eidergans genannt, welche sich auf Island, Grönland und andern Inseln des nördlichen Atlantischen Oceans findet und durch ihr Fleisch und die Eiderdunen sehr nützlich wird, taucht, und zwar oft sehr tief, um ihre Nahrung, Fische, Krebse, Mollusken, zu gewinnen. Ebenso die Eisente (Männchen Fig. 6, Weibchen Fig. 9), deren schwarzer Schnabel mit einer orangegelben Querbinde gezeichnet ist.

Der Säger.

Die Säger oder Sägetaucher haben lange, rückwärts stehende Zähne in beiden Kinnladen, gesägte Schnäbel, sind den Fischereien sehr schädlich, tauchen außerordentlich geschickt; ihr Fleisch wird nicht genossen, da es thranig schmeckt, ihre Bälge aber geben ein geschätztes Pelzwerk. Der kleine Säger (Fig. 4) ist anderthalb Fuß lang, der große wohl dritthalb Fuß.

Die zweite Familie der Schwimmvögel sind die Ruderfüßer oder Pelikane. Sie haben alle vier Zehen durch Schwimmhäute verbunden, sehr lange, schmale und spitze Flügel und fliegen deßhalb sehr geschickt; leben nur in wärmeren Gegenden.

Der Pelikan (Fig. 10)

oder die Kropfgans hat einen gespaltenen Unterkiefer mit großem Kehlsacke, in welchem er die Fische einsammelt, welche die Jungen dann da herausfressen. Dadurch entstand bei den Alten die Sage, der Pelikan ritze sich selbst die Brust auf, um die Jungen mit seinem eigenen Blute zu letzen; so wurde er ihnen ein Bild aufopfernder Mutterliebe. — Er kommt häufig an der Donaumündung und in der Krim vor, wo man den Kehlsack als Tabaksbeutel gebraucht.

Die Scharbe

hat einen kleinen Kehlsack, nistet auf Bäumen an Gewässern, hat einen geraden Schnabel mit hakig herabgebogener Spitze; ihre Flügel reichen nur bis zum Schwanze, sind also nicht so lang, wie die des Pelikans. — Hierher gehören die Krähenscharbe (Fig. 10), dritthalb Fuß lang, der Kormoran oder schwarze Seerabe und andere.

Der Anhinga. (Fig. 16.)

Der Name Anhinga ist brasilianisch; wegen seines überaus langen Halses nennt man dieses Thier auch Schlangenvogel. Es schwimmt gesellig auf den Flüssen Südamerika's, Ostindiens und Südafrika's, taucht mit großer Gewandtheit plötzlich unter und kommt einen Augenblick darauf mit einem Fisch im Schnabel wieder zum Vorschein. — Auch der Fregattenvogel mit seinem Gabelschwanz und der Tropikvogel mit zwei sehr langen, fadenförmigen Schwanzfedern gehören hierher.

Zur dritten Familie gehören Sturmvogel, Sturmtaucher und Albatroß. Sie sind Seevögel, die oft Hunderte von Meilen auf das Meer hinausfliegen und bei ausbrechendem Sturme sich auf die Schiffe niederlassen; fliegen, schwimmen und tauchen außerordentlich gut, haben keine Hinterzehe, und der Schnabel ist bei allen mit einem Haken versehen. Die Sturmvögel legen ihre Eier ohne Nest auf nackte Felsen. Sturmtaucher graben ellenlange Löcher in die Erde, um ihr Ei hinein zu legen, und die Albatroß (Fig. 7) bauen fußhohe Nester auf die Erde. Die Sturmtaucher schwimmen und tauchen mit Leichtigkeit selbst bei Sturm und brausenden Wellen; von den Sturmvögeln hat einer, der St. Peters-

vogel, vermöge seiner Schwimmfüße und der Leichtigkeit seines Körpers die Fähigkeit, selbst bei stürmischer See über die Wellen hinweg zu laufen. Den Taucher-Sturmvogel siehe Fig. 19. Die Albatroß sind große, gefräßige Thiere, die am meisten Aehnlichkeit mit einer Gans haben. — Diese Familie nennt man Röhrennasen, weil sich die Nasenlöcher in vorstehende Röhren öffnen.

Die vierte Familie umfaßt die

Möven und Seeschwalben.

Die Möven sind weiß, grau und schwarz, leben an Meeresküsten, sind Stoßtaucher, welche sich von Fischen und Mollusken nähren, gleichen großen Schwalben, und kommen in siebenunddreißig verschiedenen Arten vor. Fig. 18 ist die Schmarotzer-Raubmöve, welche, da sie selbst nicht gut taucht, anderen Möven ihren Fang wieder abjagt. Dabei thun ihr ein Paar große und scharfe Krallen und die Schnelligkeit ihres Fluges treffliche Dienste. — Von den Seeschwalben gibt es vierundfunfzig Arten, alle an dem gabeligen Schwanze leicht kenntlich. Zu ihnen gehört auch der Scheerenschnabel (Fig. 15), bei dessen langem, geradem Schnabel der Unterkiefer weit länger und höher ist, als der Oberkiefer.

Die fünfte Familie der Schwimmvögel sind die Taucher und die sechste die Alken. — Die Taucher leben theils nur im höchsten Norden und nur auf dem Meere (Seetaucher), theils in allen Zonen und auf süßen Gewässern. Am häufigsten kommt bei uns der kleine Steißfuß oder der Flußtaucher vor. — Die Alken, mit ihren kurzen Flügeln und ihrem seitlich zusammengedrückten Schnabel, können fast gar nicht fliegen, gehen nur sehr beschwerlich und, da die Beine weit hinten stehen, fast aufrecht, leben beinahe alle nur im nördlichen Eismeere, wo sie ihre Eier auf Felsen legen und gemeinschaftlich ausbrüten. Zu ihnen gehören auch die Pinguine (Fig. 14) oder Fettgänse, bei welchen die kurzen Beine ganz am hinteren Ende des Körpers angewachsen sind. Schwungfedern haben sie gar nicht, sind aber durch eine sehr dichte Befiederung gegen Kälte und Eindringen des Wassers trefflich geschützt, sinken fast ganz in's Wasser ein, schwimmen sehr gut und leicht hundert Meilen weit und können wegen ihrer rauhen Fußsohlen leicht Eisberge ersteigen.

Schwanenkampf.

Der schwarze Schwan findet sich in Gesellschaften von neun und zehn Stück auf den Seeen Neuhollands, ist von tief schwarzem Gefieder, mit Ausnahme einiger Flügelfedern, und hat einen rothen Schnabel, der ihm ein sonderbares Aussehen verleiht. Sonst ist der schwarze Schwan geformt, wie der weiße. Der zoologische Garten in London besitzt mehrere Exemplare davon, die in vollkommener Eintracht mit den zahmen Schwänen auf dem dortigen Teiche herumschwimmen. Diese Eintracht ist jedoch erst nach einem blutigen Kampfe, den die weißen Schwäne mit den schwarzen ausfochten, und der den Tod mehrerer der letzteren zur Folge hatte, erfolgt.

Boshafte Schwäne.

Man kann sehr oft beobachten, daß Schwäne nach kleinen Kindern beißen, Enten und andere schwache Wasservögel verfolgen, mit rastloser Bosheit verjagen, nicht zur Ruhe kommen lassen und sogar todt beißen. Das Aergste aber ist, daß sie gegen ihre eigenen Jungen zuweilen dieselbe Wuth zeigen.

Auf einem Weiher in den Frankfurter öffentlichen Gartenanlagen hatte ein Schwanenpaar drei Junge und verfolgte diese mit so empörender Bosheit, daß alle Vorübergehenden stehen blieben und ihrem Unwillen in sehr verständlicher Weise Ausdruck gaben. Allein die Schwäne kehrten sich nicht daran, — sie waren im Wasser, und keiner der Spaziergänger konnte ihnen Etwas anhaben. Man versuchte, die Alten durch Steinwürfe zu verscheuchen, — es half nicht; allein ein paar Tage darauf lag der eine Schwan regungslos auf dem Rasen, wohin er seine flüchtenden Kinder verfolgt hatte, — ein Knabe hatte ihn mit einem Steine todt geworfen.

Den Kleinen war aber damit nicht geholfen; statt zweier Verfolger hatten sie allerdings nur einen, aber der machte ihnen das Leben so sauer, daß sie, sobald ihre Schwingen ihnen dies gestatteten, davon flogen und sich auf den Main niederließen, wo ihnen Niemand nachstellte und sie auf Ruhe hoffen durften. Das war am 14. Februar 1872. Der Stadtgärtner fürchtete jedoch, daß die Schwänchen weggefangen werden würden, und ließ sie auf ihren Weiher zurückbringen. Da fiel die Alte mit wahrer Berserkerwuth über ihre Kinder her, so daß diese entsetzt sich wieder erhoben und

Rettung in der Ferne suchten. Am folgenden Tage fand man das eine in einem stundenweit entfernten Teiche, das andere im Maine, das dritte lag todtgeschossen im Walde.

Merkwürdige Todesart.

In dem im Breslauer Kreise belegenen Dorfe Neukirch wurde im März 1869 das dem dortigen Gasthofsbesitzer Suppelt gehörige zweijährige Töchterchen Ernestine von einem Gänserich gebissen. Das überaus kräftige und gesunde lebenslustige Kind lief nämlich unbeaufsichtigt über den Hof, als plötzlich der unter den Gänsen befindliche Gänserich auf das Kind losfuhr, es mit dem Schnabel an der Kehle faßte und dann in's Gesicht zwickte, worüber das Mädchen so in Schrecken gerieth, daß es sofort todt zu Boden stürzte. Der schnell aus Lissa herbeigeholte Arzt, Dr. Schmidt, stellte alle möglichen Wiederbelebungsversuche ohne Erfolg an. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Kind nur in Folge des Schreckens seinen Tod gefunden hat, da der erwähnte Arzt keinerlei von dem Schnabel des Gänserichs beigebrachte tödtliche Verletzung ermitteln konnte.

Die dumme Gans.

Eine Gans, die auf einem Hühnerhofe mit einem Hahne zusammenlebte, wurde von diesem wiederholt auf herausfordernde Weise angegriffen und geneckt. Lange Zeit ertrug sie diese Unbilden mit wahrhafter Gänsegeduld; eines Tages aber, da der Beleidiger gar zu kühn war, packte sie ihn plötzlich bei dem Genicke, schleppte ihn trotz seines Sträubens bis zu einem kleinen Teiche und tauchte ihn dort so lange unter, bis sie ihn ertränkt hatte. Wir glauben, daß dieser wohldurchdachte Rache-Act auf die angebliche Dummheit der Gans ein günstiges Streiflicht wirft.

Auch nicht dumm.

Eine Gans, vielmehr ein Gänserich, hatte im Sommer seinen Aufenthalt mit Vorliebe auf einem Weizenacker genommen; des Morgens verließ er unbemerkt seine Gefährten und fand sich erst des Abends wieder bei ihnen ein. Anfangs fühlte er sich auf dem Weizenfelde sehr heimisch. Nachdem er aber einige Male vertrieben worden, fraß er nur nach voraus-

gegangener genauer Recognoscirung und drückte sich bei Annäherung eines Menschen platt auf den Boden. Wenn die Gänse des Dorfes ausgetrieben wurden, so antwortete er nie auf ihr Geschrei, er versteckte sich vielmehr, bis sie vorüber waren, um nachher desto ungestörter an seiner gut gedeckten Tafel zu speisen. Endlich kam man ihm auf seine Schliche und beobachtete ihn genauer, aber trotzdem gelang es ihm noch öfter, zu entweichen und seinem Privatvergnügen im Weizenfelde obzuliegen.

Der verzweifelnde Gänserich.

Ein schlesischer Gutsbesitzer erzählt uns einen interessanten Zug von einem kriegerischen, händelsüchtigen Gänserich, den er auf seinem eigenen Höhnerhofe zu beobachten Gelegenheit hatte. Besagtem Gänserich hatte sein lebhaftes Temperament schon manche Züchtigung zugezogen, ohne daß er seine kriegerischen Gelüste bezähmte. So rief er denn eines Tages eine neue exemplarische Züchtigung auf sein sündenschweres Haupt herab. Man fesselte ihn an dem einen Fuße derart, daß er wohl den Teich erreichen und sein tägliches Bad nehmen konnte, aber allen weiteren Ausflügen war ein Riegel vorgeschoben. Wie ein zweiter Prometheus stand er nun am Ufer und sah traurigen Blickes seine Genossen in lustigen Schwärmen auf den spiegelnden Fluthen dahingleiten; da ermannte er sich zu einem verzweiflungsvollen Entschlusse. Unter lautem Geschrei, mit hocherhobenen Flügeln stürzte er sich in's Wasser, soweit es die hemmende Fessel gestattete. Aber vergeblich! Ein zweiter und dritter Versuch hatte kein besseres Resultat. Da, wie von einer augenblicklichen Eingebung beseelt, stürzte er sich noch einmal in die Wellen, doch nicht um zu fliehen, sondern um zu sterben. Besser der Tod, als schmachvolle Knechtschaft. Tief im Wasser liegen Kopf und Hals, die Wellen spielen mit den schlaff herabhängenden Flügeln, die Füße ruhen unbeweglich auf der Oberfläche. Kein Zucken verräth, daß noch Leben in dem Thiere ist. In diesem traurigen Zustande wird der Gänserich von einem Knechte herausgehoben und am Uferrande trocken gebettet. Scheinbar todt liegt er da, umgeben von seinen trauernden Freunden. Man befühlt und bemitleidet ihn, und in der Ueberzeugung, ein todtes Thier vor sich zu haben, läßt der Gutsherr die Fessel am Fuße auflösen. Kaum war dies geschehen, so kehrte das scheinbar entschwundene Leben wieder, und der Gänserich beeilte sich, seiner Freiheit im Teiche froh zu werden. Das Interessanteste an der ganzen Sache aber ist, daß sich der Gänserich während

seines Selbstmordversuches beobachtet wußte und sich, nachdem er bereits drei Tage hindurch am Ufer angebunden gewesen, erst am vierten, da er mehrere Personen längere Zeit am Ufer verweilen sah, seiner selbstmörderischen Melancholie in die Arme warf, oder besser gesagt, die Komödie aufführte.

Solche Dinge wären durchaus unglaublich, wenn sie nicht fest verbürgt wären; aber wer sollte einer Gans eine solche Berechnung und solche Verstellung zutrauen?!

Das treue Gänsepaar.

Als ich noch Lehrer in Crudenberg war (erzählt E. Schröder), brannte das Dorf zum großen Theile ab. Auch meine Wohnung wurde ein Raub der Flammen. Ich besaß ein Gänsepaar, groß und schön, wie man selten eins findet. Die Thiere lebten sehr friedlich mit einander, hatten schon mehrmals Junge groß gezogen, und ich mochte sie ungern abschaffen. Da ich nun in meiner provisorischen Wohnung keinen Raum für sie hatte, so brachte ich sie zu einem Landmanne, um sie zu seinem Gänsevolk zu nehmen, bis mein Haus wieder aufgebaut sei.

Das dauerte etwas über ein Jahr.

Ich ließ mir die Gänse durch zwei Knaben zurückholen; allein diese brachten nicht den rechten Gänserich. Er war ein viel kleinerer, als der, den ich vor einem Jahre in Pension gegeben hatte. Mutter Gans erkannten wir sogleich als die unsrige wieder.

Ich schickte nun die Magd und ließ fragen, ob nicht ein Irrthum vorgefallen sei.

Der Bauer erklärte, er habe keinen anderen Gänserich auf dem Hofe, und das sei der rechte.

Ich mußte mich damit beruhigen; meine Frau aber war sehr ärgerlich, doch wozu nützte das?

Auch die Gans war sehr mißvergnügt; sie lebte beständig im Streite mit dem Gänserich.

Zwei Tage dauerte das und zwei Nächte, denn auch des Nachts war kein Friede im Gänsestalle.

In der Frühe des dritten Tages wurden wir plötzlich durch lautes Schreien unserer Gans aus dem Schlafe geweckt. Wir horchten, was das zu bedeuten habe?

Das Schreien hörte nicht auf, und wir vernahmen nun auch aus der Ferne deutlich eine Gänseantwort.

Ruf und Gegenruf folgten jetzt rasch aufeinander.

Wir standen auf und eilten vor die Thüre. Da sahen wir, wie sich eine Gans aus dem Flusse emporhob.

Meine Frau rief sogleich: „Das ist unser Gänserich!" und eilte, die Gans aus dem Stalle los zu lassen. Diese lief auf die Stelle, wo sie sonst mit ihrem Gänserich war gefüttert worden.

Auf einmal hörten wir hoch in der Luft den Ruf des Gänserichs. Die Gans hob den Kopf in die Höhe und antwortete mit lauter Stimme.

Nun folgte eine Scene, welche ich nie vergessen werde.

In immer engeren Kreisen flog der Gänserich herab und ließ sich vor der Gans nieder. Unter lautem Freudengeschrei liefen die beiden Thiere mit ausgebreiteten Flügeln einander entgegen, als wenn sie sich umarmen wollten.

Sprachlos standen wir eine Weile, und wenn ich sage, daß uns unwillkürlich ein Gefühl der Rührung überkam, so wird man das begreiflich finden. Niemals sehe ich eine Gans, ohne an dieses treue Gänsepaar zu denken. Wer die Redensart „dumme Gans" aufgebracht, der hat die Gänse nicht recht gekannt.

Eine Stunde später hatte der Schalk von Bauer seinen kleinen Gänserich wieder. Ich ließ ihm sagen, der rechte Gänserich habe sich von selbst wieder eingefunden, er möge den kleinen nur wieder an sich nehmen.

Rührende Liebe und Treue eines Gänsepaares.

Auf einem Hofe zu Troisdorf waren von einer früheren zahlreichen Schaar von Gänsen im Jahre 1868 noch zwei Exemplare, Männchen und Weibchen, übrig geblieben, denen man aus Dank für die von ihnen erzielte Nachkommenschaft mit löblicher Pietät das Gnadenbrod zu Theil werden ließ. Das vielleicht gegen zwanzig Jahre mit einander alt gewordene Pärchen empfand schon die Gebrechen des Alters, und namentlich war die mit einem stattlichen Fettbäuchlein behaftete Gans nicht wohl mehr im Stande, allein den nahen Teich zu erreichen. Da half ihr denn mit rührender Beflissenheit der treue Lebensgefährte durch Aufmunterung, Ziehen und Schieben vorwärts, so gut es gehen wollte. In den ersten Tagen des Juni genannten Jahres aber war Alles umsonst. Die Gans kam nicht mehr

von der Stelle, und nach vergeblichen Anstrengungen schmiegte sich das resignirende Männchen an sie, legte zärtlich seinen Hals über den Rücken der geliebten Freundin und verharrte wohl eine Stunde lang in dieser Haltung, die endlich auffiel und die Hofbewohner zum Nachsehen veranlaßte. Man fand das Männchen todt; es war ohne sichtbaren Todeskampf an der Seite der Gattin gestorben. Diese aber starb in gleich stiller Weise eine Stunde nachher. Der Fall ist für das Thierleben zu charakteristisch, als daß wir ihn nicht hätten mittheilen sollen.

Merkwürdige Entenjagd.

In der Gegend von Caracas (Südamerika) liegen zwei Seeen von bedeutender Größe, die Maracaibo und Valemia heißen. Der erstgenannte ist der größte, indem er einen Umfang von hundertundfunfzig Stunden hat. Seine Ufer sind aber so unfruchtbar und so ungesund, daß die Indianer sich nicht an denselben niederließen, sondern lieber auf dem See selbst wohnten. Sie bauten sich daher Hütten auf dem Wasser und machten die Pfähle, worauf sie dieselben stellten, von einem durchaus unverweslichen Holze von der Art des Eisenholzes. Nach der Sage im Lande soll dasselbe, so weit es im Wasser steht, in wenigen Jahren gänzlich versteinern. Auf diesem See liegen auf der Ostseite vier Dörfer in kleinen Entfernungen von einander.

Diese Wasser-Indianer holen zwar einen Theil ihrer Lebensmittel auf dem Lande, allein ihre Hauptnahrung verschafft ihnen der Fischfang. Auch aus der Jagd der wilden Enten ziehen sie die wesentlichsten Mittel zu ihrem Unterhalt, und die Art, wie sie sich dabei benehmen, ist höchst sonderbar. Sie lassen nämlich leere Calebasse (Kähne) auf dem See und um ihre Hütten herumschwimmen, damit die wilden Enten an den Anblick derselben gewöhnt werden und nicht mehr davor erschrecken. Wenn nun ein Indianer sich etliche Enten für seinen Tisch holen will, so springt er oft so tief in's Wasser, daß man Nichts von seinem Körper sieht, als den Kopf, und diesen steckt er in eine von den Calebassen, welche sämmtlich auf eine solche Art durchlöchert sind, daß er durch dieselben heraussehen kann, ohne selbst gesehen zu werden. Auf diese Art schwimmt er an den Ort hin, wo sich mehrere wilde Enten aufhalten, und wenn er sie erreicht hat, so faßt er die zunächst bei ihm befindlichen einzeln an den Füßen und reißt sie schnell unter das Wasser hinunter, so daß sie weder Zeit haben, zu schreien, noch

auch irgend ein anderes Zeichen zu geben, wodurch die übrigen Enten von der Gefahr, die ihnen droht, benachrichtigt würden. Alle Enten, die er auf diese Art fängt, befestigt er in seinen Gürtel, und niemals kehrt er nach Hause zurück, ohne so viele Enten zu haben, als er nur braucht und verlangt. Diese stille Jagd hat den großen Vorzug, daß das Wildpret nicht durch sie aufgeschreckt wird, und daß sie mit dem nemlichen guten Erfolg, und ohne alle Kosten, so oft als man will, wiederholt werden kann.

Fischfang der Pelikane.

Nähert sich der von Europa kommende Reisende dem Festlande von Südamerika, oder kommen die westindischen Inseln in Sicht, so sieht man einzelne Ketten großer braungrauer Vögel in schiefer Linie einer hinter dem andern, zu zehn bis vierzig Stück, zumeist in haushohem Abstand vom Wasser, ruhig dahinfliegen. Diese Schaaren sind kleine Pelikane.

Bekanntlich legen die Pelikane beim Fliegen den Hals rückwärts auf den Körper, wodurch der Kopf auf die Biegung des Vorderhalses und der lange Schnabel mit der Spitze nach unten zu liegen kommt. Durch diese Verkürzung des Halses wird das Flugvermögen bedeutend erhöht und dem Vogel die Möglichkeit gegeben, die Wasserfläche unter sich bequem überschauen zu können. Haben nun die über dem Meeresspiegel hinschwebenden Pelikane eine mit Fischen gut besetzte Stelle entdeckt, was häufig ganz in der Nähe vor Anker liegender Schiffe oder dicht am Lande stattfindet, so stürzt der erste der den Zug bildenden Pelikane aus einer Höhe von dreiunddreißig bis vierzig Fuß sich plötzlich mit angezogenen Flügeln, einem Steine gleich, in's Wasser; ein zweiter, dritter und vierter und noch mehr folgen diesem Beispiel, während die übrigen ruhig weiter streichen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diesem interessanten Fischfang in einer Nähe von dreißig bis vierzig Schritten zusehen zu können, und bin deßhalb im Stande, genaue Mittheilungen darüber zu machen.

In dem Augenblick, wo ein Pelikan sich in das Wasser stürzt, schlägt dasselbe hoch über ihm zusammen, und sobald es sich einigermaßen beruhigt, sieht man den Vogel durch eine seitliche Bewegung mit geöffnetem Rachen nach den zum Fang auserwählten Fischen schnappen, wobei der große Kehlsack seine ganze Ausdehnung, einem Fischnetze gleich, erhält. Nach anderthalb bis zwei Secunden sieht man den Vogel fast genau an derselben Stelle der Oberfläche des Wassers, wo er sich hineingestürzt hat, wieder auftauchen,

aber mit dem bemerkenswerthen Unterschiede, daß er in umgekehrter Richtung, als er sich hineinstürzte, wieder zum Vorschein kommt. Er hat also, um dem Fischfang leichter zu ermöglichen, eine ganze Wendung seines Körpers unter dem Wasser gemacht, was ganz dem Schöpfen mit einem Hamen gleichkömmt.

Sobald der Pelikan an der Oberfläche wieder erscheint, ist der Kehlsack vollständig mit Wasser angefüllt, und um dieses nun zu entleeren, wird der Unterschnabel an den Haken des Oberschnabels fest angedrückt, wodurch die dünnen Unterkiefer sich etwas nach Außen biegen und die Compression des Kehlsackes das Wasser an den Seiten des Schnabels schnell herausdrückt. Dies Alles ist das Werk einiger Augenblicke und der Pelikan dadurch im Stande, die gefangene Beute sofort hinunterzuschlingen. Ist dies geschehen, so sieht man den Pelikan noch ein- bis zweimal den jetzt leeren Schnabel recken, und nun steigt er unverweilt wieder in die Luft, um sich als letzter dem dahin ziehenden Zuge anzuschließen, welchem Beispiel die anderen der Reihe nach folgen. Auf diese Weise wird die von den vorderen Vögeln abgekürzte Kette von ebendenselben hinten wieder ergänzt, und so wird es möglich, daß jeder einzelne zu seinem nothwendigen Recht gelangt. Wir haben also hier wieder jenes merkwürdige Beispiel von der Theilung der Arbeit vor Augen, das im Haushalt der Natur eine so tiefgreifende und bedeutende Rolle spielt.

Der Pelikan als Fischer.

In Ostindien werden die Pelikane zum Fischfang im Dienste der Menschen förmlich abgerichtet. Man fährt mit dem Thiere auf den Fluß, oder in den Teich und läßt es sodann aus dem Nachen los. Mit Heftigkeit stürzt es sich in das Wasser, daß dieses hoch aufschäumt und alle Fische erschrecken. Aber der Pelikan saust durch die Fluth dahin und schlägt das nasse Element so gewaltig mit seinen großen Flügeln, daß die Fische die Flucht ergreifen. So jagt sie der Pelikan in eine Bucht, oder Ecke, dann schöpft er sie, wenn sie dicht gedrängt beisammen sind, mit seinem Schnabel in den Kehlsack und bringt sie so zurück nach dem Fischkasten, wo er sie seinem Herrn überantwortet.

Er macht absichtlich Lärm und thut fürchterlich; die Fische sollen von Schreck erfaßt werden und sich zu einander flüchten, die Beute ist dann ausgiebiger.

Kleine Fischerbuben.

In China richtet man auch die Scharben zum Fischfange ab, obwohl sie kleiner sind als der Pelikan und nicht, wie dieser, einen ganzen Sack voll Fische auf einmal abliefern können. Hundertweise sitzen sie auf dem Rande eines Kahnes, Kopf an Kopf, und sehen mit gierigen Blicken nach dem Wasser und den lustigen Fischlein darin. Da gibt ihr Herr das Zeichen, — und alle auf Einen Schlag stürzen in die Fluth, tauchen unter, und einen Augenblick darauf sitzt jede wieder an ihrem Plätzchen und hat einen Fisch im Schnabel. Der Herr aber geht von einer zur andern, nimmt ihr fein säuberlich die Beute ab, legt sie in den Fischkasten, und sobald Alles hübsch versorgt ist, gibt er von Neuem das Zeichen, und wieder apportirt jede Scharbe ihren Fisch.

Damit es den Vögeln nicht einmal passirt, einen Fisch selbst zu verschlucken, ist ihnen ein Ring um den Hals gelegt, oder auch eine Schnur um den Hals gebunden; sie dürfen nur Fische fangen, aber nicht selbst verzehren.

Albatroß.

Der wandernde Albatroß oder Kriegervogel ist größer und schwerer als ein Schwan, gegen vier Schuh lang, mit einer Flugweite von zehn Schuh, weiß mit schwärzlichen Strichen; Schwungfedern schwarz, Schnabel gelblich, Füße fleischfarben; die jüngeren Thiere sind braun, mit Weiß vermischt.

Die Albatroß finden sich auf der südlichen Erdhälfte, jenseit des Wendekreises, und begegnen den Seefahrern überall, besonders häufig am Vorgebirg der guten Hoffnung, wo sie, am Strande sitzend, wie Schafheerden aussehen und daher Cap-Schafe heißen; bei den Einwohnern aber Malagas; ferner am Cap Horn, in Neuholland und im ganzen großen Weltmeer. Sie sind immer in Menge beisammen, schreien fast wie Esel, sollen gegen dreißig Pfund schwer sein und eine Flugweite von zwölf bis siebzehn Schuh bekommen, so daß sie also größer würden als der Condor. Sie sind sehr gefräßig, verfolgen die fliegenden Fische und sollen fünfpfündige Salmen verschlingen, so daß ihnen der Schwanz lange Zeit zum Schnabel heraushängt, fressen jedoch auch Tintenschnecken, aber keine Quallen, wie man behauptet hat: denn diese schwimmen oft in Menge um sie herum, ohne daß sie sie berührten. Sie machen ihr Nest auf den

Boden, nach Einigen aus Erde, einen Schuh hoch, nach Andern aus Gras, drei Schuh hoch, wie ein Heuschober, und legen weiße Eier, über vier Zoll lang, welche sich nicht hart kochen und daher für ein gutes Gericht gehalten werden. Während des Brütens wird das Weibchen vom Männchen mit Futter versorgt. Es sitzt so fest, daß man es vom Neste schieben muß, wenn man ihm die Eier nehmen will; sonst wehren sie sich tüchtig mit ihren starken Schnäbeln. Sie scheinen große Reisen zu machen, indem man ihnen auf allen Meeren, weit vom Lande, begegnet, selbst bei den curilischen Inseln und an Kamtschatka. Ihr Fleisch ist hart und unschmackhaft, wird aber doch von den Matrosen gegessen. Aus ihren Därmen macht man Blasen zum Halten der Netze, aus den Knochen Nadelbüchsen, Tabakspfeifen und dergleichen.

Die Möve in ihrer Heimath.

Unvergeßlich wird mir das Vorgebirge Svärtholm, am äußersten Ende Norwegens, unweit des Nordcaps, bleiben. Ich hatte schon im Süden Norwegens vernommen, daß diese Klippe eine Brutansiedlung der dreizehigen Möven sei, und es war mir gesagt worden, daß man nur dann die ungeheure Menge der Brutvögel überblicken könne, wenn sie durch einen Kanonenschuß aufgeschreckt würden. Mein liebenswürdiger Freund, der Capitän des Postdampfschiffes, welches mich trug, erfüllte gern meine Bitte, an diesem merkwürdigen Platze vorüberzufahren und die brütenden Vögel durch den Donner eines seiner Geschütze aufzuscheuchen. Schon in einer Entfernung von anderthalb Meilen von unserem Vorgebirge bemerkten wir Scharen von fünf- bis achthundert dieser Möven, welche entweder auf einzelnen Schären saßen, oder in größeren Zügen ihren gemeinschaftlichen Sammelplätzen zuflogen. Als wir aber in die Nähe von Svärtholm selbst kamen, nahmen diese Scharen in erstaunlicher Menge zu. Jetzt zeigte sich das Vorgebirge, eine fast senkrecht in das Meer abfallende, von unzähligen Höhlen unterbrochene Felsenwand, vom Koth der Thiere weiß oder grau gefärbt, scharf begrenzt nach oben und nach den Seiten hin. Aus der Ferne erschien diese Wand grau, mit dem Fernrohre konnte ich aber eine unzählbare Menge kleiner weißer Pünktchen unterscheiden. Es waren die Möven, zumal die weißen Köpfe derselben. Und da saßen sie Kopf an Kopf: oben, unten, in den Höhlen, auf den Vorsprüngen, an den Ecken, in den Winkeln, auf den Zacken, in den Schluchten, überall sah man Pünktchen an Pünktchen,

Möve an Möve, soweit die Brutansiedlung sich erstreckte. Näher und näher kamen wir. Aus dem dunkelsten Grunde der dunkeln Höhlen leuchteten die weißen Köpfe hervor; es sah aus wie eine riesige Schiefertafel, welche mit Tausenden von weißen Pünktchen bedeckt worden wäre; es schien, als ob der ganze Fels sonderbares Geschmeide in Kettengewinden, Ringen und Sternen trüge. Unser Schiff schreckte einen kleinen Theil der ruhigen Gesellschaft auf, und nun erhob sich ein furchtbares Geschrei. Heftig blies der Nordwind, und wüthend brandete das Eismeer am Fuße der Klippen. Aber das Gewirr der Töne konnten wir doch schon, trotz dem Grollen der Brandung und dem Lärmen des Schiffes, deutlich unterscheiden. Jetzt donnerte das Geschütz, und der Schall ertönte am Felsen wieder. Ein unbeschreibliches Geschrei erhob sich, und ein dichter Schleier verhüllte den Felsen und die Aussicht nach dem Meere. Wie wenn ein wüthend tosender Sturm durch die Luft zieht, und Hunderte von Schneewolken aneinander schlagen, bis sie sich in Flocken niedersenken, so schneite es jetzt lebendige Vögel herunter. Man sah weder den Berg, noch den Himmel, sondern blos ein Wirrsal ohne Gleichen. Eine dichte, weiße Wolke erfüllte den ganzen Gesichtskreis. Das kleine Dampfschiff schien ihr Kern- und Mittelpunkt zu sein. Die Wolke senkte sich auf das Meer herab; die bisher umnebelten Umrisse von Svärtholm traten wieder hervor, und ein neues Schauspiel fesselte die Blicke. An den Felsenwänden schienen noch ebensoviel Möven zu sitzen, wie vorher, und Tausende flogen noch ab und zu, und auf dem Meere sah es aus, als ob durch ein Wunder die Tausende von Wogen in lauter kleine Wellen zertheilt, und alle diese mit blendend weißem Schaum geschmückt wären. Doch die Wogen selbst ließen die Täuschung verschwinden. Sie schaukelten die Millionen ihrer Kinder, welche sich, durch die Tücke des Menschen erschreckt, auf ihnen niedergelassen hatten, langsam und mild auf und nieder, wie eine liebende Mutter ihr geliebtes Kind auf ihrem Schooße wiegt. Wer soll diesen herrlichen Anblick beschreiben! Soll ich sagen, daß das Meer Millionen und andere Millionen lichter Perlen in sein dunkles Wellenkleid geflochten habe, oder soll ich die Möven mit Sternen und das Meer mit dem Himmelsgewölbe vergleichen? Ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß ich auf dem Meere noch niemals Schöneres gesehen habe. Und alle die Mitreisenden, ja selbst die Führer des Schiffes versicherten einstimmig, daß man dieses Schauspiel mit eigenen leiblichen Augen gesehen haben müsse, um an die Möglichkeit desselben glauben zu können. Während wir standen und staunten und von allen Lippen Ausrufe des Staunens und heller Jubel ertönte, zog

das Schiff weiter dahin und brach sich scheinbar seine Bahn durch die Millionen der Geschöpfe, welche nun zu Hunderten vereint wieder zu ihren Ruheplätzen zurückzogen.

Die Seeschwalben dienen den Lappländern beim Fischfange zu Führern.

So oft die Fischer, schreibt Acerbi in seiner Reise von den Fischern der Insel Kintasari im See Pallajervi in Lappland, von ihrer Arbeit zurückkehrten, genossen wir eine für uns ganz neue Art von Vergnügen: ihre Ankunft wurde uns jedesmal lange zuvor, ehe wir sie noch sehen konnten, durch ganze Heerden von Seeschwalben angekündigt, die in der Luft schwebten und durch ihr Geschrei die Fischer bei ihrer Ankunft auf dem Ufer zu bewillkommnen schienen. Diese Vögel nähren sich von den Fischchen, welche die Fischer absichtlich für sie auswerfen, oder beim Reinigen der Netze in den Booten zurücklassen. Es scheint gewissermaßen ein Einverständniß und eine Art von Vertrag zwischen den Menschen und diesen Vögeln stattzufinden. Die letztern müssen in dieser Jahreszeit (im Juli) ganz allein auf den Fischfang rechnen, weil sie sonst Nichts zu leben haben würden: sie kommen daher jeden Morgen regelmäßig um die nämliche Stunde herbei, als wenn sie die Fischer erinnern wollten, daß es Zeit sei, an die Arbeit zu gehen. Diese hingegen können sich auch wieder auf die Seeschwalben gänzlich verlassen; denn sie leisten ihnen bei ihren Geschäften die wesentlichsten Dienste. Sobald nämlich die Boote absegeln, fliegen die Vögel ebenfalls aus und bleiben dann immer über derjenigen Gegend der See schweben, wo sich die größte Menge von Fischen versammelt hat. Die Sehkraft dieser Vögel ist ganz besonders scharf; wenn die Fischer sie schreien hören und sehen, daß sie sich in's Wasser tauchen, so dürfen sie mit Gewißheit annehmen, daß dies die beste Stelle ist, ihre Netze auszuwerfen, und sie können überzeugt sein, keinen Fehlzug zu thun. So oft sich daher die Fischer der Führung dieser Schwalben überlassen, fällt ihr Fang unfehlbar immer sehr reichlich aus. Dafür haben sie aber auch eine solche Zuneigung zu diesen Thieren, daß sie äußerst unzufrieden waren, wenn wir nur den Wunsch äußerten, einige davon zu bekommen. Die Vögel waren so zahm und vertraut mit ihnen geworden, daß sie die kleinen Fische aus den Netzen und aus den Booten in Gegenwart der Fischer wegholten; im Fliegen waren sie so außerordentlich schnell, daß, wenn ein Fisch in die Luft ge-

worfen wurde, sie auf ihn herabschossen und ihn gewiß noch im Herunterfallen erwischten. Da die Fischer zu befürchten schienen, daß, wenn wir eine Flinte auf diese Vögel abfeuerten, sie die Insel ganz verlassen möchten: so machte ich eine Probe, ob ich sie mit der Angel und Leine fangen könnte. Ich steckte ein kleines Fischchen an die Angel, hielt das andere Ende der Leine fest und warf den Köder in einiger Entfernung von mir hin; allein dies wollte mir nicht glücken. Denn der Blick dieser Vögel ist so scharf, daß sie meinen Anschlag erriethen und den Fisch, ob sie ihn gleich mit dem Schnabel faßten, doch nie hinunterschluckten, weil sie sogleich bemerkten, daß er an einer Schnur festgebunden war.

Pinguin.

Die Pinguine halten sich fast den ganzen Tag im Meere auf, oder scharenweise nahe am Ufer, von wo sie immer in's Wasser sehen, ob sich keine Fische einfinden. Kommt man ihnen nahe, so suchen sie sich mit Hüpfen zu helfen und zuletzt mit Beißen. Des Nachts schlafen sie auf den Seeklippen, worauf tausend und aber tausend Nester mit ihren Eiern liegen, die man auf den Malwinen sammelt und dem englischen Gouverneur als Leckerbissen bringt. Sie sind so groß wie ein Enten-Ei, mit braunen Tüpfeln gesprenkelt, kochen sich nicht so hart wie die Hühner-Eier und schmecken viel besser. Das Fleisch wird erst genießbar, wenn man es drei bis viermal auskocht und dann mit Butter brät.

Nach Garnot gibt es keinen Ort in der Welt, wo diese Vögel so häufig wären, wie auf den Malwinen oder Falklandsinseln. Aus Mangel an Nahrung mußten jener Reisende und seine Genossen oft auf die Jagd derselben ausgehen. Die Pinguine stecken Nichts aus dem Wasser, als den Kopf, schwimmen rascher als Fische und springen oft aus dem Wasser in die Luft. Sie halten sich ausschließlich auf den kleinen verlassenen Inseln auf, wo ihre Brut sicher ist vor den Anfällen des antarctischen Hundes. Diese Inseln sind mit hohem Gras bedeckt, worin eigentlich diese Vögel wohnen und ordentliche Pfade zum Meere machen. Ihre Wohnungen sind ofenförmige, zwei bis drei Schuh tiefe Löcher mit weitem Eingang, die sie mit ihrem starken Schnabel durch die verwirrten Graswurzeln aushöhlen. Hier liegen ihre zwei bis drei schmutzig-gelben Eier. Morgens und Abends wandern die Pinguine in's Meer, um zu fischen, und dann kehren sie zurück, um den Tag im Gras oder in den Löchern zu-

Dagegen ist der Nutzen, welchen die Amphibien durch Vertilgung schädlicher Thiere leisten, gar nicht gering anzuschlagen; ein Theil von ihnen wird auch gegessen; die Haut der Krokodile wird als Leder verkauft, und der Knochenpanzer der Schildkröten liefert das schöne Schildpad.

Den ersten Eintheilungsgrund der Reptilien gibt ihre Haut ab; diese ist entweder nackt, oder mit Schilden oder Schuppen bedeckt. In letzterem Falle ist das Thier in einen Knochenpanzer gehüllt, oder die Knochen liegen alle nur innerhalb des Körpers. Und endlich finden sich bei dieser letzten Abtheilung wieder solche Thiere, welche Brustbein und Beckenknochen haben, und solche, welchen Beides fehlt.

So entstehen folgende

Vier Ordnungen
der
Amphibien.

I.	Ordnung.	Schildkröten. — Haut bedeckt mit Schilden oder Schuppen, — Wirbel, Rippen und Brustbein zu einem Knochenpanzer verwachsen, — vier Beine, — Kiefer zahnlos.
II.	„	Echsen. — Haut bedeckt mit Schilden oder Schuppen, — alle Knochen nur in dem Körper, — mit Brustbein und Beckenknochen, — vier Beine, — Kiefer mit Zähnen.
III.	„	Schlangen. — Haut bedeckt mit Schilden oder Schuppen, — alle Knochen nur in dem Körper, — ohne Brustbein und Beckenknochen, — keine Beine, — Kiefer mit Zähnen.
IV.	„	Lurche. — Haut nackt, — meist vier, selten zwei, oder gar keine Beine.

Schildkröten und Echsen

Digitized by Google

Die Schildkröten.

(Tafel XIII.)

Der Knochenpanzer besteht aus Rücken- und Brust-Schild. Die Schildkröten sind langsame Thiere, die meist von Pflanzen leben; sie legen Eier mit lederartiger Schale in kleine Sandlöcher, die sie selbst graben, können monatelang fasten, wachsen sehr langsam und haben ein äußerst zähes Leben. Schildkrötenfleisch ist ein treffliches Nahrungsmittel und wird überall gern gegessen; in einigen Gegenden Südamerika's, wo sich die Schildkröten nach Hunderttausenden einfinden, um ihre Eier zu legen, sind diese letzteren von hoher Bedeutung und dienen vielen, vielen Indianern zur Nahrung.

Bekannt sind die Kämme, Dosen, Messergriffe, Futterale u. dergl. von Schildpad; man sah solche Dinge früher weit häufiger, als heut zu Tage, denn das Schildpad oder Schildkrot, wie man es auch nennt, ist außerordentlich im Preise gestiegen.

Zu den

See- oder Meer-Schildkröten (Tafel XIII, Fig. 2)

gehört die Riesen-Schildkröte. Sie findet sich in fast allen tropischen Meeren, kommt an das Land, wenn sie ihre zwei Zoll dicken Eier legen will, ist zwei, vier, ja sechs bis sieben Fuß lang und sechs, sieben, ja manchmal acht Centner schwer. Ihr Fleisch ist für die Seefahrer eine köstliche Speise. — Von der Karettschildkröte, welche auch hierher gehört und das beste Schildpad liefert, kann das Fleisch nicht gegessen werden; es schmeckt widerlich und ist auch ungesund, dahingegen sind ihre Eier ein desto trefflicheres Nahrungsmittel. Die Lederschildkröte hat eine weiche, lederartige Bedeckung und keine Nägel an den Füßen; sie wird noch größer, als die Riesenschildkröte, und soll manchmal tausend Pfund wiegen. Allein da ihr Fleisch nicht gegessen werden kann, und man nur

und bedeckt sie mit Sand; wo aber der Grund und Boden felsig ist, legt es dieselben gewöhnlich in eine Höhlung.

Die Alten sterben gewöhnlich in Folge eines Unfalls, z. B. wenn sie in Abgründe stürzen; denn die Einwohner behaupten, sie hätten nie eine todt gefunden, wenn nicht in Folge einer solchen Ursache.

„Es unterhielt mich," berichtet der Reisende weiter, „eines dieser großen Ungeheuer zu überrumpeln, indem ich plötzlich quer an ihnen vorüberging; rasch zogen sie dann Kopf und Beine ein, und ein leises Zischen ausstoßend, blieben sie plötzlich auf dem Boden liegen, als wären sie todt. Häufig stellte ich mich auf ihren Rücken, und nachdem ich ihnen ein paar Schläge an den unteren Theil der Schale versetzt hatte, bewegten sie sich vorwärts. Uebrigens war es immer sehr schwierig, sich im Gleichgewicht zu erhalten."

Das Fleisch dieser Thiere wird sowohl frisch, als gesalzen gegessen, und aus dem Fette ein recht helles Oel bereitet. Sobald eine Schildkröte gefangen worden, macht man einen Schlitz in die Haut in der Nähe des Schwanzes, so daß man hineinsehen und beurtheilen kann, ob das Fett unter der Rückplatte recht dick aufliegt. Ist dies nicht der Fall, so wird das Thier wieder frei gelassen, und erholt sich, wie man sagt, bald wieder von der vorgenommenen Operation.

Schildkröten-Oel.

Eine der beträchtlichsten Einnahmen, welche die brasilianische Regierung aus der Provinz Rio Negro bezieht, besteht in dem Zehnten des Oeles aus Schildkröten-Eiern. Da die Sandbänke in dem Marannon, worauf die Schildkröten ihre Eier legen, bekannt sind, so sendet die Regierung zur Legezeit Wächter dahin, welche die Indianer hindern sollen, Schildkröten zu tödten, und zugleich einen Aufseher, der die Ordnung unter den Einsammelnden aufrecht erhalten, den Boden, worauf sich die Eier befinden, im Verhältniß zu der Zahl der Arbeiter, welche jene mitbrachten, vertheilen soll und endlich den Zehnten in Empfang zu nehmen hat.

Nach geschehener Vertheilung gehen die Arbeiter an's Werk, graben den Sand auf, um die Eier zu finden (,denn die Schildkröten legen ihre Eier nicht auf den Sand, sondern in Löcher von etwa drei Fuß Tiefe, die sie mit ihren Hinterfüßen graben und nachher wieder mit Sand füllen), und legen sie in Haufen von funfzehn bis zwanzig Fuß im Durchmesser und verhältnißmäßiger Höhe. Ist das Einsammeln vorbei, so wirft man

die Eier in sorgfältig kalfaterte Barken, bricht sie mit Holzgabeln auf und zerstampft sie mit den Füßen so lange, bis sie zu einem gelben Brei geworden, den man nun mit Wasser übergießt und dann den Sonnenstrahlen aussetzt. Die Wärme treibt den öligen Theil der Eier auf die Oberfläche; man hebt ihn ab mittelst großer Löffel, die aus Muscheln verfertigt sind, und bringt ihn in einen Kessel, den man einem langsamen Feuer aussetzt. Nach und nach wird die Fettsubstanz hell und erlangt die Dichtigkeit und Farbe geschmolzener Butter. Ist sie abgekühlt, so gießt man sie in große irdene Töpfe, deren jeder etwa sechzig Pfund faßt, und verschließt sie mit Palmblättern.

Je frischer die Eier sind, und je schneller die Arbeit von Statten geht, desto besser und reiner ist das Schildkröten-Oel; doch behält es immer einen schwachen Geruch nach Fischthran, an welchen sich der Fremde nur schwer gewöhnt. Der schlechtere, unreinere Theil des Oeles wird zum Brennen in Lampen verwendet.

Man schätzt die Quantität des Schildkröten-Oeles, das man jährlich auf den Inseln des oberen Marannon bereitet, auf funfzehn Tausend Töpfe, für deren jeden sechzehn Hundert Eier erforderlich sind, was im Ganzen vierundzwanzig Millionen Eier ausmacht. Betrachtet man diese ungeheure Zerstörung, die seit einem Jahrhundert regelmäßig alljährlich stattfindet, und bedenkt man, daß außerdem die Geier, Schwäne, Leguane, Bären, Schlangen und Kaimane nicht nur eine ungezählte Menge von Eiern, sondern auch viele junge Schildkröten in dem Augenblicke verzehren, wo sie auskriechen, so ist man erstaunt, diese Thiere noch immer so zahlreich zu sehen, — so zahllos, daß wiederum Jahr für Jahr viele Millionen Eier eingestampft werden können.

Schildkröten-Reise.

Eine Schildkröte war bei der Insel Ascension gefangen und zu Schiffe gebracht worden; man hatte sie an ihrem Brustschild durch eingebrannte Buchstaben und Ziffern bezeichnet. Sie sollte mit nach Europa geführt werden. Da sie aber auf der Fahrt krank wurde und zuletzt dem Tode nahe schien, warf man sie im britischen Kanal in's Wasser. Zwei Jahre darauf wurde dieselbe Schildkröte, jetzt bei frischer Gesundheit, in der Nähe derselben Insel Ascension wieder gefangen. Sie hatte, geführt vom Zuge des Heimwehes, durch das Gewässer hindurch einen Weg von mehr denn achthundert Meilen gemacht.

Nicht todt zu bekommen.

Es ist oftmals auf die Grausamkeit der Bewohner Ostindiens hingewiesen worden, deren religiöse Vorschriften verbieten, ein Thier zu tödten, oder gar von einem getödteten Thiere zu essen, weßhalb sie zur Umgehung dieses Gebotes sich von lebenden Schildkröten Stücke abschneiden lassen und diese dann kochen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Auf den indischen Märkten sieht man fortwährend Schildkröten feilgeboten, und der Verkäufer schneidet so lange von diesen Thieren ab, bis nur der Kopf noch übrig bleibt. Dieser wird dann weggeworfen, lebt aber noch lange Zeit weiter, so daß die frommen Leute ihre Fleischspeise längst verzehrt haben, ehe man sagen kann, das Thier sei todt.

Ueber diese unglaubliche Zählebigkeit der Schildkröten heißer Länder erfahren wir aus der von Otto Kersten meisterhaft beschriebenen afrikanischen Reise des Barons Klaus v. d. Decken Folgendes: Die Reisenden fingen einst eine große Schildkröte und wollten das leckere Thier schlachten, um es dann zu kochen. Allein das Erstere wollte ihnen in keiner Weise gelingen, was sie auch anstellten. Nicht einmal zu betäuben vermochten sie das Thier. Man stieß ihm eine Nadel dicht hinter dem Schädel in das Genick und bewegte sie hin und her, um das Rückenmark von dem Gehirne zu trennen, was bei anderen Thieren sofort den Tod herbeiführt, — bei der Schildkröte hatte es jedoch keine Wirkung. Um der Sache ein Ende zu machen, schnitt man dem Thiere den Kopf ab und warf ihn fort. Wie erstaunten jedoch die Reisenden, als sie zufällig nach einigen Tagen bemerkten, daß dieser Kopf noch lebte und begierig mit seinem Maule nach Allem schnappte, was man ihm nahe brachte!

Die Echsen.

(Tafel XIII.)

Die Echsen haben einen langgestreckten Körper und vier kurze Beine; eine Art, der Floßfuß, hat deren nur zwei, eine andere, die Schleiche, hat gar keine. Bei allen Echsen sind die beiden Theile des Unterkiefers vorn verwachsen, daher ist das Maul keiner solchen Erweiterung fähig, wie bei den Schlangen. Der Rachen ist mit Zähnen besetzt.

Das gewaltigste Thier dieser Ordnung ist

das Krokodil,

auch Panzer-Eidechse genannt, weil sein Rücken mit verknöcherten Schilden gepanzert ist. Der Schwanz ist von der Seite abgeplattet, an den Vorderfüßen sind fünf, an den Hinterfüßen aber nur vier Zehen. Das Nilkrokodil (Fig. 3) wird zwanzig bis dreißig Fuß lang; aus den nördlichen Gegenden Aegyptens ist es gänzlich verschwunden; es findet sich nur noch in der Thebais und in Nubien und Habesch.

Der

Kaiman,

das amerikanische oder Orinoco-Krokodil (Fig. 4), wird zwar nicht so groß, wie jenes, soll aber doch auch seine zwanzig Fuß erreichen. Uebrigens ist es nicht so gefährlich; es meidet und flieht eher den Menschen, als daß es ihn von freien Stücken angreift. Die Haut der Kaimane wird zu Sätteln, Stiefeln, Schuhen und anderem Lederwerk benutzt, deßhalb tödtet man die Thiere tausendweise, und die Südamerikaner entwickeln vielen Muth und große Gewandtheit bei dieser Jagd.

Der Gavial oder das Schnabelkrokodil hat eine schmale, spitze Schnauze, die länger ist, als der ganze übrige Kopf, ist grünlich und schwarz

gefleckt und findet sich nur im Ganges und seinen Nebenflüssen. — Auch im Niger, auf der Insel Madagaskar und anderwärts finden sich noch Krokodile.

Diese drei Thiere bilden die Familie der Panzer-Eidechsen; die zweite Familie, die der Schuppen-Echsen, umfaßt sehr viele Arten. Die Nil-Eidechse, am und im Nil, sechs Zoll lang, frißt die Eier der Krokodile. Die Teju-Echse (Fig. 17) oder die große amerikanische Warn-Eidechse, vier bis fünf Fuß lang, schwärzlich mit gelben Flecken, lebt in Brasilien in Erdlöchern, nährt sich von anderen Reptilien, von Mäusen und Eiern, und wird ihres wohlschmeckenden Fleisches halber oft gefangen. Die grüne und die gemeine Eidechse sind allbekannt, durch die Vertilgung vieler Insecten sehr nützlich und gar leicht zu zähmen; sie halten unter Steinen oder in Erdlöchern ihren Winterschlaf. Das Chamäleon (Fig. 6) zeichnet sich durch einen Wickelschwanz vor allen anderen Eidechsen aus, nährt sich nur von Insecten, die es mit seiner klebrigen Zunge fängt, und lebt nur in warmen Ländern. Der Drache (Fig. 7), eine zolllange Eidechse, lebt in Ostindien auf Bäumen, nährt sich nur von Insecten und hat durch eine seitlich ausgespannte Flughaut, welche ihm als Fallschirm dient, Aehnlichkeit mit dem fliegenden Eichhörnchen. Der Basilisk (Fig. 12), ein sehr seltenes Thier, dessen Lebensweise noch ziemlich unbekannt ist, findet sich in Guiana, ist dritthalb Fuß lang, bläulich und hat einen durch Haut verbundenen Kamm über den Rücken bis zur Mitte des Schwanzes. Der gemeine Leguan (Fig. 5) oder die gemeine Kamm-Eidechse hat ebenfalls einen Kamm auf dem Rücken, die hornigen Zinken desselben sind aber nicht durch eine Haut verbunden. Der Leguan ist fünf Fuß lang, lebt auf Bäumen von Früchten und Insecten und liefert den Bewohnern der heißesten Gegenden Amerika's ein wohlschmeckendes Fleisch. Es gibt auch noch eine Art Leguan, welche delicatissima heißt, weil sie noch köstlicher schmecken soll. Die Anoli (Fig. 11) in Südamerika hat einen Kehlsack, den sie nach Belieben aufblähen kann; die Krausen-Eidechse in Neuholland (Fig. 8) zeichnet sich durch eine vierfaltige, sehr große Halskrause aus. Der ägyptische Schleuderschwanz (Fig. 9), Dornschweif oder Stachelschweif, ist grasgrün und braun getüpfelt, wird drei Fuß lang und findet sich in Nordafrika; seine Schenkel sind mit kleinen Dornen besetzt, und sein Schwanz hat zwanzig Stachelringe. Die stachelige Agame (Fig. 12) ist auf den baumlosen Felsen in der Nähe der Capstadt sehr gemein, kurz,

breitgedrückt, oben und unten mit spitzen, stachelartigen Schuppen bekleidet; gelb und hellbraun. Der Gecko wird fälschlich für giftig gehalten. Lange glaubte man, daß sich aus seinen Zehenfalten ein klebriger Saft absondere, der es dem Thiere möglich mache, an senkrechten Wänden empor zu steigen und sogar an der Unterseite wagrechter Balken hin zu kriechen und seine Nahrung, kleine Insecten, zu suchen. Jetzt weiß man, daß eine klebrige Feuchtigkeit gar nicht vorhanden ist, sondern daß das Thier durch Aufrichten der Zehenblätter einen luftleeren Raum hervorbringt und sich dadurch festhält. In Südeuropa und in den Tropen gibt es sechzig Arten. Der gemeine Gecko ist aschgrau, fünf Zoll lang und findet sich in allen Ländern um das Mittelmeer. Der gestreifte Blätterzeher (Fig. 14) ist nur drei Zoll lang, braun, an den Seiten ziegelroth und hat einen hellgelben Streif vom Kopfe zum Schwanze über den ganzen Rücken.

Bei den nun folgenden Thieren, den Schleichen-Echsen, sind die Glieder mehr oder weniger verkümmert, und entsteht so allmählich die äußere Gestalt der Schlangen. Die Echsenschleiche (Fig. 15) ist grüngelb, schwarz gefleckt, 2½ Fuß lang, lebt in Mexiko, zeigt keine Spur von Extremitäten. Die gemeine Erzschleiche (Fig. 13) hat einen walzigen, durchaus schlangenartigen Körper, aber doch noch ganz kurze Beine; bewegt sich jedoch ohne Anwendung dieser Beine vom Platze und zwar sehr schnell, wie eine Schlange. Dieses merkwürdige Thier, welches sich in Südeuropa auf Wiesen findet, bringt lebendige Junge zur Welt, es ist metallischgrau mit vier braunen Längsstreifen und einen Fuß lang. Der Skink oder die Glanzschleiche (Fig. 16) hat vier Grabfüße mit fünf gefransten Zehen, eine keilförmige Schnauze, ist acht Zoll lang, lebt in Aegypten und gräbt sich, wenn er verfolgt wird, ganz außerordentlich behende mit Rüssel und Füßen in den Sand; wurde früher in der Apotheke gebraucht. Gelbbraun mit dunkeln Querbändern. Die Blindschleiche, welche man sonst zu den Schlangen zählte, ist auch nichts Anderes, als eine fußlose Eidechse.

Die dritte Familie endlich umfaßt die Ringel-Eidechsen, deren Körper wurmförmig und ohne Schuppen ist. Sie haben weiche, durch Querfurchen in Ringel abgesetzte Haut und rücken noch näher an die Schlangen. Die Handwühle, fingerdick, gegen einen Fuß lang, in Mexiko, aber sehr selten, hat nur zwei Vorderbeinchen; die Doppelschleiche hat gar keine Beine. Kopf- und Schwanzende lassen sich auf den ersten Blick gar nicht unterscheiden — namentlich, da das Thier ebenso

gewandt rückwärts kriecht, als vorwärts. In Spanien, wo es zu Hause ist, findet man es oft in Ameisenhaufen liegen, denn die Ameisen sind sein Lieblingsgericht. Es wird zwei Fuß lang.

Die Krokodiljagd.

Die Neger am Senegal, die gern Krokodilfleisch essen, suchen diese furchtbare Amphibie in den fast ausgetrockneten Sümpfen auf, wo dieselbe kaum Wasser genug hat, um darin leben zu können. Sie gehen dem Unthier, den linken Arm mit dicken Häuten umwunden, unerschrocken zu Leibe, suchen ihm mit ihren Lanzen vor Allem die Augen auszustechen und dann ein scharfes Eisen so zwischen beide Kinnladen zu klemmen, daß es den Rachen nicht wieder schließen kann; dann drücken sie ihm den Kopf so lange unter Wasser, bis es erstickt.

Die Aegypter graben, um Krokodile zu fangen, eine breite, tiefe Furche, die sie mit Laub bedecken und mit Sand bestreuen; dann hetzen sie das Thier durch Toben und Schreien so lange, bis es diese Fallgrube betritt und in sie hinabstürzt, wonach sie es erschlagen, oder auch mit starken Netzen lebend fangen.

Die Wilden in Florida sollen den Krokodilen, die häufig ihre isolirten Hütten belagern, wenn sie ausgehungert sind, mit zugespitzten Pfählen zu Leibe gehen, die sie ihnen in den Rachen stoßen.

Die unerschrockenen Bewohner von Cupang auf der Insel Timor und die von Dielhy machen dem Krokodil in einer Weise den Garaus, die, wenn das Leben Eines von ihnen bedroht ist, es doch seinen bewaffneten Gefährten gestattet, ihm zu Hülfe zu kommen, wenn das Krokodil die Oberhand zu gewinnen im Begriffe steht. Sie bemächtigen sich des Unthiers lebendig, indem sie es weit ab von den Fluthen auf einen trockenen und offenen Platz ziehen. Dort umzingeln die Malayen, die mit Kris und vergifteten Pfeilen bewehrt sind, das durch nachgeahmtes Kindergeschrei verlockte Ungeheuer, nachdem der Verwegenste von ihnen demselben auf den Nacken gesprungen ist und ihm einen dicken, knotigen Stock in den Rachen gelegt hat, dessen er sich, ihn an beiden Enden festhaltend, als einer Trense bedient. Wenn das Krokodil danach in dem klaffenden Rachen, in der Seite und überall, wo ihm beizukommen ist, hinlängliche Wunden bekommen hat, so nimmt sein Reiter den rechten Augenblick wahr, um wieder herabzuspringen und sich aus dem

Staube zu machen; das Krokodil aber kehrt, sobald es sich frei fühlt, in sein Element zurück, um, von dem Gifte, das ihm die scharfen Pfeile beigebracht haben, getödtet, bald als Leiche auf dem Wasser zu treiben.

Das ist in der That schön und merkwürdig anzusehen, und es gehört ein malayischer Kris dazu, um ein so verwegenes Unternehmen auszuführen; doch beweisen die Krieger der Insel Solor einen noch höheren Grad von Energie und Verwegenheit, als die von Dielhy und Cupang. Bei ihnen möchte man sagen, daß sie sich des Schwertes nicht zur Vertheidigung, sondern lediglich zum Angriff bedienen. Das menschenfresserische Ombay ist in einer geringen Entfernung von Solor belegen. Wenn hier das Krokodil zudringlich wird und den Eingeborenen, der in seiner auf Pfeilern erbauten Hütte hingestreckt liegt, in seinem Schlafe stört, so erhebt dieser sich zornig, greift mit seiner Rechten zu dem furchtbaren Kris und nimmt ein eisernes Werkzeug, wie einen Stößer, aber an beiden Enden in eine ausgezackte Spitze auslaufend, in die linke Faust. Sobald die beiden Gegner sich einander gegenüberstehen, bewegt das Krokodil, verwundert, daß ein einzelner Mensch vor ihm Stand zu halten wagt, fieberisch den geringelten Schweif. Der Malaye, nicht minder empört, daß man sich gegen ihn wehren will, kniet auf ein Knie nieder und heftet seine feurigen Blicke fest auf das gierige Auge des Krokodils. Wenn dieses ihm nun so nahe gekommen ist, daß dessen heißer Athem ihn berührt, so streckt er ihm verwegen die linke Hand hin, und sowie es dann den Rachen weit aufmacht, fährt er mit dem quer aufrecht gehaltenen Eisen hinein und sperrt ihm denselben für immer, weil es sich in Wuth darauf festbeißt. Dann thut der Kris das Uebrige, indem er mit seiner vergifteten Klinge die verwundbaren Stellen des halb überwundenen Feindes an den Schultern aufsucht und darin herumwühlt.

Daß diese wunderbaren Angriffe mit großer Gefahr verknüpft sind, läßt sich denken; denn das Krokodil beißt nicht immer auf das ihm vorgehaltene Eisen. Dann setzt es einen harten Strauß, in welchem der Eingeborene von Solor, wie tapfer er auch sein mag, doch meist den Kürzeren zieht.

Zu Savu, dicht vor Solor gelegen, ruht sich Morgens und Abends das Krokodil von seinen weiten Streifzügen nach den Rheden und den in diesem reichen Archipelagus zerstreuten Buchten aus. Aber der wilde Eingeborene, der noch verwegener ist, als der von Solor, Cupang und Dielhy, wartet nicht erst ab, bis es sich auf dem Strande unter Cocosnußbäumen lagert, welche die Wohnungen beschatten. Mit einem vergifteten Dolche be-

waffnet, sucht er es in seinem eigenen Elemente auf, nähert sich ihm schwimmend, folgt seinen raschen Bewegungen unter dem Wasser und taucht, wenn er dicht zu ihm herangekommen ist, unter, um sich gleich wieder zu erheben und ihm den Dolch mehrere Male in den Leib zu stoßen. Er zieht sich nicht eher zurück, als bis die vom Blute gerötheten Gewässer ihn überzeugen, daß sein Feind in den letzten Zügen liegt, und kein weiterer Aufwand von Muth erforderlich ist. Savu ist eine der kleinsten Inseln des malayischen Archipelagus, aber unstreitig die merkwürdigste in Hinsicht auf die Kühnheit seiner wilden Bewohner.

Bei diesen gefährlichen Kämpfen im Wasser ereignet es sich aber auch, daß der unerschrockene Angreifer, weil sein Gegner zu behende ist, beim Wiederauftauchen dem Krokodil nicht unter den Leib kommen kann. Nun nimmt dieses seinen Vortheil wahr, schießt auf den Vermessenen los, packt ihn mit seinem ungeheuern Maule um den Leib oder einen andern Theil seines Körpers, und fährt mit ihm in die Tiefe hinab, um mit ihm, wenn er hier erstickt ist, an's Ufer zurückzukehren und ihn unter dem dichten Laube einer Banane zu verzehren.

Das Leistenkrokodil.

Hunde, welche das Leistenkrokodil, dieses südasiatische Ungeheuer, einmal in der Nähe gesehen haben (,erzählt Müller), zeigen sich gegen dasselbe so furchtsam, daß sie sich dann später nur äußerst langsam und mit größter Vorsicht nach dem Wasser begeben. Am Strande von Timor haben wir mehr als einmal die Beobachtung gemacht, daß ein solcher Hund plötzlich vor seinem eigenen Schatten zurückwich, eine halbe Stunde lang zitternd und bebend sechs oder acht Schritte weit vom Wasser stehen blieb und unter anhaltendem furchtsamen Stieren nach dem Orte, auf welchem ihm das Schreckbild erschienen war, erst heftig bellte und hernach ein lautes, schwermüthiges Geheul erhob. — Ueberfällt die Eingeborenen auf einer Wasserreise, welche sie auf einem kleinen Boote unternehmen, die Nacht, so wählen sie, sobald es düster zu werden beginnt, den mittleren Theil des Stromes, weil sich hier die Krokodile seltener aufhalten, als in der Nähe des Ufers. Trotzdem ereignet es sich in Indien nicht selten, daß Menschen aus den Fahrzeugen weggeholt werden, oft so schnell, daß sehr nahe dabei befindliche Personen kaum etwas davon bemerken. Alte Krokodile schlagen zuweilen mit ihrem Schwanze die kleinen Kähne in Stücke, wobei ihnen

dann jederzeit einer der darauf befindlichen Menschen zur Beute wird. Ein solcher trauriger Fall ereignete sich im October 1858 auf Borneo. Ein Malaye, dessen Weib und einziges Söhnchen in der Zeit von vierzehn Tagen von einem sehr großen Krokodile am Ufer des Dusonflusses überfallen worden, wollte einige Wochen später an derselben Stelle eine Angel legen, um das Thier zu fangen und seine Rache zu kühlen. Als wir diesen Mann sprachen, war er eben beschäftigt, die Angel in Bereitschaft zu setzen. Zum Köder hatte er das Aas eines jungen Affen bestimmt. Am folgenden Tage begab er sich in Gesellschaft von drei anderen Einwohnern gegen Abend an den gedachten Ort, um die Angel daselbst über dem Wasser an einem Strauche aufzuhängen. Kaum hatte er diesen erreicht und noch nicht einmal die Angel festgebunden, als der Kahn unerwartet einen fürchterlichen Schlag von unten empfing, so daß er zertrümmert wurde, und die vier Leute in das Wasser fielen. Vom Schreck ergriffen, hatte Jeder genug mit sich selber zu thun und strebte, durch Schwimmen so geschwind als möglich das Ufer zu erreichen. Glücklich gelang dies Dreien von ihnen; der Rächer aber wurde vermißt: er war, gleich seinem Weibe und Kinde, das Opfer des gefräßigen Thieres geworden. Die drei Geretteten erzählten uns das traurige Ereigniß selbst. Ein anderer Fall hatte sich wenige Monate vor unserer Ankunft auf Borneo im Sungej bei Karau ereignet, einem Flusse, welcher wegen der Menge seiner Krokodile weit und breit berüchtigt ist. Ein eben verheiratheter Malaye aus dem Dorfe Ketap wollte mit eintretender Nacht in Begleitung seiner Frau nach Hause zurückkehren. Nahe der Mündung des Flusses wurde er während des Ruderns durch ein ungewöhnlich großes Krokodil von hinten gepackt, aus dem Fahrzeuge gezogen und fortgeschleppt: — und dies geschah so still und schnell, daß die Frau, welche, dem Gebrauche zufolge, im Vordertheile des Fahrzeuges saß und bei dem Rucke sich umsah, von ihrem sinkenden Manne nichts weiter gewahr wurde, als den einen Arm. Dieser Malaye war der Neffe des inländischen Oberhauptes, Bodien. Letzterer, über den Unfall auf's Höchste betrübt, gab sogleich Befehl, Angeln zu legen, um das Raubthier und, wenn es möglich wäre, noch andere zu fangen und zu tödten. Diesem Umstande haben wir viele Krokodilschädel zu verdanken. Nach Bodiens Versicherung war das Krokodil, welches seinen Neffen verschlungen hatte, gegen drei Klaftern lang gewesen. Vor dem Fange dieses Ungeheuers hatte man den Kopf des Schlachtopfers im Gebüsche, nach dem Fange beim Oeffnen seines Magens hier die Kleider und fast alle Knochen des Mannes gefunden.

Fang des Kaiman.

Der Kaiman ist dann besonders furchtbar, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat; denn von da an trotzt er, wie die Raubthiere, allen Gefahren, um sich diese Nahrung zu verschaffen, die er jeder andern vorzieht. Man sieht ihn dann beständig den Badenden auflauern, die so unklug sind, sich an das Ufer der Flüsse zu setzen, sowie den Wäscherinnen, die den ganzen Tag dort beschäftigt sind; er läßt sich von der Strömung in ihre Nähe führen und hebt von Zeit zu Zeit die Augen und Nasenlöcher über das Wasser, um sich zu versichern, ob er nahe genug ist, um sie anzugreifen. Gelingt es ihm, unbemerkt nahe zu kommen, so gibt er dem auserwählten Opfer einen heftigen Schlag mit dem Schwanze, der gewöhnlich bewirkt, daß es in's Wasser fällt, wo es die Beute des gefräßigen Thieres wird. Einige sind jedoch dem Kaiman dadurch entgangen, daß sie Geistesgegenwart genug besaßen, um ihm derbe Stöße in die Augen zu versetzen, was ihn unfehlbar loszulassen zwingt. Natürlich muß man sich dabei eines harten und spitzigen Werkzeugs bedienen, und die größte Unvorsichtigkeit wäre es, dabei die Hände gebrauchen zu wollen. Dennoch erzählt man, daß ein indianisches Mädchen ihre Rettung nur diesem schwachen Vertheidigungsmittel zu verdanken gehabt habe. Wenn ein Indianer einen Fluß an einer Stelle zu passiren hat, wo sich ein gefährlicher Alligator aufhalten soll, so versieht er sich mit einem starken Stocke, etwa achtzehn Zoll lang, den er an beiden Enden zuspitzt. Wird er angegriffen, so steckt er den Stock in den offenen Rachen des Thieres, das in seiner blinden Gier, sein Opfer zu verschlingen, sich die Spitzen des Stocks selbst in beide Kinnladen stößt.

Die Llaneros (Bewohner der Ebenen in Südamerika), welche in der Nähe der Flüsse leben, wo diese Thiere zahlreich vorkommen, finden ein großes Vergnügen darin, den Kaiman mittels des sogenannten Lasso, einer Schlinge aus Rindshaut, zu fangen. Diese Schlinge werfen sie dem Thiere mit bewundernswerther Geschicklichkeit um den Kopf, wenn es sich dem Ufer nähert, und ziehen es auf das Land; doch bedarf es der vereinigten Kräfte von nicht weniger als zehn bis zwölf Menschen, um es aus dem Flusse zu ziehen. Die Wuth des Thieres, wenn es sich gefangen sieht, ist groß, aber nach wiederholten gewaltsamen Versuchen, zu entkommen, bleibt es in vollkommener Regungslosigkeit und begnügt sich damit, den Rachen offen zu halten, zum Zeichen, daß es zum Angriffe bereit ist; die Eingeborenen werfen ihm dann Knochen und Köpfe von Rindern vor, die es mit seinen ungeheuern Zähnen unglaublich schnell zermalmt.

Obgleich es sehr gefährlich ist, in den Bereich des Schwanzes des Kaimans zu kommen, so wagen die Creolen doch, im Vertrauen auf ihre Gewandtheit, auf seinen Rücken zu springen und darauf zu sitzen. Wenn sie endlich die ohnmächtige Wuth ihres Feindes ermüdet haben, stoßen sie ihm Lanzen in den Bauch, als die einzige verwundbare Stelle seines Körpers, da er übrigens mit einem Schuppenpanzer bedeckt ist, den selbst Kugeln, wenn sie ihn in schiefer Richtung treffen, nicht durchdringen können.

Appetit des Gavials.

Ein in Agra (in Ostindien) weilender Naturforscher erzählt, daß sein Freund, Carlleyle, Curator des dortigen Museums, am 12. December 1868 die Nachricht erhalten hatte, daß ein ungeheurer Gavial (indisches Krokodil) aus der Bai in einen etwas abgesonderten Sumpf des Jumma gekommen war. Der Curator ertheilte sofort den Befehl, das Ungeheuer lebendig oder todt zu fangen. Am nächsten Abend schon erschien in der That eine immense Procession, ohne Zweifel fast die ganze Bevölkerung der guten Stadt Agra, vor dem Hause des Curators, einen langen Karren begleitend, auf welchem das Monstrum in Person, an den Vorder- und Hinterfüßen gebunden, hingestreckt lag. Es maß über sechzehn Fuß in der Länge und sechs Fuß acht Zoll am breitesten Theil des Körpers und hatte einen großen Auswuchs, in der Form einer riesigen Kartoffel, am oberen Kieferrand. Nicht lange nach seiner Ankunft begann der Gavial zu schnaufen, wie eine Dampfmaschine und obgleich festgebunden mit starken Stricken, warf er seinen Körper von einer Seite nach der andern mit einer so furchtbaren Gewalt, daß der Karren, an welchem er gefesselt war, wie der Pendel an einer Uhr schaukelte zum Schrecken der Umstehenden, die mit großem Lärm und Geheule jeden Moment das Zerreißen der Stricke erwarteten. Ungeachtet der bereits hereinbrechenden Dunkelheit wurden neue Anstalten gemacht, um dies zu verhindern, dennoch konnte fast Niemand in der Umgebung die Augen schließen wegen des Spectakels, welchen der nach Freiheit ringende Saurier verursachte. Am nächsten Morgen — so erzählt der Curator — erschien auch unser hochverehrter Oberarzt, Dr. Sahib Bahadoor, am Schauplatz, um zu erproben, in welcher Weise das Krokodil am erfolgreichsten in den ewigen Schlaf geschickt werden könne, worauf er die Oeffnung und Zergliederung desselben vornehmen wollte. Nachdem weder Blausäure, noch andere Mord-Chemikalien den beabsichtigten Zweck erreichten, so ward endlich beschlossen, im anatomischen Wege die Tödtung herbeizuführen. Dies

geschah, und das leblose Krokodil wurde alsbald vom Wagen gehoben und auf dem Boden hingestreckt. Unser Oberarzt hatte eben sein Instrument in die Hand genommen, um die Section vorzunehmen, als er und wir mit Schrecken gewahrten, daß das Krokodil seinen Riesenleib in die Höhe schnellte, dann wieder auf dem Boden von einer Seite nach der anderen sich wälzte und endlich seine Augen aufthat, die uns nicht sehr gemüthlich anglotzten. Nach geraumer Zeit endlich schloß das Thier die unheimlichen Augen, Körper und Schwanz wurden ruhig, die grüngelbe Farbe erbleichte ersichtlich, — der Gavial war todt. Uebergehend manche anatomische Einzelheiten, welche den Gavial als eine besondere Art auffällig kennzeichneten, will ich nur als Curiosum jener Gegenstände gedenken, die bei der Oeffnung des Magens sich vorgefunden haben: 1) Ueber ein Dutzend schwere, fest zusammengeballte Kugeln, von langen und ohne Zweifel Menschenhaaren gebildet. 2) Achtundsechzig Steine (runde Kiesel), ein bis drei Zoll im Durchmesser. 3) Eine schwere Fußspange von gemischtem Metall. 4) Vierundzwanzig Fragmente verschiedener Größe von glasartigen Armringen, wie sie in Indien getragen werden. 5) Fünf bronzene Fingerringe. 6) Ein kleines silbernes Hals-Amulet. 7) Ein goldener Knopf. Alle diese Gegenstände gehörten ohne Zweifel jungen Frauen oder Mädchen, welche von dem Gavial beim Baden, Wasserschöpfen oder in einer anderen Weise überrascht wurden.

Wie viele Menschen mag dieses Ungeheuer wohl nach und nach verschlungen haben?

Zweiköpfig.

Der Apotheker Rigail fand im Jahre 1869 eine zweiköpfige Eidechse, nahm sie mit nach Hause, pflegte sie, und nach kurzer Zeit wurde sie so zahm, daß sie auf die Stimme ihres Herrn hörte und ihm aus der Hand fraß. Sie nahm nur lebende Insecten zu sich. Wenn sie durstete, und man ihr zu fressen bot, so gab sie nur das Zeichen, daß sie trinken wollte, sie leckte den Köder blos. Hungerte sie dagegen und bekam Wasser, so schlug sie mit dem Schwanze darauf.

Beide Köpfe fraßen gleichzeitig, wenn sie allzu freien Spielraum hatten; beide zeigten sich gleich begierig, wenn ihnen Beute geboten wurde. Nun hielt man sie so vor, daß nur Ein Kopf darnach schnappen konnte; sofort machte der andere größtmögliche Anstrengungen, sie jenem zu entreißen. War jedoch ein Kopf gesättigt, so verlangte der andere, noch nüchterne, Nichts mehr, verweigerte sogar dargebotenes Futter. Nichtsdestoweniger nahm der

letztere vorgehaltenes Getränk an, und zwar gleich für seinen Zwillingsbruder mit, der dafür zu saufen verweigerte, wenn sein Mitmann genug hatte.

Dieses merkwürdige Doppelthier erlag einem Unfalle.

Merkwürdiger Tod.

Bell hielt einst zwei lebende Anoli aus Westindien, welche mit Fliegen und anderen Kerbthieren ernährt wurden. Ihre Lebhaftigkeit beim Verfolgen ihrer Beute zog ihn auf das Höchste an. Sie lauerten mit der Vorsicht der auf Beute ausgehenden Katze und stürzten sich auf ihr Opfer mit der Schnelligkeit des Blitzes. Eines Tages warf er ihnen nebst Fliegen auch eine große Kreuzspinne in ihren Behälter. Eine von ihnen warf sich auf diese, packte sie aber nur am Fuße. Die Spinne drehte sich im Augenblicke herum, wob einen dicken Faden um beide Vorderfüße ihres Gegners und biß diesen dann in die Lippen, genau so, wie sie sonst zu thun pflegt, wenn sie selbst Beute macht. Die Anoli schien sehr erschrocken zu sein. Er nahm deßhalb die Spinne weg und löste die Füße aus ihrer Schlinge; aber wenige Tage darauf war seine Gefangene todt, augenscheinlich in Folge der erlittenen Verwundung und bezüglich Vergiftung, da seine Genossin, welche ebenso munter gewesen war, sie noch lange Zeit überlebte.

Der Winterschlaf unserer Blindschleiche.

Mitte oder Ende Octobers, bei gutem Wetter auch wohl erst Anfangs November, verkriecht sich die Blindschleiche in vorgefundene oder selbst gegrabene Löcher unter der Erde, um in ihnen Winterschlaf zu halten. Mitunter findet man sie in ganz engen Löchern einen Viertel- bis einen Fuß tief unter der Erde, mitunter in einem gegen drei Fuß langen, gekrümmten Stollen, welcher von innen mit Gras und Erde verstopft wurde, hier dann gewöhnlich auch zwanzig bis dreißig Stück bei einander, alle in tiefer Erstarrung, theils zusammengerollt, theils in einander verschlungen, theils gerade gestreckt. Zunächst am Ausgange liegen die Jungen, auf sie folgen immer größere Stücke und zu hinterst haben ein altes Männchen und Weibchen ihr Winterbett aufgeschlagen. Alle liegen bei kaltem Wetter regungslos, als ob sie schlaftrunken wären, ermuntern sich aber, wenn man sie allmählig in die Wärme bringt. Zwanzig Stück, mit denen Lenz Versuche anstellte, waren bei anderthalb bis zwei Grad Wärme ziemlich

steif, rührten sich aber doch noch, wenn sie angegriffen wurden; einzelne krochen auch, nachdem sie wieder in ihre Kiste gelegt worden waren, langsam umher. Alle hatten die Augenlider fest geschlossen, und nur zwei öffneten sie ein wenig, während sie in die Hand genommen wurden, die anderen schlossen sie sofort wieder, wenn man sie ihnen gewaltsam öffnete. Als sich die Wärme bis auf drei Grad unter Null vermindert hatte, lagen alle starr in der sie schützenden Kleie, keine einzige aber erfror, während mehrere echte Schlangen, welche denselben Aufenthalt zu theilen hatten, der Kälte erlagen. Bei noch härterem Froste gehen aber auch die Blindschleichen unrettbar zu Grunde. Im Frühling erscheinen sie bei gutem Wetter bereits im März und beginnen, falls sie nicht ein später Winter wieder zurückschreckt, fortan ihr Sommerleben.

Aberglaube.

Wohl von wenig Thieren hat der Aberglaube so unsinnige Dinge gefabelt, als von den vielgestaltigen Echsen, die durch die Kälte ihrer Haut, durch die Schnelligkeit ihrer Bewegung und durch ihre zum Theil höchst sonderbaren Körperformen freilich mehr Veranlassung zu solchen Fabeleien boten, als die meisten anderen Thiere. Da ist z. B. das unschuldige Chamäleon, welches seinen hübschen Namen „kleiner Löwe" schon von den alten Griechen erhalten hat; es thut Niemandem etwas zu Leide, in Südspanien findet man es fast in jedem Zimmer, man macht ihm einen Sitzplatz zurecht, stellt eine Schale mit Honig vor dasselbe, damit die Fliegen angelockt werden, und läßt es so bequem das lästige Ungeziefer vertilgen. Aber — etwas Dämonisches hat das Chamäleon doch, denn — es kann nach Belieben seine Farbe verändern! Nein, so arg ist's nicht; das Chamäleon kann Mancherlei, z. B. jedes Auge unabhängig von dem anderen nach verschiedener Richtung bewegen, den Körper so stark aufblähen, daß er fast durchsichtig erscheint, aber sich nach Belieben zinnoberroth, himmelblau und grasgrün machen, das ist doch zu viel verlangt. Unter der Haut des Thierchens liegen zwei Schichten von Zellen mit Farbestoffen; je nachdem nun mehr der eine oder der andere gegen die durchscheinende Haut vortritt, oder je nachdem das Verhältniß ist, in welchem beide Farbestoffe gegen die Haut drängen, scheint diese gefärbt. Hunger, Müdigkeit, Sättigung, Zorn u. s. w. bewirken diese Veränderung, gerade wie bei den Menschen Blässe und Röthe von körperlichem Befinden oder von der Seelenstimmung erzeugt werden. Brehm hat die Uebergänge von Orange durch Gelbgrün

bis blaugrün beobachtet, und die Schattirungen und Uebergänge jeder dieser Farben durch Grau oder Graubraun in Schwarz, Weiß, Fleischfarben, Rostbraun, Lila und Blaugrau, außerdem noch Schillerfarben, welche durch die über der Oberhaut liegenden dünnen, platten, sechseckigen Zellen hervorgebracht werden.

Noch ganz andere Dinge aber wußte man von dem Basilisken. Zuweilen begab es sich, daß ein alter Haushahn ein Ei legte; dann kamen alsbald eine Schlange und eine Kröte herbei und brüteten das Hahnenei aus. Und was daraus hervorschlüpfte, das war ein Basilisk, eine Eidechse mit Flügeln, vier Hahnenfüßen, einem Schlangenschwanze und einer Krone auf dem Kopfe; deren Hauch so giftig war, daß er die Luft verpestete, also daß die Vögel herabstürzten, und Menschen und alles Gethier in der Nähe mußte sterben, und wen der Basilisk anblickte, der fiel todt zu Boden. Und gegen dieses Unthier gab es kein Mittel und Niemand näherte sich ihm, es zu bekämpfen, — natürlich, man mußte ja fürchten, angeblickt zu werden und todt niederzustürzen, — nur Eines brachte Erlösung von dem Scheusal: Wenn der Basilisk das Krähen des Haushahnes hörte, so versank er in den Erdboden. Das ist doch gewiß schauderhaft!

Und der arme Gecko! Was hat der nicht Alles gethan! An den Wänden kriecht er in die Höhe, an der Zimmerdecke hin bis in die Mitte, dann läßt er sich gerade in den Suppenkumpen fallen und vergiftet dadurch das herrlichste Gericht! An den Bäumen klettert er hinauf, läuft über Aepfel und Birnen hin und vergiftet sie durch die Berührung mit seinen Füßen, stürzt sich in Ziehbrunnen und vergiftet dadurch alles Wasser, so daß ganze Dörfer aussterben; Nachts legt er sich in die Krippen, und will das Vieh am Morgen sein Frühstück halten, beißt er Pferd und Esel in die Lippen, so daß sie elendiglich crepiren. Sein Maul ist roth, wie ein glühender Ofen; seine Zähne sind so hart, daß er damit in Eisen beißt. Jede Berührung des Gecko's erzeugt mindestens gefährliche Blasen; läuft er einem Menschen über die Brust, so erstarrt in demselben Augenblicke das Blut im ganzen Körper, und der arme Mensch ist selbstverständlich alsbald eine Leiche. Zwei gute Eigenschaften hat der Gecko: Erstens ist er, in Oel gekocht, ein Mittel gegen den Stich der giftigen Skorpione, und zweitens wird seine Haut, getrocknet und zu Pulver gerieben, gegen die Fallsucht angewendet. Aber da sieht man wieder recht, welch' boshaft abscheuliches Thier der Gecko ist: In jedem Frühjahre und Herbste häutet

er sich; damit aber die Menschen das köstliche Medicament nicht bekommen, frißt er seine Haut selbst auf. Ist das nicht entsetzlich!

Die Unwissenheit ist doch ein großes Unglück! Wie viele Tausende von Menschen haben sich schon vergebens geängstigt, haben ohne Ursache sich gefürchtet vor dem armen Gecko, gezittert vor dem Basilisken! Kenntniß und Einsicht sei darum unsere Losung, Bekämpfung der Unwissenheit und des Aberglaubens die Parole!

Schlangen und Lurche.

Digitized by Google

Die Schlangen.

(Tafel XIV.)

Wie man unter den Echsen einzelne Arten findet, welche in ihrer äußeren Gestalt vollkommen den Schlangen gleichen, sehr kleine, oder nur zwei, oder gar keine Beine haben, drehrund sind und daher auch bis in die neuere Zeit zu den Schlangen gerechnet wurden, wie z. B. unsere bekannte Blindschleiche, so finden sich umgekehrt unter den Schlangen einige, welche kurze Stummeln von Hinterbeinen haben, die sogenannten Aftersporne. Der wesentliche Unterschied zwischen Echsen und Schlangen ist nicht äußerlich zu sehen, sondern nur am Skelet nachweisbar; jene haben Brustbein, Beckenknochen und die Unterkieferbogen sind vorn verwachsen; diese haben weder Brustbein, noch Beckenknochen, und die Unterkieferknochen sind vorn nicht verwachsen, ja — wie der Oberkiefer — nicht einmal fest in den Schädel eingelenkt; darum kann sich der Rachen außerordentlich erweitern, die Knochen gehen nach allen Seiten auseinander, und die Schlange kann Thiere verschlingen, welche dicker sind, als sie selbst ist. Die fehlenden Beine zu ersetzen, hat die Natur den Schlangen eine große Zahl von Rippen (,der Riesenschlange z. B. mehrere Hundert,) und überaus kräftige Muskeln gegeben, wodurch ihnen eine Bewegung nach allen Seiten, Kriechen, Aufrichten, Springen und Klettern möglich gemacht wird. Alle Schlangen häuten sich alljährlich mehrere Male. Ihre Zunge ist vorn getheilt und steckt hinten in einer Röhre, in welche sie zurückgezogen werden kann. Unter ihnen kommen die einzigen giftigen Wirbelthiere vor.

Die Schlangen nützen nur durch Vertilgung schädlicher Thiere; daß man hier und da von einzelnen das Fleisch genießt, ist kaum mit in Rechnung zu bringen, aber sie gehören zu den allergefährlichsten Thieren, und namentlich die Giftschlangen sind das Entsetzen der Menschen. Auf der Insel Java

wurden beispielsweise im Jahre 1862 nicht weniger als hundertvierundsiebzig Menschen als von Krokodilen gefressen und sechsundvierzig als von Schlangen getödtet den niederländischen Behörden angezeigt; die Zahl Derer aber, deren Tod nicht angezeigt worden, und die auch den Krokodilen und Schlangen zum Opfer gefallen, ist selbstverständlich weit größer. — Die Schlangen sind fast über die ganze Erde verbreitet; auffallend ist, daß sich auf den Inseln des Stillen Oceans keine finden. Die meisten, größten und gefährlichsten leben in heißen Ländern. Hier halten sie einen Sommerschlaf; in kalten Gegenden einen Winterschlaf.

Man theilt die Schlangen in Engmäuler, — Mundöffnung klein, Kopf nicht breiter, als der Hals, — und in Großmäuler, deren Kopf breiter ist, als der Hals, und deren Maul bis weit hinter die Augen geht. Zu jener ersten Familie gehören nur wenige Arten; sie sind sämmtlich sehr klein, werden höchstens zwei Fuß lang, sind giftlos, leben in heißen Gegenden und sind wenig bekannt. Die Familie der Großmäuler aber hat gewaltige Thiere aufzuweisen.

Die Riesenschlange (Tafel XIV, Fig. 1),

Boa, findet sich nur in Amerika, lebt meist auf der Erde und auf Bäumen, einige Arten derselben gehen auch in's Wasser und schwimmen sehr geschickt. Die bekannteste ist die Abgottsschlange oder Königsschlange in Brasilien, zehn bis funfzehn Fuß lang; sehr häufig, wenig gefürchtet, sie ergreift vor dem Menschen die Flucht; aus ihrer Haut werden Stiefel, Satteldecken u. dergl. verfertigt. Das größte Ungethüm Amerika's ist die Stockschlange, oder, wie sie mit ihrem brasilianischen Namen heißt, die Anakonda. Diese wird dreißig Fuß lang, ist ebenfalls sehr häufig, hält sich gerne in der Nähe des Wassers auf, wo sie die zur Tränke kommenden Thiere abfängt, und kann den Menschen allerdings sehr gefährlich werden; doch greift sie nicht leicht an, wenn sie nicht gereizt wird, oder sich vertheidigen muß.

Die Pythonschlange (Fig. 2)

ist die Riesenschlange der alten Welt; findet sich in verschiedenen Arten (Tigerschlange in Ostindien, Hieroglyphenschlange am Senegal, Amethystschlange auf Java u. s. w.), in Südasien, in Afrika und Australien, und ersieht sich auch Menschen zur Beute.

Nach Gebiß und Schädelbildung passen hierher auch die Warzenschlangen, deren ganzer Körper mit sehr kleinen, warzenähnlichen Schuppen bedeckt ist. Man kennt nur zwei Arten, welche beide sechs bis acht Fuß lang werden und in Ostindien vorkommen. Die javanische (Fig. 5) ist braun und schwärzlich marmorirt. — Von nicht giftigen Schlangen findet sich die gelbliche Natter sehr häufig bei Schlangenbad, das von ihr seinen Namen hat; die glatte Natter, in ganz Europa, besonders bei Hildesheim; die Ringelnatter, gemeine Natter, Unke, fast überall in Deutschland, ein durchaus ungefährliches Thierchen, höchstens vier Fuß lang, liebt das Wasser und schwimmt sehr gewandt. Bekannt sind ferner noch die Peitschenschlange, so genannt nach ihrem langen, sehr dünn verlaufenden Schwanze, in Südamerika's Urwäldern häufig; eine Art derselben, die goldene Glanzschlange (Fig. 6), hat die Farbe polirter Goldbronze mit mannichfachem Schiller und ist schwarz und weiß punktirt. Die hundszähnige Kopfnatter (Fig. 7) hat eine Kopfgestalt, welche an den Bullenbeißer erinnert, ist $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, obenher schön grauroth, auf dem Rücken gelblich, sehr zart braun marmorirt und mit vierzig bis funfzig schwarzbraunen Halbringen geschmückt. Sie lebt auf Java, ist aber sehr selten.

Zu den Giftschlangen gehört die Seeschlange oder Wasserschlange mit ihrem senkrechten Ruderschwanze. Sie findet sich im Indischen Ocean, hauptsächlich bei der Insel Ceylon, lebt nur im Meere, kommt zwar nie an's Land, hält sich jedoch stets in der Nähe des Ufers auf. Sie ist etwa drei Fuß lang und nicht zu verwechseln mit dem fabelhaften Ungethüm, das in kalten Meeren gesehen worden sein soll. — Die Brillenschlange oder Schildviper hat ihren Namen von der brillenförmigen Zeichnung und ihrer Fähigkeit, den Hals durch Zurücklegen der langen Halsrippen nach vorn schildförmig auszudehnen. Sie findet sich in dürren und sandigen Ebenen Asiens und Afrika's. Fig. 3 ist die indische Schildviper. Die Brillenschlange ist sehr gefährlich, da sie schnell ist, weit springen kann, und ihr Biß jedes Mal tödtet, wenn nicht sogleich Gegenmittel angewendet werden.

Die Kreuzottern

sind grau oder bräunlich und kenntlich an dem dunklen Zickzackband, welches über den Rücken läuft, und zu dessen Seiten sich eine Reihe schwarzbrauner Flecken hinzieht. Sie leben in ganz Mitteleuropa, halten sich in Stein-

brüchen und unter Gestrüpp auf, fressen besonders gerne Mäuse, hungern sich in der Gefangenschaft aber jedes Mal zu Tode; trotz aller Bemühungen verschiedener Naturforscher ist es nicht gelungen, sie am Leben zu erhalten; sie nahmen durchaus kein Futter an, eingestopfte Nahrung spieen sie wieder aus, und nach acht bis neun Monaten waren sie verhungert. Da ihr Biß gefährlich ist, und ihre Zeichnung und Färbung so verschieden, daß sie nur der sehr Geübte sicher wieder erkennt, ist große Vorsicht nöthig.

Die Vipern haben Aehnlichkeit mit den Kreuzottern, aber 1/8 Zoll lange, weiche Hörnchen über der Schnauzenspitze; sie sind häufig in Südeuropa und sehr giftig. Die Effah-Viper (Fig. 8) ist nur 1½ Fuß lang, sandfarbig, braun und schwarz gefleckt und gebändert, sieht ungefährlich aus, ist aber eine entsetzliche Landplage für die Bewohner Aegyptens, denn sie findet sich, — man möchte fast sagen —, geradezu überall, und viele, viele Menschen werden von ihr gebissen. Auf Wegen und Feldern, in Gärten und Höfen, auf Gängen und in Zimmern trifft man sie, und es ist gar nichts Seltenes, daß man beim Ordnen des Nachtlagers eine unter dem Kissen oder dem Teppiche findet. Die Efa kennt Jedermann in Kairo und in ganz Aegyptenland.

Die Klapperschlange (Fig. 4)

ist, obwohl ihr Biß in wenig Minuten tödtet, also selten von einem Heilmittel Gebrauch gemacht werden kann, doch lange nicht die gefährlichste der Giftschlangen, denn sie ist langsam und beißt nur selten ungereizt. In ganz Amerika ist sie sehr häufig, wird aber allerwärts mit vieler Energie verfolgt; die Wilden schneiden ihr den Kopf ab und verzehren das Uebrige als einen ganz besonderen Leckerbissen.

Die Anakonda-Schlange als Schreckgespenst.

Daß Jemand nicht gerade besonders große Neigung verspürt, in einen Hof zu gehen, in welchem ein wolfähnliches Hunde-Ungethüm frei umherspaziert, ist sehr begreiflich; es gibt aber Leute, die sich noch ganz andere Abschreckungsmittel anschaffen.

Ein alter Sonderling in Rio Janeiro hielt sich Anno 1869 im Garten vor seinem Hause eine Anakonda-Schlange, um — Damen und Missionäre, die ihn stets mit Wohlthätigkeitslisten bestürmten, fernzuhalten. Und — das

Mittel fruchtete vortrefflich; der Mann bekam Ruhe. Die es auf seinen Geldbeutel abgesehen hatten, betrachteten alle, außerhalb des Gitters stehend, eine Weile die schöne Schlange, — weil diese aber nicht verschwand, so verschwanden sie selbst.

Ein panischer Schrecken.

Der Director des Circus, genannt Hyppodrom, in Paris mußte natürlich stets auf Kunstgenüsse aller Art bedacht sein, um das ziemlich verwöhnte Publikum anzuziehen. Eine Riesenschlange, soeben aus Indien angekommen, wurde Juni 1865 in ihrer ganzen natürlichen Schrecklichkeit auf den Anschlagzetteln nachgebildet, und dazu verkündet, daß dieses gefährliche Reptil, das non plus ultra seiner Art, vor dem Publikum mehrere Kunststücke ausführen und auch seine Mahlzeiten einnehmen, das heißt: lebendige Kälber und Tauben, Kaninchen und Lämmer verschlingen werde. Obgleich dieses Mittel, die Neugierde der Menge zu reizen, nicht mehr ganz neu ist, so wirkte es. Das gewaltige Thier befand sich in einem großen Glaskasten, den vier Männer trugen und auf einen ungeheuren Tisch niedersetzten, der, mit Teppichen bedeckt, mitten in der Arena stand. Ueber diesem Tische schwebte ein käfigartiger Behälter, der sich langsam niedersenkte; während dieser Zeit wurde der Glaskasten aufgehoben, so daß sich die Schlange unter dem Käfig befand. Diese Operation ging denn auch scheinbar glücklich von statten. Unglücklicherweise war aber der Käfig nicht gehörig in die Fugen eingesenkt worden, die zu diesem Behufe in dem Tische, auf welchem er stand, angebracht waren, so daß auf der einen Seite eine ziemlich bedeutende Lücke offen geblieben war. Die Schlange, vermuthlich durch den noch ungewohnten Anblick der Menge, die sie umgab, gereizt, erspähete sogleich diesen Ausgang, und mit Blitzesschnelligkeit und mit einem gellen Pfiff schoß dieselbe aus dem Käfig und befand sich in einem Nu, wie durch Zauberei, mitten unter dem dichtgedrängten Publikum. Der Schrecken, den dies so ganz unerwartete Ereigniß hervorrief, ist nicht zu beschreiben, — Kinder schrieen, Frauen fielen in Ohnmacht, Männer geberdeten sich wie Verzweifelte, Alles rannte und stürzte den Ausgängen zu, — es war ein Augenblick der höchsten, schrecklichsten Verwirrung, des allgemeinsten, wirklich panischen Schreckens, der sich mehr oder minder aller Anwesenden bemächtigte. Glücklicher und zugleich auch wunderbarer Weise aber ereignete sich kein Unglück. Die Schlange wurde sehr bald von ihrem Herrn und von mehreren herbeieilenden Wärtern wieder eingefangen und in den Käfig ge-

bracht, und die Vorstellung sollte ihren Fortgang nehmen, aber — es war kein Publikum mehr da. Und das ist wohl sehr begreiflich.

Erlebnisse mit Schlangen.

Der sogenannte dritte Welttheil (schreibt ein englischer Reisender), der Europa verhältnißmäßig so nahe liegt und uns doch noch so wenig bekannt ist, zählt verschiedene Arten der Python-Schlange, und die meisten erreichen eine bedeutende Größe. Eine Species aber, über die ich hier Näheres berichten will, und die sich geradezu massenhaft in dem Bezirke Natal, östlich vom Capland im südlichen Theile Afrika's, vorfindet, ist die Natal-Felsenschlange, oder die Port-Natal-Pythonschlange.

Ich hielt mich in jenem Gebiete durch mehrere Jahre auf. Trotz ihres häufigen Vorkommens ist es aber doch möglich, daß ein Reisender daselbst eine größere Wegstrecke zurücklegen kann, ohne einer solchen Schlange ansichtig zu werden, denn gewöhnlich verbirgt sich die Python-Schlange sechs Tage lang in einer Erdhöhle und in Felsenklüften, um dann wieder einen Tag lang ihrer Nahrung nachzuschleichen. Nichtsdestoweniger gelang es mir, während meines Aufenthaltes im Bezirke Natal sieben Python zu schießen, von denen jede mindestens über sechszehn Fuß Länge hatte. Ferner tödtete ich acht oder neun, welche zwischen sieben und zwölf Fuß lang waren, und mindestens ein Dutzend anderer ließ ich fliehen, theils weil ich ihre Gewohnheiten zu studiren wünschte, theils weil ich mir auf Jagdpartien nicht durch einen nutzlosen Schuß ein anderes nützlicheres Wild verscheuchen wollte.

Die Python-Schlange von Natal wächst zu einer bedeutenden Größe heran, und ich benutzte die Gelegenheit, das Maß von einigen, die ich schoß, näher zu bezeichnen. Die Messungen wurden unmittelbar nach der Tödtung der Thiere vorgenommen. Die größte Python-Schlange, die ich erlegte, war einundzwanzig Fuß und sechs Zoll lang, und der Umfang des Körpers an der dicksten Stelle betrug siebenundzwanzig Zoll. Sie hatte eine olivenfarbige und gelbe Haut mit hellgelben und schwarzen Flecken, und ihr Glanz glich dem einer reifen Pflaume. Eine andere Python, die ich tödtete, maß in der Länge sechszehn Fuß und ihr Umfang sechsundzwanzig Zoll.

Das Gewicht dieser Creaturen könnte ich nur annäherungsweise angeben, denn factisch abgewogen habe ich keine. Doch bemerkte ich, daß ich auf Jagden erlegte Wildstücke im Gewicht von fünfundzwanzig Pfund mit

Leichtigkeit aufhob und auf den Rücken meines Pferdes packte, während ich einmal, als ich eine nur sechszehn Fuß lange Python-Schlange geschossen, nicht mehr als einige Fuß lang von dem Thiere von dem Boden zu erheben vermochte, während der bei Weitem größere Theil des Reptils auf der Erde lag. Ich schätze sonach das Gewicht einer solchen Schlange von mittlerer Größe auf mindestens zweihundert Pfund.

Die Python-Schlange, wie alle Arten der Boa Constrictor, tödten die Thiere, von denen sie sich nähren, durch Umschlingungen; sie haben keine Giftzähne, wie viele kleinere Schlangen, und sind daher auch dem Menschen nicht so gefährlich, besonders nicht einem wohlbewaffneten und wachsamen Manne. Dessenungeachtet ist kein Zweifel, daß jeder Mensch verloren wäre, wenn es einer solchen Schlange gelingt, ihn in ihre Ringe zu fassen, obgleich ich nach allen meinen Erfahrungen glaube, daß diese Species wenig Neigung hat, einen Menschen anzugreifen.

Die erste Python-Schlange, die ich in ihrer Heimath sah, war die größte, die mir jemals vor die Augen gekommen. Ich ritt über eine Niederung, ungefähr sechs Meilen westlich von der Bay von Natal. Plötzlich sah ich in einiger Entfernung von mir das hohe Gras sich in eigenthümlicher Weise bewegen; ich ritt dahin und bekam eine riesige Schlange gerade noch in dem Momente zu sehen, als ihr Kopf in einer wahrscheinlich von Stachelschweinen gegrabenen Höhlung verschwand, dem auch der langgestreckte Leib rasch folgte. Das Loch war groß genug, daß auch ein Mann hätte durchkriechen können. Da ich doch den Kopf nicht mehr treffen konnte, schoß ich nicht, denn eine Verwundung an einem andern Theile des Körpers hätte das Reptil nicht getödtet. Bald darauf traf ich mit einem Kaffer zusammen, der mir erzählte, daß ihm dieselbe Schlange ein Kalb getödtet und verschlungen hatte, und zwar war dies gerade zehn Tage vorher geschehen. Ich beschrieb ihm genau den Ort, wo die Schlange verschwunden war, und er erklärte, er wolle dort so lange Wache halten, bis es ihm gelinge, diesen seinen Feind zu vernichten.

Zwei Tage nachher ritt ich wieder in der Nachbarschaft jener Schlangenhöhle, als ich aus geringer Distanz einen Schuß aus einer Kaffernflinte abfeuern hörte. Als ich an den Mann herankam, fand ich ihn mit einem stolzen Lächeln in seinen Mienen, und bei ihm auf dem Boden lag eine riesige Python-Schlange, von etwa einem Dutzend Lanzen durchbohrt. Ihre Länge betrug über dreiundzwanzig Fuß.

Ueber die Erlegung des Ungeheuers gab mir der Kaffer den folgenden

Bericht: An dem Tage nach jenem, als ich ihm hier begegnet war, hatte er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang an dem Schlangenloche Wache gehalten, aber Nichts gesehen. Am folgenden Morgen war er sehr zeitig wieder auf seinem Posten angelangt, und nun sah er sofort, daß die Schlange während der Nacht ihre Höhle verlassen haben mußte. Ein Kaffer vermag aber mit seinem scharfen Gesichte eine Spur ebenso gut zu verfolgen, als es ein Spürhund durch seine Nase vermag. Er folgte der Fährte der Schlange und bemerkte bald, daß das Ungeheuer die Richtung nach einem Grasplatze genommen, wo seine Kühe weideten, offenbar wieder in der Absicht, ein Kalb zu verspeisen. Dieser Gedanke beschleunigte seine Schritte und bald bekam er die Python-Schlange zu Gesicht, als sich diese eben langsam gegen ihre ersehnte Beute heranwälzte.

Als das Reptil sich verfolgt sah, flüchtete es sich in das Schilfrohr der Niederung; aber auch die Füße eines Kaffern sind schnell, wie die der Antilope; rasch war der Mann hinter der Schlange her, und aus einer Entfernung von wenigen Ellen schleuderte er einen scharfen Wurfspieß, von denen er ein ganzes Bündel mit sich führte, nach ihr. Die Kaffern sind ausgezeichnete Lanzenwerfer, und die erste Lanze durchbohrte die Python-Schlange. Das hinderte sie natürlich schon etwas in ihrer Bewegung. Aber jetzt wendete sie sich gegen ihren Verfolger. Dieser warf Lanze auf Lanze nach ihr, bis ihr Körper vielfach durchbohrt war, und sie sich wegen der in ihrem Fleische und zwischen ihren Knochen steckenden Eisenspitzen kaum mehr bewegen konnte. Sie ward buchstäblich hilflos an den Boden genagelt.

Bald nach diesem Abenteuer mit der Python-Schlange traf ich mit der größten zusammen, die ich jemals getödtet. Ich befand mich auf der Jagd und beabsichtigte, ungefähr sechs Meilen von der Natal-Bay, einen Rehbock aufzusuchen. Ich war zu Pferde und von einem Freunde begleitet. Mein Hund war vortrefflich abgerichtet und verstand es, einen Bock aus seinem Lager zu treiben. Die Landschaft, über welche wir ritten, glich einem englischen Parke, in welchem hier und da kleine Gebüsche, etwa von der Größe eines mittleren Speisezimmers, zerstreut lagen. Bei einem dieser Gebüsche hielt mein Hund an und begann, in einer ganz ungewöhnlichen Art anzuschlagen.

Bald stand er, bald sah er, mit dem Schweife wedelnd, nach mir, dann zog er sich ängstlich zurück und ging gleich darauf wieder gegen das Gebüsch vor. Ich dachte sofort, daß irgend ein ungewöhnliches Wild in dem Ge-

büsche sein müsse, aber ich erwartete, daß es entweder ein Leopard, oder ein Stachelschwein sei. Ich stieg vom Pferde, und schußbereit näherte ich mich dem Busch. Mein Freund that dasselbe. Als wir Beide vorsichtig in das Gebüsch blickten, bebte mein Freund plötzlich erschrocken zurück und rief: „Es ist eine ungeheure Schlange." In demselben Augenblick sah ich den schweren dicken Körper einer Python-Schlange langsam gegen meinen Hund herangleiten. Mein Gewehr erhebend, schickte ich eine Kugel in den Körper der Schlange und sprang dann rasch zurück um einem Versuche des Reptils, sich auf mich zu werfen, auszuweichen. Nachdem ich wieder geladen hatte, näherte ich mich mit großer Vorsicht, den Schuß bereit haltend, und sah zwischen den Blättern und Zweigen nach unserem Feinde. Ich hatte die Vorsicht wohl nöthig, denn in dem Momente, als ich einige Zweige bewegte, schoß die Schlange vorwärts und zwar so heftig gerade gegen mein Gesicht, daß ihr ungeheurer offener Rachen, groß genug, um meinen Kopf aufzunehmen, gerade oberhalb meiner Stirn war. Ein Moment und ich wäre zu Boden geworfen und verloren gewesen, ehe mein Freund schießen konnte. Aber in demselben Augenblicke schoß ich die Python-Schlange gerade in den Kopf und sie war sofort getödtet. Mit dem Aufgebot aller unserer Kräfte zogen wir die todte Schlange aus dem Gebüsch, und ich war überrascht von der Schönheit ihrer Farbe wie von ihrer Größe. Bezüglich der letzteren täuscht man sich auf den ersten Blick hin leicht, denn sieht man ein solches Thier auf dem Boden unter Bäumen und Buschwerk, erscheint es kleiner, und erst bei näherer Betrachtung staunt man über seine furchtbare Größe. So war es auch mit dieser Schlange. Zuerst meinte ich, ihre Länge könne höchstens zwölf bis vierzehn Fuß betragen, und es müsse mir möglich sein, wenn sie mich angreife, ihren Kopf an einem Baume zu zerschmettern; aber als ich sah, daß wir Beide kaum im Stande waren, sie auf ebenem Boden fortzuschleifen, daß ihre Dicke fast der eines erwachsenen Mannes gleich war, und ihre Länge einundzwanzig Fuß betrug, begriff ich erst, welch furchtbares Ungeheuer sie war, und in welcher entsetzlichen Lage ein Mann sein müsse, wenn es einer solchen Schlange gelingt, sich um seinen Leib zu winden.

Eine der größten Schlangen sah ich ferner in einem Walde an der Küste ostwärts von Natal. Sie bewegte sich durch den Wald, augenscheinlich um Nahrung zu suchen; aber sie schien etwas träge und glitt kaum schneller dahin, als ein Kind gehen würde. Ich saß mit einem Kaffer, der mein Jagdgehilfe war, in dem Gebüsch, als unsere Aufmerksamkeit durch das Geräusch auf sie gezogen wurde, das die Schlange durch das Anstreifen an

Gras und Blätter und durch das Brechen dürrer Zweige hervorbrachte. Die meisten Kaffern hegen Furcht vor jedem Thiere, wenn sie mit der Gattung nicht durchaus vertraut sind, und der Mann bemerkte mir, die Schlange sei eine von jenen, deren Gift tödtlich sei, und die außerdem fürchterlich in ihrem Zorne wäre. Allein ich erkannte das Thier sofort als eine Pythonschlange, ich wußte, daß sie nicht giftig ist, und so beschloß ich, ihr zu folgen und zu sehen, was geschehen würde. Ich fürchtete nicht, von ihr ergriffen zu werden, denn ich war mit einer doppelläufigen trefflichen Kugelbüchse bewaffnet und war meiner Schüsse so sicher, als es ein guter Schütze nur sein kann.

Die Schlange glitt langsam vorwärts und wußte augenscheinlich Nichts von meiner Gegenwart, so daß ich ihr bis auf wenige Yards nahe kam. Aber — jedenfalls hatte sie nun ihren Schlupfwinkel erreicht, denn jetzt verschwand sie nach und nach in einem großen Loche, Ring auf Ring zog sich in die geheime Höhle, bis durch längere Zeit Nichts mehr als die äußerste Schwanzspitze von ihr zu sehen war. Nach beiläufiger Schätzung erachtete ich ihre Länge auf wenigstens fünfundzwanzig Fuß.

An dem Loche, in welches diese Python-Schlange sich zurückgezogen, befand sich eine größere Quantität Sand, über den sie ihren Körper geschleift hatte. In diesem Sande war die Fährte so klar markirt, daß ich von diesem Momente an verstand, was eine Schlangenspur sei, und ich vervollkommnete mich hierin in kurzer Zeit derart, daß ich aus jeder Fährte genau die Größe der Schlange, die sie hinterlassen, anzugeben wußte. Eben deßhalb gewann ich auch bald die Ueberzeugung, daß ich noch lange nicht die größte der Schlangen, die sich im Bezirke Natal befinden, gesehen, denn mit wahrem Schrecken fand ich bald darauf an dem Ufer eines Stromes bei Natal Spuren, die nur von einer wahrhaft gigantischen Schlange zurückgelassen worden sein konnten.

Diese Schlange mußte, wie ich fest glaube, über dreißig Fuß lang gewesen sein. Mein Glaube in dieser Richtung wurde noch befestigt, als ich mit einem alten Kaffern zusammentraf, dessen Kraal sich in der Nähe befand. Dieser Mann versicherte mir, eine riesige Schlange habe ihm eine junge Kuh getödtet und verschlungen. Sie sei so lang gewesen, daß, als sie über den Strom schwamm, der Kopf bereits auf dem andern Ufer war, während sich ihr Schwanz noch auf dem diesseitigen Ufer befand. Ich besuchte den Strom an der Stelle, wo ihn die Schlange gekreuzt haben sollte, und es

war evident, daß, wenn die Aussage richtig war, sie über dreißig Fuß lang gewesen sein mußte.

Eine solche Größe erscheint allerdings wunderbar, allein, nachdem ich eine Schlange von einundzwanzig Fuß Länge getödtet, kann ich nicht glauben, daß es gerade die größte des Distriktes gewesen, und dreißig Fuß Länge erschienen mir als keine Unmöglichkeit für eine Python-Schlange.

Obwohl die Python, wie andere Schlangen, verschiedene Thiere tödtet, ist sie doch den Affen, insbesondere dem Pavian am gefährlichsten. Mit der größten Ruhe klettern diese Schlangen die Bäume empor und wissen sich unter den Blättern zu verbergen. So steht ein Affe, von Zweig zu Zweig springend, plötzlich dem Rachen einer Python-Schlange gegenüber, wird mit der Schnelligkeit eines Tigers erfaßt, augenblicklich von den fürchterlichen Schlangenringen zerquetscht und aus ist es mit den fröhlichen Sprüngen und launigen Scherzen. Der Stoffwechsel in der Natur macht sein grausames Gesetz unerbittlich geltend. Die Python-Schlange verschlingt ihre Opfer, wie sie dieselben von der reichen Tafel der Natur erhält, mit Haut und Haar, und ist es eine geflügelte Species, was sie verspeist, ein Busard oder eine Ente, so geschieht es mit allen Federn.

Im zoologischen Garten in London befinden sich zwei oder drei Exemplare der Python-Schlange, die allerdings klein sind im Vergleich zu jenen in den südafrikanischen Wildnissen. Zwei von ihnen sind ungefähr zwölf Fuß lang.

Als ich kürzlich das Schlangenhaus dieses zoologischen Gartens besuchte, war ich Zeuge einer seltsamen Scene zwischen der größten Python-Schlange und der kleinsten, die sich beide in demselben Käfig befinden.

Die große Schlange war damit beschäftigt, eine Ente zu verschlingen, als die kleine an ihr hinglitt, und sich gerade so um deren Schwanz ringelte, als ob dieser ein für sie bestimmtes Wild sei. Sie fing auch thatsächlich an ihre Ringe zusammen zu schnüren. Dieser Druck war augenblicklich sehr schmerzlich für die große Schlange, und diese bemühte sich vergebens, sich zu befreien; aber die Ente war bereits zur Hälfte in ihrer Kehle, und dadurch erschien sie hilflos und mußte die Quetschungen ertragen, welche ihre kleinere Genossin ihr zukommen ließ. Indeß wurde bald die Aufmerksamkeit des Wärters auf diese Verknotung gezogen, und durch tüchtige Stockschläge und starkes Ziehen an den beiden Creaturen gelang es endlich, sie wieder von einander zu bringen.

Abenteuer mit Pythonen.

Der Capitän eines indischen Küstenfahrers, der sich in den Sunderbunds, dem aus vielen Inseln bestehenden Delta des Ganges, befand, sendete ein Boot mit einigen Bootsknechten in einen der zahllosen kleinen Flußarme, um Früchte einzuhandeln, denn ungeachtet seines tödtlichen Klima's und der Menge reißender Raubthiere und giftiger Reptilien und Insecten, die dort hausen, haben sich in jenem Archipel einige Eingeborene Bengalens niedergelassen. Als Wache blieb im Boote ein Knecht zurück, der sich dem Schlafe überließ. Schon hatte ein aus dem Dickicht herbeigeschlichener Python ihn zu umwinden begonnen und würde in wenig Augenblicken ihn zerquetscht haben, als die anderen Ruderer herbeikamen und durch einen muthigen Angriff, zumal durch Abhauen des Schwanzes, das Ungethüm zur Flucht unfähig machten. Die nach Calcutta gebrachte Haut soll zweiundsechzig Fuß lang gewesen sein. Darf man nun auch mit allem Rechte an der Wahrheit der letzteren Angabe zweifeln, so bestätigen doch niederländische Naturforscher, daß in unbewohnten Gegenden der indischen Inseln, zumal auf Celebes, dreißig Fuß lange Pythonen, die dort Ular-Sawa heißen, bisweilen, wenn auch selten, vorkommen, und daß durch sie allerdings Menschen getödtet worden sind.

Sowohl in Afrika als in Indien kennt man Beispiele von Angriffen dieser Schlangen auf Menschen. Abson, welcher siebenunddreißig Jahre als Gouverneur in Fort William an der Guineaküste lebte, war mehrmals Zeuge des Kampfes von Pythonen mit sehr großen Säugethieren, welch letztere stets unterlagen; er besaß einen als Hirten angestellten Negersclaven, der, von einer dieser Riesenschlangen in einem Wald verfolgt, dem Umstande sein Leben verdankte, daß das Ungeheuer, bei dem Versuche, ihn zu umstricken, zwischen nahestehenden Baumstämmen sich verwickelte. Der Neger benutzte den Augenblick, um mit seinem Messer der Schlange eine Menge tiefer und endlich tödtlicher Wunden an der Kehle und dem Bauche beizubringen, behielt aber zeitlebens in Folge erhaltener Bisse und des erlittenen Druckes einen steifen Schenkel und Unterfuß. Er würde, wäre der Schlange die Umschlingung gelungen, sogleich den Gebrauch seiner Arme verloren haben und unter dem zermalmenden Drucke gestorben sein.

Auf Ceylon.

Ein holländischer Offizier, der sich in Ceylon aufhielt, erzählt:

Ich wohnte am Ende der vornehmsten Stadt dieser Insel und hatte

die Aussicht auf den nahe liegenden Wald. Nicht weit von meiner Wohnung war ein kleiner Hügel, auf welchem drei bis vier Palmbäume standen, deren Anblick mir alle Morgen viel Vergnügen machte. Als ich einstmals des Morgens meine Augen auf sie gerichtet hatte, schien mir ein dicker Zweig auf denselben allerlei wunderliche Bewegungen zu machen; er drehte sich von einer Seite zur andern, neigte sich auf die Erde herab, hob sich wieder in die Höhe und verlor sich in den andern Zweigen. Kein Wind wehte, die Luft war gänzlich still, und ich hatte allerhand Gedanken über diese Erscheinung, als mich ein Ceylonese besuchte. Ich zeigte ihm, was mich in Verwunderung setzte. Er sah nach den Bäumen hin, wurde ganz blaß im Gesichte und wollte vor Schrecken zur Erde sinken. Er bat mich, daß ich den Augenblick alle meine Fenster und Thüren zumachen und verriegeln sollte; denn was ich für den Zweig eines Baumes halte, sei eine ungeheure Schlange, die sich an solchen Bewegungen belustige.

Ich erkannte bald, daß er Recht hatte; denn nicht lange darauf sah ich, daß sie ein kleines Thier von der Erde haschte und mit sich unter die Zweige des Baumes nahm. Wir versammelten uns hierauf, zwölf Personen an der Zahl, und ritten wohlbewaffnet hinter ein dichtes Gebüsch, wo wir die Schlange mit unsern Flinten erreichen konnten. Als wir sie nun in der Nähe betrachteten und ihre ungeheure Größe wahrnahmen, ergriff uns Alle ein Schauder, und Keiner wagte einen Schuß zu thun, weil man sie zu verfehlen fürchtete. Alle Ceylonesen, die bei mir waren, gestanden, daß diese Schlange alle, die sie je gesehen hätten, an Größe überträfe. Sie war dicker, als der Leib eines mageren Menschen, schien aber nicht fett zu sein, und war im Verhältniß ihrer Dicke sehr lang. Mit ihrem Schwanz hing sie sich an einem der obersten Zweige des Baumes, und mit dem Kopfe reichte sie bis zur Erde. Sie war außerordentlich geschwind und machte in einem Augenblicke mit ihrem Körper tausend Wendungen. Sie kam herab, wickelte den Schwanz um den Stamm des Baumes, legte sich der Länge nach auf die Erde, und in einem Augenblicke hatte sie sich unter den Aesten des Baumes verloren. Mitten unter diesen Luftsprüngen sahen wir, daß sie sich mit ungemeiner Schnelligkeit zurückzog und sich in die Zweige hinlegte. Wir bemerkten bald die Ursache hievon; ein kleiner Fuchs, den sie unstreitig gesehen hatte, wollte unter dem Baume vorbeigehen; allein die Schlange schoß auf ihn herab und hatte ihn in einigen Augenblicken ausgesogen. Mit ihrer breiten, schwärzlichen Zunge leckte sie an seinem Fleische herum

und legte sich auf die Erde gemächlich nieder; doch blieb der Schwanz immer um den Stamm des Baumes gewickelt.

Wir betrachteten sie genau, und als wir uns an ihrem Anblick satt gesehen hatten, schossen wir nach ihrem Kopfe; allein wir trafen sie nicht, und sie verrieth auch nicht die geringste Furcht, sondern blieb auf der Erde liegen. Da es Abend wurde, beschlossen wir, nach Hause zu gehen und den andern Tag in größerer Anzahl wieder zu kommen. Die Ceylonesen sagten, daß, wenn die Schlange einmal einen bestimmten Baum zu ihrem Aufenthalt erwählt habe, sie denselben nicht so bald wieder verlasse.

Den andern Morgen stellten wir uns wieder hinter dem Gebüsche auf, und wir trafen die Schlange noch an demselben Orte an. Sie schien sehr hungrig zu sein, und wir bekamen bald Etwas zu sehen, was uns Alle in Erstaunen setzte.

Ein großer Tiger kam auf den Baum zu, auf welchem sie sich befand. Sogleich vernahmen wir in den Aesten des Baumes ein schreckliches Geräusch, die Schlange schoß auf den Tiger herab und fiel ihm auf den Rücken, aus welchem sie ihm ein Stück riß, das größer als ein Menschenkopf war. Der Tiger brüllte heftig und wollte mit seinem Feinde fortlaufen; allein als die Schlange dies merkte, wickelte sie sich drei- bis viermal um den Tiger und zog die Schlingen so fest an, daß er bald in Todesängsten niederstürzte. Als die Schlange ihn auf diese Weise gefesselt hatte, ließ sie den Rücken fahren, zog sich weiter nach dem Kopf herauf, öffnete ihren Rachen, so weit sie konnte, und umschloß mit ihm das ganze Gesicht des Tigers. Der Tiger hob sich wieder in die Höhe, kehrte sich von einer Seite zur andern und brüllte in dem Rachen der Schlange. Er war stark genug und muthig, und obgleich er die Schlange nicht los werden konnte, machte er ihr doch genug zu schaffen. Bald richtete er sich auf, lief ein paar Schritte fort, fiel aber theils wegen der Schwere, theils wegen der festgezogenen Schlingen der Schlange wieder nieder. Nach einigen Stunden schien er völlig entkräftet und todt zu sein. Die Schlange versuchte durch engeres Zusammenziehen ihres um den Tiger gewickelten Leibes seine Rippen und Knochen zu zerbrechen, allein es wollte nicht gehen. Sie machte sich von dem Tiger los, wickelte blos ihren Schwanz um seinen Hals und schleppte ihn, obwohl unter vieler Mühe, nach dem Baume hin. Jetzt sahen wir recht einleuchtend, wozu ihr der Baum diene. Sie richtete den Tiger an dem Stamm des Baumes in die Höhe, und als dies geschehen war, flocht sie sogleich ihren Leib sowohl um den Tiger als um den Baum und zog sich mit aller

Macht zusammen, bis eine Rippe nach der andern, ein Knochen nach dem andern mit lautem Krachen zerbrach. Als sie mit dem Leibe fertig war, machte sie sich an die Beine, die sie auf gleiche Weise an vier bis fünf Stellen zerbrach. Auch an dem Hirnschädel versuchte sie ihre Kräfte; nach vielen vergeblichen Versuchen ließ sie aber davon ab und begab sich unter die Zweige des Baumes zurück, da ihr der Tiger nicht mehr entlaufen konnte. Den dritten Tag sahen wir hinter dem Gebüsche hervor von dem Tiger Nichts mehr als rothes Aas, das ohne Gestalt und mit gelbem Kleister überzogen war. Es lag in einiger Entfernung von dem Baume, und die Schlange beschäftigte sich damit. Sie schlürfte hierauf erst den Hirnschädel und dann nach und nach den übrigen Körper hinein; dies kostete sie aber nicht wenig Mühe, und es wurde Abend, ehe sie den Tiger ganz verzehrt hatte. Den vierten Morgen begleiteten uns viele Weiber und Kinder dahin, weil, wie sie sagten, nun keine Gefahr mehr zu besorgen sei. Ich fand, daß dies wirklich der Fall war; denn die Schlange hatte sich überladen und konnte sich eben so wenig zur Wehr setzen, als entfliehen. Bei unserer Annäherung suchte sie sich zwar auf den Baum zu schwingen, allein alle ihre Mühe war vergeblich. Die Ceylonesen schlugen sie todt, machten ihr Fleisch zurecht und verzehrten es mit großem Appetit.

Schlangenbändiger.

Der berühmte Aegyptologe, Chambollion-Figeac, berichtet:

„Die Coluber Haje ist in Aegypten sehr bekannt; sie hat nicht weniger als fünf Fuß Länge und drei Zoll im Umfange. Diese Schlange besitzt die Fähigkeit, den vordersten Theil ihres Körpers scheibenförmig auszubreiten, indem sie alsdann auf dem übrigen Theile sich fortzubewegen scheint. Sobald man sich ihr nähert, erhebt sie den Kopf und macht sich zur Vertheidigung bereit. Ihr Biß ist sehr gefährlich. Das geringste Theilchen ihres Giftes, durch einen Einschnitt dem Schenkel einer Taube eingeflößt, verursacht dieser heftiges Erbrechen und starke Zuckungen, welchen nach Verlauf einer Viertelstunde der Tod folgt. Man trifft diese Schlange sehr oft in den Gräben und noch häufiger in den Feldern Aegyptens an. Die Ackerleute wissen, wie gefährlich es ist, ihr zu begegnen; allein es ist ihnen auch bekannt, daß diese Gefahr verschwindet, wenn man sich dem Thiere nur bis auf eine gewisse Entfernung nähert; denn diese Schlange begnügt sich, ihren Kopf nach ihnen zu drehen, und sie mit den Blicken zu ver-

folgen. Den Gauklern Cairo's gelingt es dennoch, diese furchtbare Schlange zu zähmen. Sie reißen ihr die Giftzähne aus und richten sie alsdann zu einer Menge Kunststücke ab, welche die Bevölkerung Aegyptens belustigen und ohne Zweifel auch die Bewohner des Occidents ergötzen würden. Denn sie lassen sich in einen Stock verwandeln und stellen sich todt. Um die Haje in einen solchen Zustand zu versetzen, speit der Gaukler ihr in den Rachen, zwingt sie alsdann diesen zu schließen und drückt hierauf den Nacken der Schlange mit den Fingern, und alsobald wird die Schlange steif und unbeweglich; sie scheint in Starrsucht versunken zu sein, aus der sie nicht eher erwacht, als bis die Gaukler ihren Schwanz ergreifen und ihn stark mit den Händen rollen. Dieses Alles erinnert an das, was das Alterthum über die Psyllen gesagt hat und über ihre Kunst, die Schlangen zu bezaubern und ihre Bisse zu heilen.

Mehrere Schriftsteller haben die Wahrheit besagter Kunst bezeugt, andere dagegen in Abrede gestellt. Die ägyptischen Psyllen scheinen die berühmtesten gewesen zu sein. Sie bilden noch eine Art erblicher Brüderschaft und bewahren ihre Geheimnisse sehr sorgfältig. Die jetzigen Psyllen unterscheiden sich in Saadsche und Befadsche; erstere zeigen Kunststücke mit gezähmten Schlangen; letztere besitzen Geheimnisse, die Schlangen in den Häusern herbeizulocken und zu fangen. Sie behaupten, daß, wer nicht aus einem reinen und unvermischten Psyllengeschlechte abstamme, nicht fähig sei, ihr Handwerk auszuüben; denn da sie von den Einwohnern gewöhnlich gebraucht werden, um ihre Wohnungen von den sich einschleichenden Schlangen zu reinigen, so kann ihre Beschäftigung wirklich ein Handwerk genannt werden. Wie man bei uns die Mäuse vertreibt, so verjagt man dort die Schlangen, ohne sich von ihnen in Furcht setzen zu lassen, aus den Häusern, wo sie sich oft in den Zimmern, auf den Betten und anderen Möbeln einfinden. Man ruft alsdann einen Psyllen, um sich von den gefährlichen Schlangen zu befreien. Die Psyllen treten in Aegypten bei öffentlichen Festen und religiösen Umzügen auf, deren sonderbarste Zierde sie sind, und wobei sie den Taumel des Volks auf den höchsten Grad steigern. In den Hauptstraßen Cairo's erscheinen die Psyllen beinahe nackt, ahmen die Geberden Wahnsinniger nach und sind mit großen Quersäcken versehen, um eine desto größere Menge Schlangen darin sammeln zu können. Sie halten es für eine Ehre, diese Thiere um sich geschlungen zu haben, und umwickeln daher ihren Hals, ihre Arme und alle Theile ihres Körpers mit ihnen. Um das Interesse der Zuschauer noch mehr zu erregen, lassen sie sich den

Leib und die Brust von Schlangen stechen und zerfleischen, und indem sie sich mit einer Art Wuth gegen dieselben wehren und sich convulsivisch wie Rasende geberden, thun sie als, ob sie dieselben ganz roh verzehren wollten. In diesem Zustand drängt sich das Volk herbei, besonders die Weiber, um wo möglich den geifernden Mund mit den Händen zu berühren. An gewöhnlichen Tagen widmen sich die ärmsten Psyllen dem Gauklergeschäfte an Scheidewegen und stark besuchten Oertern. Sie gebrauchen die Schlangen auf alle Weise, um eine außerordentliche Ueberraschung oder sogar das lebhafteste Schmerzgefühl zu erregen. Sie geben hierbei der Haje-Schlange den Vorzug. Reiche Leute, welche die Schlangen fürchten, wenden sich an diese Psyllen, um ihre Wohnungen vor ihnen zu bewahren; allein da die Zahl der Psyllen nicht beträchtlich ist, und ihre Forderungen hinsichtlich ihrer Belohnung sehr bedeutend sind, so kann nur eine kleine Anzahl der Einwohner diese Vorsicht anwenden. Ihre Zahl wird in Cairo auf etwa dreihundert angegeben. Sie sind im ganzen Lande zerstreut und haben besondere Gerechtsame. Der geistreiche Denon erzählt, daß eines Tages in seiner Gegenwart dem General Buonaparte in Cairo mehrere Psyllen vorgeführt wurden, welchen man Fragen vorlegte in Betreff der Geheimnisse ihrer Secte und der Beziehung derselben zu den Schlangen, welche sie zu beherrschen schienen, worauf sie mit mehr Kühnheit als Einsicht antworteten. Als es zur Ausführung kam, fragte sie der General: „Könnt ihr erfahren, ob Schlangen in diesem Palaste sind, und wenn welche da sein sollten, könnt ihr sie nöthigen, aus ihren Schlupfwinkeln hervorzukommen?“ Sie bejahten diese beiden Fragen. Man stellte sie auf die Probe, und sie vertheilten sich in den Zimmern. Einen Augenblick später erklärten sie, daß eine Schlange da sei. Sie erneuerten ihre Nachsuchungen, um zu erfahren, wo sie sich aufhalte. Indem sie an einem in einer Ecke des Palastes stehenden Wasserkrug vorbeigingen, verfielen sie in Zuckungen und behaupteten, daß das Thier sich an diesem Orte befände, welches auch wirklich dort angetroffen wurde. Dieses ausgezeichnete Kunststück bestimmte die Zuschauer, die Geschicklichkeit der Psyllen einzugestehen. Es scheint, daß sie bei ihrer Kunst einer Stimme vertrauen, die den Lockton der Schlangen nachahmt. Die Geschicklichkeit besteht darin, diesen Ton genau bald durch das hellklingende Geschrei des Männchens, bald durch das dumpfere Zischen des Weibchens nachzuahmen; und in der That kann nur hierdurch die Schlange in Unruhe versetzt und dazu bewogen werden, aus ihrem Schlupfwinkel hervorzukommen.“

Schlangenbeschwörer.

Der preußische General, Heinrich Freiherr von Minutoli, welcher in den Jahren 1820 und 1821 Aegypten bereiste und uns in einem großen und kostbaren Werke einen reichen Schatz sehr genauer und sorgfältiger Beobachtungen hinterlassen hat, berichtet:

Die Befadsche besitzen Geheimnisse, die Schlangen in den Häusern herbeizulocken und zu fangen. Um aber sicher zu gehen, pflegen sie gewöhnlich selbst eine Schlange bei sich zu führen, die, wenn die gesuchte ihrer Zauberei nicht gehorchen will, plötzlich von ihnen hervorgezogen wird. Ich verdarb einem solchen, den Herr von Rosetti hatte rufen lassen, und der gleich beim ersten Auftreten eine Schlange zu wittern vorgab, seinen armseligen Betrug, indem ich, ungeachtet seiner Räucherungen, Contorsionen und furchtbaren Zauberformeln, ihm nicht von der Seite wich; worauf er, nach zwei Stunden der lächerlichsten Anstrengungen, die ihn offenbar sehr angriffen, die Dreistigkeit hatte, zu behaupten, die Schlange sei wirklich im Hause vorhanden, aber jetzt bis in den fünften Erdgürtel gedrungen, bis wohin seine Kraft nicht reiche, weil es zu kalt sei, aber den folgenden Tag um zwölf Uhr werde er ihr befehlen zu erscheinen. Allein weder er, noch die Schlange fanden sich ein.

Das Aussehen dieses Menschen war übrigens das eines wahren Zauberers. Beim Anfang seiner Operationen zog er sich nackend aus, bis auf einen kleinen Schurz um die Hüften, über seine Brust hing eine schwarze Korallenschnur, sein Haupt war geschoren, bis auf ein Büschel Haare, der auf dem Scheitel borstenartig in die Höhe stand, sein Körper schwarzbraun und muskulös. Die Augen verdrehend und mit dem Zauberstab in der Hand, schritt er nun gravitätisch einher, indem er unter Ausstoßung immer lauterer Imprecationen gegen Decken und Wände stieß und mit dem Zauberstab die Kammern und Winkel bald des oberen, bald des unteren Stockwerkes durchstörte. Seine Räucherungen aus Mehl, Schwefel und Zwiebelschalen wurden zuletzt so betäubend, daß ein heftiges Husten oft die Zauberformeln unterbrach, und er sich ein paarmal durch Rauchen einer Pfeife Tabak wieder erquicken mußte. Die hervorzulockende Schlange befand sich wahrscheinlich in Gewahrsam seines Famulus, der sich immer in seiner Nähe hielt; allein den gezähmten Schlangen sind gewöhnlich die Zähne ausgebrochen, woran man den Betrug leicht entdecken kann.

Uebrigens besitzen diese Zauberer nach der Versicherung eines sehr

unterrichteten Mannes, wirklich eine große Geschicklichkeit, Schlangen aufzusuchen und zu fangen. Die Räucherungen, besonders mit Schiech, einem sehr aromatischen Kraute, sind den Schlangen angenehm und locken sie hervor; der angebliche Zauberstab ist ein Palmenschoß, zunächst neben der Krone des Baumes abgeschnitten, und voll von dem süßen Mark desselben, wonach die Schlangen sehr lüstern sind; außerdem wissen die Beschwörer bei den Zauberformeln das Gezisch der Schlangen so natürlich nachzuahmen, daß diese davon getäuscht werden, und ihr Speichel soll durch das Kauen eines narkotischen Krautes, wodurch sie denselben auf eine gräßliche Weise vermehren, eine solche betäubende Kraft besitzen, daß die damit benetzte Schlange sofort einschläft. — Anderer Meinung war der Kiaschef von Dschiseh, der sich rühmte, er habe noch jeden dieser Wunderthäter durch Androhung der Bastonnade zum Geständniß gebracht, daß er ein Betrüger sei und die Schlangen bei sich führe. Ein so heroisches Mittel, die Wahrheit zu erforschen, dürfte jedoch nicht die zuverlässigsten Resultate geben.

Abrichtung der Schlangen.

Engelbrecht Kämpfer, welcher Ende des siebzehnten Jahrhunderts zehn Jahre lang Asien bereiste, erzählt über die Art, wie ein Brahmane seine Schlangen abrichtete, Folgendes:

„Er hatte zweiundzwanzig Schlangen in eben so viel irdenen Gefäßen, welche durch einen Deckel geschlossen und groß genug waren, ihnen die nöthige Bewegung zu gestatten. Wenn die Witterung nicht zu heiß war, ließ er eine Schlange nach der andern aus ihrem Gefängnisse, und übte sie kürzere oder längere Zeit, je nach den Fortschritten, die sie schon in ihrer Kunst gemacht hatten. Sobald die Schlange aus dem Gefäße gekrochen war und entwischen wollte, drehte der Meister ihren Kopf mit einem Rüthchen nach sich zu, und in dem Augenblicke, wo sie nach ihm beißen wollte, hielt er ihr das Gefäß vor, womit er, wie mit einem Schilde, ihre Bisse auffing. Bald sah sie denn ein, daß ihre Wuth Nichts ausrichtete, und zog sich zurück. Diese Art von Kampf dauerte eine Viertel- oder selbst eine halbe Stunde, und während dieser Zeit folgte die Schlange immerwährend mit aufgeblasenem Halse und gehobenen Giftzähnen allen Bewegungen des ihr vorgehaltenen Schildes. So wurde die Schlange allmählig daran gewöhnt, sich, sobald man ihr das Gefäß vorhielt, aufzurichten. Späterhin hielt man ihr statt dessen die Hand vor; aber die Schlange

wagte nicht zuzubeißen, weil sie glaubte, sie würde davon, wie vom Schilde, zurückprallen. Der Gaukler begleitete die Bewegungen der Schlange mit einem Gesange, um die Täuschung zu vermehren. Indessen hätte er doch, trotz aller Geschicklichkeit und Vorsicht, einen Biß bekommen und sterben können; deßwegen ließ er die Schlange vorher oftmals in ein Stück Tuch beißen, wobei sie ihr Gift verspritzte. Dies mußte oft von Neuem geschehen, weil das Gift sich bald wieder ersetzte."

Den Tanz der Schlangen beschreibt er folgender Maßen:

„Der Gaukler nimmt eine Wurzel in die Hand und versichert zugleich die Zuschauer, daß er unter dem Schutze dieser kräftigen Wurzel die Schlangen angreifen und ihren giftigen Bissen trotzen kann. Darauf läßt er aus einer Schachtel eine Brillenschlange hervorkriechen, reizt sie durch einen Ruthenhieb und hält ihr die rechte Hand, worin er die Wurzel hat, vor. Sogleich wendet sich die Schlange gegen ihren Feind, richtet sich, auf dem Schwanze ruhend, empor, bläst sich auf, zischt, streckt ihre Zunge hervor, öffnet den Rachen, und ihr glühendes Auge folgt der Hand des Gauklers. Jetzt beginnt dieser seinen Gesang, bewegt seine Hand nach dem Tacte auf und ab, und zwingt so das Thier, welches immerfort der Hand folgt, seinen Kopf beständig zu bewegen und so etwa acht Minuten lang eine Art von Tanz darzustellen. Der Gaukler sieht den Augenblick voraus, wo die Schlange ermattet sinken würde, Gesang und Handbewegung hören auf, die Schlange senkt sich und kehrt in ihre Schachtel zurück."

Die Schlangentödterin.

Eine Frau, Namens Boursier, die im Jahre 1865 noch in dem Canton Champlette lebte, war in der ganzen Umgegend als Schlangentödterin bekannt, und die Einzelheiten, welche über sie berichtet werden, sind, so wunderbar sie auch klingen mögen, zu positiver Natur, um in Zweifel gezogen werden zu können. Die Gegend, in welcher diese Frau sich befindet, wird durch viele Vipern, zum Theil der giftigsten Art, unsicher gemacht. Die genannte Frau Boursier ist nun beständig des Morgens und des Abends, immer auf der Sonnenseite und längs des Waldsaumes, auf der Vipernjagd. Sie nimmt durch den Geruchssinn wahr, ob in den verschiedenen Spalten, an denen sie vorüberstreift, Vipern sich befinden, und sobald sie von dem Vorhandensein eines dieser schädlichen Thiere sich überzeugt hat, stöbert sie mit einer kleinen eisernen Gabel, die sie vorher in eine in ihrer

Zusammensetzung nur ihr bekannte Flüssigkeit getaucht hat, in der verdächtigen Höhlung herum. Die Viper kriecht zu der Gabel heran und folgt ihr bis zur Oeffnung der Höhle nach, wo die Frau in gebückter Stellung, und indem sie das Zischen des Thieres nachahmt, sie erwartet. Die Viper kommt mit geöffnetem Rachen immer näher, bis hart an den Mund der Frau. Alsdann speit diese einige Tropfen der oben erwähnten Flüssigkeit dem Thiere in den Schlund, worauf dasselbe sofort betäubt niedersinkt und mit der leichtesten Mühe und ohne alle Gefahr getödtet werden kann. Die Frau ist 1820 geboren, also noch nicht alt, und schwächlichen Körpers. Sie behauptet, der Athem der ihrem Munde sich nähernden Viper sei ihrer Gesundheit verderblich.

Nach amtlichen Nachrichten wurden der Frau Boursier vom 11. Juni bis 14. September 1864 für 1139 von ihr getödtete und eingelieferte Vipern 284 Francs 75 Centimes Prämiengelder bezahlt, — 25 Centimes oder 7 Kreuzer oder 2 Silbergroschen per Stück. Im Jahre 1865 lieferte sie vom 1. Mai bis 10. September 3274 Schlangen ein und erhielt dafür 818 Frcs. 50 Cts. = 381 fl. 58 Xr. oder 218 Thlr. 8 Sgr., — ein ganz anständiger Verdienst für eine arme Frau in neunzehn Wochen. Sie hat in jeder Woche 20 fl. oder 11½ Thlr. mit Viperfangen erworben.

Lindwürmer und Drachen.

Eine Python-Schlange ist gewiß ein Thier von einer anständigen Größe, und man sollte meinen, die Menschen müßten genug daran haben; aber weit gefehlt! Sie ist ihnen noch lange nicht groß und schrecklich genug. Der alte Geßner, der 1565 als Professor der Universität Zürich an der Pest starb, weiß viel von den Drachen zu erzählen, deren Urbilder — gerade wie die der Lindwürmer — große Schlangen sind. Schnäbel, Flügel und Krallen sind nur beigegeben, weil sie sonst noch nicht fürchterlich genug wären. Nach seiner Ansicht sind die Drachen in der Regel nicht giftig, sie werden es nur in sehr heißen Ländern, z. B. in Afrika. Wenn sie übrigens einem Menschen, oder Thiere aufpassen und schnell mit der Arbeit fertig werden wollen, fressen sie giftige Beeren und Kräuter und werden dadurch auf eine Zeitlang selbst giftig. Durch ihren Athem vergiften sie die ganze Umgegend. In der Regel liegen sie still in ihrer Höhle und sehen nur mit dem Kopfe heraus; ihre Augen aber sind so groß wie ein Ritterschild. Hat der Drache Hunger, so kommt er hervor, stellt sich auf seinen

Schwanz, haucht den Giftdampf in die Luft hinaus, — und alle Vögel in der Nähe fallen todt vor den Drachen nieder. In Aethiopien heißt er nur der Elephantenmörder, denn er paßt den Elephanten auf, reißt ihnen mit großer Geschwindigkeit die Augen aus, daß sie Nichts mehr sehen, umschlingt ihre Beine, daß sie nicht fliehen können, umwindet und erwürgt sie. Manche Drachen haben Füße, Flügel und einen Kamm, andere nicht. Alexander, der Große, traf auf seinem Zuge in Asien einen Drachen, der siebzig Ellen lang war und, als er den Heereszug des Macedoniers kommen sah, ein so entsetzliches Pfeifen hören ließ, daß alles Volk umher erzitterte. Noch zwei ähnliche Thierchen bekam Alexander zu sehen; ein Indier hatte sich zwei gezähmt, das eine sechsundvierzig, das andere siebzig Ellen lang. Von diesen Thieren glaubte man, daß sie Hirsche und Ochsen verschlingen könnten. Als der römische Feldherr Regulus nach Afrika kam, die Karthager zu bekriegen, siehe, da machte ihm eine ungeheure Schlange den Uebergang über den Fluß Bagrades streitig. Für gewöhnliche Waffen war sie unverwundbar; Schwert, Pfeil und Spieß, Nichts drang in ihre dick beschildete, fest gepanzerte Haut, und Regulus konnte nicht vorrücken, die Schlange vertheidigte den Uebergang hartnäckig. Da ließ der Feldherr gewaltig große Ballisten bauen, herbeifahren und mit ihnen ungeheure Steinmassen, Felsbrocken auf das Ungethüm schleudern, also daß es endlich zerschmettert wurde. Wohlverstanden: die Schlange sei hundertdreiundzwanzig Ellen lang gewesen. Regulus ließ ihr die Haut abziehen und sie nach Rom bringen, wo sie noch lange aufbewahrt wurde. Von uns hat sie aber Niemand gesehen und gemessen.

Ein feines Halsband.

In Brasilien und Mexiko findet sich eine wunderschöne Giftschlange, eine Art der Korallenotter, welche in bunten, grellen Farben schimmert und Schooßschlange oder Mädchenschlange genannt wird. Sie ist zwar giftig, aber gutmüthig, beißt nicht leicht, ist ziemlich langsam, so daß sie ohne Mühe gefangen werden kann, mißt ungefähr zwei Fuß und dient den Indianerinnen und Negerinnen zu einem ganz eigenen Schmucke. Wo diese ein solches Thier mit seinem prachtvollen Farbenschimmer im Grase liegen sehen, heben sie es auf und schlingen es sogleich um den Hals; sie finden, daß solche Halsbänder nicht nur äußerst angenehm kühlen, sondern auch sehr schön aussehen; und es läßt sich nicht in Abrede stellen, die grellen, bunten

Farben der Schlange stechen gar herrlich auf der schwarzen Hautfarbe ab. Auch die todte Schlange wird noch als Halsband benutzt.

Lange wollten unsere Naturforscher trotz der gegentheiligen Versicherung der Indianer nicht glauben, daß die Schooßschlange wirklich giftig sei, bis neuere, genauere Untersuchungen darthaten, daß sie allerdings Giftzähne hat; allein sie vermag ihren kleinen Mund nur so wenig zu öffnen, daß sie nur kleineren Thieren, aber nicht leicht dem Menschen gefährlich werden kann. Trotz dessen ist ein so lebendiges Halsband immer ein etwas seltsames Ding.

Schlangenjagd auf ein Eichhorn.

Die Klapperschlange jagt die in den amerikanischen Wäldern häufigen grauen Eichhörnchen und fängt sie ohne Mühe. Ich selbst (erzählt Audubon) hatte im Jahre 1821 das Vergnügen, einer solchen Jagd zuzusehen. Um das Benehmen eines mir neuen Vogels zu beobachten, hatte ich mich niedergelegt, wurde aber durch ein scharfes Rauschen in meiner Nähe aufmerksam gemacht und erblickte beim Umsehen ein ausgewachsenes graues Eichhorn, welches aus einem Dickichte herausfuhr und in Sätzen von mehreren Fuß Länge geradeaus vor einer Klapperschlange floh, welche nur noch etwa zwanzig Fuß hinter ihm war. Sie glitt so schnell über den Boden weg, daß sie dem Eichhorn immer näher kam. Letzteres erreichte einen Baum und war geschwind bis zu dessen Wipfel emporgeklettert. Die Schlange folgte ihm bedeutend langsamer, immerhin aber noch so schnell, daß das Eichhorn weder mit dem Schwanze schlug, noch grunzte, vielmehr den emporkletternden Feind scharf im Auge behielt. Als die Schlange nur noch wenige Ellen vom Eichhorn entfernt war, sprang dieses auf einen anderen Zweig; jene folgte ihm, indem sie sich um volle zwei Dritttheile ihrer Länge in die Luft ausstreckte, hinten mit dem Schwanze sich haltend. Das Eichhorn sprang mit außerordentlicher Geschwindigkeit von einem Zweige zum andern, kroch währenddem in mehrere Löcher, aus denen es jedoch bald wieder herauskam, weil es wohl wußte, daß die Schlange ihm in jedes Loch folgen könne; endlich that es einen gewaltigen Satz auf den Boden, wobei es, um den Fall zu verzögern, Schwanz und Beine soweit als möglich ausstreckte. In demselben Augenblicke ließ sich die Schlange ebenfalls herabfallen, so daß sie sich, ehe das Eichhorn weiter geflohen war, nur wenige Ellen von ihm befand. Nun ging die Jagd auf dem Boden von Neuem an, und ehe das Eichhorn wieder einen Baum erreichen konnte,

hatte es die Schlange am Hinterkopfe gepackt und sich bald so um dasselbe gewickelt, daß ich es zwar schreien hörte, aber nicht das Geringste von ihm sehen konnte. Sie war dabei so erpicht, daß sie mich gar nicht beachtete, während ich mich näherte, um sie genau in's Gesicht zu fassen. Nach wenigen Minuten löste sie ihre Schlingen, erhob sich ein paar Zoll vom Boden und strich mit dem Kopfe nach verschiedenen Richtungen über das todte Thier, um sich zu überzeugen, daß kein Leben mehr in ihm sei, faßte dann die Schwanzspitze, verschluckte den Schwanz, mit einigen Anstrengungen auch die Hinterbeine und Keulen, wobei ihre Kiefer sich so ausdehnten, daß der Rest anscheinend leicht hinunterrutschte.

Zahme Klapperschlangen.

Ein gewisser Neale, welcher viele Klapperschlangen gefangen gehalten hatte, gelangte zu der Ansicht, daß letztere gezähmt werden können. Er behauptete, daß die Musik auch auf sie ihre Wirkung äußere, und versicherte, daß eine sanfte Weise hinreiche, die wüthendsten zu beruhigen. Zuletzt soll der Mann wirklich gezähmte Klapperschlangen ausgestellt haben. „Ihre Folgsamkeit," sagt ein Berichterstatter, „ist so groß, daß er sie, nachdem er ihnen einige Worte gesagt, und sie mit der Hand gestreichelt hat, behandelt, als wenn sie Stricke wären. Er läßt sie an seiner Brust emporsteigen, sich um seinen Hals schlingen, küßt sie und nimmt eine zweite, nachdem sich die erste umschlungen hat. Und diese furchtbaren Thiere, weit entfernt, ihrem Herrn weh thun zu wollen, scheinen Anhänglichkeit für ihn zu empfinden. Er öffnet den Mund der Schlangen und zeigt ihre Gifthacken u. s. w. Seine Sicherheit hat noch einen anderen Grund; er besitzt, wie er sagt, ein wirksames Mittel gegen ihren Biß und macht kein Geheimniß daraus. Man muß, wie er versichert, damit anfangen, den Mund mit heißem Oele zu waschen, dann den Biß aufsaugen, hierauf von einer Abkochung der Serpentariawurzel trinken, bis ein starkes Erbrechen eintritt; dann hat man weiter Nichts zu fürchten."

Die Lurche.

(Tafel XIV.)

Die Lurche zerfallen in vier Familien, Frösche und Kröten, Molche, Schleichenlurche und Fischlurche. Die Thiere der ersten Familie haben kurzen, breiten Körper, sind vierbeinig und haben keine Rippen; die fischgestaltigen Jungen sind geschwänzt, verlieren aber diesen Schwanz und bekommen erst die Hinterbeine, später die Vorderbeine dazu; die äußeren Kiemen vertrocknen, und von da an athmen die Thiere durch Lungen.

Die Pipa

ist acht bis zehn Zoll lang, platt gedrückt, schwarz-braun, führt ein nächtliches Leben in Brasilien und den angrenzenden Ländern. Sie ist besonders merkwürdig dadurch, daß das Männchen dem Weibchen die Eier auf den Rücken streicht, wo sich alsbald Hautzellen bilden, in welchen die Jungen ihre Kaulquappenzeit verleben, und welche sie erst verlassen, wenn ihnen die Beine gewachsen sind.

Der Laubfrosch

hat Zehen mit scheibenförmiger Erweiterung (Saugscheibe), wodurch ihm das Klettern sehr erleichtert wird. In Südamerika gibt es einen zweifarbigen (Tafel XIV, Fig. 10), der oben schön grün-blau, an den Seiten mit weißen, kastanienbraun eingefaßten Flecken und einem weißen Strich gezeichnet, untenher weiß und braun marmorirt ist. Der Körper ist vier, mit ausgestreckten Beinen aber zehn Zoll lang.

Die Wasserfrösche

haben keine Saugscheibe an den Zehenspitzen. Allbekannt sind der grüne Wasserfrosch, der in stehenden Gewässern lebt und durch seinen

nächtlichen, gewöhnlich von einem Vorsänger geleiteten Gesang die Nachbarschaft in Verzweiflung bringt, — der braune oder Grasfrosch, der zu der Sage vom Froschregen Veranlassung gegeben hat, weil nach warmem Regen seine Jungen oft in so unzähliger Menge aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechen, Felder und Wege bedecken, daß man mit jedem Fußtritte ein Dutzend derselben zermalmt, und daß es allerdings dem Unwissenden zu verzeihen ist, wenn er meint, sie müßten herabgeregnet sein. — Der nordamerikanische Wasserfrosch (Fig. 9) ist olivenfarbig und hat auf dem Rücken runde, schwarze und gelb eingefaßte Flecken. Der Ochsenfrosch wird gegen ein Pfund schwer, ist mit ausgestreckten Beinen $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, springt über vier Fuß hohe Zäune und Hecken, und sein Geschrei lautet wie fernes Brüllen der Ochsen; darum heißt er auch Brüllfrosch. Er lebt im Osten Nordamerika's.

Die Kröten

hüpfen selten, kriechen beschwerlich, leben an dunklen feuchten Oertern; ihre Hautdrüsen sondern eine Feuchtigkeit ab, die zwar scharf ist und einigermaßen ätzend, aber nicht giftig. Die gemeine oder Feldkröte ist für Gärten ein sehr nützliches Thier, da sie eine Unzahl von Insecten vertilgt; die Rohrkröte (Fig. 11) ist olivengrün mit röthlichen Warzen, heißt auch Kreuzkröte; die Feuerkröte oder Unke ist grau oder bräunlich und auf dem Bauche schwarz-blau mit orangefarbigen Flecken.

Zu den Molchen, welche die Gestalt der Eidechsen haben, aber keine Rippen und überhaupt als Lurche zu betrachten sind, die ihren Kaulquappenschwanz gar nicht verlieren, gehört

der Feuersalamander (Fig. 12),

der sich in feuchten, bergigen Wäldern findet. Er ist schwarz und hat große feuerfarbige Flecken. Zu allen Zeiten wurde viel von diesem unschuldigen Thiere gefabelt, — es kann im Feuer leben, — eine Feuersbrunst wird durch Hineinwerfen dieses Salamanders sogleich gelöscht, — es ist so giftig, daß es schon ganze Völkerschaften ausgerottet hat, — gebrannte und pulverisirte Salamander sind die wichtigste Ingredienz zur chemischen Bereitung des Goldes u. s. w. — Der Riesensalamander in Japan wird über vier Fuß lang.

Der Wassermolch (Fig. 13) hat einen seitlich zusammengedrückten Schwanz, ist schwarz-braun und auf dem Bauche orangegelb gefleckt. Der

Olm oder **Proteus** (Fig. 14) hat einen cylindrischen, aalförmigen Leib, verliert seine Kiemen gar nicht, hat aber dabei auch eine Lunge, ist fleischfarbig, einen Fuß lang und hat eine so durchsichtige Haut, daß man die Eingeweide hindurchsieht; er lebt im unterirdischen Bache der Adelsberger Höhle. — Der **gestreifte Armmolch** (Fig. 15) hat nur zwei Vorderfüße, lebt in Carolina in Morästen und Sümpfen. — Der **mexikanische Kiemenmolch** oder **Kolbenmolch** (Fig. 16) ist über einen Fuß lang, lebt in unzähliger Menge in den Seeen um die Stadt Mexiko, wird dort auf den Markt gebracht und ist eine Hauptnahrung der Landleute.

Zu den **Schleichenlurchen**, die wurmförmig verlängert sind, weder Schwanz noch Beine haben, und zu den **Fischlurchen**, die aalförmig sind und schon Schuppen, Rücken- und Schwanzflossen haben, also einen sehr entschiedenen Uebergang zu den Fischen bilden, gehören nur einige wenige Thierarten, von welchen sich nicht eine einzige in Europa findet.

Zutrauliche Frösche.

„Ich hatte einst über Sommer ein Froschpärchen in Kost und Quartier; die zwei kleinen Springer lebten in ihrem Glaskästchen vergnügt und behaglich; sie wurden täglich mit frischem Grase und insbesondere stets mit Wasser versehen, das allen Fröschen unbedingt Lebensbedürfniß ist, und zeigten sich bald zutraulich, ließen sich jedwede Annäherung gefallen und holten die Fliegen von den Fingern des Spenders weg. Eines Tages kam einer von ihnen auf die Idee, sich die Welt auch außer dem Häuschen zu besehen, welches letztere statt des Daches eine Decke von Florstoff hatte, in deren Mitte sich das Futterloch befand. Zu diesem hüpfte er hinauf, schob sein Maul hindurch und rückte und weitete so lange daran herum, bis er sich durchgezwängt hatte und endlich ganz breit und vergnügt außen auf der Decke saß. Von hier fand er bald den Weg in die Aeste und Zweige der Blumen, in deren Mitte das Froschhäuschen auf einem Tische stand, und von da herab quakte er eine Stunde später so ungenirt und so eindringlich, daß sich sein gefangener Kamerad gleich ihm zu kühner Unternehmungslust angeregt fühlte und ihm folgte. Von nun an blieben die beiden kleinen Bursche auf dem Blumentische, jagten zwischen den Blättern nach Fliegen, Mücken und Spinnchen, hüpften lustig auf und nieder und gingen nur in ihr Häuschen, von dem ich die Flordecke entfernt hatte, hinab, um darin zu baden. Nie verweilten sie länger im Hause, nie saßen sie dort unten, die

Blumen waren ihre selbsterwählte Heimat geworden. Dabei ließen sie sich keinerlei Ausschreitungen zu Schulden kommen, verließen nie die Grenzen ihres Terrains und zeigten sich noch viel zutraulicher als vorher."

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Mensch weitaus die allermeisten Thiere durch gute Behandlung zähmen und an sich gewöhnen kann. Selbst die, welchen man gar nicht zutraut, daß sie eine Empfindung für Wohlwollen haben, fühlen es recht gut, wenn der Mensch sie in Frieden läßt, wenn er ihnen Gutes erweist, wenn er sie lieb hat. Aber der Mensch mißhandelt die Thiere zu oft in seiner Brutalität; meint, sie seien nur da, seine Launen zu befriedigen; er dürfe mit ihnen machen, was er wolle. Als ob Gott nicht auch ein Vater der Thiere sei — gerade so, wie er ein Vater der Menschen ist.

Noch ein Räthsel.

Daß die Nahrung der Frösche außerhalb des Wassers aus Fliegen, Mücken und anderen Insecten besteht, die sie in raschem Sprunge geschickt zu fangen wissen, und innerhalb des Wassers aus Gewürm und kleineren Schaalthieren, ist eine bekannte Sache, daß sie aber auch ihre eigene Gattung anfallen und verschlingen, darüber fehlen bis jetzt alle Beobachtungen, und die folgende Thatsache liefert einen neuen Beweis, daß in der Naturgeschichte noch manches Räthsel zu lösen ist.

Seiffart erzählt: Eine langjährige Gewohnheit, mich an warmen Sommertagen durch ein erquickendes Bad im freien, offenen Strome zu erfrischen, hatte mich bestimmt, das Städtchen K. zu meinem Domicil zu wählen, welches, am Zusammenfluß zweier bedeutender Ströme belegen, hierzu die günstigste, von mir auch fast täglich benutzte Gelegenheit bot. So hatte ich auch eines Tages mit einem derselben Gewohnheit huldigenden Freunde den Kahn bestiegen, um in die Mitte des Stromes zu rudern und daselbst in die erfrischende Tiefe zu tauchen, als mich mein Freund auf einen auffallend großen und dicken Frosch aufmerksam machte, der am Ufer schwerfällig hin und her schwamm; da jedoch ein großer Frosch an dem von zahllosen Fröschen bewohnten Ufer eben keine Seltenheit war, und ich mich nach der Kühle das Bades sehnte, so schenkte ich jenem, obgleich mir seine Größe auffiel, doch keine weitere Aufmerksamkeit, sondern ruderte uns nach der Mitte des Stromes, wo wir mit Auskleiden, Abkühlen, Baden und Wiederankleiden wohl länger als eine Stunde zubrachten und dann nach dem Ufer zurückfuhren.

In dessen Nähe angelangt, erblickten wir sofort denselben großen Frosch, der noch ebenso schwerfällig, wie früher, am Ufer herumschwamm, und bemerkten zugleich, daß ihm ein kleiner Gegenstand aus dem Maule heraushing. Dies reizte unsere Neugier, und um zu untersuchen, was für ein verschlucktes Etwas es sei, erfaßte ich mit raschem Griffe den Frosch und war nicht wenig verwundert, als ich in dem aus dem Maule hängenden Gegenstande die äußerste Fußspitze eines anderen Frosches erkannte. Diese Erscheinung war seltsam, und um darüber in's Klare zu kommen, ergriff ich die Fußspitze und versuchte daran zu ziehen; sie gab nach, ich zog stärker und siehe, da kam erst ein Froschbein, dann ein zweites und zuletzt ein ganzer Frosch zum Vorschein, fast ebenso groß, als der war, aus dessen Innerem ich jenen hervorzog, und der nun seinerseits bedeutend am Umfange verloren hatte.

Der wieder zu Tage gebrachte Frosch war von derselben Gattung, welcher der andere angehörte, war nirgends verletzt, sondern nur etwas mit grauem Schleim überzogen und zappelte vor Verlangen, wieder in sein nasses Element zurückkehren zu dürfen. Wir erfüllten dieses Verlangen, setzten ihn in's Wasser und sahen, wie er munter davon schwamm, als sei gar Nichts vorgefallen; aber ebenso munter schwamm jetzt auch der andere davon, augenscheinlich froh, einer Bürde wieder entledigt zu sein, die er aus Hunger oder Haß, Zärtlichkeit oder Unvorsichtigkeit in zu großer Begierde in sich aufgenommen hatte, und die zuletzt vielleicht durch die zu innige Vereinigung des Verschlingenden und des Verschlungenen ihren beiderseitigen Tod herbeigeführt haben würde.

Klugheit eines Frosches.

Ein sehr großer Wasserfrosch wollte ein kleines Thaufröschchen verschlingen. Weil er es aber rückwärts erfaßt hatte und sich dieses sehr sträubte, so schaute fortwährend der Kopf desselben aus dem halb offenen Rachen heraus, und kein Würgen wollte helfen. Der Frosch wußte jedoch bald Rath. Er that nämlich einige kräftige Sätze gerade gegen einen Baum und schob sich so seine Beute vollends in den Schlund hinab. Die Naturforscher Gräfe und Naumann waren Augenzeugen dieser Thatsache.

Merkwürdiges von den Kröten.

Die Kröten gehören zu den wenigst beliebten aller Amphibien; aber giftig, wie man hin und wieder glaubt, sind sie nicht. Werden sie gereizt,

so blasen sie sich auf, funkeln mit den Augen, sperren das Maul auf und spritzen ihrem Feinde von hinten eine scharfe, übelriechende Feuchtigkeit entgegen, welche ebenso, wie der Warzensaft, womit ihr Körper bedeckt ist, die Haut röthet und, in den Magen gebracht, Erbrechen und andere krankhafte Zufälle verursacht.

Die Kröten erreichen ein sehr hohes Alter, wohl vierzig bis fünfzig Jahre. Sie können sehr lange hungern und haben überhaupt ein sehr zähes Leben.

In Gärten ist die Kröte durch Vertilgung der Insecten sehr nützlich; doch muß man sie von den Bienenstöcken fern halten, da sie an einem Tage wohl an zwanzig Bienen wegfängt.

Da sich die Kröten gern an feuchten, dunklen Orten aufhalten, so kommen sie auch mitunter in die Keller, wo sie die Eßwaaren benagen. Man kann sie durch Raute, deren Geruch ihnen sehr zuwider ist, verscheuchen.

Die gemeine Kröte wird leicht zutraulich und läßt sich füttern und streicheln. In einem Hause hatte man einmal viele Jahre lang eine zahme Kröte, an der die ganze Familie ihr Vergnügen hatte. Sie kam Abends aus ihrem Loche hervor, ließ sich auf einen Tisch setzen und bekam dann Fliegen und anderes Futter.

Die guten Kröten.

Auf den Antillen und besonders auf Cuba sind die Kröten außerordentlich häufig und werden in allen Häusern gern geduldet und zwar in solchem Grade, daß sie unter den Betten umherspazieren. Solche Gunst haben sich die Thiere dadurch erworben, daß sie eine unermüdliche Jagd auf Wanzen machen, eine der schrecklichsten Landplagen der Wohnungen. Ein Engländer, der auf seiner Reise Cuba berührte, wollte eben zu Bett gehen, als er fünf Kröten von sehr ansehnlichem Körperumfang umherspazieren sah. Dergleichen war er nicht gewöhnt; er klingelt sogleich und verlangt in heftigen Worten, daß man diese ekelhaften Thiere entferne. Es kam ein Knabe, der sich sehr in Acht nahm, die nützlichen Gäste zu verletzen, sie sehr vorsichtig aufhob und — in ein anderes Zimmer setzte. Natürlich! Wohin sollte man mit dem schrecklichen Ungeziefer, und was sollte aus den armen Cubanern werden, wenn sie die lieben Kröten nicht hätten?

Lebenszähigkeit der Kröten.

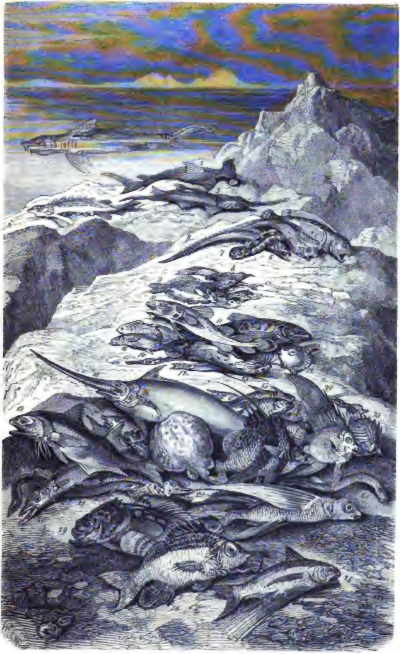
Man hat berichtet, daß schon Kröten gefunden worden sind, welche in Höhlen von Steinen völlig eingeschlossen und gleichwohl zur Zeit ihrer Befreiung nach am Leben waren. Diese Angabe ist von Manchen ohne zureichenden Grund bezweifelt worden. Weiche Sandsteine, Tuffe und Kalke können sich nämlich im Laufe einiger Jahre, ja selbst in mehreren Monaten bilden, und daß eine Kröte so lange ohne Nahrung aushält, beweist folgender Versuch eines Engländers. Dieser setzte nämlich eine junge Kröte in einen wohlverschlossenen Topf, welchen er fünf Fuß tief in die Erde vergrub. Nach dreizehn Monaten grub er denselben wieder heraus und fand die Kröte nicht allein am Leben, sondern sogar größer, als sie zur Zeit der Beerdigung war. Er vergrub sie noch einmal und beobachtete abermals das gleiche Resultat. Das Thier war demnach während sechsundzwanzig Monaten ohne alle Nahrung. Er vergrub sie nun zum dritten Male, ließ jedoch absichtlich eine Oeffnung im Topfe. Als er denselben wieder ausgrub, war die Kröte, der allerdings dieser Zustand nicht behaglich sein mochte, entwischt.

Vierte Klasse.

Die Fische.

Die Fische sind, kurz gesagt, Thiere, welche immer durch Kiemen athmen. Meist sind sie mit Schuppen oder Schilden bedeckt, sie haben Flossen und halten sich nur im Wasser auf, wenn auch einzelne zuweilen an's Land gehen. Das Skelett ist bei den meisten fest, knochig, nur bei wenigen faserig-knorpelig; als Bewegungsorgane dienen ihnen die Schwimmblase und die Flossen. Diese heißen Brustflossen, wenn sie paarig hinter den Kiemen stehen, Bauchflossen, wenn sie paarig am Bauche, Rückenflossen, wenn sie auf dem Rücken stehen; die Schwanzflosse steht als Steuerruder senkrecht am Ende des Schwanzes. Die Fische sind fast alle Raubthiere; die Mehrzahl lebt von kleineren Fischen, manche verschlingen Amphibien, Würmer, Quallen, Weichthiere und dergleichen, nur wenige verzehren Pflanzen. Gekaut wird die Speise in keinem Falle, sondern immer ganz verschlungen. Bedenkt man die ungeheure Verheerung, welche die Fische selbst unter sich anrichten, nimmt man dazu die Millionen dieser Thiere, welche alljährlich von den Menschen gefangen werden, so sieht man, daß sich diese Thierklasse nur durch eine fabelhaft starke Fruchtbarkeit erhalten konnte. Und in der That hat man bei einzelnen Fischarten Millionen von Eiern (Rogen) gefunden.

In Deutschland kennt man etwa zwei Hundert, in ganz Europa sieben Hundert und auf der ganzen Erde acht Tausend Fischarten. Manche Völker leben nur von Fischen, andere verdanken ihnen ihren Wohlstand und Reichthum, wie z. B. die Holländer den Häringen. Den Engländern trägt der Fischfang jährlich wenigstens vier Millionen Pfund Sterling ein. Caviar sind eingesalzene Fischeier vom Stör, Hausen, der Meeräsche und Makrele.



Fische.

Digitized by Google

Aus der Blase mancher Fische wird Leim bereitet, die sogenannte Hausenblase. Das Fett mancher Fische liefert, wie das der Wale, Fischthran; vom Kabliau bekommen wir den Leberthran. Die Haut der Aale, Lachse, Rochen und Haie dient als Chagrin zum Ueberziehen von Büchsen, Kästchen, Koffern u. s. w.

Vor hundert Jahren fing ein Deutscher, Namens Jakobi, im Detmoldischen an, Fische künstlich zu züchten, d. h. das Ausgehen der Fischeier auf künstliche Weise zu befördern und die Millionen der jungen Fischchen entsprechend zu pflegen. Allein man nahm von seinen Mittheilungen nur als von einer Kuriosität Notiz, und erst vor dreißig Jahren ergriff die französische Regierung jene Erfindung und beutete sie in großen Anstalten aus. Seitdem sind auch anderwärts solche Anstalten entstanden. — Ueber das Leben der Fische sind wir selbstverständlich noch nicht so genau unterrichtet, da sie sich durch ihren Aufenthalt im Wasser unserer Beobachtung mehr entziehen, als die Thiere der drei ersten Klassen.

Uebersicht
der
Fische.

I. Ordnung. Brustflosser. — Skelett knochig, — Schuppen, — Rückenflosse mit ungegliederten Stacheln, — die vordersten Flossen sind die Brustflossen.

II. „ Kehlflosser. — Skelett knochig, — Schuppen, — Rückenflosse mit ungegliederten Stacheln, — die Bauchflossen stehen noch vor den Brustflossen, an der Kehle.

III. „ Pfeifenmäuler. — Skelett knochig, — Schuppen, — Rückenflosse mit ungegliederten Stacheln, — Kopf in röhrenförmigen Schnabel verlängert.

IV. „ Bauchflosser. — Skelett knochig, — Schuppen, — Rückenflosse mit gegliederten Stacheln, — Bauchflossen hinter den Brustflossen.

V. „ Kehlweichflosser. — Skelett knochig, — Schuppen, — Rückenflosse mit gegliederten Stacheln, — Bauchflossen an der Kehle.

VI. Ordnung. Kahlbäuche. — Skelett knochig, — Schuppen, — Rückenflosse mit gegliederten Stacheln, — ganz ohne Bauchflossen.

VII. „ Haftkiemer. – Skelett knorpelig, — ohne Schuppen, — Kiemen mit Kiemendeckel, — ohne Bauchflossen.

VIII. „ Störe. — Skelett knorpelig, -- ohne Schuppen, — Kiemen mit Kiemendeckel, — mit Bauchflossen.

IX. „ Quermäuler. — Skelett knorpelig, — ohne Schuppen, — Kiemen ohne Kiemendeckel, — Maulöffnung quer.

X. „ Rundmäuler. — Skelett knorpelig, — ohne Schuppen, — Kiemen ohne Kiemendeckel, — Maulöffnung rund.

Die Thiere der sechs ersten Ordnungen nennt man Gräthenfische, die der vier letzten Knorpelfische; diese sind der Zahl nach ungefähr der vierte Theil von jenen; ihr Skelett ist zum Theil sehr mangelhaft, die Rundmäuler haben fast gar keines, das ganze Knochengerüst besteht aus einem Knorpel, welcher den Kopf, und einem Knorpelstreifen, welcher den Ruckgrath darstellt. Dessen ungeachtet gehören gerade die gefährlichsten und gefräßigsten Thiere dieser Klasse, die Haie, zu den Knorpelfischen.

Zu den Brustflossern gehören

die **Barsche**, — Flußbarsch, sechzehn bis achtzehn Zoll lang, zwei bis drei Pfund schwer, einer der schmackhaftesten Süßwasserfische, — Seebarsch, zwei Fuß lang, zwölf Pfund schwer, bei Griechen und Römern schon vor zwei tausend Jahren sehr beliebt, — Sander oder Hechtbarsch, mit spitzen, kegelförmigen Fangzähnen, — Seebarbe, zahnlos, Kinn mit zwei langen Bartfäden, — Stachelbarsch (Tafel XV, Fig. 30), gelb mit blauen Längsbinden, im indischen Meere, — Sternseher (Fig. 29), mit fast senkrechtem Maule und den Augen auf dem Scheitel des dicken vierseitigen Kopfes, — Fingerfisch (vierfingeriger, Fig. 19, Artedi's Fingerfisch, Fig. 28), mit freien fadenförmigen Strahlen vor den Brustflossen, — Spet (Fig. 20) oder gemeiner Spießhecht, mit starken Fangzähnen, zwei Fuß lang, lebt im Mittelmeere;

die **Schatten-** oder **Umberfische**, — barschähnliche Meerfische, Schnauze dick und gewölbt, Flossen mit Schuppen bedeckt, zu allen Zeiten beliebte Leckerbissen;

die **Makrelen**, — Thunfisch, bis achtzehn Fuß lang und sechs Zentner schwer, vorzüglich häufig im Mittelmeere, namentlich für Sicilien und Sardinien von hoher Bedeutung, der größte Fisch, welcher seines Fleisches wegen gefangen wird. — gemeine Makrele, in Nord- und Ostsee; Fang, Einsalzen und Handel besonders großartig in Dieppe und Boulogne, aber auch in Nordamerika, — Schwertfisch (Fig. 18), Oberkiefer in eine schwertförmige Spitze verlängert, mit welcher sich das Thier muthig vertheidigt und andere Seebewohner, selbst den grönländischen Wal, erfolgreich angreift; wird fünfzehn bis achtzehn Fuß lang, — Lootsenfisch, steter Begleiter der Haie, von welchen er nicht gefressen wird; von den Fischern als Führer dieser gefährlichen Raubthiere angesehen, — St. Peterfisch oder Häringskönig, goldgelb, auf jeder Seite mit schwarzen

runden Flecken, zwei Fuß lang, in Nordsee und Mittelmeer, wohlschmeckend, aber ziemlich selten;

die **Lederfische**, — Nashornfisch, zwei Fuß lang, im Rothen Meere, über der Nase ein vorstehendes Horn, — Schnäpperfisch (Fig. 9), im Karaibischen Meere; an jeder Seite des Schwanzes eine aufrichtbare, scharf schneidende, lanzettartige Stachel, mit welcher das Thier gefährlich verwunden kann; heißt auch Aderlasser und Chirurg;

die **Schuppenflosser**, — Klippfisch (Fig. 25), schön gefärbt, schmackhaft, sechsundsechzig Arten in den tropischen Meeren, — Schnabelfisch mit röhrenförmig verlängerter Schnauze, — Peitschenfisch (Fig. 31), so genannt wegen der sehr verlängerten ersten Strahle der Rückenflosse, fünfundzwanzig Pfund schwer, in Ostindien wegen seines wohlschmeckenden Fleisches sehr beliebt; Breitfisch (Fig. 24), Körper höher als lang, schmackhaft, im arabischen und indischen Meere;

die **Labyrinthfische**, — Süßwasserfische Indiens und Chinas, welche in besonderen Zellen oder Höhlen Wasser aufnehmen, das sie dann nach und nach auf die Kiemen tröpfeln lassen, wodurch es ihnen möglich wird, mehrere Tage lang außerhalb des Wassers zu leben, im Grase umherzukriechen, weßhalb sie auch Landkriecher heißen;

die **Harder**, — Meeräsche, eingesalzen eine Hauptfastenspeise, auch häufig in den Lagunen Venedigs, liefert einen Caviar, den die Italiener Botargo nennen;

die **Lippfische** und die **Meerbrassen**, lauter wohlschmeckende Seefische.

Zu den Kehlflossern gehören

die **Panzerwangen**, — Meerschwalbe, kann sich mit ihren großen Flossen über das Wasser erheben, heißt auch Knurrhahn, weil sie beim Anfassen einen knurrenden Ton hören läßt, — Stichling, wegen seiner Stacheln von andern Fischen gemieden und gefürchtet, im Meere und im süßen Wasser, neun Arten in Europa, an manchen Orten so häufig, daß die Felder damit gedüngt werden;

die **Armflosser**, — Seeteufel, fünf Fuß lang, mit einem Froschkopfe, in den europäischen Meeren, — ist so gefräßig, daß man ihn nur fängt, um ihm den Bauch aufzuschneiden und die verschluckten Fische herauszunehmen, ihn selbst wirft man wieder weg, — Fledermausfisch

(Fig. 8), neun Fuß lang, mit gespaltenem Maule, an der amerikanischen Küste, — Seekröte, kann ihren Körper aufblähen, einen Fuß groß, an der Küste Brasiliens;

die **Meergrundeln,** — Butterfisch (Fig. 7), sieben Zoll lang, Nord- und Ostsee, oft zu Fischköder benutzt, — Seewolf (Fig. 4), gefährlicher Raubfisch mit langen Zähnen, lebt in der Nordsee, kommt bis nach Island, wird sieben Fuß lang, — die Meergrundel, wühlt sich gerne im Meeresufer Gänge, macht ein Nest von Seepflanzen hinein und legt da ihren Laich ab;

die **Bandfische,** — Rinkfisch (Fig. 17), Körper bandförmig, klein beschuppt, fünf Fuß lang, einen Zoll breit, silberglänzend, — Degenfisch (Fig. 6), der Körper läuft in eine lange Spitze aus, — Buschkopf (Fig. 5), ein äußerst seltener Fisch, vier Fuß groß, im Mittelmeere, Vorderkopf mit schneidendem Knochenkamme, auf welchem ein langer, gebogener Stachel.

Zu den Pfeifenmäulern gehören:

die **Röhrenmäuler,** — Pfeifenfisch (Fig. 14), nackter, walzenförmiger Körper, Schnabel ein Viertel der ganzen Körperlänge, Brasilien, — Messerfisch, lanzettförmig, zusammengedrückt, im Mittelmeere, sechs Zoll lang, wird gegessen;

die **Büschelkiemer,** — Seepferdchen, siebenkantig, zusammengedrückt, häufig in der Nordsee und dem Mittelmeere, vier Zoll groß, — Drachenfisch, ähnlich, aber breit und flach, große, flügelartige Brustflossen, noch etwas kleiner, als das Seepferdchen.

Zu den Bauchflossern gehören

die **Lachsfische,** — Lachs oder Salm (Fig. 11), zwei bis fünf Fuß, etwa zwölf Pfund schwer, in nördlichen Meeren, kommt im April und Mai in unsere Flüsse, um zu laichen, — Lachsforelle, Nord- und Ostsee, auch in den schweizer Seeen, wird ungefähr sechs Pfund schwer, — gemeine Forelle, Bachforelle, mit rothen, blau eingefaßten Flecken, — Stint, in Landseeen und im Meere, wird eingesalzen versandt, — Maräne, Schnauze in eine stumpfe Spitze vortretend, zwölf Arten in Europa;

die **Karpfen-** oder **Weißfische**, — Karpfen, bis vier Fuß lang, fast in allen europäischen Flüssen, seine Galle wird zur Bereitung des Saftgrüns und zum Färben des türkischen Garnes gebraucht, — Goldfisch, in Zimmern gehalten, — Barbe, in schnellfließendem Wasser, Fleisch voll Gräten, darum nicht beliebt, — Schleihe, weit verbreitet in ganz Europa, wohlschmeckend und beliebt, — Gründling, sechs bis acht Zoll groß, wühlt sich im Winter in den Schlamm, — Weißfisch, silberschimmernd, häufig im Rheine, — Blei, nach dem Karpfen unser vorzüglichster Flußfisch, etwa zwei Fuß lang, — Schmerle, in Gebirgsbächen, sehr wohlschmeckend;

die **Hechte**, – gemeiner Hecht (Fig. 22), gefräßig, kühn, mit Hunderten spitzer, sichelförmiger Zähne, nicht nur anderen Fischen, sondern auch Enten und Gänsen gefährlich, — Hornhecht, in der Ostsee häufig, von armen Leuten gegessen, hat grüne Gräten, — Flugfisch (Fig. 27), zehn Zoll lang, mit sehr großen Brustflossen, schnellt in zwölf Fuß hohen Sprüngen fort, wenn er verfolgt wird, so daß er eine halbe Minute über dem Wasser hinfliegt;

die **Häringe**, — gemeiner Häring (Fig. 16), — Sprotte oder Breitling, etwa vier Zoll groß, lange für einen jungen Häring gehalten, an manchen Küstenstrichen Englands im Winter die Hauptnahrung und so häufig, daß auch das Feld damit gedüngt wird, — Sardine (echte Sardelle), himmelblau, am Bauch silberglänzend, der feinste Häring, im Mittelmeere, — Maifisch, ungefähr zwei Fuß lang, kommt im Mai aus der Nordsee in den Rhein, um zu laichen, — Anchövis (Anchövis-Sardelle), bläulich, unten weiß, häufig im Mittelmeere, wird von December bis Mai gefangen, in Gewürzbrühe eingepökelt und so versandt, aber immer ohne Kopf, weil man glaubt, daß in ihm die bittere Galle sich befinde;

die **Welsfische**, — gemeiner Wels, olivengrün und schwärzlich gefleckt, in der Donau, Oder, Elbe u. s. w., kann sieben Fuß lang und drei Centner schwer werden, wird gerne gegessen, — Zitterwels (Fig. 13), im Nil und Senegal, ertheilt schwache elektrische Schläge, kann aber auch gegessen werden, anderthalb Fuß groß, — ägyptischer Wels, während des Vierteljahres der Nilüberschwemmung die Hauptnahrung der Aegypter, vier Fuß groß, — Panzerwels (Fig. 15), ringsum mit eckigen Schilden bedeckt, achtkantig, in Brasilien.

Zu den Kehlweichflossen gehören

die **Schellfische**, — gemeiner Schellfisch, an der englischen und schottischen Küste, blätteriges Fleisch, wird bis drei Pfund schwer, — Kabliau (Fig. 10), in allen Meeren vom vierzigsten bis siebenzigsten Grad nördlicher Breite, kann vierzig Pfund schwer werden; frisch und ungesalzen heißt er Kabliau, frisch und gesalzen: Labberdan, ungesalzen getrocknet: Stockfisch, gesalzen und getrocknet: Klippfisch, — Quappe oder Aalraupe, in europäischen süßen Gewässern, besonders in den Schweizer Seeen, wohlschmeckend, besonders die Leber ein Leckerbissen;

die **Seitenschwimmer**, — Scholle, braun mit rothen Flecken, schmackhaft, in der Nordsee häufig, — Turbot, auch Steinbutte genannt, drei bis vier Fuß groß, sehr beliebt, — Seezunge, olivenbraun, schwarz gefleckt, in allen europäischen Meeren, einen Fuß lang, wird gerne gegessen; wie sämmtliche Seitenschwimmer plattgedrückt, auf der Seite schwimmend, beide Augen auf derselben Seite des verdrehten Kopfes;

die **Scheibenbäuche**, — Seehase, Nord- und Ostsee, wird nicht gerne gegessen;

die **Schildfische**, — Schiffshalter, fünf Fuß lang, in allen Meeren, oben flacher Kopf mit einer durch zweiundzwanzig aufrichtbare Querplatten in Felder abgetheilten länglich-runden Saugscheibe, mittelst der er sich an Schiffe und größere Fische (z. B. Haie) festsaugt und so fortziehen läßt, da er selbst sehr schlecht schwimmt.

Zu den Kahlbäuchen gehört nur die eine Familie der

Aale, — Flußaal (Fig. 21), etwa fünf Fuß lang, kann auch einige Zeit außer dem Wasser leben, kriecht zuweilen auf nahe gelegene Wiesen, wird gegen zwanzig Pfund schwer, — Meeraal, erreicht wohl das dreifache Gewicht, wird nicht leicht gegessen, sein Fleisch schmeckt schlecht, — Muräne, wohlschmeckender Seefisch, bei den alten Römern so beliebt, daß man seinetwegen Kanäle vom Meer bis nach Rom zog, um ihn immer frisch haben zu können, — Zitteraal, fünf bis sechs Fuß lang, in südamerikanischen Seeen, theilt so stark elektrische Schläge aus, daß er Menschen und Thiere lähmen, ja sogar tödten kann, — Geißelaal und Schnuraal, beide amerikanische Fische, merkwürdig durch ihren den Namen entsprechenden, fünf Fuß langen Schwanz, der so dünn ist, daß man ihn in Knoten schlingen kann.

Zu den Haftkiemern gehören:

die **Nacktzähne**, — Stachelbauch, überall mit feinen Stacheln bedeckt, fast kugelrund, wenn er seinen häutigen Sack am Schlunde aufbläht; dahin gehört auch der Fahaka, der getrocknet von den Kindern in Aegypten als Ball gebraucht wird, — Igelfisch, ähnlich gestaltet, mit langen Stacheln, — Schwimmender Kopf (Fig. 12), vier Fuß lang und breit, drei Centner schwer, im Mittelmeere und atlantischen Ocean, einem schwimmenden Kopfe sehr ähnlich, zu Thran gebraucht;

die **Harthäuter**, — Kofferfisch, der ganze Körper mit eckigen Schilden bedeckt, — Hornfisch, mit scharf-spitzigem Horn am Bauche, — Einhornfisch, mit langem Stachel über den Augen, an den Küsten China's.

Die Familie der **Störe** bildet die achte Ordnung; zu ihr gehören:

Seedrache, nur in nordischen Meeren, — gemeiner Stör, sechs bis achtzehn Fuß lang, kann tausend Pfund schwer werden, in allen europäischen Meeren, kommt zur Laichzeit in die Flüsse, wird frisch, marinirt und getrocknet gegessen, — Hausen (Fig. 32), bei den Russen Bjeluga genannt, kann gegen zwanzig Fuß lang werden und vierhundert Pfund wiegen, im Schwarzen Meere und Caspisee, liefert feineren Caviar und bessere Hausenblase, als der Stör, aber schlechteres Fleisch, die Haut der jungen Fische dient in Südrußland zu Fensterscheiben, — Sterlet, nur dritthalb Fuß lang und etwa zwanzig Pfund schwer, aber der verbreitetste und dabei theuerste Stör, sein Fleisch und Caviar sehr beliebt.

Zu den Quermäulern gehören:

die **Haie**, — Hundshai, zwei bis drei Fuß lang, in allen europäischen Meeren, — Menschenhai, Menschenfresser, Jonashai (Fig. 1), in allen Oceanen, bis dreißig Fuß lang, über tausend Pfund schwer, oben sechs, unten vier Reihen großer Zähne, sehr gefräßig, das gefährlichste Ungeheuer des Meeres; seine Haut liefert den gewöhnlichen Chagrin, — Meersau, sechs Fuß lang, besonders häufig im mitteländischen Meere und an der englischen Küste, hat Spritzlöcher, wie der Hundshai, die aber dem Menschenhai fehlen, — Riesenhai, Pferdhai, vierzig Fuß lang, nur in nördlichen Meeren, wegen seiner Langsamkeit und Unbehülflichkeit den Menschen nicht so gefährlich, — Engelhai, Meer-

engel, neun Fuß lang, findet sich um ganz Europa, ist oben chokolade-braun, unten gelblich-weiß, hat einen auffallend runden Kopf und dadurch vielleicht mit Veranlassung zur Sage vom Meerweibchen gegeben, — Hammerfisch (Fig. 2), Kopf nach den Seiten hammerförmig verlängert, Augen am Ende dieser Verlängerungen, neun Fuß lang, fünfhundert Pfund schwer, im atlantischen Ocean und Mittelmeer, Fleisch ungenießbar, liefert Leberthran und Chagrin, — Sägefisch (Fig. 3), fünfzehn Fuß lang, Schnauze in eine sechs Fuß lange, auf beiden Seiten mit eingekeilten Zähnen besetzte Säge verlängert, die ihm als sehr gefährliche Angriffswaffe dient; so ziemlich in allen Meeren;

die **Rochen**, — Zitterroche (Fig. 23), plattgedrückt, kreisrund, rothgelb, vier Fuß Durchmesser, fast in allen Meeren, kann sehr heftige elektrische Schläge ertheilen, — Stachelroche, platt, rautenförmig, eingesalzen ein Hauptnahrungsmittel armer nordischer Fischer, — Stechroche, Pfeilschwanz, mit sägeförmig gezähntem Stachel am Schwanz, den die Alten für so giftig hielten, daß er selbst Pflanzen und Steine vergiften könne; nur etwa anderthalb Fuß groß.

Zur letzten, zehnten Ordnung, den Rundmäulern, die sich mit ihren runden fleischigen Lippen an andere Thiere festsaugen, diese mit scharfen Zähnen anstechen und ihnen das Blut ausziehen, den unvollkommensten Fischen, mit drehrundem, nacktem, schleimigem Leib, gehört nur die einzige Familie der

Saugfische, — Lamprete oder Pricke (Fig. 26), fünf Fuß lang im Meere, anderthalb Fuß lang in süßen Gewässern, schmackhaftes, sehr beliebtes Fleisch, — Wurmfisch, einen Fuß lang, fingerdick, nirgends eine Spur von Augen, — Lanzettfisch, zwei Zoll lang, wurmförmig, an beiden Enden zugespitzt, Mund nur eine kleine Längsspalte, hat kein Herz, keinen Schädel, aber ungefärbtes, durchsichtiges Blut; früher für eine Nacktschnecke gehalten, bildet er jetzt das letzte, unvollkommenste Glied aller Wirbelthiere.

Seelenthätigkeit der Fische.

Verstand haben die Fische ohne Zweifel. Sie lernen ihre Feinde von den ihnen unschädlichen Wesen unterscheiden, merken Nachstellungen und erkennen ebenso ihnen gewährten Schutz, gewöhnen sich an den Pfleger, an eine gewisse Futterzeit, an den Ton einer Glocke, welcher sie zum Füttern herbeiruft, wissen sich geeignete Plätze, welche ihnen Nahrung versprechen, mit Geschick auszuwählen, legen sich hier auf die Lauer, um ihre Beute zu überlisten, lernen es, Hindernisse zu überwinden und Gefahren sich zu entziehen, bilden einen mehr oder weniger innigen Verband mit Ihresgleichen, jagen gemeinschaftlich und unterstützen sich dabei, zeigen endlich, wenigstens theilweise, eine gewisse Fürsorge, Anhänglichkeit und Liebe zu ihrer Brut, kurz, bekunden geistige Thätigkeit.

Sicher ist ferner, daß sie auch Mittel haben, sich mit einander zu verständigen. Es ist eine jedem Angler bekannte Thatsache, daß er den ganzen Tag auf keinen Erfolg rechnen darf, wenn es gleich anfangs einem Fische gelingt, sich von dem Haken los zu machen. Ohne Zweifel warnt der glücklich Entkommene seine Gefährten vor der drohenden Gefahr.

Die Bedeutung der Fische für den Haushalt der Menschen.

Die Fische sind für die Existenz des Menschen in seiner jetzigen Verbreitung die wichtigste Thierklasse. Streichen wir heute alle Säugethiere, oder Vögel, oder Amphibien aus der Reihe der Thiere aus, — unser Leben wird freilich ein ganz anderes werden, aber zu verhungern brauchte darum noch kein Volk. Wohl aber würde das der Fall sein, wenn plötzlich alle Fische verschwänden, denn es gibt in der That Völker, die ohne Fische nicht existiren können, denen ihr Klima kein anderes Nahrungsmittel in genügender Menge bietet.

Für alle Nationen aber können die Fische eine Quelle des Reichthums sein, wenn man nur versteht, daraus zu schöpfen. Norwegen gewinnt — nach Brehm — aus dem Fischfange zur See zum Mindesten ebensoviel Speciesthaler, als es Einwohner zählt; den Werth der Fischerei auf der Bank von Neufundland schlägt man zu 15,000,000 Dollars an; London allein verbraucht 500,000 Dorsche, 25,000,000 Makrelen, 85,000,000 Goldbutten, 100,000,000 Zungen und 200,000,000 Schellfische, ungerechnet die Masse der übrigen Fischarten, welche nicht in so riesigen Quantitäten auf

den Markt kommen. Die Häringsfischerei Schottlands und der Insel Man beschäftigt ungefähr 50,000 Fischer mit 10,000 Booten; dazu kommen dann noch 25,000 Menschen zum Einsalzen, Verpacken, Versenden u. s. w. 1821 gewährte der Makrelenfang den Fischern und Bootbesitzern an der Küste von Suffolk in wenigen Wochen 14,000 Pfund Sterling reinen Gewinn.

Die Zahl der Häringe, welche jährlich gefangen werden, beträgt tausend Millionen; davon kommen auf die zwölf Hundert holländischen Fahrzeuge allein 430 Millionen. — Die 400 Millionen Kabliau, welche das Jahr hindurch auf der Stockfischbank bei Neufundland geholt werden, beschäftigen 24,000 Seeleute auf 2100 Schiffen und liefern 1,770,000 Centner Fische.

Solche Bedeutung erlangen die Fische und können sie nur erlangen durch ihre fabelhafte Vermehrung. Den Thunfischfängern am mitteländischen Meere liefert ein einziger Fang an einem einzigen Platze manchmal 2000 bis 3000 Centner. Eine Forelle hat 25,000 Eier, eine Schleihe 70,000, ein Hecht 100,000, ein Barsch 300,000, ein Wels, Stör oder Hausen zwei bis drei Millionen, ein mittelmäßiger Kabliau aber neun Millionen.

Ein geschickter Rechenmeister soll nun ausrechnen, wie viele Kinder, Enkelchen und Urenkelchen ein Stockfischpaar in zehn Jahren haben kann, wenn kein Glied der Familie vor der Zeit gefressen wird.

Jagd in Wasser und Luft.

„Eine große Goldmakrele," so erzählt Hall, „welche lange Zeit mit dem Schiffe gezogen und den wundervollen Glanz ihrer Färbung uns wiederholt gezeigt hatte, bemerkte plötzlich vor sich einen Schwarm der fliegenden Fische, drehte das Haupt nach ihnen, kam zur Oberfläche empor und sprang mit solcher Schnelligkeit aus dem Wasser, daß es schien, als ob eine Geschützkugel durch die Luft fahre. Die Länge dieses Sprunges mochte reichlich zwanzig Fuß betragen, war aber doch nicht genügend, um Beute zu machen. Unmittelbar nach dem Auffallen konnte man den Raubfisch mit blitzartiger Schnelligkeit durch die Wellen gleiten sehen, und bald mußte man bemerken, daß er nach jedem Sprunge die Schnelligkeit des Schwimmens steigerte. Das Meer war so glatt wie ein Spiegel; man vermochte also, jeder seiner Bewegungen zu folgen und auf weithin das Jagdgebiet zu übersehen. Die fliegenden Fische, welche wohl wußten, wie heiß sie verfolgt wurden, schwammen nicht mehr, sondern flogen fast beständig, d. h. fielen ein und

erhoben sich augenblicklich wieder. Sie erregten die Theilnahme der Zuschauer dadurch, daß sie jedesmal die Richtung ihres Sprunges änderten, in der Hoffnung, ihrem heißhungerigen Feinde zu entkommen; dieser aber folgte ihnen unerbittlich und nahm ebenfalls sofort einen anderen Weg an, wenn er bemerkte, daß er nicht mehr auf der Spur der von ihm gehetzten Fliegfische war. Gar nicht lange währte es, und der Raum zwischen den Flüchtenden und ihrem Verfolger verkürzte sich mehr und mehr; ihre Flüge wurden kürzer, gleichzeitig auch flatternder und unsicherer, während die ungeheueren Sprünge der Goldmakrele zu beweisen schienen, daß deren Schnelligkeit und Kraft sich immer noch vermehre. Schließlich konnte man sehen, oder vermeinte dies doch, wie der erfahrene Seejäger seine Sprünge mit einer solchen Gewißheit des Erfolges einrichtete, daß er sich immer eben da in das Wasser stürzte, wo auch die fliegenden Fische einfallen mußten. Zuweilen geschah dies in einer zu weiten Entfernung vom Schiffe, als daß man mit Bestimmtheit hätte sehen können, was vorging; wenn man jedoch im Takelwerk emporstieg, konnte man gewahren, wie eines der Beutestücke nach dem andern verschlungen wurde."

Von der bewunderungswürdigen Muskelkraft der Goldmakrele erfuhr Boteler ein Pröbchen, welches ihn und alle übrigen Offiziere des von ihm befehligten Kriegsschiffes in gerechtes Erstaunen setzte. Einer dieser Fische erhob sich auf der Windseite dicht vor dem Buge des Schiffes, sprang längs der Seite desselben durch die Luft und schlug mit solcher Gewalt gegen den Stern, daß er einen etwa dort stehenden Menschen sicherlich arg beschädigt haben würde. Zuerst, betäubt durch den Anprall, fiel der Fisch hilflos zu den Füßen des Steuermannes nieder, erholte sich jedoch bald und sprang und zappelte nun derartig umher, daß man ihm erst einige Schläge mit der Axt auf den Kopf versetzen mußte, bevor man ihn ohne Besorgniß anfassen konnte. Die größte Höhe, zu welcher er sich über das Wasser erhob, betrug achtzehn Fuß, und die Länge des Sprunges, „wäre derselbe durch jenen Anprall nicht abgekürzt worden, hätte einhundertundachtzig Fuß betragen haben müssen."

Der Schwertträger.

„Eines Morgens," erzählt Crow, „während einer Windstille, welche unser Schiff in der Nähe der Hebriden überfiel, wurde die Mannschaft zusammenberufen, um einer Schlacht zwischen Fuchshaien oder sogenannten Dreschern nebst einigen Schwertfischen einerseits und einem riesigen Walen

andererseits zuzusehen. Es war im Hochsommer, das Wetter klar, und der Fisch nahe bei unserem Schiffe; wir hatten also die beste Gelegenheit zur Beobachtung. Sobald der Rücken des Wales über dem Wasser erschien, sprangen die Drescher mehrere Ellen hoch in die Luft, stürzten sich mit großer Kraft auf den Gegenstand ihres Hasses und brachten demselben derbe Schläge mit ihren langen Schwänzen bei, — Schläge von solcher Heftigkeit, daß es klang, als ob Gewehre in einiger Entfernung abgefeuert würden. Die Schwertfische ihrerseits griffen den unglücklichen Wal von unten an, und so, von allen Seiten umlagert und überall verwundet, wußte sich das arme Geschöpf nicht mehr zu retten. Als wir ihn aus den Augen verloren, war das Wasser ringsum mit Blut bedeckt, und die Marter währte noch fort. An seiner gänzlichen Vernichtung zweifelten wir nicht."

Selbst Menschen ist der Schwertfisch gefährlich. So versichert Daniel, daß ein im Severn ohnweit Worcester badender Mann von einem Schwertfisch durchbohrt und der Uebelthäter unmittelbar darauf gefangen wurde, also gar kein Zweifel hinsichtlich seiner Missethat obwalten konnte.

Schiffe sind von Schwertfischen mehrmals angebohrt und Planken, welche noch das Schwert in sich tragen, in mehreren Museen zur Schau ausgestellt worden. Als im Jahre 1725 das britische Kriegsschiff „Leopard" ausgebessert werden mußte, fand man in einer Seitenplanke desselben ein abgebrochenes Schwert dieses Fisches, welches die äußere zolldicke Verschalung, eine dreizöllige Pfoste und vier und einen halben Zoll von einer Rippe durchbohrt hatte, und ebenso entdeckte man in einem aus der Südsee zurückgekehrten Schiffe die ebenfalls abgebrochene Waffe des gewaltigen Ungethüms, welche nicht allein die Verschalung, eine drei Zoll dicke Planke, durchstoßen hatte, sondern auch durch einen zwölf Zoll dicken gebogenen Balken gedrungen war und noch außerdem den Boden eines Thranfasses zertrümmert hatte. Ein Stoß von solcher Kraft macht den Eindruck, als ob das Schiff auf einen Felsen gerathen wäre; die jenem zugefügte Gefahr würde auch annähernd dieselbe sein, wenn es dem Fisch möglich wäre, sein Schwert wieder herauszuziehen, was glücklicherweise nicht der Fall zu sein scheint. Immer fand man es abgebrochen, durfte deshalb auch mit Gewißheit annehmen, daß der wüthende Gesell seinen verwegenen Versuch mit dem Leben gebüßt hatte. Anders verhält es sich, wenn er seine Kraft an Fischerbooten erprobt: es sollen wirklich mehrere Fälle gerichtlich festgestellt worden sein, daß Boote durch Schwertfische zum Sinken gebracht wurden.

Des Haies Wegweiser.

„Ich habe immer", sagt Commerson, „die Erzählung von dem Lootsen des Haifisches für eine Fabel gehalten, mich nun aber doch durch den Augenschein überzeugt, so daß ich nicht mehr an der Wahrheit zweifeln kann. Daß diese Lootsen die Brocken verzehren, welche der Hai fallen läßt, begreift man, daß er sie nicht verschlingt, wenn sie ihm immer um die Nase schwimmen, begreift man nicht. Oft habe ich gesehen, wie ein Lootsenfisch nach dem ausgeworfenen Specke schwamm und dann zurück zum Hai ging, worauf dieser sogleich selbst kam. Fängt man den Hai, so folgen ihm seine Lootsen, bis man ihn emporwindet, und erst dann fliehen sie. Finden sie aber keinen anderen Hai, so halten sie sich an das Schiff selbst und folgen diesem oft mehrere Tage lang, bis sie wieder ihr Glück gemacht haben." Mit dieser Angabe stimmen alle Beobachter überein, welche dieses Fisches Erwähnung thun, und nur Bennett bemerkt noch ergänzend, daß man einen einzelnen Hai regelmäßig von Lootsenfischen begleitet sähe, während diese, wenn mehrere Haie zusammen schwimmen, ebenso regelmäßig fehlen.

Die Ursache des Freundschaftsverhältnisses zwischen beiden Fischen hat man verschieden gedeutet. Einige glauben, daß der Lootsenfisch seinen Hai zum Raube führe, vielleicht in der Hoffnung, von demselben auch seinen Theil zu erhalten, Andere, wohl mit mehr Recht, daß er im Geleite des fürchterlichen Raubthieres sich vor den Nachstellungen seiner schlimmsten Feinde, behender Raubfische, sicher fühle, dem Haie aber durch die Gewandtheit seines Schwimmens leicht zu entgehen wisse. Ein Verhältniß zwischen beiden scheint übrigens bestimmt obzuwalten, der Lootsenfisch sich also nicht allein um den Hai, sondern dieser sich auch um seinen Führer zu bekümmern. „Auf der Fahrt nach Aegypten," erzählt Geoffroy, „kam während einer Windstille ein Hai gegen das Schiff geschwommen, nebenher zwei Lootsenfische, welche immer eine gewisse Entfernung hielten, bei ihrer Ankunft das Schiff zweimal von einem Ende zum andern untersuchten, und, da sie Nichts für ihren Gaumen fanden, weiterzogen, ihren Hai mit sich nehmend. Inzwischen hatte ein Matrose einen Haken mit Speck geködert und warf ihn in's Meer. Die Fische waren zwar bereits ziemlich weit entfernt, hörten jedoch das Plumpen, kehrten um und begaben sich, sobald sie den Speck ausgekundschaftet, wieder zu ihrem Gebieter, welcher sich während dessen an der Oberfläche des Wassers durch Umwälzen und dergl. belustigt hatte. Sogleich kehrte er um, auf jeder Seite begleitet von einem seiner kleinen

Freunde, wurde von diesen förmlich auf den Speck, welchen er nicht gewittert zu haben schien, gestoßen, biß zuerst ein Stück des Köders ab, schnappte noch einmal zu, hing an der Angel und ward an Bord gezogen. Zwei Stunden später fing man auch einen von den Lootsenfischen, welche das Schiff noch nicht verlassen hatten."

Andere Beobachter erzählen mehr oder weniger dasselbe. Mayen berichtet, daß der Lootsenfisch dem Haie gewöhnlich vorausschwimme, sich in der Regel in der Nähe seines Rachens halte, oder unter eine seiner Brustflossen begebe, zuweilen auch nach rechts und links schieße, als ob er auf Entdeckungen ausgehe und darauf treulich wieder zum Hai zurückkehre. Eines Tages wurde von dem Schiffe, auf welchem sich gedachter Forscher befand, eine geköderte Angel ausgeworfen, da ein Hai in einer Entfernung von etwa zwanzig Klaftern folgte. Mit Blitzesschnelle schoß der Lootsenfisch auf die Lockspeise los, schien sie sogar zu versuchen, kehrte darauf zum Hai zurück, umschwamm denselben zu wiederholten Malen, peitschte das Wasser mit dem Schwanze, und trieb es so fort, bis sich der Hai unter seiner Leitung in Bewegung setzte und wenige Minuten später ein Opfer seiner Freßgier geworden war.

Kampflust.

Wenige Fische vereinigen so viele anziehende Eigenschaften in sich, als die Stichlinge. Sie sind lebhaft und bewegungslustig, gewandt, räuberisch und streitsüchtig, muthig im Vertrauen auf ihre, anderen Fischen furchtbare Bewaffnung, deßhalb auch wohl übermüthig, aber zärtlich hingebend in der Fürsorge zu Gunsten ihrer Nachkommenschaft. All' dieser Eigenschaften wegen hält man sie gern in Gefangenschaft, und dies ist wiederum Ursache gewesen, daß man sie ziemlich genau kennen gelernt hat. Bringt man mehrere Stichlinge in ein kleineres Becken, so schwimmen sie zunächst gemeinschaftlich überall umher, um sich heimisch zu machen, und untersuchen jede Ecke, jeden Winkel, jeden Platz. Plötzlich nimmt einer von ihnen Besitz von einer bestimmten Ecke oder einem bestimmten Theile des Beckens, und von nun an beginnt sofort ein wüthender Kampf auf Leben und Tod zwischen ihm und jedem anderen, welcher sich erfrechen sollte, ihn zu stören. Beide Kämpfer schwimmen mit größter Schnelligkeit um einander herum oder neben einander hin, beißen und versuchen, ihre furchtbaren Dornen dem Gegner in den Leib zu rennen. Oft dauert der Kampf mehrere Minuten, ehe einer zurückweicht, und sowie dies geschieht, schwimmt der Sieger, an-

scheinend mit der größten Erbitterung, hinter dem Besiegten her, jagt ihn von einer Stelle des Gefäßes zur anderen, bis dieser vor Müdigkeit nicht weiter kann. Ihre Stacheln werden mit solchem Nachdruck gebraucht, daß oft einer der Kämpfer durchbohrt und todt zu Boden sinkt. Nach und nach wählt sich jeder einzelne seinen bestimmten Stand, und so kann es kommen, daß in einem und demselben Becken drei oder vier dieser kleinen Tyrannen sich gegenseitig überwachen, jeder bei der geringsten Ueberschreitung der Gerechtsame über den Frevler herfällt, und der Streit von Neuem losbricht.

Ein echter Wolf.

Es ist nicht das fürchterliche Gebiß, welches dem Seewolf seinen Namen verschafft hat, sondern die ingrimmige Wuth, welche er an den Tag legt, sobald er sich bedroht sieht. Der Ausdruck der Augen hat etwas Tückisches, und das Wesen entspricht dem Anscheine. Gefangen, geberdet sich dieser Fisch wie rasend, tobt in den Netzen umher, versucht, sie zu zerreißen, und beißt mit schlangenartiger Gewandtheit nach jedem Gegenstande, welcher ihm vorgehalten wird. Die Fischer nehmen sich wohl in Acht, ihn mit den Händen zu fassen, sondern greifen, sobald sie merken, daß sich eines dieser bitterbösen Thiere gefangen, sofort zum Ruder oder zum Handspieße, um es so rasch als möglich vom Leben zum Tode zu bringen. Entgegengesetzten Falls zappelt der Seewolf noch halbe Tage lang im Boote umher; denn er kann ohne Schaden lange Zeit außerhalb des Wassers verweilen und behält seine Wuth, so lange er lebt.

Pirai und Karaibenfisch.

Zur Familie der Lachse gehören auch die Sägesalmen, deren Bauch sägeartig gezähnelt ist; vor der Rückenflosse haben sie einen langen Stachel, im Ober- und Unterkiefer eine Reihe großer, dreieckiger Zähne. Sie leben in den Flüssen Südamerika's und sind sehr räuberische Fische. Zwei Arten derselben, den Pirai und den Karaibenfisch, bezeichnet Schomburgk mit Recht als die gierigsten Raubfische des Süßwassers und meint, daß man sie die Hyänen desselben nennen könnte. Im Vergleich zu ihnen aber sind die Hyänen harmlose, die Geier bescheidene Geschöpfe. Ihre Gefräßigkeit übersteigt jede Vorstellung: sie gefährden jedes andere Thier, welches sich in ihren Bereich wagt, Fische, welche zehnmal größer sind, als sie selbst. „Greifen sie," berichtet Schomburgk, „einen größeren Fisch an, so beißen sie ihm zuerst die Schwanzflosse ab und berauben damit den Gegner seines Hauptbewegungswerkzeuges, während die

übrigen wie Harpyien über ihn herfallen und ihn bis auf den Kopf zerfleischen und verzehren. Kein Säugethier, welches durch den Fluß schwimmt, entgeht ihrer Raubsucht; ja selbst die Füße der Wasservögel, Schildkröten und die Zehen der Alligatoren sind nicht sicher vor ihnen. Wird der Kaiman von ihnen angegriffen, so wälzt er sich gewöhnlich auf den Rücken und streckt den Bauch nach der Oberfläche." Das entschiedenste Zeichen ihrer Raubgier findet Schomburgk darin, daß sie selbst ihre eigenen verwundeten Kameraden nicht verschonen. „Als ich mich eines Abends mit Angeln beschäftigte," fährt er fort, „zog ich einen ganz ansehnlichen Pirai an's Land. Nachdem ich ihn mit einigen kräftigen Schlägen auf den Kopf getödtet zu haben glaubte, legte ich ihn neben mich auf die Klippe; plötzlich jedoch machte er wieder einige Bewegungen und, bevor ich es verhindern konnte, schwamm er, wenn auch noch halb betäubt, auf der Oberfläche des Wassers umher. Im Nu waren sechzehn bis zwanzig seiner Genossen um ihn versammelt, und nach einigen Minuten war nur der Kopf von ihm übrig." Sie verschonen überhaupt kein Thier, mit Ausnahme der wenigen, welche sie selbst vernichten, der Fischotter und der Raubfische z. B., sie wagen sich sogar an den Beherrscher der Erde. Nicht selten soll es, laut Gumila, ihrem ersten Beschreiber, geschehen, daß, wenn ein Ochs, ein Tapir oder ein anderes großes Thier schwimmend unter einen Schwarm dieser fürchterlichen Fische geräth, es aufgefressen wird. Seiner Kraft beraubt durch den in Folge unzähliger Bisse erlittenen Blutverlust, kann sich das Säugethier nicht mehr retten und muß ertrinken. Man sah solche Thiere in Flüssen zu Grunde gehen, welche kaum dreißig oder vierzig Schritte breit waren, oder sie, wenn sie das andere Ufer glücklich erreichten, als halb fertige Gerippe hier zu Boden stürzen. Die an den Flüssen wohnenden Thiere kennen die ihnen durch die Pirai's drohenden Gefahren und nehmen sich ängstlich in Acht, beim Trinken das Flußwasser weder zu bewegen, noch zu trüben, um ihre gräßlichen Feinde nicht anzulocken. Pferde und Hunde setzen das Wasser an einer Stelle in starke Bewegung, entfliehen, sobald sich Sägesalmler an derselben Stelle versammelt haben, so schnell sie können, und trinken an einem anderen, in Folge des Abzuges der dort gewesenen Fische nunmehr sicheren Orte. Dieser Vorsicht ungeachtet werden ihnen oft genug Stücke aus Nase und Lippen gerissen. Gumila hegt, wie verzeihlich, noch so viel Ehrfurcht vor dem Halbgott Mensch, daß er annimmt, die Sägesalmler würden sich an ihm nicht vergreifen; ihn widerlegt schon Dobrizhofer, welcher mittheilt, daß zwei spanische Soldaten, als sie, neben ihren Pferd-

schwimmend, einen Fluß übersetzten, von den Pirai's angegriffen und getödtet wurden. Humboldt sagt: „Der Karaibenfisch fällt die Menschen beim Baden und Schwimmen an und reißt ihnen oft ansehnliche Stücke Fleisch ab. Ist man anfangs auch nur unbedeutend verletzt, so kommt man doch nur schwer aus dem Wasser, ohne die schlimmsten Wunden davon zu tragen. Verschiedene Indianer zeigten uns an Waden und Schenkeln vernarbte, sehr tiefe Wunden, welche von diesen kleinen Thieren herrührten." Martius erzählt, einer seiner indianischen Begleiter habe an einer Stelle des Flusses, wo man vorher getödtete Hühner abgewaschen, unvorsichtig das Wasser berührt und diesen Leichtsinn durch Verlust des ersten Gliedes eines Fingers bezahlt, welches ihm ein Pirai abgebissen. Schomburgk berichtet wörtlich Folgendes: „Auch die Pirai's durchfurchten den Wassersaum und schälten dem armen Puerka, welcher eben seine bluttriefenden Hände abwaschen wollte, zwei seiner Finger fast rein ab, so daß der Unglückliche dieselben während eines großen Theiles der Reise gar nicht gebrauchen konnte und anfänglich bedeutende Schmerzen litt." An einer anderen Stelle heißt es: „Die kühlenden Wellen des Piraras waren bei der unausstehlichen Hitze für unsere Gesundheit die größte Erquickung, welche uns aber leider nur zu bald vergällt wurde, da einem der Indianerknaben, welche uns gefolgt waren, beim Ueberschwimmen des Flusses von den gefräßigen Pirai's ein großes Stück Fleisch aus dem Fuße gerissen wurde. Das schreckliche Aufschreien des Knaben, als er die Wunde erhielt, ließ uns anfänglich fürchten, er sei die Beute eines Kaimans geworden. Schreck und Schmerz hatten ihn so erschüttert, daß er kaum das Ufer erreichen konnte."

Nach diesen übereinstimmenden Berichten wird es einleuchten, daß man die Sägesalmler mehr fürchtet, als jedes andere Raubthier, mehr, als die giftigste Schlange. „Bedenkt man," sagt Humboldt, „wie zahlreich diese Fische sind, betrachtet man ihre dreiseitigen, spitzen Zähne und ihr weites Maul, so wundert man sich nicht, daß die Anwohner des Apure und Orinoco sie überaus fürchten, daß man nirgends zu baden wagt, wo diese Fische vorkommen, daß sie als eine der größten Plagen dieser Landstriche zu betrachten sind."

Charakter und Lebensweise des Karpfens.

Der Karpfen lebt nur im Wasser und kann außerhalb desselben nur so lange bestehen, als seine Kiemen feucht sind. Er liebt stehende Gewässer und nimmt selbst mit ziemlich trüben vorlieb. Dieser Fisch wird ungemein

zutraulich und zahm. Man kann ihn daran gewöhnen, auf ein gegebenes Zeichen, z. B. auf den Klang einer Pfeife oder einer Glocke, an's Ufer zu kommen und sein Futter in Empfang zu nehmen. Alte Karpfen sind sehr listig und überaus schwer zu fangen. Sobald sie das Netz erblicken, verbergen sie sich augenblicklich in den Schlamm und lassen dasselbe über sich hinweggleiten. Oft springen sie auch, wie die Lachse, mehrere Fuß hoch über die Netze hinweg. Dies bewerkstelligen sie so: Sie legen sich auf die Seite, krümmen sich fast kreisförmig zusammen und schlagen dann plötzlich mit dem Schwanze auf's Wasser, wodurch sie emporgeschnellt werden. Dies bringt ihnen aber in der Regel Gefangenschaft und Tod. Die Fischer stellen nämlich hinter dem ersten Netz ein zweites auf, in welches nun die Karpfen fallen. Die Karpfen haben ein so zähes Leben, daß sie mehrere Tage außer dem Wasser leben und zwanzig bis dreißig Meilen weit verschickt werden können. Man muß sie aber in nasse Leinwand oder in feuchtes Moos packen und ihnen ein in Branntwein, Wein oder Essig getauchtes Stückchen Brod in's Maul stecken. Auch in Schnee gepackt lassen sie sich gut verschicken. In Holland hält man sie sogar, in feuchtes Moos gepackt, in Kellern und mästet sie mit Semmel und Milch.

Schönes Alter.

Die Redensart „Gesund wie ein Fisch" ist nicht ohne Grund. Ein Journal von St. Omer erzählt, daß man im Jahre 1868 in einem Teiche der Umgegend dieser Stadt einen funfzig Pfund schweren Karpfen gefangen habe, an dessen Schwanz ein Ring befestigt gewesen sei, mit der Inschrift: „Losgelassen am 15. April 1697 von J. M., wiegt zwei Pfund". Der Karpfen wäre also damals jedenfalls über 171 Jahre alt gewesen.

Buffon sah einen, der 150 Jahre alt war. So alte Karpfen werden oft sehr groß; bei Bischoffssee, unweit Frankfurt an der Oder, fing man im Jahre 1811 einen, der $2^3/_4$ Ellen lang, eine Elle breit und siebzig Pfund schwer war; seine Schuppen waren so groß, wie ein Achtgroschenstück. So große Karpfen sollen heutigen Tages namentlich im Dnjestr gefangen werden. Man erzählt auch, daß sehr alte Karpfen zuletzt völlig weiß würden, und daß ihnen Moos auf dem Kopfe wachse. Daher der Ausdruck: Bemoostes Haupt, womit man scherzhafter Weise sehr alte Personen bezeichnet.

Der älteste Karpfen der Welt verschied am 21. Juli 1872 in Chantilly. Er war ein historischer Fisch, 1397 in einem Teiche des

Grafen von Cossé geboren, gezeichnet und Gabriele genannt worden. Nach des Grafen Tod wechselte Jahrhundert um Jahrhundert Gabriele durch Erbschaft oder Kauf ihren Herrn, bis sie zuletzt 1871 um den Preis von 1300 Franken in die Hände, d. h. in den Fischteich eines reichen Kaufmanns, Herrn G. in Chantilly, kam. Sie war siebenundneunzig Centimeter lang und maß zweiundsiebzig Centimeter um den Leib. Ihren unnatürlichen Tod fand sie im Kampfe mit einem riesigen Hechte, — war aber doch immerhin 475 Jahre alt geworden.

Gefräßigkeit des Hechtes.

Ein Fischer aus der englischen Grafschaft Hereford fing mit einem Netze einen Hecht, in dessen Maule man beim Zurichten nicht weniger als siebzig kleine, einen bis zwei Zoll lange Fischchen fand, unter denen nur wenige von den Zähnen des Räubers verletzt waren. Obwohl der Magen des Hechtes noch mit frischer Beute gefüllt war, hatte er doch im Vertrauen auf seine schnelle Verdauung sich schon mit neuem Vorrathe versehen und diesen merkwürdigerweise selbst nach seiner Gefangenschaft im Netze und während seines Todeskampfes nicht losgelassen.

Der Häringsfang an der Küste von Norwegen.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf, als den Häring, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das wahrscheinlich das zahlreichste, denn wer zählte die ungeheuern Schwärme, die jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa's erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute der Raubfische erliegen, und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorscheine kommen! Der Häring erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Im Frühjahr schwimmt er an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dieses Geschäft verrichtet ist; aber es erscheinen im Sommer und Herbste auch andere Schaaren von solchen, die nicht Milch noch Rogen enthalten, und so ziehen zu allen Zeiten einzelne unermeßliche Heere aus, bald von Schottland herüber, bald in die Ostsee, bald nach Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch den Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er

Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. — Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber dem Fischer und dem Kaufmann ist es genug: sie sind da! Und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. Der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei, sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Hütten und Plätze und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, und erwarten dann die Häringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis in's Meer entgegenfahren, um den langersehnten silberhellen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch die Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Walfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt, denn der Walfisch ist der sichere Verkündiger des Härings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriffe fertig zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuern Wasserwüste, seine Fontänen, die aus den Wogen steigen, wunderbare Springbrunnen, die in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: Gebt Acht, wir liefern sie euch, seid bereit und fertig! Hat der Walfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Häring rascher gegen die Küsten treiben, wo sich dieser zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um grimmigen Feinden draußen zu entkommen, anderen, noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit den Netzen. Ist der Fang gut, so steckt in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll aus dem Wasser gehoben werden. Sobald die Fahrzeuge gefüllt sind, ziehen die Fischer nach Bergen.

Dort nun eröffnet sich ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Häring aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzt, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl von Menschen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen begraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zuge Gedärme und Eingeweide

heraus. Dann werfen sie ihn in die bereit stehenden Tubben (Züber), und sie haben in dieser Arbeit eine solche Virtuosität, daß viele Tausend Fische täglich abgethan werden. Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren; dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Küfer geschlossen, und nun, in dem Magazine aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Häringe ausgefahren sind, kann man sich wohl einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen.

Ein besonderes glückliches Ereigniß ist es für die Fischer, wenn der Häring, gejagt von seinen Feinden, dicht an die Küsten geht und in die Buchten tritt. Ist dies der Fall, so wird die Bucht, wenn es irgend angeht, durch große Netze sogleich abgesperrt, und dann sind alle armen Eindringlinge verloren, sie werden mit Gemächlichkeit abgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat acht- bis zehntausend Tonnen schon aus einer Bucht gezogen, und eben so viele waren durch das gewaltige Zusammendrängen des Thieres erstickt. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Häringe gefangen und wohl eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen werden. Endlich, im März, senken sich die Schaaren in die Tiefen, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Wie viele Gefahren, wie viele Mühen und fast übermenschliche Anstrengungen erfordert das Gewerbe des Häringsfanges, wie viele entsetzliche Noth und Leiden bringt es mit sich, und doch ist es bei diesen Menschen eine Leidenschaft, von der sie nicht lassen können.

Von dem Frieden des Hauses, von dem Rauschen der Aehrenfelder, von der himmlischen Stille des Lebens wissen sie nichts. Auf den Bergen schweifen, auf den Wellen fahren, dünkt ihnen viel schöner, als in den Städten wohnen und an vollen Tischen sitzen.

Sicheres Mittel, ein Geständniß zu erlangen.

„Bewahre das Geld auf" — mit diesen Worten reichte ein galizischer Schankwirth seiner Gattin die Brieftasche. Diese aber ließ aus Fahrlässigkeit dieselbe auf dem Tische liegen. Kaum hatte dies der Gast Wasyl

Ilkow bemerkt, da steckte er sie in seine Tasche und kehrte der Karczma (Schankstube) den Rücken. Bald darauf nahm die Wirthin wahr, was ihr abhanden gekommen, und sofort fiel ihr Verdacht auf Herrn Wasyl, dessen Vorleben nicht ganz lauter war. Er wurde aufgesucht und zum Ortsrichter geschleppt. Mit Entrüstung wies Herr Ilkow die Zumuthung zurück, als hätte er sich fremde Habe angeeignet. Allein der Schulze beachtete Wasyls Schwüre ganz und gar nicht; Wasyl ward in's Gefängniß geworfen, um so mehr, als ein Freund des Schänkers sich erbot, ihn zum Geständniß zu bringen. Dieser Freund, der sich bereitwillig erklärte, seinen Kopf für das Gelingen der Sache einzusetzen, wurde zusammen mit Wasyl eingesperrt, heuchelte Mitleid und tractirte den Inquisiten mit Schnaps und zwei Häringen. Nach Ablauf weniger Stunden wurde nun Wasyl von solch einem Durste gepeinigt, daß er laut aufschrie: „Wasser!“ „Wasser!“ Ihm ward jedoch von Demjenigen, der ihn zuvor so gemüthlich behandelte, die Entgegnung, daß er in einem Nu seinen Durst werde stillen können, wenn er nur zuvor eingestehe, die Brieftasche gestohlen zu haben. Wasyl gestand; „denn“, sagte er, „mein Herz brennt glühend“. Man entließ den Dieb aus dem Kerker und er händigte freiwillig das gestohlene Gut seinem rechtmäßigen Besitzer ein. Vom Inhalte der Brieftasche, das ist von 450 Gulden Banknoten und 1100 Gulden an Werthpapieren, fehlte noch Nichts.

So geschehen im Mai 1871.

Das Häringsmittel wird übrigens in Rußland sehr häufig angewendet, um Hochverräthern ein Geständniß abzunöthigen.

Fang der Zitteraale mit Pferden.

Ungeduldig gemacht durch langes Warten — erzählt Alexander von Humboldt — und verdrießlich über die unsicheren Resultate, die wir bei einem lebendigen, aber sehr geschwächten Zitteraal, den man uns gebracht hatte, erhielten, begaben wir uns nach Caño de Bera, um am Ufer selbst im Freien einen Versuch anzustellen. Die Indianer führten uns zu einem Bache, welcher in Zeiten der Trockenheit nur Schlamm enthält und von schönen Bäumen mit duftenden Blüthen umgeben ist. Der Fang der Zitteraale mit Netzen ist sehr schwierig, weil sich diese ausnehmend behenden Fische wie Schlangen in den Koth vergraben. Man wollte den Barbasco nicht anwenden, d. h. die Wurzeln des Fischfängerbaums und einiger andern Bäume, welche, in einen Teich geworfen, die Fische betäuben. Dieses Mittel

hätte die Zitteraale geschwächt. Die Indianer sagten uns, daß sie mit Pferden fischen würden. Wir konnten uns von diesem seltsamen Fischfange keine Vorstellung machen, bald sahen wir aber unsere Führer von der Prairie zurückkommen, wo sie etwa dreißig wilde Pferde und Maulthiere eingefangen hatten, die man in das Wasser trieb.

Der durch das Pferdegetrampel hervorgebrachte ungewöhnliche Lärm treibt die Fische aus dem Schlamme und reizt sie zum Kampfe. Die Zitteraale, von gelblicher und blauer Farbe und großen Wasserschlangen ähnlich, kommen an die Oberfläche und drängen sich unter den Bauch der Pferde und Maulesel. Der Kampf zwischen Thieren von so ganz entgegengesetzter Organisation bietet das interessanteste Schauspiel dar. Die Indianer, welche mit Harpunen und langen und dünnen Rohrstäben bewaffnet sind, schließen das Wasser eng ein; einige von ihnen steigen auf die Bäume, deren Zweige sich horizontal über die Oberfläche des Wassers ausbreiten. Durch ihr wildes Geschrei und ihre langen Binsen verhindern sie die Pferde an der Flucht auf das Ufer. Die Aale, welche der Lärm betäubt, vertheidigen sich durch die wiederholte Entladung ihrer elektrischen Batterieen und scheinen geraume Zeit hindurch siegreich zu sein. Mehrere Pferde erliegen der Heftigkeit der unsichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten in den für das Leben wesentlichsten Organen erhalten; betäubt durch die Stärke und Häufigkeit der Erschütterungen, verschwinden sie unter dem Wasser. Andere erheben sich wieder, keuchend, mit zu Berge stehender Mähne, ihre Angst anzeigenden Augen, und suchen dem Unwetter, das sie überfällt, zu entfliehen. Sie werden von den Indianern in das Wasser zurückgedrängt, und nur einem kleinen Theile gelingt es, die thätige Wachsamkeit der Fischer zu täuschen. Man sieht sie das Ufer erreichen, bei jedem Schritte straucheln und sich im Sande ausstrecken, völlig erschöpft und von den elektrischen Schlägen der Zitteraale ganz steif geworden.

In weniger als fünf Minuten waren zwei Pferde ertrunken. Der Aal, welcher fünf Fuß lang ist, drängt sich an den Bauch der Pferde und entladet die ganze Ausdehnung seines elektrischen Organs. Natürlich muß die Wirkung, welche die Pferde empfinden, stärker sein, als diejenige, welche derselbe Fisch auf den Menschen hervorbringt, wenn dieser ihn nur mit einer seiner Extremitäten berührt. Die Pferde werden wahrscheinlich nicht getödtet, sondern nur betäubt. Sie ertrinken dann, weil der Kampf zwischen den anderen Pferden und Zitteraalen es ihnen unmöglich macht, sich wieder aufzurichten.

Wir zweifelten nicht, daß der Fischfang sich mit dem successiven Tode der dazu gebrauchten Thiere endigen würde. Aber die Hitze dieses ungleichen Kampfes läßt allmählich nach; die ermatteten Zitteraale zerstreuen sich. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um den Verlust an elektrischer Kraft zu ersetzen. Die Maulesel und Pferde schienen weniger erschrocken; sie sträubten ihre Mähnen nicht mehr und ihre Augen drückten weniger Entsetzen aus Die Zitteraale näherten sich zögernd dem Ufer des Sumpfes, wo man sie mittels kleiner, an lange Stricke befestigter Harpunen fing. Sind die Stricke recht trocken, so fühlen die Indianer beim Aufheben der Fische in der Luft keine Erschütterungen. In wenigen Minuten hatten wir fünf große Aale, die größtentheils nur leicht verletzt waren. Andere wurden gegen Abend auf dieselbe Weise gefangen.

Die Indianer versichern, daß, wenn man die Pferde zwei Tage hintereinander in einen mit Zitteraalen angefüllten Sumpf treibt, am zweiten Tage kein Pferd getödtet wird.

Haifische.

Aus dem Gebahren der Haifische geht mit unbestreitbarer Gewißheit hervor, daß ihre geistigen Fähigkeiten ausgebildeter sind, als bei allen übrigen Fischen, so oft auch ihre ungestüme Raubsucht und Unbedachtsamkeit beim Anblick einer Beute Dem zu widersprechen scheint. Auf Ersteres deutet die Planmäßigkeit ihrer Jagden, welche sie ausführen, die Regelmäßigkeit, mit welcher sie bestimmte Plätze besuchen, das Gedächtniß, welches sie bei solchen Gelegenheiten bekunden, ja, in gewissem Sinne auch ihr schon erwähntes Verhältniß zum Lootsenfische, dessen Dienste sie sich zu Nutzen machen, die Hartnäckigkeit, mit welcher sie Schiffe begleiten, von denen immer Etwas für sie abfällt, die Liebe, welche sie gegen ihre Jungen bethätigen (zum mindesten bethätigen sollen), und Anderes mehr. Aber freilich, ihr unersättlicher Heißhunger, ihre unglaubliche Freßgier stellt jene Eigenschaften oft tief in Schatten und läßt sie geradezu sinnlos handeln. Gefräßigkeit darf, wie aus dem Vorstehenden zur Genüge hervorgegangen, als eine der hauptsächlichsten Eigenschaften aller Fische bezeichnet werden; unter dem gefräßigen Heere aber sind sie unbedingt die gefräßigsten. „Sind zu ihrer grösse“, sagt der alte Geßner sehr richtig vom Menschenhai, „gantz schneller bewegniß, räubig vnd arglistig, für all ander Fisch geil, frefelig, hochprächtig, stoltz und vnverschampt, also daß sie auch zu zeiten den Fischern die Fisch auß den reussen vnd garnen fressen“. Wenn von ihrer Un-

ersättlichkeit gesprochen wird, muß dies buchstäblich verstanden werden. Es quält sie wirklich ein niemals zu stillender Heißhunger. Alle Nahrungsmittel, welche sie verschlingen, gehen nur halb verdaut wieder weg, und deßhalb sind sie genöthigt, den fortwährend rasch sich entleerenden Magen immer von Neuem zu füllen. Sie fressen alles Genießbare, ja sogar Alles, was genießbar scheint; denn man hat schon die verschiedenartigsten Dinge gefunden. Der Magen eines der Weißhaie, welcher bei Jackson erlegt wurde, enthielt einen halben Schinken, einige Schafbeine, das Hintertheil eines Schweines, das Haupt und die Vorderbeine eines Bulldoggen, eine Menge von Pferdefleisch, ein Stück Sackleinen und einen Schiffskratzer. Andere Haie sah man die verschiedenartigsten Dinge verschlingen, welche man ihnen vom Schiffe aus zuwarf, Kleidungsstücke ebensowohl als Speck oder Stockfisch u. dergl., pflanzliche Stoffe mit gleicher Gier wie thierische, wirklich nährfähige. Bennett vergleicht sie mit dem Strauß und meint, man müsse annehmen, daß ihrer Verdauungsfähigkeit Nichts unmöglich sei, da sie die Zinnkannen, welche sie verschlucken, doch wieder los werden müßten; Cetti versichert, daß man in den Tonaren (Netzen zum Thunfischfang) Thiere dieser Art fange, welche drei- bis viertausend Pfund wiegen, und setzt hinzu, daß allerdings auch ein sehr großer Körper erforderlich sei, um acht bis zehn Tunfische auf einmal zu verschlucken, wie diese Haie es im Stande sind. Die Besitzer der Tonaren werden durch sie ununterbrochen in Furcht gehalten, weil die Raubfische unter den Tunen entsetzlich hausen und, wenn sie gefangen werden, durch den Gewinn, welchen sie abwerfen, den Fischern die ausgestandene Angst doch nur mäßig vergüten. Auf hohem Meere füllen sie sich den Wanst mit dem verschiedenartigsten Seegethier, welches ihnen vorkommt. Einer, welcher auf hoher See harpunirt und von Bennett untersucht wurde, hatte den Magen zum Platzen mit kleinen Fischen der verschiedensten Art, Kalmars und anderen Tintenfischen vollgestopft, zur Verwunderung unseres Forschers, welcher anfänglich nicht begreifen konnte, wie es dem Riesen möglich, derartige behende Beute in solchen Massen zu fangen, und erst später zu dem Schlusse geführt wurde, daß der Hai keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, sich auf die Seite wälzt, um eine Beute aufzunehmen, sondern auch mit aufgesperrtem Maule durch die Wellen zieht und Alles verschlingt, was sich bei dieser Gelegenheit fängt.

Das einseitige Glück des Propheten Jonas wird den Menschenkindern unserer Tage äußerst selten und niemals in gleichem Umfange zu Theil. Ein ähnlicher Fall soll verbürgt, ein Matrose nämlich, welcher von einem

Haifische verschlungen worden war, wieder ausgespieen worden sein, als der Führer des Schiffes den Räuber mit einer glücklich treffenden Kanonenkugel zum Tode verwundet hatte. Außer dieser Erzählung wissen unsere Bücher nichts Aehnliches zu verzeichnen, und ist es neuerdings niemals wieder vorgekommen, daß ein Mann drei Tage lang im Magen eines Haifisches sich befunden, ohne verdaut zu werden. Auf die vielen Fälle, welche mit dem Abenteuer des Propheten Jonas in geradem Widerspruche stehen, brauche ich nicht weiter einzugehen, weil fast jeder Reisende, welcher längere Zeit zur See war, von solchen zu berichten weiß. Schon Geßner erzählt, daß man in einzelnen Haifischen ganze Menschen gefunden haben soll, „zu Marsilien auff eine Zeit in einem ein gantzer gewapneter Mann"; die neueren Fischkundigen könnten von hundert und mehr ähnlichen Geschichten berichten. Ein Mensch, welcher innerhalb des heißen Gürtels, ja selbst im Mittelmeere vom Schiffe aus in die See fällt, findet regelmäßig sein Grab im Magen eines Haifisches, und wenn letztere einmal Menschen verschlungen haben, werden sie unglaublich frech. Während meines Aufenthaltes in Alexandrien war es unmöglich, im Meere zu baden, weil ein Haifisch kurz nach einander unmittelbar an den Häusern der Stadt Menschen weggeholt hatte. Im südlichen Rothen Meere strandete eines der Ungeheuer bei der Verfolgung eines Badenden, welcher, noch rechtzeitig des Feindes ansichtig geworden, so eilig als möglich auf das Land sprang und von diesem bis dahin verfolgt wurde. Auch Dr. Alexander wurde bei Singapore, als er knietief im Wasser stand, um Muscheln zu suchen, von Haifischen überfallen und verlor dabei den rechten Stiefel, das halbe rechte Hosenbein und ein Stück Haut vom Schienbein, würde auch unzweifelhaft selbst zum Opfer gefallen sein, hätte ein herbeigeeiltes Boot die Fische nicht in die Flucht geschlagen. Bei längeren Seereisen gewähren die dem Schiffe folgenden, von ihren Lootsen begleiteten Haie dem Beobachter eine angenehme Unterhaltung; wenn aber das gelbe Fieber auf dem Schiffe haust und in kurzen Zwischenräumen eine Leiche nach der anderen in's Wasser geworfen werden muß, sind sie wohl geeignet, das Herz des Muthigsten mit Schrecken zu erfüllen. Während der Seeschlacht bei Abukir sah man die Haifische zwischen den Schiffen beider Flotten umherschwimmen und auf die ihnen vom Bord zufallenden Kämpfer lauern; sie ließen sich also nicht einmal durch den furchtbaren Kanonendonner zurückschrecken. Aeußerst selten läßt der Hai einen ergriffenen Menschen wieder fahren; doch sind mehrere derartige Fälle bekannt geworden. Es wird noch heutigen Tages behauptet, daß es an der Westküste

Afrika's Neger geben soll, welche, mit einem scharfen Messer in der Hand, den Hai im Meere angreifen und ihm den Bauch aufschlitzen, und Dixon versichert, selbst gesehen zu haben, daß die Sandwichinsulaner mit den Haien um die Eingeweide von Schweinen, welche die Matrosen in das Wasser geworfen, gekämpft hätten.

Zur Vertilgung der Haie erweisen sich handliche Schußwaffen fast unwirksam. Wenn einer von ihnen durch eine Büchsenkugel verwundet wird, entfernt er sich mit rasender Eile, und man bleibt im Zweifel, ob ihm der Schuß tödtlich geworden oder nicht. Netze lassen sich nicht wohl zu seinem Fange verwenden, weil er sie gewöhnlich entweder zerreißt oder mit seinem furchtbaren Gebiß zerschneidet und sich so befreit; doch geschieht es, daß einer und der andere auf diese Weise gefangen wird. Am wirksamsten ist eine starke Angel, welche an einer Kette befestigt sein muß. Der Köder kann in einem Fische oder in einem Speckstück, nöthigenfalls auch in einem Bündel Werg bestehen; denn das Ungethüm schnappt eben nach Allem, was vom Schiffe aus ihm zugeworfen wird. Heuglin beschreibt den Fang eines derartigen Fisches in sehr anschaulicher Weise. Als er im südlichen Rothen Meere reiste, erlegte er einen Tölpel, welchen ihm der gefällige Bootsmann zu bringen gedachte, deßhalb in's Meer sprang, den Vogel auch wirklich holte und mit ihm das Schiff erreichte. Kaum aber saß die alte Mumie, vom Seewasser noch triefend, wieder am Steuer, als am Hintertheile des Schiffes ein Hai erschien, nach Beute suchend, rechts und links am Kiel vorübersauste.

„Raschid, der Bootsmann, war sprachlos vor Schrecken und machte mich blos durch Zeichen auf den ungebetenen Gast aufmerksam. Währenddem erschien schnell wie ein Pfeil ein zweiter und gleich darauf ein dritter Hai, der letztere von erstaunlicher Größe. Einstimmig beschloß man, Jagd auf diese „Hyänen" des Meeres zu veranstalten. Ein zehn bis fünfzehn Zoll langer eiserner Angelhaken sammt verhältnißmäßiger Kette ward hervorgeholt, ein halbgeräucherter Seefisch als Köder daran gehängt, das Ganze an ein Tau befestigt und vom Hintertheil des Fahrzeuges aus dem gefräßigen Ungethüm dargereicht Noch war der Köder keine halbe Klafter unter Wasser, als schon der kleinste der Fische in gerader Linie darauf zuschwamm, sich halb seitwärts neigte und anbiß. Der Matrose, welcher das Angeltau führte, zog an, aber einen Augenblick zu früh; denn der Hai ließ los, obschon nur, um gleich wieder besser und vollständiger zu fassen. Im Triumph wurde er nunmehr an das Vordertheil des Schiffes gezogen, das Tau um eine

Rolle geschlagen, die Last mit vereinten Kräften über Bord gehoben und dort mit einem Hagel von Schlägen mittels Bootshaken, Beilen und Prügeln behandelt und betäubt. Ein neuer Köder wurde auf die Angel gegeben, und fünf Minuten später meldete sich der zweite Gast am Bord, woselbst ihm kein besseres Schicksal als seinem Kameraden blühete. Indeß war der größte außer Sicht gekommen, und erst nach einiger Zeit erschien er wieder. Vergeblich boten wir ihm ein Stück Hammelfleisch dar; er umkreiste es ruhig, scheinbar ohne sich darum zu kümmern. Nun tauchte man die Angel tiefer und tiefer. Bedächtig näherte sich der Hai nochmals und biß ebenfalls an. Ihn lebend auf's Deck zu bringen, wagte man nicht, sondern schoß ihm, während er zwischen Himmel und Erde schwebte, erst zwei Kugeln durch den Schädel, führte in eine der Wunden einen Bootshaken ein und warf ihn nunmehr mit Mühe und Anstrengung vollends auf das Schiff. Er maß über acht Fuß und die Leute schätzten sein Gewicht auf mindestens vier Centner."

Seeungeheuer.

„Da ist der Teufel!! Großer Lärm unter den Schiffsleuten! Alle griffen zu den Waffen, und man sah Nichts als Spieße, Harpunen und Flinten. Ich selbst lief herbei und sah einen großen Fisch, wie ein Roche, außer daß er zwei Hörner hatte, wie ein Ochse. Er war immer von einem weißen Fische begleitet, welcher von Zeit zu Zeit auf's Plänkeln ausging und sich dann wieder unter ihm versteckte. Zwischen seinen Hörnern trug er einen kleinen grauen Fisch, den man des Teufels Lootsen nannte, weil er ihn leitet und kneipt, wenn er Fische bemerkt; auf diese stürzt dann der Teufel mit der Schnelligkeit eines Pfeiles."

So erzählt ein Schriftsteller, welcher zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nach Siam reiste und 1685 seine Reisebeschreibung herausgab. Nach ihm sprechen andere Reisende und Forscher von denselben Teufeln, ausführlich unter Anderen auch Le Vaillant, welcher unter dem zehnten Grade nördlicher Breite drei von ihnen beobachtete. Auch diese waren von Lootsenfischen umgeben, und jedem saß auf dem Horn vor dem Kopfe ein weißer, armdicker, langer Fisch, welcher ihn zu leiten schien. Es gelang, den kleinsten Teufel zu fangen, und man fand, daß es ein Roche war von achtundzwanzig Fuß Breite und einundzwanzig Fuß Länge, ausschließlich des zweiundzwanzig Zoll langen Schwanzes. Das Maul war so weit, daß er

leicht einen Menschen verschlucken konnte, der Rücken braun, der Bauch weiß. Das Gewicht schätzte man auf zwanzig Centner.

Man könnte versucht sein, diese Erzählungen mit Mißtrauen aufzunehmen, wären nicht neuerdings wiederholt ähnliche Riesen beobachtet und gefangen worden. Bei Newyork tödtete man einen Rochen, welcher fast die Größe eines Walfisches und ungefähr zehntausend Pfund an Gewicht hatte. Sein Leib war fünfzehn, der Schwanz vier Fuß lang; die Breite von einer Brustflosse zur andern betrug achtzehn Fuß. Die Kräfte von zwei Gespann Ochsen, zwei Pferden und zweiundzwanzig Menschen reichten kaum hin, um das Ungethüm an's Land zu ziehen. Ganz neuerdings beschrieb ein Amerikaner, Elliot, sehr ausführlich eine von ihm veranstaltete Jagd auf diesen Seeteufel; er erzählt, daß derselbe im Meerbusen von Mejico, wenn auch nicht gerade häufig, so doch regelmäßig vorkomme, außerordentlich rasch und zierlich schwimme, sich in merkwürdigen, sprungartigen Bewegungen durch das Wasser wälze, oft eine und die andere seiner Flossen über die Oberfläche desselben erhebend, gelegentlich sich in einer Ankerkette ver- verwickele, das Schiff losreiße, und dann, gereizt durch den sich an ihm fest- hängenden Anker, mit dämonischer Kraft hin- und herschleife. „Zuweilen, wenn auch nicht oft", sagt er, „kann man sich dem riesigen Fische nähern, während er in seichtem Wasser seiner Nahrung, Garnelen und kleinen Fischen, nachgeht; immer aber hat man sich dann vorzusehen, weil seine Bewegungen außerordentlich schnell, wie die eines Vogels sind". Der Mann beschreibt sehr ausführlich, wie er Jagd gemacht und nach vieler Mühe endlich einen dieser Fische harpunirt, nach langem Kampfe getödtet, wirklich an's Land geschleift und gemessen habe: die Breite von einer Flossenspitze bis zur anderen betrug siebenzehn Fuß.

Aus allen diesen Schilderungen geht hervor, daß der besagte Teufel zu den Flügelrochen gehört. Sie zeichnen sich durch ihre Gestalt ebenso aus, wie durch ihre Größe. Auch bei ihnen werden die ungemein verbreiterten Brustflossen unterbrochen und theilen sich demgemäß in Brustflossen und Schädelflossen; diese aber stehen seitlich am Kopfe und bilden die Hörner der Meerteufel; der runde Schwanz trägt eine Rückenflosse und hinter derselben einen kräftigen Stachel; die Augen stehen sehr seitlich; das Maul liegt vor den sogenannten Hörnern und wird bewehrt durch mehrere Reihen sehr kleiner, spitzer oder höckerartiger Zähne.

Insecten I. (Käfer.)

Digitized by Google

Fünfte Klasse.

Die Insecten.

Die Insecten, Einschnitt-Thiere, Kerbthiere oder Kerfe, werden recht passend auch Sechsfüßer genannt, da sie alle sechs gegliederte Beine haben; ferner sind sie weißblütig, athmen durch Luftröhren, haben eine Verwandlung und zeigen drei Körper-Abschnitte: Kopf, Brust und Leib. Die meisten haben in ihrer vollkommenen Gestalt Flügel; der Körper ist mit einer hornartigen Haut bekleidet, an welche die meisten Theile sich anlegen können, die also gewisser Maßen ein äußeres Skelett bildet. Am Kopfe stehen zwei Fühler, zwei unbewegliche Netzaugen, d. h. Augen mit Facetten, manchmal auch einige Nebenaugen, sodann sind da die Beiß-, oder Saug-Werkzeuge, je nachdem das Thier beißend frißt, oder nur mit einem Rüssel saugt. An der Brust sitzen die Vorder- oder Ober-Flügel, die Hinter- oder Unter-Flügel, die oft zu bloßen Schwingkölbchen verkümmert sind, und die sechs Beine, an welchen man Oberschenkel, Unterschenkel oder Schienbein und schließlich Fuß unterscheidet. Der Leib endigt manchmal in Zangen, Borsten, Stacheln, Legeröhren u. dgl.

Die Insecten machen eine Metamorphose durch. Die Raupe, Larve, Made frißt sehr Viel, wächst außerordentlich schnell, häutet sich mehrere Male, — dann hört sie auf, zu fressen, häutet sich nicht mehr, sucht einen Ort, wo sie ungestört ist, und verwandelt sich da in eine Puppe. Aus dieser schlüpft nach Tagen, Wochen, Monden, Jahren das vollkommene Insect aus, welches nun seine Eier legt, aus welchen sich sodann wieder Raupen entwickeln.

Der Schaden, welchen die Insecten dem Menschen verursachen, ist sehr groß; sie zerstören ihm Felder und Wälder, plagen sein Vieh und ihn selbst, ja werden zum Theil beiden lebensgefährlich, zernagen ihm Kleider und sind sogar im Stande, ihm die Wohnung zu zerstören. — Man theilt die Insecten in sieben Ordnungen: Käfer, Schmetterlinge, Aderflügler, Zweiflügler, Netzflügler, Gradflügler und Halbflügler.

Die Käfer.

(Tafel XVI.)

Die Käfer haben hornige, oder lederartige Vorderflügel und häutige Hinterflügel, welche in der Ruhe von jenen bedeckt werden; sie saugen nicht, sondern beißen und haben an den letzten Gliedern der Beine zwei große Krallen. In Deutschland soll es sechs Tausend verschiedene Arten von Käfern geben.

Die Sandkäfer, Puppenmäuler (der große Raupenjäger Tafel XVI, Fig. 26), Bombardierkäfer (Fig. 28) und viele andere gehören zu den Lauf- oder Raubkäfern. Sie haben große, starke Beine; die Raupen leben im Miste, oder vom Raube, haben auch große Beine und auf jeder Seite sechs Augen. Den rothflügeligen Raubkäfer siehe Fig. 25. — Die Schnell-, Spring-, Pracht-, Bohr- und Leucht-Käfer (Johanniswürmchen) gehören zu den Sägehörnern, deren Fühler gesägt oder gekämmt sind. — Die Mistkäfer (grabender Kothkäfer, Fig. 6), Dungkäfer (der mondförmige, Fig. 14), Pillen-, Herkules-, Juni-, Pinsel- und Baumkäfer, desgleichen der Nashornkäfer (Fig. 20), der Maikäfer (Fig. 16), der Walker oder Müller (Fig. 8), der Goldkäfer (Fig. 7) und der Feuerschröter oder Hirschkäfer (Fig. 4) gehören zu den Blatthörnern, deren letzte Fühlerglieder blattartig erweitert sind und eine quer gestellte Keule bilden. — Die Stutzkäfer (der rothgezeichnete, Fig. 18), die Glanz-, Schild- und Immenkäfer (der ameisenförmige, Fig. 12), die Buntkäfer und Todtengräber (der gemeine, Fig. 17), die Aaskäfer und Kammhornkäfer (der langstrahlige, Fig. 19) gehören zu den Keulenhörnern, so genannt von der Gestalt ihrer Fühler. — Die Raubkäfer und Ufer-Raubkäfer (der rothflügelige, Fig. 9) sind Kurzflügler, deren Flügel nur die Hälfte des Hinterleibes bedecken; zu den Schwimmkäfern gehören unter anderen auch die Taumel- oder Drehkäfer; den großen Schwimmkäfer siehe Fig. 1. — Von den Wasserkäfern siehe den breiten, Fig. 2, den gesäumten, Fig. 3. — Zur Familie

Insecten II. (Schmetterlinge)

Digitized by Google

der Taxikornen mit ihren kurzen Fühlern gehören nur minder bekannte Gattungen; zu den Engflüglern, deren Flügeldecken nach hinten zugespitzt sind, zählen die Stachelkäfer (der geschulterte, Fig. 21), die Hüpfer, die Pflanzen- und Fadenkäfer. — Zu den Schwarzflüglern, nächtlichen, dunkel gefärbten Thieren, sind die Todten-, Schatten-, Staub- und Pilzkäfer zu rechnen; zu den Halskäfern aber mit halsförmiger Abschnürung die spanischen Fliegen, die Feuerkäfer (der scharlachrothe, Fig. 22), die Maiwurm- oder Oelkäfer (Fig. 10) und die Reizkäfer.

Die zwölfte Familie umfaßt die Rüsselkäfer, deren Kopf in einen Rüssel verlängert ist, an dessen Spitze der Mund steht. Hierhin gehören die Samenkäfer, Rüssel- und Samenstecher, die Kornbohrer (Palmenbohrer, Fig. 11), Minirkäfer, Nußbohrer, Salweidenfruchtkäfer (Fig. 13), Blattnager, Nelkennager (Fig. 5), die sehr schädlichen Kiefern-Rüsselkäfer und die Hohl-Rüsselkäfer. — Die Borken-, Bast- und Splintkäfer (der gesäumte Grundkäfer, Fig. 29), die Platt- und Wurzelkäfer gehören zu den Holzfressern, die Böcke (Eichenbock, Fig. 24, Alpenbock, Fig. 30, Halbbockkäfer, Fig. 23), Sägeböcke, Widderkäfer, Walzenböcke und Schmalböcke (vierbindiger, Fig. 27) und endlich die Schrot- oder Zangenkäfer gehören zu den Bockkäfern, so genannt, weil sie ihre langen borstenförmigen Fühler gebogen tragen, wie ein Bock seine Hörner. — Die fünfzehnte Familie, Blattkäfer, kleine rundliche Thierchen, umfaßt die Rohr-, Zirp-, Schild- und Fruchtkäfer, die Erdflöhe und Sackkäfer; zu der sechzehnten, den Kugelkäfern, gehören unter anderen die Marienkäfer oder Sonnenkälbchen, auch Gotteslämmchen genannt (Fig. 15), und zur letzten, den Tastkäfern, die kleinen, noch nicht einmal eine Linie großen, augenlosen Keulenkäferchen, welche in den Nestern der gelben Ameisen leben und von diesen sorgfältig gepflegt und gefüttert werden.

Die Schmetterlinge.

(Tafel XVII bis XX.)

Die Schmetterlinge haben vier mit ganz feinen Schüppchen bedeckte Flügel und einen Rollrüssel zum Saugen. Man theilt sie in Tagfalter mit verhältnißmäßig großen und breiten Flügeln, die in der Ruhe halb oder ganz senkrecht gehalten werden, — Abendfalter mit schmalen, lang gestreckten Flügeln, die wagerecht oder dachförmig gehalten werden, — Nachtfalter mit doppelt gekämmten, oder borstenförmigen Fühlern und wagerecht oder dachförmig gehaltenen Flügeln — und in Kleinfalter mit schmalen, meist um den Leib gerollten Flügeln. Die Raupen dieser letzteren leben im Innern ihrer Nahrung.

Der Perlmutterfalter, Kaisermantel oder Silberstrich (Tafel XVII, Fig. 10), Distelfalter, Admiral, das Tagpfauenauge (Fig. 1), der große Fuchs oder Rüsterfalter (Fig. 8), kleine Fuchs oder Nesselfalter, Trauermantel (Fig. 5), das weiße C, der Schillerfalter, das Bretspiel oder Damenbret, der Schwalbenschwanz (Raupe, Fig. 3, Puppe, Fig. 7), die Segler (Fig. 6, — unten der Chorineussegler aus Surinam, oben der Schlehensegler, der gemeinste von allen, Fig. 4 der Peleidessegler, schwarz, aus Ostindien), der rothe Augenspiegel oder Apollo (Fig. 14), Citronenvogel, Baumweißling, große und kleine Kohlweißling (der große, Fig. 16), das goldene O (Fig. 13), der Argus (Fig. 15), Bläuling, Feuervogel (Fig. 12), Ducatenvogel (Fig. 17), der Geisstaudenfalter oder pomeranzengelbe Heuvogel (Fig. 9) und der Plexippusfalter aus Amerika (Fig. 11), gehören zu den echten Tagschmetterlingen; sie richten ihre Flügel in der Ruhe senkrecht auf. Zu den unechten, deren Flügel nur halb aufgerichtet sind, gehören nur sehr wenige Arten, der Schildvogel (Fig. 2), der große und kleine Malvenfalter und einige andere.

Insecten IV. (Schmetterlinge.)

Digitized by Google

Zu den Abendfaltern zählen wir den großen Weinschwärmer oder Phönix (Tafel XVIII, Fig. 17), den mittleren (Raupe, Fig. 15) und kleinen Weinschwärmer, den Wolfsmilchschwärmer und Ligusterschwärmer (Puppe Fig. 18), den Todtenkopf (Fig. 14), den Weidenschwärmer oder das Abendpfauenauge (Fig. 13), den Pappelschwärmer oder die Kreuzmotte (Fig. 16), die große Schaar der Widder oder Zygänen (Steinbrechschwärmer oder Rothfleck, Fig. 1, Gürtelträger, Ringelmotte oder Weißfleck, Fig. 2, Haarstrang-Zygäne, Fig. 3, Schlehen-Widderchen, Fig. 4, Melioten-Zygäne, Fig. 5) und die Sesien oder Glasflügler, so genannt, weil ihre Flügel theilweise ohne Schuppen, also durchsichtig sind. Dahin gehören: der Fensterschwärmer (Fig. 6), die Raubfliegensesie (Fig. 7), Erdschabensesie (Fig. 8), der Wespenschwärmer (Fig. 9) und Schlupfwespenschwärmer (Fig. 10), die Hummelsesie (Fig. 11) und die Gallwespensesie (Fig. 12). Sie sind klein, schnell, sehen aus wie Mücken, Wespen oder Hummeln, fliegen nur in der größten Mittagshitze; ihre Raupen sind weißlich, leben in Stämmen und Zweigen der Bäume und Sträucher, die Puppen ruhen in einer Hülse von abgenagtem Holze.

Die Nachtfalter sind meist kurz und dick, haben breite Flügel, fliegen nur nach eingetretener Dunkelheit und halten sich am Tage irgendwo verborgen. Man theilt sie in Spinner, Eulen und Spanner.

Die Spinner, so genannt, weil sie sich in einem Gespinnste verpuppen, umfassen neben dem sehr nützlichen Seidenspinner auch die allerschädlichsten Schmetterlinge, die, welche in Wald, Feld und Garten den meisten Schaden anrichten. Als die bekanntesten sind zu erwähnen: das kleine Nachtpfauenauge, der Seidenspinner (Tafel XIX, Fig. 16), der Processionsspinner, die Kupferglucke, der Weißdornspinner, auch Brandeule und Schwan genannt (Fig. 15), der Buchenspinner (das Eichhorn oder der Krebsvogel, Fig. 11), der Roßkastanienspinner (Lindenbohrer, die Punkteule oder das Blausieb, Fig. 13), der Föhrenspinner (Apfelspinner oder die Nonne, Fig. 17), der Gartenbirnspinner (Fig. 18), der Bärenspinner, der Bürstenspinner, der bandierte Sichelspinner (Fig. 12), der Rothbuchenspinner (T-Vogel, Taff, Fig. 14), der Hagebuchenspinner (Buntflügel, Scheckflügel, Fig. 19), und

das Wiener Nachtpfauenauge, der größte europäische Nachtfalter, mit einem halben Fuß Flügelspannung.

Die Eulen haben einen kleinen Kopf, der aber wie mit einem Halskragen oder Eulenschleier umgeben ist. Bekannt sind der graue Mönch (der Kappenträger, die Kappeneule, Fig. 9), die Wurzeleule, die Achateule, die Gemüseeulen, die Lattich- oder Salateule (Fig. 10), das blaue und das rothe Ordensband, auch die junge Frau genannt (Fig. 8), und einige wenige Andere.

Bei den Spannern haben die Raupen an den Bauchringeln keine Beine, gehen deßhalb spannend. Der Pflaumenspanner (Mondspanner oder gestreifter Tiger, Raupe Fig. 4), Erlenspanner (die Gelberübenschnitz, Raupe Fig. 3), der Birkenspanner (Chinese, Birkvogel, Raupe Fig. 2), der Fliederspanner (Syringenvogel, Raupe Fig. 1), der Garbenspanner (Fig. 5), der Stachelbeerspanner (Harlekin, gefleckte Tiger, Fig. 6) und das grüne Blatt (Fig. 7) mögen etwa die bekanntesten sein.

Die Kleinfalter sind zwar die kleinsten, aber auch die zahlreichsten aller Schmetterlinge. Die Fettschabe, die Saatmotte und die fünffederige Lichtmotte (Tafel XX, Fig. 11) gehören zu den Lichtmotten. — Der Nadelwickler (Fig. 7), der Rosenwickler, der Apfel- und der Zwetschenwickler, der rostrothe Fichtenwickler (Fig. 9), der Buchenwickler (mit Raupe Fig. 12) und der Fichtenrindenwickler (mit Raupe Fig. 8) gehören zu den Wicklern. — Zu den Schaben oder Motten, die dem Getreide und den Möbeln, den Kleidern und dem Pelzwerk so außerordentlich gefährlich sind, gehören die Kornschabe oder der weiße Kornwurm (Fig. 4 und 14), die Pelzmotte (Fig. 3) und die Kleidermotte, die schwarze Heckenschabe (Fig. 2), die Aepfelmotte (Fig. 6), die Vogelkirschenschabe (Fig. 13), die Kohlschabe (Fig. 5), die Honig- oder Bienenmotte, die Eichenminirschabe (Fig. 1) und die Kiefernharzschabe (Fig. 10), lauter kleine Thierchen, die aber, weil sie so schwer zu vertilgen sind, zu einer großen Plage für den Menschen werden.

Insecten V. (Schmetterlinge)

Digitized by Google

Die Aderflügler.

(Tafel XXI.)

Die Aderflügler, Hautflügler oder Immen haben fast alle vier nackte Flügel mit weitmaschigem Adernetze, nur einige kleine Arten, besonders die Ameisen, sind ungeflügelt; die Weibchen haben eine Legeröhre oder einen Stechstachel. Die vielen verschiedenen Arten der Blattwespen, die Holzwespen, die Schlupfwespen, welche ihre Eier an, oder in andere Thiere legen (Ophion oder Sichelwespe, Tafel XXI, Fig. 20), die Gallwespen (Fig. 13), die Raubwespen, zu welchen auch die Ameisen (Fig. 5), Raupentödter, Sandwespen und Goldwespen (Fig. 17) gehören, sodann die echten Wespen, die Hornissen, die Bienen (Honigbiene, Fig. 18, Holzbiene, Fig. 6) und die Hummeln (Erdhummel, Fig. 16) sind die bekanntesten Thiere dieser dritten Ordnung der Insecten.

Die Zweiflügler.

Die Zweiflügler oder Fliegen haben zwar nicht so viele Arten, als die Käfer, aber an Zahl der Individuen übertreffen sie diese weit; man denke nur an die Millionen von Schnaken und Mücken, die sich wolkenweise an Weihern, Teichen, Sümpfen, Bächen und Flüssen aufhalten. Vor allen anderen sind hier zu nennen die vielerlei Mücken (Schmetterlingsmücke, Fig. 12, Wiesenschnake, Fig. 23), die dickhörnigen Mücken, die Flöhe, die bitterbösen Langrüsselfliegen (die Mordfliege, die Rindsbremse, Fig. 22), die eigentlichen Fliegen in vielen Gattungen und Arten, z. B. die Fleischfliege, die Stubenfliege, die Bohrfliege, die Stechfliege, die Bremse u. s. w., und endlich die Lausfliegen, die Pferden, Schafen, Schwalben, Fledermäusen und anderen Thieren das Blut aussaugen.

Die Netzflügler.

Diese fünfte Ordnung der Insecten hat vier nackte Flügel mit engmaschigem Adernetze und nicht eine vollkommene Verwandlung, wie die Aderflügler, sondern nur eine unvollkommene. Die erste Familie umfaßt die Wasserjungfern mit ihren vier stets ausgebreiteten, ziemlich gleichgroßen Flügeln: die Libelle (Tafel XXI, Fig. 9), die Schmaljungfer, die Schlankjungfer und andere. Zur zweiten Familie, den Ephemeriden, gehören die Eintagsfliege (Fig. 15) und das Uferaas; zur dritten, den Faltflüglern, — die Uferfliege, die Köcherfliege, die Barttasterfliege; zur vierten, den Plattflüglern, — die Wasserflorfliege, die Scorpionsfliege (die geschwänzte Scorpionsfliege mit ihrer ungemeinen Verlängerung der Unterflügel siehe Fig. 14), das Schmalhaft, die Florschrecke, das Perlhaft (Fig. 11), der Ameisenlöwe und das Schmetterlingshaft. — Die letzte Familie der Netz- oder Gitterflügler, die Nager, zählt zu sich die Termite oder weiße Ameise (Fig. 21), die Papierlaus und die Bücherlaus.

Die Gradflügler.

Die Gradflügler oder Helmkerfe haben zwei vordere pergamentartige und zwei hintere häutige, breitere und längsgefaltete Flügel. Zu ihnen gehören die Feldheuschrecke, die Wanderheuschrecke (Tafel XXI, Fig. 1), das Heupferd, der Warzenbeißer, die Feldgrille, die Hausgrille oder das Heimchen, die Maulwurfsgrille (Fig. 2), die Gespensterheuschrecke (Fig. 3), das wandelnde Blatt, die Gottesanbeterin (Fig. 4), der Kakerlak, der Blasenfuß, der Springschwanz, der Zuckergast und die Thierläuse, die aber nicht von Blut, sondern von Federn, Hautschuppen und Haaren leben.

Die Halbflügler.

Diese siebente, letzte Ordnung der Insecten hat bei unvollkommener Verwandlung einen gegen die Brust zurückgeschlagenen Saugrüssel oder Schnabel. Hierher gehören die vielerlei Landwanzen (Erdwanze, Baumwanze, Feuerwanze, Bettwanze, Ruderwanze, Fig. 7,

Insecten VI.

Digitized by Google

Meerwanze, Teichläufer u. s. w.), die Wasserwanzen (Rückenschwimmer, Nadelscorpion, Fig. 8), die Cicaden (rothe Schaumcicade, Fig. 19, Laternenträger), die mancherlei Blattläuse (Fig. 10), die Schildläuse (Cochenille, Cactus-Schildlaus, Orangen-Schildlaus u. s. w.) und endlich die Kopflaus, die Kleiderlaus und die Filzlaus.

Wie sich die Insecten vor Gefahren schützen.

Das einfachste Mittel, wodurch gewisse Käfer Gefahren zu entgehen suchen, besteht darin, daß sie sich todt stellen oder zur Erde fallen lassen. Letzteres thun unter anderen sehr viele Rüsselkäfer. Wenn man solche Käfer auf einer Pflanze oder an irgend einem anderen über der Erde befindlichen Gegenstande überrascht, so lassen sie sich plötzlich fallen und ziehen dabei ihren Rüssel und ihre Füße an sich, so daß sie dann auf dem Boden um so weniger erkennbar sind. Andere, wie der Lohkäfer, strecken, um todt zu scheinen, alle Beine, oder, wie die Baumkäfer, nur die Hinterbeine aus und verbergen dabei den Kopf, oder machen durch andere Bewegungen ihre Gestalt unkenntlich.

Am Beharrlichsten sind in dieser Hinsicht die kleinen Klopfkäfer. Man hat ihnen schon ein Glied nach dem anderen abgerissen und sie auf andere Weise verstümmelt, sie sogar in's Feuer gehalten oder allmählich geröstet, ohne sie dahin zu bringen, auch nur ein Glied zu bewegen.

Dieses Todtstellen, jedoch ohne die eben beschriebene Hartnäckigkeit, findet sich auch bei mehreren Zweiflüglern. Auch viele Raupen stellen sich todt, wenn sie in Gefahr sind, und rollen oder ringeln sich überdies dabei so zusammen, daß nur die weicheren Theile verborgen und geschützt sind. Die Raupen suchen auf verschiedene Arten ihren Verfolgern zu entgehen. Die Spanner, welche nur am Vorder- und Hintertheil ihres Körpers Füße haben und deßhalb beim Gehen Höcker machen, können auf ihren hinteren Füßen stundenlang ausruhen, und so sitzen sie denn auch fast immer mit ausgestrecktem oder etwas gebogenem Vorderkörper an den Zweigen der Bäume und Sträucher, und sehen selbst einem Zweiglein so ähnlich, daß es, besonders bei den zahlreichen grauen oder bräunlichen Arten, selbst dem Kundigen äußerst schwer fällt, sie zu entdecken und daß wohl selten einer den insectenfressenden Vögeln zur Beute wird. Rösel, der bekannte getreue Beobachter, erzählt mit naiver Heiterkeit, wie sehr sein Gärtner erschrak,

als er einmal einen dürren Zweig abzubrechen gedachte und mit einem Male merkte, daß er ein lebendes Wesen in der Hand hatte.

Das wandelnde Blatt, welches zur Gattung Mantis gehört, entgeht dadurch mancher Gefahr, daß es bei flüchtiger Betrachtung einem welken Blatte außerordentlich ähnlich sieht. So sehen auch sehr viele Nachtschmetterlinge den Mauern oder der Baumrinde sehr ähnlich, worauf sie während des Tages ausruhen, und sind dadurch vor Nachstellungen ziemlich gesichert.

Andere Insecten haben eine so abenteuerliche, einem lebenden Wesen so ganz unähnliche Gestalt, daß sie im Zustande der Ruhe völlig unkenntlich und vor jeder Gefahr sichergestellt sind.

Auf eine ganz eigenthümliche Weise ist die Larve der Schaum-Cicade vor vielerlei Nachstellungen durch den sogenannten Kuckuksspeichel geschützt. Es ist dies der weiße Schaum, welchen man im Frühlinge so häufig auf Bäumen und Sträuchern findet, und worin die erwähnte Larve verborgen ist.

Viele Raupen, größere und kleinere, selbst Raupen von kleinen Motten, suchen ihre Feinde dadurch zu verscheuchen, daß sie sich mit dem Vordertheile ihres Körpers schnell und heftig hin und her werfen. Reisende erzählen sogar, daß die wilden Nordamerikaner die große gehörnte Raupe des Nachtschmetterlings, Bombyx regalis, welche sie Hornteufel nennen, nicht weniger als selbst die Klapperschlange fürchten.

Die Raubkäfer von der Gattung Staphylinus sperren, wenn sie sich in Gefahr glauben, ihre Kinnladen weit auf und biegen überdies den Hinterleib über den Rücken. Gleichwohl ist nur der Mund bewaffnet; der Hinterleib ist wehrlos, aber sie scheinen damit ihrem Feinde zu drohen. Wirksamer vertheidigen sich die Bienen mit ihrem Stachel, wenn Jemand in die Nähe ihres Baues kommt; aber schon ehe sie ihre Waffe gebrauchen, suchen sie den Feind dadurch zu vertreiben, daß sie ihm um den Kopf summen und sogar absichtlich in ihrem Fluge an ihm anstoßen.

Viele Insecten sind auch dadurch vertheidigt, daß sie, theils fortwährend, theils nur zur Zeit der Gefahr, einen widerlichen Geruch von sich geben. So sind alle Wanzenarten und der Schattenkäfer durch ihren unangenehmen Geruch vor vielen Feinden geschützt; so entkommt die Flor- oder Perlfliege, ein schönes Insect, mit metallglänzenden Augen und zarten, weißgrünen Florflügeln manchem Feinde durch den ekelhaften Geruch, den sie bei ihrer Berührung von sich giebt. Auf gleiche Weise schützen sich Taumelkäfer und

die Larve des Laubkäfers der Pappel nur durch üble Gerüche. Am Interessantesten aber ist in der Gefahr der Bombardierkäfer. Wenn dieser von dem großen, schönen Puppenräuber verfolgt wird und bereits verloren zu sein scheint, vernimmt man plötzlich einen lauten Knall, und ein bläulicher, widerlich riechender Dampf verbreitet sich in der Umgebung des Verfolgten. Dies macht plötzlich der Verfolgung ein Ende. So kann das Thierchen, wenn die Verfolgung fortgesetzt wird, fünfzehn- bis zwanzigmal bombardieren und dadurch der Gefahr entgehen.

Die Maiwürmer, viele Laufkäfer und Raupen sondern scharfe oder übelriechende Flüssigkeiten ab, wenn sie in Gefahr sind, und einige von ihnen spritzen dieselben gegen ihren Feind. Die Larven der Sägewespen, welche gesellig leben, haben sogar die Gewohnheit, durch dieses Mittel einander gegenseitig zu schützen. Wenn sich ein Raubkäfer, eine Schlupfwespe oder sonst ein Feind zeigt und die zunächst verfolgte ihren Saft von sich gegeben hat, so thun alle anderen alsbald dasselbe und vertreiben so den Verfolger.

Die bedeutendste Angriffs- und Vertheidigungswaffe ist jedenfalls der Stachel. Auch sind die damit versehenen Insecten überaus muthig und fallen die größten Thiere an, wenn sie dieselben hindern oder gefährden wollen. Die Bienenschwärme greifen, wenn Gefahr droht, den Verfolger auch in Masse an, und es haben schon Menschen dabei ihre Unvorsichtigkeit oder Verwegenheit mit dem Leben gebüßt.

Meist von geringerer Wirkung, aber weit allgemeiner verbreitet, ist die Vertheidigung der Insecten durch ihre Freßwerkzeuge, womit einige selbst die Haut des Menschen bedeutend verletzen können. Sehr wirksam sind auch die Stacheln, welche sich an den Beinen einiger Insecten, namentlich bei großen Wasserkäfern und bei der Gattung Mantis, vorfinden.

Nicht selten retten sich die Insecten auch durch ihre Muskelstärke, welche bei manchen unter ihnen im Verhältniß zu ihrer Größe ganz außerordentlich ist. Man braucht nur den gemeinen Dungkäfer in die Hand zu nehmen und die Hand zu schließen, so wird man sich überzeugen, wie das Thier, trotz des angewendeten Druckes, seinen Ausweg erzwingen kann.

Wir wollen nun noch einige weitere sprechende Beispiele geben, wie sich manche Insecten dem Blicke ihrer Feinde zu entziehen wissen.

Viele kleine Wasserkäfer bedecken ihren Körper mit etwas Schlamm, wenn sie sich auf dem Boden befinden. Ein anderes schwarzes Käferchen, welches auf Kalkboden vorkommt, färbt sich an dem Kalke weiß, um sich leichter zu verbergen. Die Larve und Puppe der Kothwanze

bedeckt sich allenthalben mit allerlei Unrath, mit Sand, Staub, Haar, Wolle, Papierspähnchen und ähnlichen Dingen und erreicht dadurch den Vortheil, daß sie verborgen bleibt, was ihr im Larvenzustande zum Erhaschen der eigenen Nahrung behülflich ist. Ein brasilianisches Insect, welches dem oben erwähnten nahe verwandt ist, umhüllt sich mit der Haut der von ihm verzehrten Blattläuse und erleichtert sich so für die Folge den Fang dieser Thiere.

Manche Raupen, deren weicher Körper, besonders wenn er keine Haare oder Stacheln hat, jeder Verletzung ausgesetzt ist, schützen sich theils dadurch, daß sie gemeinschaftlich ein Gespinnst verfertigen und in Gesellschaft darin leben, theils auch dadurch, daß sich jedes einzelne Thier in ein Blatt einrollt und dadurch völlig verbirgt. Letztere haben wegen dieser Gewohnheit den Namen Wickler erhalten.

Etwas Aehnliches thun die Larven der Röhren- oder Köcherjungfern. Einige Arten derselben leben in Rohrstückchen, worin sie sich völlig zurückziehen. Sie strecken nur den Kopf und die Vorderfüße aus ihren Behältnissen hervor, wenn sie entweder Nahrung aufnehmen oder sich von der Stelle bewegen wollen. Andere Köcherjungfern bilden sich ihre Röhren dadurch, daß sie mehrere verlängerte Rohr- oder Rindensplitter mit einander verbinden, und noch andere verfertigen ihren Köcher aus Sand, kleinen Muscheln oder Schnecken.

Vermehrung der Insecten.

Die meisten Insecten vermehren sich wegen der großen Anzahl Eier und des schnellen Wachsthumes der Larven sehr stark; eine Weidenbohrerraupe wird von der Zeit des Auskriechens aus dem Eie bis zur Verpuppung an zweiundsiebzig Tausend mal schwerer; die Maden der Brechfliege sind in vierundzwanzig Stunden nach dem Auskriechen aus dem Eie schon einhundertfünfundfünfzigmal schwerer geworden. Einige Insecten legen nur wenige Eier, ein Floh etwa zwölf, mancher Käfer zwanzig bis dreißig, die schädlichen Forstinsecten durchschnittlich ein Hundert bis zwei Hundert, eine Bienenkönigin fünf Tausend bis sechs Tausend, ein Termitenweibchen über sechsundachtzig Tausend. Eine Blattlaus kann in fünfter Generation eine Nachkommenschaft von fünf Millionen, und ein Paar graue Fleischfliegen in einem Sommer an fünfhundert Millionen haben. Dieselbe kann in kurzer Zeit gegen zwei Tausend Maden zur Welt bringen, welche bei reichlicher Nahrung in vierundzwanzig Stunden zweihundertfach an Gewicht zu-

nehmen und in fünf Tagen ausgewachsen sind; daher man mit Linné sagen kann, daß schon wenige Individuen eben so schnell wie ein Löwe ein Pferd auffressen können. Eine Kiefern-Blattwespe, welche jährlich einmal hundert Eier legt, kann, wenn die Hälfte der Eier Weibchen liefert, und keins davon zu Grunde ginge, schon im zehnten Jahre eine Nachkommenschaft von zweihunderttausend Billionen Afterraupen haben, welche in Einem Jahre alle Kiefernwaldungen Deutschlands zerstören könnten. Die Eier werden von den Insecten einzeln oder haufenweise abgelegt, aber immer an Stellen, wo die auskriechenden Larven sogleich ihre Nahrung finden, und dies ist auch meist die einzige Sorge der Alten für die Jungen. Manche Aderflügler, z. B. die Holzbiene, häufen Pflanzennahrungsstoffe bei den Eiern auf zur Sicherung des Lebens der Brut; die Sandwespen lähmen andere Insecten, namentlich Spinnen, und tragen sie dann in ihre Erdlöcher. Nur wenige, gesellig lebende Insecten zeigen größere Sorgfalt für ihre Nachkommenschaft und zugleich höchst merkwürdige Kunsttriebe, vorzüglich im Baue ihrer gemeinschaftlichen Wohnungen. Manche Insecten zeigen nur als Larve solche Kunsttriebe oder nur am Ende ihres Larvenzustandes; einige um sich Nahrung zu verschaffen, andere um für ihre Nachkommen zu sorgen.

Auch der Maikäfer ist nützlich.

Die Maikäfer verfolgt man jetzt nicht blos des Schadens wegen, den sie anrichten, sondern um Nutzen aus ihnen zu ziehen. Ein Berliner Naturforscher sagt darüber: „In neuester Zeit bereitet man aus Maikäfern eine Suppe, welche für entkräftete Kranke von großem Werthe sein, krebsähnlich schmecken und sehr angenehm duften soll. Sodann werden die Maikäfer zur Mast für Schweine, Hühner und Enten und zur Bereitung eines vorzüglichen Düngers benutzt. Massenhaften Gebrauch macht man von ihnen zur Gewinnung von Wagenschmiere, Brennöl und Farbe."

Die Processionsraupe.

Die Processionsraupe ist nicht sehr groß, an den Seiten weißlich, oben schwarzgrau, später schwarzbraun. Sie hat anfänglich gelblich-braune, ausgewachsen rothbraune Haare, welche oben umgebogen sind und die Eigenschaft haben, sich in der Haut des Menschen festzusetzen und daselbst Entzündung zu verursachen. Man muß sich deßhalb vor denselben hüten, denn

man hat Beispiele, daß Knaben, welche die Raupen in Menge sammelten, an der Entzündung gestorben sind. Zum Schutze kann man die Hand mit Oel einreiben. Man darf aber z. B. nicht unvorsichtigerweise in ihre Nester stoßen, weil dadurch eine Menge von Haaren ausgestreut wird, welche unsichtbar in der Luft umhertreiben und auf die Haut fallen.

Noch merkwürdiger aber ist das gesellschaftliche Zusammenleben dieser Raupen. Sie nähren sich nur von der Eiche. Auf diesen Baum werden auch die Eier gelegt, was im Frühjahre geschieht. Alle aus den Eiern kommenden Raupen, deren Zahl oft fünf Hundert bis acht Hundert beträgt, bleiben zusammen. Sie verfertigen sich Gespinnste, in welchen sie sich häuten und dann wieder weiter ziehen. Später, nämlich zu Anfang des Sommers, spinnen sie sich eine bleibende Wohnung, welche sie bis zu ihrer völligen Entwickelung beibehalten. Diese Wohnung besteht aus einem graulichen Gespinnste, welches, am Stamme oder an einem großen Aste angebracht, immer mehrere Zoll lang, breit und dick ist. Es wird gemeinschaftlich verfertigt und stets auf einem alten Eichbaume am Rande des Waldes angelegt. Um ihre Nahrung zu erhalten, müssen sie das Nest verlassen, was sie mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit thun. Es geschieht des Abends. Eine Raupe geht voran und nimmt ihren Weg aufwärts nach den Blättern. Dieser erst folgen mehrere dicht hintereinander, dann folgen zwei, drei, vier, fünf, sechs und mehrere in einer Reihe nebeneinander, so daß der Kopf der folgenden den Schwanz der vorhergehenden berührt. Hält die vordere still, so halten auch die übrigen. Sind sie auf den Aesten angekommen, so machen sie allerhand Schwenkungen und Aufmärsche wie Soldaten und ebenso regelmäßig wie diese. Während der Nacht fressen sie und kehren am Morgen in derselben Ordnung zurück. Die Raupe, welche den Zug führt, ist nicht immer dieselbe, sondern es kann jede diesen Dienst verrichten. Im Juli verpuppen sie sich in ihrer Wohnung, wozu sie sich besondere Gespinnste verfertigen, in welche sie alle ihre Haare einflechten, so daß sie ganz nackt werden. Die Gespinnste sind braun und durch Fäden mit einander verbunden, stehen auch nahe beisammen. Die Puppe ist dunkelockergelb. Der Schmetterling ist braungrau mit behaartem Hinterleib. Die Entwickelung erfolgt drei bis vier Wochen nach der Verpuppung.

Klugheit der Ameisen.

Bewundernswürdig sind die Arbeiten der Ameisen. Bei ihren gemeinschaftlichen Geschäften scheinen sie einander gleichsam ihre Gedanken mitzu-

theilen und Verabredungen zu treffen. Findet z. B. eine Ameise einen todten Käfer, den sie nicht fortbringen kann, so läuft sie sogleich nach ihrer Wohnung unter der Erde, und dann kommt in kurzer Zeit eine große Menge Ameisen, welche mit vereinten Kräften den todten Käfer wegschleppen.

Jemand hatte einen Topf mit Syrup im Schranke stehen und zwar in einer Kammer, die nach dem Garten hin ein Fenster hatte. Der Geruch lockte die Ameisen herbei; sie fanden glücklich den Weg in die Kammer, suchten nun den Topf im Schranke auf und ließen es sich wohl schmecken. Als der Eigenthümer dies sah, trug er den Topf in den Garten, schüttelte da sorgfältig alle Ameisen heraus, ließ auch das Zimmer rein auskehren, band einen Faden um den Topf und hing diesen an einem Nagel an der Decke des Zimmers schwebend auf; nun wollte er sehen, ob die Ameisen wieder kämen, und wie sie es machen wollten, um den Topf zu erreichen. Siehe da, es war trotz aller Vorsicht doch eine Ameise im Topfe zurückgeblieben, diese kam jetzt zum Vorschein, kroch ängstlich umher und suchte den Weg, um hinunter zu kommen. Endlich fand sie den Faden, an diesem lief sie in die Höhe bis an die Decke, kroch längs derselben hin, lief dann die Wand hinunter nach dem Boden und verlor sich in einem Winkel, wo die Ameisen vom Garten her sich einen Gang unter der Mauer weg gemacht hatten. Ehe nun eine halbe Stunde verging, kamen in großen Schaaren Ameisen aus dem Winkel hervor; eine lief als Wegweiser voran, und die übrigen folgten ihr. Alle zogen an die Decke hinauf und geraden Weges nach dem Faden hin, an welchem sie dann weiter in den Topf hinunter kletterten. Dieser Zug dauerte den ganzen Tag; immer liefen einige an dem Faden hinauf, andere hinunter, und so leerten sie den Topf rein aus.

Ist das Instinct, oder Verstand?

Einer meiner Freunde, erzählt Karl Vogt in seinen zoologischen Briefen, machte folgende Beobachtung: Die Ameisen fraßen ihm die Früchte seines Kirschbaumes weg; um sie abzuhalten, beschmierte er den Baum ringsum in der Breite eines Zolles mit Tabaksschmirgel, den er zu diesem Behufe gesammelt hatte. Die Ameisen, welche in Schaaren den Baum hinaufzogen, kehrten an dem übelriechenden, klebrigen Dinge um; die welche vom Baume zurückkehren wollten, wagten nicht, den Ring zu überschreiten, sondern kletterten wieder hinauf und ließen sich von den Aesten zur Erde fallen. Der Baum war bald von den zudringlichen Gästen befreit. Nach

kurzer Zeit aber marschirten die Ameisen in Schaaren an dem Stamme hinauf. Jede trug in ihren Kiefern ein Stückchen Erde, und mit äußerster Vorsicht wurde ein Blättchen neben das andere auf den Tabaksschmirgel gelegt und so nach und nach eine wahrhaft gepflasterte Straße hergestellt, welche die Thierchen mit großer Emsigkeit befestigten und verbreiterten, bis ihr Durchmesser etwa einen halben Zoll betrug. Nun konnte ihre Colonne auf's Neue mit Sicherheit den Baum besteigen, der bald mit Näschern bevölkert war.

„Wo ist nun", fragt Karl Vogt gegenüber solchen Beobachtungen, „die Gränze zwischen Instinct und Verstand?"

Ameisenregen.

Mitte September 1869 wurden die Spaziergänger Lausanne's am Genfer See von einem sonderbaren Regen überrascht. Tausende und aber Tausende geflügelter Ameisen fielen nieder und bedeckten die Straßen und Plätze buchstäblich. Die Spaziergänger wurden von diesen Insecten nicht wenig belästigt, denn dieselben schlichen sich allenthalben ein, und es war nicht leicht, sich der Eindringlinge zu erwehren. Der Ameisenregen hatte ungefähr zwei Minuten gedauert, doch bedeckten diese Insecten noch lange nachher den Boden.

Gefährlichkeit des Bienenstiches.

Wie gefährlich es ist, von einer Biene gestochen zu werden, und wie sehr man Alles vermeiden muß, ein solches Thier zu reizen, zeigt folgender Fall, der sich im Juni 1869 in dem Orte Bissingen (in Oberschwaben) zutrug: Der katholische Lehrer des Ortes saß ruhig bei seiner Arbeit beschäftigt in seinem Wohnzimmer. Er fühlte ein Insect über seinen Hals kriechen und erhielt, als er dasselbe mit der Hand entfernen wollte, einen schmerzhaften Stich in unmittelbarster Nähe der Haupthalsader Das Insect erwies sich als eine Biene, und der Gestochene ließ sich sofort geschabte Kartoffeln als ein bewährtes Hausmittel gegen Schmerzen und Geschwulst eines Bienenstiches auf der verwundeten Stelle auflegen. Plötzlich sank er zum äußersten Schrecken seiner beiden Töchter wie ein vom Schlag Getroffener bewußtlos zusammen, und die Töchter, wie andere zu Hülfe herbeieilende Personen, dachten nicht anders, als daß sie ihn vor ihren Augen sterben sehen müßten. Nach langer Bewußtlosigkeit, während deren man

vergeblich verschiedene Mittel anwendete, um ihn wieder in's Leben zurückzurufen, erwachte er endlich von selbst wieder, wenn auch äußerst matt. Der Arzt erklärte, daß eine Blutvergiftung eingetreten sei, und verordnete die nöthigen Mittel. In fast wunderbarer Weise erholte sich der Kranke im Laufe des Tages aber wieder so, daß er bald wieder seinem Berufe nachgehen konnte und Nichts ihm zurückblieb, als ein eigentliches Mattigkeitsgefühl, wie wenn er einen ganzen Tag auf einem hartstoßenden Bauernwägelchen gefahren wäre.

Dressirte Bienen.

Ein gewisser Herr Wildmann zeigte sich vor der artistischen Gesellschaft in Plymouth mit drei Bienenschwärmen, die er theils auf dem Gesichte und den Schultern, theils in seinen Taschen mitbrachte. Er ließ die Körbe der Biene in ein anstoßendes Zimmer setzen. Dann pfiff er. Auf dieses Zeichen verließen ihn die Bienen alle und flogen ihren Wohnungen zu. Er pfiff nochmals, worauf sie wieder ihren Platz auf seinem Körper und in seinen Taschen einnahmen. Diese Uebung wurde einige Male wiederholt, ohne daß einer der Zuschauer durch irgend einen Stich dieser Bienen verwundet worden wäre. Am 4. Juni 1774 gab Herr Wildmann in den Zimmern des fürstlichen Gouverneurs und dessen Gemahlin Vorstellungen in der Dressur der Bienen. Er zeigte einen Bienenstock voll dieser Insecten, ließ sie in Zeit von zwei Minuten aus ihrer Wohnung herausgehen und sich auf den Hut eines der Zuschauer setzen, von da wieder auf seinen nackten Arm kommen und einen Muff bilden. Nachher mußten sie sich ihm auf den Kopf und das Gesicht setzen in Form einer Maske, dann nach seinem Commando auf dem Tische herumspazieren u. s. w. u. s. w.

Bienenstich.

Man kann sich ohne Scheu neben einen Bienenstock hinstellen, und den Bienen zusehen. Wenn man sich ruhig verhält, thun sie Nichts. Ein Zeidler (Bienenwirth) wollte einmal einen jungen Schwarm einfangen, der sich an einen Ast gehängt hatte. Seine Magd wollte ihm helfen und deckte ein Tuch auf ihren Kopf. Als nun der Zeidler den Ast schüttelte, fiel die Königin auf das Tuch, und der ganze Schwarm zog sich unter das Tuch hinunter. Als man es weggenommen hatte, war das Gesicht und der Hals der armen Magd mit Bienen bedeckt. Sie wollte vor Schrecken davon laufen; aber auf das Zureden des Zeidlers blieb sie ruhig stehen. Er

suchte nach der Königin, setzte sie in den Bienenkorb, und sogleich flog der ganze Schwarm nach. Keine einzige Biene hatte die geängstigte Magd gestochen.

Aber mitunter wird man von ganzen Schwärmen Bienen angefallen, und das ist schrecklich. So gerieth Jemand, der von Berlin abreiste, nach wenigen Tagen unter einen Bienenschwarm, der, ohne daß man es wußte, rasend über die Pferde am Wagen herfiel, das eine auf der Stelle erstach, das andere so zurichtete, daß es nicht vom Flecke konnte, den Kutscher ebenfalls fürchterlich mißhandelte, so daß er nur dadurch sein Leben rettete, daß er sich schnell in einen benachbarten Sumpf warf und Gesicht und Hände übertünchte; auch der Reisende würde übel davon gekommen sein, wenn er sich nicht schnell in einen Mantel gehüllt hätte. Aehnliche Fälle sind schon öfter durch die Zeitungen bekannt geworden.

Dankbare Bienen.

Schönke erzählt in seinem naturhistorischen Lesebuche: „Die Hausthiere" folgende Geschichte:

Eine vornehme, schon ziemlich bejahrte Dame lebte auf einem kleinen Gute unweit Nantes. Sie blieb dort die ganze schöne Jahreszeit über und kehrte dann nach der Stadt zurück. Diese Dame liebte die Bienen sehr, besaß deren eine große Menge und fand ein unbeschreibliches Vergnügen daran, diesen Thierchen alle möglichen kleinen Annehmlichkeiten zu verschaffen. In den letzten Tagen des Mai wurde sie von einer Krankheit überfallen. Sie kehrte nach Nantes zurück und starb bald darauf. Durch einen unbegreiflichen Instinct getrieben, versammelten sich alle ihre Bienen auf ihrem Sarge und verließen ihn erst im Augenblicke der Beerdigung. Ein Nachbar dieser Dame, der die Ankunft des Schwarmes bemerkt hatte, hegte einigen Zweifel und begab sich sogleich nach dem Gute hin, wo er wirklich alle Bienenstöcke durchaus leer fand.

Nehmt euch vor Hornissen in Acht!

Man sagt, sechs Hornissen seien im Stande, ein Pferd zu tödten. Dies mag übertrieben sein. Am 2. Juli 1869 trug sich aber in der Nachbarschaft von Essen der Fall zu, daß Hornissen einen starken Ziehhund todt gestochen und einen zweiten so übel zugerichtet haben, daß er wahrscheinlich

auch in Folge davon gestorben sein wird. Der Metzgermeister H. von Essen wollte auf seinem Hundewagen in der Nähe von Horst ein Kalb abholen. Vor dem betreffenden Orte band er sein Zweigespann an einen Baum, während er hineinging. Kaum hatte er Platz genommen, als er seine Hunde ein jämmerliches Geheul anstimmen hörte. Er eilte hinaus und fand seine Hunde in einem schlimmen Zustande. Die armen Thiere wälzten sich unter den Stichen eines ganzen Schwarmes der benannten Insecten. Nur mit Mühe gelang es, die Hunde von ihren Peinigern zu befreien; der eine starb jedoch noch denselben Tag, und von dem anderen fürchtete man, daß er ebenfalls seinen Wunden erliegen werde.

Wie der Ameisenlöwe jagt und baut.

Der Ameisenlöwe ist ein Insect, welches von seiner allgemein bewunderten Larve seinen Namen erhalten hat und zu den Netzflüglern gehört. Es ist im vollkommenen Zustande der Scorpionsfliege und der Eintagsfliege nicht unähnlich, unterscheidet sich aber von beiden dadurch, daß sich sein Vorderkopf nicht rüssel- oder schnabelartig verlängert, und daß seine Fühlfäden keulenförmig und dabei gekrümmt und sehr kurz sind. An seinem Munde befinden sich sechs Freßspitzen; die Brust ist ziemlich kurz und hat einige rothe Flecken; der Hinterleib ist walzenförmig; die Flügel sind netzartig gegittert und durchsichtig und mit einigen schwarzbraunen Punkten bezeichnet. Dieses Thier fliegt fast nur bei Nacht, höchst selten am Tage, wo es meistens unbeweglich an Zweigen, Kräutern oder Gräsern hängt. Die Puppe ist bewegungslos und kunstvoll gebildet; aber noch weit interessanter ist die sechsfüßige Larve. Diese ist ungeflügelt, einen halben Zoll lang und von aschgrauer Farbe. Ihr Körper ist länglich-rund; der Hinterleib ist groß und besteht aus acht bis zwölf Ringen; Brust und Kopf sind klein, und letzterer ist mit zwei starken, fast sichelförmigen, spitzen und auf der inneren Seite gezähnelten Freßspitzen versehen. Diese Larve ist weit leichter aufzufinden, als das vollkommene Insect. Man wird sie leicht finden, wenn man auf Sandboden an trockenen sonnigen Stellen, besonders an den von der Sonne am meisten beschienenen Rändern von kleinen Erhöhungen oder Vertiefungen genauer nachforscht. Bei einiger Geduld und Ausdauer wird man gewiß in dem Sande trichterförmige Vertiefungen finden, welche anderthalb bis zwei und einen halben Zoll im Durchmesser und einen bis zwei Zoll tief sind. In dem Grunde dieses Trichters sitzt

der Ameisenlöwe, der nur seine zwei grauen Freßspitzen hervorstreckt, welche, wie sein ganzer Körper, fast die Farbe des Bodens haben und ihn darum nicht leicht verrathen. Hat man nun das Glück, zur rechten Stunde zu kommen, so nimmt man ein interessantes Schauspiel wahr. Kommt nämlich von ungefähr eine Ameise über den Rand des Trichters, so gleitet sie alsbald auf der geneigten Fläche abwärts. Sie vermeint in einen Abgrund zu rollen, es wird ihr unheimlich zu Muthe, sie ahnt vielleicht gar ihren Feind und bietet alle Kraft auf, um den Rand des Kraters wieder zu erklimmen. Ist ihre Bemühung fruchtlos, so verhält sich der kleine Jäger in seinem Verstecke völlig ruhig und wartet es ab, bis die Beute in die Spitze des Trichters hinabgerollt ist, um seines Opfers habhaft zu werden. Dies wird ihm aber nicht immer so leicht; denn oft gelingt es der Ameise, sich aufwärts zu arbeiten, und dann muß er angriffsweise zu Werke gehen, und dies thut er auch. Sobald er an dem in die Tiefe hinabrollenden Sande merkt, daß sich das Thier herauszuarbeiten sucht, schleudert er unaufhörlich mit seinem Kopfe, wie mit einer Schaufel, Sand in die Gegend, wo sich die Ameise befindet, bis dieselbe durch den immer wieder hinabrollenden Sand mit hinabgerissen und, vielleicht betäubt durch die vielen Würfe ihres Feindes, in dessen Klauen fällt.

Der Ameisenlöwe, welcher von dieser Jagd seinen Namen hat, zieht nun das Insect ganz oder theilweise unter den Sand und saugt es aus. An einer Ameise speist er ungefähr zehn Minuten. Er führt übrigens auch bedeutendere Jagden aus und bemächtigt sich auf die erwähnte Weise der Fliegen, Kellerasseln, Spinnen und Raupen, ja er verschont nicht einmal sein eigenes Geschlecht. Kommt ein Ameisenlöwe in den Trichter eines anderen, so wird er ohne Umstände von Seinesgleichen verspeist.

Hat dieses Raubthier sein Mahl beendet, so bessert es sogleich wieder seinen Trichter aus, welcher durch die stattgefundenen Kämpfe meist mehr oder weniger Noth gelitten hat. Dann setzt es sich wieder wie vorher in die Tiefe des Trichters und wartet auf neuen Raub. Es beweist dabei große Geduld und Ausdauer. Selbst wenn sich stundenlang kein Insect gezeigt hat, bleibt es nichtsdestoweniger in seiner Lage und scheint fortwährend mit gespannter Aufmerksamkeit zu lauern. Dabei ist es zugleich sehr aufmerksam auf Gefahren, welche ihm drohen könnten. Man kann sich davon leicht überzeugen. Wenn man sich seinem Trichter nähert und es aufmerksam betrachtet, zieht es alsbald seine Freßspitzen zurück und verbirgt sie in dem Sande.

Wartet man nun stundenlang in seiner Nähe, so wird es sich ruhig halten, so lange es den Zuschauer bemerkt. Nur seine Gefräßigkeit trägt den Sieg über seine Vorsicht davon. Kommt ein Insect in seinen Trichter, so versäumt es kein Mittel, dasselbe zu erhaschen, und verachtet selbst die Gefahr der Entdeckung. Man kann sich dieses Schauspiel leicht bereiten, wenn man einer Fliege die Flügel ausreißt und sie in den Trichter bringt. So wie sie unten angelangt ist, faßt sie der Räuber. Sie wehrt sich; er schüttelt und kneipt sie, stößt oder wirft sie wider die Wandungen seines Trichters, hebt sie in die Höhe, um sie desto kräftiger zu Boden zu werfen, und sucht ihr dabei stets so beizukommen, daß er sie ansaugen kann. Oft dauert es eine Viertelstunde, bis der Ameisenlöwe sich ungestört über seinen Raub hermachen kann. Es unterstützen ihn bei jenem Kampfe ganz wesentlich seine Freßspitzen, welche auf der inneren Seite einen Kanal haben, den er nach Belieben öffnen und schließen kann. Dadurch kann er sich sogleich an dem Thiere, welches er gefaßt hat, festsaugen und so seinem Griffe größeren Nachdruck geben, während er zugleich das widerstrebende Thier seiner Säfte beraubt.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Art und Weise zu beschreiben, in welcher der Ameisenlöwe seinen Trichter bereitet. Da dies für ihn eine Arbeit von vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden ist, so hat die Beobachtung im Freien einige Unbequemlichkeiten im Gefolge. Man kann sich übrigens die Sache sehr erleichtern, wenn man eine solche Larve mit nach Hause nimmt und sie in einen Kasten bringt, welcher auf eine Höhe von drei bis vier Zoll mit trockenem Sande gefüllt ist. Man kann dann mit aller Muße sehen, wie das Thier anfängt, rückwärts zu gehen und sich dabei hauptsächlich mit dem ganz in den Sand eingedrückten Hinterleib forthilft. Schon bei diesem ersten Gang beschreibt das Thier einen Kreis, macht aber, wie es scheint, um den Boden zu untersuchen, in der Regel einige Zickzackbewegungen, welche im weiteren Verlauf des Geschäftes nicht mehr vorkommen. Bei der ersten Kreisbewegung hat das Thier eine fast zwei Linien tiefe Furche in dem Sande zurückgelassen, deren innerer Rand weniger hoch ist als der äußere. Dies hat das Thier dadurch hervorgebracht, daß es oft auf dem Wege stehen blieb und mit der dem Centrum des Kreises zugewendeten Freßspitze Sand auf seinen breiten Kopf lud und denselben, wie mit einer Schaufel, seitwärts aus dem Kreise warf. Nach Beendigung des ersten Kreises macht das Insect innerhalb desselben, dicht nebenan, einen zweiten Kreis, neben diesem einen dritten und so fort, bis

allmählich ein Trichter entsteht und nur noch rings um den Mittelpunct ein kleiner Sandkegel übrig bleibt. Bei jedem Schritte lädt es sich auf's Neue Sand auf den Kopf und entfernt ihn seitwärts von dem Mittelpuncte. Die bereits gezogenen Furchen leisten dabei treffliche Dienste, indem sie das Zurückrollen des Sandes zu der um den Mittelpunct entstehenden Grube verhüten. Wird die eine Freßspitze durch das stete Aufladen des Sandes müde, so hilft sich das Thier dadurch, daß es seine spiralförmigen Wallfahrten in der entgegengesetzten Richtung macht und so die ermüdete Freßspitze, welche den Sand von der inneren Seite aufzuladen hatte nach außen und die andere, noch frische nach der dem Mittelpuncte zugewendeten Seite bringt, damit diese arbeiten, jene dagegen ausruhen kann.

So entsteht nun allmählich eine trichterförmige Vertiefung, in deren Mitte sich nur noch ein Sandkegel erhebt. Auch dieser Kegel wird auf die nämliche Weise durch fortwährende spiralige Umkreisung und Wegbringung des Sandes auf der inneren Seite fortgeschafft, so daß zuletzt der Trichter völlig frei ist und weder zu steile, noch auch zu wenig geneigte Seitenflächen hat. Wären die Wandungen zu steil, so würde der Trichter durch das leiseste Lüftchen zugemacht werden, und wären sie zu wenig geneigt, so würden die Insecten, auf welche es dabei abgesehen ist, wenn sie den Verfolger merkten, leicht entrinnen können.

Wirft man dem kleinen Werkmeister Steinchen von verschiedener Größe in seinen Trichter, so macht er sich gleich daran, sie wieder hinauszuschaffen. Die kleineren lädt er mit den Freßspitzen auf seinen Kopf und wirft sie, wie mit einer Schaufel, durch eine schnelle Bewegung desselben hinaus; die größeren aber, welche hierzu zu schwer sind, sucht er dadurch fortzuschaffen, daß er seinen Hinterleib gleichsam als Hebel benutzt und den Stein durch Rückwärtsschreiten allmählich die steile Wand hinaufzuschieben sucht. Dabei ist er eifrig bemüht, den Stein sowohl durch Verlängerung und Verkürzung seiner Bauchringe, als durch Wendungen seines Körpers im Gleichgewicht zu erhalten. Wenn ihm dies bisweilen mißlingt, so macht er sich auf's Neue unverdrossen an das mühselige Geschäft und wiederholt bisweilen diese Sisyphus-Arbeit sechs- bis achtmal. Will es ihm nach wiederholten Versuchen nicht gelingen, so verläßt er seinen Wohnplatz und sucht sich einen neuen. Dasselbe thut er auch, wenn man ihm Steine in seinen Trichter wirft, welche er gar nicht von der Stelle zu bringen vermag.

Wenn die Larve, deren Leben wir eben beschrieben haben, sich verpuppen will, so beginnt sie damit, daß sie tiefer in die Erde kriecht und hier

die Sandkörnchen, welche sie umgeben, mittelst einer klebrigen, an der Luft erhärtenden Feuchtigkeit zusammenleimt. So bildet sie allmählich über sich eine Decke, welche sie oberwärts und endlich auch von den Seiten von dem nachrollenden Sande abschließt und sie in den Stand setzt, ihr Gehäuse zuletzt auch auf der unteren Seite zu schließen. Ist dies geschehen, so wird es noch innen mit derselben Feuchtigkeit überkleidet und erhält dadurch auf der inneren Fläche ein seidenglänzendes Aussehen, während es außen einem Sandkügelchen ähnlich sieht. Man kann diese Geschäfte der Verpuppung mit aller Muße beobachten, wenn man einen Ameisenlöwen, der bereits die Arbeit begonnen hat, was in der Regel zu Anfang des August geschieht, mit nach Hause nimmt und ihn in eine Schachtel bringt, deren Boden nur etwa zwei Linien hoch mit Sand bestreut ist, damit sich das Thier nicht gänzlich verbergen und leichter beobachtet werden kann. Trotz der erfahrenen Störung macht es sich alsbald wieder an die Arbeit und biegt schnell und eilfertig den Hinterleib, welcher den Leim absondert, hin und her, um seine Decke durch das Zusammenkleben der Sandkörner zu bilden. Nach drei Wochen zerbeißt das Thier, welches sich in diesem Versteck entwickelt, seine harte Hülle und kommt als geflügeltes Wesen zum Vorschein. Dieses ernährt sich von weichen Früchten und, nach den Freßwerkzeugen zu urtheilen, wohl auch von anderen Insecten. Seine Eier legt es auf die Sommerseite sandiger Stellen und zwar immer an einen Ort, wo sie durch einen Felsen, eine Mauer oder den Rand eines Grabens vor Verletzungen gesichert sind. So braucht der daraus entstehende Ameisenlöwe seiner Zeit nicht erst lange nach einem passenden Wohnplatze zu suchen.

Der Termiten-Staat.

Ein unermüdlicher englischer Naturforscher, Smeathman, hielt sich absichtlich viele Jahre in heißen Ländern auf, um die Termiten oder weißen Ameisen in ihrem Zusammenleben zu belauschen, und hat sodann seine höchst interessanten Beobachtungen bekannt gemacht.

Schon die äußere Erscheinung dieser Thiere hat etwas höchst Auffallendes. Alle, welche das westliche Afrika bereist haben, äußern ihr Erstaunen, daß sie daselbst ganze Gruppen von kegelförmigen Hütten antrafen, welche eine Höhe von zwölf Fuß erreichten und außen mit Unrath überkleidet waren. Viele von ihnen kamen um so leichter auf den Gedanken, es seien Negerhütten, als es eine bekannte Sache ist, daß die Hottentotten in

bienenkorbähnlichen Hüttchen, ihren sogenannten Pontocks, zu schlafen pflegen. Wie erstaunt waren sie daher, als sie sich überzeugten, daß dies die Behausungen einer ganzen Gesellschaft von Insecten sind, welche, gleich der menschlichen Gesellschaft, zum Besten des Ganzen in verschiedene Stände abgetheilt ist.

Nach Smeathman giebt es fünf solcher Classen. Die erste ist die zahlreichste und besteht aus den Arbeitern. Diese sorgen für den Bau und die Ausbesserung der Wohnungen und für die Einsammlung der Vorräthe; sie sorgen für den Transport der Eier, für die Fütterung der Jungen und für die Bedürfnisse des königlichen Paares. Es sind noch nicht völlig ausgebildete Insecten, welche sich in einem larvenartigen Zustande befinden und an ihren runden Köpfen, kurzen Kinnladen, sowie an ihrer Kleinheit leicht zu erkennen sind. Sie sind mit den Raupen der Schmetterlinge zu vergleichen. Dann folgen vollkommenere Insecten, welche schon Anfänge von Flügeln haben und sich in einem Mittelzustande zwischen dem der Larve und dem des ausgebildeten Insectes befinden. Sie sind den Puppen der Schmetterlinge zu vergleichen, unterscheiden sich jedoch dadurch von denselben, daß sie Ortsbewegung und sogar schon eine freiere Bewegung als die Larven haben.

Eine dritte Abtheilung der geschlechtslosen Termiten bilden die Soldaten. Sie sind in geringerer Anzahl vorhanden als die Arbeiter. Auf hundert Arbeiter kommt ein Soldat. Diese Soldaten sind wirklich die Beschützer der Gemeinde. Sie haben eine sehr große Brust und lange scharfe Kinnladen.

Die vierte und fünfte Classe der Termiten bestehen aus den beiden ausgebildeten Insecten, dem geflügelten Männchen und dem weit größeren, aber ungeflügelten Weibchen. Diesen dient der ganze übrige Schwarm; man nennt darum das Männchen König und das Weibchen Königin.

Wenn die vollkommenen Termiten ausschlüpfen, fliegen sie in großer Menge aus; aber ein Theil von ihnen wird bald eine Beute von Vögeln und anderen Feinden; andere fallen in's Wasser, und nur wenige gelangen dazu, einen neuen Staat zu gründen. Wo sich ein Paar in der Nähe von Arbeitern niederläßt, welche noch keine Fürsten haben, wird es sogleich von diesen mit Ehrfurcht aufgenommen und erfreut sich aller Zeichen der ergebensten Huldigung. Sie werden an einen passenden Wohnplatz geführt, und sogleich fangen die neuen Unterthanen an, dem hohen Paare ein Zimmerchen aus Lehm zu verfertigen, dessen Eingang gerade so groß ist,

daß sie selbst ein- und ausgehen können, aber bei Weitem zu klein, um das königliche Paar durchzulassen. Es hat in diesem Raume seinen Palast, sein Gefängniß und sein Grab gefunden.

Die Königin legt nun nach kurzer Zeit eine ungeheure Menge Eier. Man hat berechnet, daß deren achtzig Tausend in vierundzwanzig Stunden zum Vorschein kommen, hat aber die Dauer der Legezeit noch nicht genau bemessen können. Während derselben herrscht in der ganzen Colonie eine ganz außerordentliche Thätigkeit. Ganze Schwärme von Arbeitern gehen ein und aus, und ein jeder ist eifrig besorgt, jedesmal von der Königin sein Ei zu bekommen. Diese Eier werden alsdann in besondere, zu diesem Ende verfertigte Zellen niedergelegt. Mittlerweile halten die Soldaten sowohl im königlichen Zimmer als in den anderen allmählich entstandenen Räumen Wache. Sie beschützen den König und die Königin bei Gefahren, selbst mit Aufopferung ihres eigenen Lebens.

Alle Arbeiten dieser außerordentlichen Geschöpfe werden unter dem Schutze ihrer Wände vollbracht, und sie sind durch dieselben ebensowohl vor Feinden als vor Sonnenhitze gesichert. Smeathman mußte sie aufbrechen, um seine Beobachtungen anstellen zu können. Die Resultate der dabei angestellten Forschungen sind folgende:

Von einem gemeinschaftlichen Raume gehen nach allen Richtungen unterirdische, theils weitere, theils engere Wege. Die weiteren entfernen sich nicht weit von dem Baue, und haben oft einen Durchmesser von einem halben Fuße. Sie sind immer zwei bis drei Fuß tief in der Erde verborgen. In diese münden die engeren Gänge, welche in weite Entfernungen gehen und weniger tief in der Erde, zuweilen sogar an der Oberfläche liegen. Im letzteren Falle sind sie immer mit den Dingen bedeckt, welche an jenen Stellen auf dem Boden umherliegen, und sind dadurch so unkenntlich gemacht, daß ein ungeübtes Auge sie nicht zu erkennen vermag. Auf der inneren Fläche sind diese Röhren mit einer Art lehmigen Mörtels ausgekleidet und so fest, daß kein Regen durchdringen kann.

Wunderbar ist es, daß diese so vermauerten Tunnel doch mit völliger Sicherheit den alten Baumstämmen zuführen, welche ihre Nahrung ausmachen, und man hat schon vermuthet, daß nächtliche Kundschafter die passenden Richtungen erforschen und den im Innern der Erde Arbeitenden durch gewisse Zeichen zu erkennen geben, da man sich kaum dem Glauben hingeben kann, daß sie die oft entfernten Gegenstände in der Erde etwa durch den Geruch wahrnehmen können. Diese zahlreichen unterirdischen Röhren müssen

fortwährend verlängert oder, wenn die an den erstrebten Orten vorhandene Nahrung verbraucht ist, nach verschiedenen Richtungen, nach neuen Nahrungsplätzen gerichtet werden.

Neben den angedeuteten Minirgeschäften haben die Arbeiter noch Sorge zu tragen für die stete Erweiterung und Ausbesserung der gemeinschaftlichen Wohnung. Die Eihäuschen müssen vermehrt und die Vorrathskammern erweitert werden. Letztere bestehen ebenfalls aus Lehm und sind mit kleinen Holzsplittern angefüllt, welche die Nahrung der Termiten ausmachen.

Richten wir nun noch einen Blick auf die Soldaten! Ein Theil derselben scheint wirklich eine Art Ehrenwache des Königs und der Königin zu sein. Wenigstens hat man nie innere Unruhen in dieser Gesellschaft beobachtet, und Angriffe von außen müssen doch immer als Ausnahme betrachtet werden.

Wird die Wohnung angegriffen und werden die Arbeiter, deren Körper zart und unbewaffnet ist, entblößt, so setzen sie sich nicht selbst zur Wehre, sondern fliehen und machen Lärm. Alsbald erscheint einer der Soldaten, um zu schauen, was es gibt. Darauf kehrt er einen Augenblick zurück und kommt dann mit anderen Soldaten wieder. Der Lärm wird allgemein, und die Soldaten eilen nach der Bresche. Sie zeigen die größte Wuth und den ausdauerndsten Muth. Sie werfen ihre Köpfe umher, breiten ihre Freßzangen aus, stürzen aber oft auf Spähne oder gegen ihres Gleichen, statt gegen ihren Feind. Hält man einen Stock hin, so beißen sie sich so fest ein, daß man die Kinnladen nicht wegbringen kann, ohne das Thier zu zerreißen. Würde ein Mensch seinen Körper diesen entschlossenen Feinden preisgeben, so könnte er es wohl mit dem Leben büßen.

Wenn keine neue Störung eintritt, verlassen die Soldaten den Kampfplatz, und die Arbeiter fangen sogleich an, den Schaden wieder auszubessern. Ein jeder trägt in seinem Munde ein Stück weichen Mörtels, welches halb so groß ist, als er selbst, legt es an den Rand der Oeffnung und eilt sogleich wieder zurück, um noch mehr zu holen. So bleibt der ganze Rand der Lücke im vollen Sinne des Wortes jeden Augenblick mit geschäftigen Arbeitern besetzt, welche in größter Ordnung das Loch wieder ausfüllen, ohne daß in dem außerordentlichen Gewimmel ein Thierchen das andere stört.

Mittlerweile hat sich allerdings die Mehrzahl der Soldaten zurückgezogen, aber einige derselben bleiben noch als Schildwachen unter den Arbeitern, ohne an dem Geschäfte derselben auch nur im geringsten Antheil zu nehmen. Sie marschiren mit geschlossenen Kinnladen und mit friedlicherem

Ausziehen an der Oeffnung auf und ab. Smeathman hat sogar beobachtet, daß sie von Zeit zu Zeit, wie es scheint zur Aufmunterung der Arbeiter, ein gewisses Geräusch machen. In Folge dieses Geräusches oder wenigstens nach demselben beeilen die Arbeiter ihre Schritte und verdoppeln ihre Thätigkeit, und dadurch gelingt es auch diesen kleinen Thierchen, welche ihre Kräfte so wohl zu vereinigen wissen, in einer einzigen Nacht eine Röhrenlücke von drei bis vier Ellen wieder auszubessern.

Greift man ihren Hauptbau an und theilt ihn in zwei Hälften, ohne die königliche Wohnung zu zerstören, so wird man am nächsten Morgen alle verletzten Zellen, durch welche Kälte oder Nässe hätte eindringen können, sorgfältig verklebt finden. Dies ist sogar dann der Fall, wenn man den größten Theil des Baues zerstört und nur die königliche Zelle übrig läßt. Nach Verlauf eines Jahres hat ein solcher Bau gewöhnlich wieder eine Höhe von drei Fuß erreicht. Hat man aber das Unglück, das fürstliche Paar zu tödten, so zerstreut sich die ganze Colonie und schließt sich einer andern an, wenn es nicht etwa gerade in der Zeit des Schwärmens ist, wo sie leichter wieder eines neuen Fürstenpaares habhaft werden können.

Es giebt noch eine andere Art von afrikanischen Termiten, welche in Erdlöchern wohnt und auf der Oberfläche der Erde ihrer Nahrung nachgeht. Smeathman sah einmal einen ganzen Schwarm aus einem Erdloche hervorkommen und in einem geordneten Zuge eiligst einhermarschiren. Das Heer theilte sich in zwei Colonnen und bestand größtentheils aus Arbeitern. Hier und da war ein Soldat. Einige der letzteren gingen voran, andere standen still, und noch andere gingen hin und her, gleichsam um die Armee zu überwachen und sie vor etwaigen Gefahren zu beschützen. Einer von den Soldaten hatte einen Pflanzenstengel erstiegen und schaute so von einer Höhe von anderthalb Fuß dem Zuge zu. Dann und wann schlug er seine Kinnladen an den Stengel und brachte so ein eigenthümliches Geräusch hervor. Sobald die Armee dies vernommen, erwiderte sie es mit einem lauten Geschwirre und beschleunigte zugleich ihre Schritte. Das Thier auf dem Stengel schien das Ganze zu überwachen und zu leiten.

Eine dritte Art von Termiten ist eine um so größere Landplage Afrika's, als man sich ihrer selbst bei der größten Vorsicht kaum erwehren kann. Sie gelangen mittelst unterirdischer Gänge unter die Häuser, dringen dann aufwärts in das Haus und zerstören hier Alles, was von Holz ist,

von Grund aus. Oft höhlen sie die Balken aus, worauf das Haus ruht, dringen in denselben bis zum Dache und setzen dort ihre verheerenden Wanderungen fort. War ein solches Haus eine Zeit lang nicht von Menschen bewohnt, und diese Gäste haben darin gehaust, so stürzt es sogleich in Staub zusammen, sowie es wieder von Menschen betreten wird. Von außen nimmt man diese Zerstörung nicht wahr, weil die Termiten die äußersten Holzfasern nicht antasten, so daß Pfosten und Dachstühle noch ihre Form behalten, selbst wenn sie innerlich gänzlich zerstört sind.

Es giebt auch zwei Termitenarten in Europa. Die eine, welche Latreille entdeckt hat, lebt in der Gegend von Bordeaux in dem Gipfel der Tannen- und Eichenstämme und verzehrt das junge Holz dieser Bäume. Die andere Art lebt in Sicilien. Sie nistet sich in Waarenballen, Kisten und Schränken ein und zerstört allmählich den Inhalt derselben gänzlich. Es trifft sich dort nicht selten, daß man einen lange verschlossenen Koffer öffnet und den Inhalt desselben ganz in Staub verwandelt findet.

Die Macht der weißen Ameisen.

Englische Blätter erzählten im Jahre 1847 folgenden merkwürdigen Fall von der Zerstörungskraft der weißen Ameisen: Auf den Werften von Bombay liegt gegenwärtig ein neues Linienschiff, welches völlig zerstört ist durch ein unsichtbares Heer weißer Ameisen, die innerlich alles Holz zernagten, so daß das Schiff in sich selbst zusammenbrach.

Heuschrecken-Plage in Aegypten.

„Sieh', sieh'! — dort im Südwesten, — ist das Rauch oder ist das ein Wolkenzug? Es muß wohl Rauch sein. Wie dunkel! Und wie das wächst und steigt! — Nein, es ist doch kein Rauch, es ist eine Wolke! Aber wie schwarz! Wie nahe am Boden! Das ist beängstigend, schrecklich beängstigend! Die Wolke kommt näher, immer näher, — jetzt raschelt's und rauscht's in der Luft, — es wird düster, — die Sonne verfinstert sich, — die Wolke ist über uns, — wie dunkel! Man kann ja auf zwanzig Schritte Niemanden mehr erkennen! Hu, jetzt brauset's in der Luft, wie ein Mühlrad! Und nimmt denn die Wolke gar kein Ende? — Halt an! Halt an! Die Pferde bäumen sich, unser Wagen schlägt um, — hilf, Himmel, ein lebendiges Hagelwetter!"

Kehr' dich um, Freund, daß dir die lebendigen Hagelkörner nicht in's Gesicht, sondern auf den Rücken schlagen; ich will die Pferde zum Stehen bringen. — So! Nun sieh', das ist ein Heuschreckenzug. Die Heuschrecken kommen in ungeheuren Schwärmen von Südwesten her in's Land: die ungefähre Zahl der Thiere, aus denen ein solcher Zug besteht, kann kein Mensch nennen. Eine Million ist viel, sehr viel; wenn ich aber sage: „Es sind tausend Millionen", so ist das noch gar Nichts, und dennoch brauchte ein Mensch, der sechzehn Stunden täglich in Einem fort zählen wollte, über dreißig Jahre, um tausend Millionen Heuschrecken zu zählen. Es sind mehr als zehntausend, viel mehr als hunderttausend Millionen — — solch' ein Heuschreckenzug! Wo er sich niederläßt, bedeckt er acht bis neun Stunden lang, drei bis vier Stunden breit und ellenhoch den Boden. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ist bald jedes Blatt, jedes Hälmchen, Alles, was grünt und blüht, verschwunden; die ganze Ernte rein aufgezehrt! Wer am Morgen noch seine Felder voll vielverheißender Saaten stehen sah, hat am Abend nicht mehr ein einziges Weizenkörnlein, nicht eine Baumfrucht, nicht ein Grashälmlein. Und wie es ihm gegangen, so auch dem Nachbar, so den Bewohnern von zehn Dörfern in der Umgegend, — Alles ist kahl abgefressen, Alles vertilgt.

Und du kannst sie nicht verjagen; — schlage unter sie, wirf unter sie, reite und fahre in die Massen hinein, — es erheben sich nur die nächsten, um sich sogleich wieder niederzulassen. Sie sind durchaus nicht zu vertreiben; du bringst sie nicht weg, bis sie von selbst auffliegen. Das geschieht in der Regel kurz vor Sonnenaufgang. Dann erhebt sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, die ganze Wolke auf einmal, steigt fünfzig bis sechzig Fuß hoch in die Luft und setzt ihre Reise mit großer Geschwindigkeit weiter fort, bis sie wieder müde ist und sich nach so und so viel Meilen abermals niederläßt.

Verjagen kannst du einen Heuschreckenschwarm nicht, vertilgen aber auch nicht. Ob auch die ganze Mannschaft mehrerer Dörfer hinauszieht und mit Stangen und Bretern auf die gefräßigen Thiere losschlägt, in deren Massen man bis zu den Knieen einbricht; ob man auch das Vieh hineinhetzt, Feuerbrände zwischen sie wirft, ob auch die tausend Vögel (namentlich Drosseln), die jeden Heuschreckenzug begleiten, noch so gierig zulangen, — du siehst nicht, daß es weniger werden. Wenn auch tausendmal tausend vertilgt werden, das ist noch nicht zu merken.

Das ist die achte der „zehn Plagen". 2. Mos. 10, 13—15:

„Des Morgens führte der Wind die Heuschrecken her. Sie bedeckten das Land und verfinsterten es und fraßen alles Kraut im Lande auf und alle Früchte auf den Bäumen."

Wenn sich der Hauptschwarm erhebt, bleiben immer noch große Massen solcher zurück, die abgemattet sind und nicht mehr fortkönnen, oder die bei dem ungeheuren Gedränge keine Nahrung gefunden haben, oder die verwundet sind. Diese Thiere fliegen so gedrängt, daß sie sich gegenseitig sehr häufig die Flügel verletzen; auch fressen die oben liegenden, wenn sie nichts Anderes finden, ihren Nachbarn die Flügel an.

Zu diesen Zurückgebliebenen kommt nun, etwa fünf bis sechs Fuß über dem Boden fliegend, eine ähnliche Schaar Nachzügler, die auf dem vorigen Lagerplatz zurückgeblieben war. Gegen diesen Nachtrab des großen Hauptheeres kann man Etwas thun. Man kann ihn durch Lärmen von dem eigenen Felde auf das des Nachbars jagen, kann ihn zerstampfen, vom Vieh fressen lassen, verbrennen ꝛc; diese Nachhut wird in der Regel nach und nach vertilgt. Wenn sie weg ist, dann ist aber auch anscheinend alle Vegetation verschwunden; die Nachzügler zehren nicht allein jedes Blättchen auf, das der Gier des Hauptheeres entgangen, sie zernagen auch die Rinde der Bäume, Holz, selbst Lederzeug, und nur der unvergleichlichen Fruchtbarkeit des ägyptischen Bodens ist es zu danken, daß nicht nach jedem Heuschreckenzuge Hungersnoth entsteht. Die Ernte ist freilich verloren, aber es reift in demselben Jahre noch eine zweite und auch eine dritte.

Wenn die Schwärme das ganze Land bis zum Meere durchzogen haben, erheben sie sich wieder, sobald ein kräftiger Südwind weht, und lassen sich über das mittelländische Meer treiben. Da sind nun Millionen der Thiere die den langen Flug nicht aushalten, nach und nach herabstürzen und so im Wasser umkommen. Aber diejenigen, welche nach Europa gelangen, sind immer noch eine furchtbare Landplage. Ihre Massen sind noch so ungeheuer, daß sie — gerade wie im Aegypterlande — ganze Ernten vertilgen, und darauf folgt dann bei uns jedes Mal Theurung.

Im Jahre 874 kamen sie bis nach Frankreich. Dort gingen sie in solcher Unzahl zu Grunde, daß von dem Geruche der verwesenden Thiere die Pest entstand. — Im Jahre 1693 schwärmten sie bis nach Thüringen. Man hat die Zahl derer, die sich zwischen Weimar und Roda niederließen, auf 92,160 Millionen berechnet, — und das waren doch nur die Ueberbleibsel eines großen Zuges! — Im Mai 1863 ließ sich der Ueberrest eines Zuges in der Provinz Toledo in Spanien nieder. Man

ernannte eine eigene Heuschrecken-Commission, organisirte einen förmlichen Landsturm gegen die gefährlichen Thiere, hatte in wenigen Tagen 228 Centner dieser Bestien getödtet, — wie viel Stück mögen das wohl gewesen sein? —, ließ endlich noch das Militär ausrücken, wurde aber doch den Feind nicht eher los, als bis es ihm gefiel, von selbst abzuziehen — April 1866 erschienen die kleinen Thierlein in Savoyen und Südfrankreich und erinnerten daran, wie sie 1613 binnen wenigen Stunden das Land in eine Wüste verwandelt hatten. Die Stadt Arles hatte damals 63,000 Livres für Einlieferung von 30,000 Pfund Heuschrecken à 2 Sols und 300,000 Pfund Eier à 4 Sols ausgegeben.

Diese Heuschrecken sind grün mit dunklen Flecken, haben hellbraune Flügeldecken mit schwarzen Flecken und sind 2½ Zoll lang. Das Geräusch bringen sie hervor durch Anschlagen der Hinterbeine an die Flügel. Ein Weibchen legt etwa 200 Eier in zwei oder drei Abtheilungen, durch einen weißen Schleim zu einem Ganzen verbunden, in die Erde oder auf die Erde. Im Jahre 1752 haben die Bewohner der Stadt Drossen (Regierungsbezirk Frankfurt in Preußen) allein 13 Scheffel 4½ Metzen solcher Eier eingesammelt und vertilgt, — der Zahl nach etwa 16½ Millionen Eier. In der Regel gehen die Eier, welche bei uns gelegt werden, durch Kälte und Regen von selbst zu Grunde.

Meistens finden die Heuschreckenzüge ihr Ende schon im Mittelmeere; kommt aber noch ein Rest von etlichen Tausend Millionen Thierchen herüber, so werden diese nach und nach vertilgt, oder finden, — wenn sie so weit gelangen —, ihren Tod in der Nordsee und der Ostsee. Auch nur über einen solchen Rest, wie er nach Europa kommt, auf Ein Mal Herr zu werden, ist noch nie gelungen. Die Regierung der Stadt Mailand ließ einmal, da sich die Heuschrecken in ihrem Gebiete niedergelassen hatten, zur Aufschaufelung und Ablieferung der kleinen Bestien auffordern und versprach für jeden Sack voll eine bescheidene Bezahlung. In zwei Tagen wurden 12,000 Maltersäcke voll abgeliefert, und die Regierung beschloß, nun Nichts mehr zu bezahlen; — woher sollte sie das Geld nehmen?

Daß der Aberglaube auch an den Heuschreckenschwärmen einen willkommenen Gegenstand für seine Phantasien fand, ist nicht zu verwundern. Man hat auf den Flügeln der gefräßigen Thiere nicht nur einzelne Buchstaben, sondern ganze armenische und chaldäische Worte gelesen. Die alten Gottesgelehrten erkannten eine Zuchtruthe des Himmels in den verheerenden Schwärmen, und im Jahre 1643 fand ein Archidiakonus in Breslau, daß

jede Heuschrecke ganz deutlich auf ihren Flügeln stehen hatte: Annona moriemini: Ihr werdet an der Hungersnoth sterben — Und nun zum Schlusse noch ein kleines Rechenexempel: Im Jahre 1859 kamen ungeheure Heuschreckenschwärme nach Südrußland, und die Deutschen in Odessa organisirten einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen diese gefräßigen Thiere. Vertilgt wurde freilich immer nur ein Theil der kleinen Bestien, aber dieser Theil betrug, nach dem Gewichte berechnet, eine Billion 422,305 Millionen, 283,000 Stück. Frage: Wie lange hätte ein Mensch zu thun, um anderthalb Billionen Heuschrecken zu zählen?

Fruchtbarkeit der Cochenille.

Die Scharlach-Schildlaus ist ein merkwürdiges Thier. Das Weibchen saugt sich mit seinem feinen Schnabel in Baumrinden und Blätter fest, legt seine Eier unter sich und — stirbt. So sitzt es todt über seinen Eiern und beschützt sie mit seinem Körper. Die Jungen aber kriechen aus, kommen unter der Alten hervor, vertheilen sich auf die Pflanze, saugen sich fest und richten sie durch Entziehung des Saftes oft zu Grunde. In Treibhäusern bürstet man Stämme und Zweige ab, die Blätter aber werden mit einem Schwamme abgewaschen, um diese schädlichen Insecten zu entfernen.

Die echte Cochenille-Schildlaus ist nur 3/4 Linien groß und sieht einer Beere so ähnlich, daß sie Jahrhunderte lang wirklich für eine getrocknete Beere gehalten wurde. Seit 1526 ist sie als Farbestoff bekannt und im Handel; ursprünglich in Mexiko zu Hause, ist sie jetzt auch nach den westindischen Inseln, nach Java, Spanien und Algier verpflanzt. Aus ihr wird die schönste, feurigste rothe Farbe, der Carmin, bereitet; das minder Feine wird unter dem Namen Carminlack verkauft und dient auch als Beimischung, andere rothe Farben feurig zu machen.

Eine minder theure Scharlach-Schildlaus, die Kermes, findet sich sehr häufig in südeuropäischen Ländern auf Eichen, kommt unter den Namen Carmoisinbeeren, Kermeskörner, Scharlachbeeren in den Handel, dient ebenfalls zum Rothfärben und war den alten Griechen und Römern schon bekannt und bereits von ihnen in gleicher Weise benutzt. Mit dieser Kermes sind namentlich die rothen Feß der Türken und Griechen gefärbt.

Diese Schildläuse sind hauptsächlich deßhalb den Pflanzen schädlich, zugleich aber auch für Handel und Industrie von Bedeutung, weil sie sich so

fabelhaft vermehren. Mexiko verdient jährlich mehr als zehn Millionen Thaler durch die Ausfuhr der Cochenille, obwohl diese jetzt auch anderwärts gezüchtet wird. Jedes Weibchen legt einige Tausend Eier, und jedes Jahr liefert dreimal Brut; aber natürlich sind nicht alle Junge wieder Weibchen, und unzählige der kleinen Thierchen gehen zu Grunde, bevor sie wieder Eier gelegt.

Im Jahre 1838 gründete ein Hr. V. auf Java eine Anstalt zur Zucht von Cochenillen. Er ließ das Insect aus Cadix kommen, und der Transport bot den merkwürdigen Fall dar, daß auf der Reise alle Mütter, mit Ausnahme einer einzigen, starben. Die Ausfuhr der Cochenille betrug nach acht Jahren bereits 10,000 Pfund, auf ein Pfund rechnet man 60,000 Käfer, zu den 10,000 Pfund waren 600 Millionen Thiere nöthig, die alle von Einer Mutter abstammten.

Sechste Klasse.

Die Spinnen.

Die Spinnen athmen entweder durch Luftsäcke, oder durch Luftröhren, welche im Körper verzweigt sind. Sie haben fast alle auf der Oberseite des Kopfes acht Augen, einige mehr bis zu zwölf, einige weniger bis zu einem; ebenso haben fast alle acht Beine, nur einige wenige haben deren sechs. Die Skorpione gebären lebendige Junge, alle übrigen Spinnen legen Eier; die meisten nähren sich von lebendigen Insecten, die sie sehr geschickt zu fangen wissen. Die bei uns lebenden eigentlichen Spinnen sind durch Vertilgung vielen Ungeziefers nützlich, dienen selbst anderen Thieren zur Nahrung und sind zwar oft sehr unangenehm, aber in keinerlei Weise schädlich; giftig ist keine einzige. — Hingegen gibt es in heißen Ländern allerdings giftige und darum gefährliche Spinnen, namentlich gehören hierher die Skorpione. Bei uns schaden nur diejenigen Milben, welche Schmarotzer sind, wie die Krätzmilbe.

Die erste Ordnung der Spinnen umfaßt die **Gliederspinnen**; sie haben einen Hinterleib mit Athmungswerkzeugen, aber keine Spinnwarzen. Hierher gehören der europäische Skorpion, sehr häufig in Italien, auch noch in der Schweiz, — der afrikanische Skorpion, in Ägypten so häufig, daß in Kairo täglich Menschen von ihm gestochen werden; der Stich ist sehr gefährlich, kann in wenigen Stunden tödten, Ammoniak ist das sicherste Gegenmittel, — der Bücherskorpion, klein, in Südeuropa, läuft mit gleicher Gewandtheit vorwärts, seitwärts und rückwärts, — der Giftkanker, die Solpuge, mehr spinnenartig, tödtet nicht nur Insecten, sondern auch Eidechsen und kleine Vögel, in Griechenland, Syrien, Persien und dort namentlich den Pferden und dem Rindvieh gefährlich, — der Spinnenskorpion, in Mexiko und Brasilien, sehr gefürchtet, — die Afterspinne mit ihren langen Beinen und die dreißig Arten des Weberknechts, auch

Kanker genannt; heißt auch in manchen Gegenden Schneider, Schuster, Habermann, Geist, Tod.

Die zweite Ordnung umfaßt die **echten Spinnen**; sie haben einen Hinterleib mit Athmungswerkzeugen, der kurzgestielt und mit Spinnwarzen versehen ist. Die Buschspinne in Südamerika, 1½ Zoll groß, mit 2½ Zoll langen Beinen, überfällt selbst junge Kolibri in ihrem Neste und saugt sie aus; — die Minirspinne, in Spanien und dem südlichen Frankreich, gräbt zwei Fuß tiefe Gänge senkrecht in den Boden, tapeziert sie aus und versieht sie mit einem runden Deckel als Fallthüre, der sich, wenn die Spinne heraus will, in einem Scharniere zurückschlagen läßt; — die Tarantel, in Südeuropa, 1½ Zoll groß, lebt in Erdlöchern; — die Winkelspinne, Hausspinne oder Fensterspinne, deren Gewebe früher gegen Wechselfieber gebraucht wurde; — die Weberspinne, in Gärten und Weinbergen; die Kreuzspinne, auf deren Rücken weiße oder gelbliche Flecken ein Kreuz bilden, spinnt ein senkrechtes Netz, während die Hausspinne ein horizontales spinnt; — die Uferspinne, an Gewässern zwischen Schilf, — mögen die bekanntesten Arten der echten Spinnen sein.

Die dritte Ordnung umfaßt die **Milben**; ihr Hinterleib mit den Athmungswerkzeugen ist nicht gestielt, sondern mit dem Kopfbruststück verschmolzen, auch haben sie keine Spinnwarzen. Zu ihnen gehören die gemeine Erdmilbe, blutroth, im Frühjahre zwischen der Gartenerde zu finden; die Milbenspinne, so klein, daß sie kaum ohne Loupe zu erkennen ist, überzieht die Unterseite der Linden-, Eichen- und Rosen-Blätter mit einem Gespinnst und saugt sie aus; — die gemeine Wassermilbe, scharlachroth, kriecht am Grunde stehender Gewässer auf Wasserpflanzen umher; — die Käsemilbe, die sich in altem Käse aufhält, aber durch Bestreichen desselben mit Salzwasser leicht daraus entfernt, d. h. vertilgt werden kann; — die Mehlmilbe, auf altem Mehle; — die Milchmilbe, auf der Oberfläche länger stehender Milch; — die Ruhrmilbe, in saurem Biere; — die Zwetschenmilbe, auf gedörrten Zwetschen, Kirschen, Feigen, Datteln einen weißen Überzug bildend; — die Krätzmilbe, bohrt sich unter die Haut des Menschen und der warmblütigen Thiere und verursacht so die Krätze oder Räude; — die Käfermilbe, auf der Haut von Insecten; — die Vogelmilbe, auf Tauben, Hühnern und Stubenvögeln; — endlich die Balgmilbe, lebt als sogenannter „Mitesser“ in der Haut des Menschen, ist eigentlich nicht gerade schädlich, kann aber bei sehr starker Ver-

nicht nur häßliche Entstellung, sondern auch wirkliche Krankheit
n.

Holzböcke, die vierte Ordnung, unterscheiden sich von den Milben
rch, daß sie auf dem Rücken einen flachen Hornschild haben, welcher
lt. Es sind träge Thiere, welche auf Gebüschen leben, sich mit
ugrüssel tief in die Haut der Säugethiere bohren, da Blut saugen
zu ihrer hundertfachen Größe anschwellen. Bei uns kommt in
häufig die Zecke vor; sie ist oft eine rechte Plage für Botaniker
rsammler; unbemerkt bohrt sie sich in die Haut, dann saugt sie sich
voll; durch Auftröpfeln von Salzwasser, oder Branntwein wird sie
assen gebracht, dann kann man sie herausziehen. — Die Gift-
der Giftwanze, in Persien und Ägypten zahllos in Wänden und
spaziert nachts an die Lagerstätten der Bewohner, stillt ihren
mit Menschenblut und ist ein überaus lästiges Ungeziefer, namentlich
remden.

fünften Ordnung gehören die **lungenlosen Spinnen.** Sie haben
nterleib, und von Athmungsorganen ist bis jetzt bei ihnen Nichts
vielleicht athmen sie blos durch die Haut. Hierher gehören die
innen, kleine krebsartige Seethierchen, und die Wasserbärchen,
sche, farblose Thierchen, in Dachrinnen, unter feuchtem Moose und
langsam umherkriechend, nicht schwimmend.

Der Skorpion.

Skorpione leben vorzugsweise in heißen Ländern und in den
Theilen der gemäßigten Erdstriche; weiter als bis zum 45. Grade
Breite dringen sie nicht vor, fehlen daher in Deutschland gänzlich.
n sich, wie die Tausendfüße, unter Steinen, im faulen Holze, in
dern und ähnlichen dunklen Verstecken auf, da sie aber die Wärme
lieben, so dringen sie auch häufig in die menschlichen Wohnungen
echen sich in die Betten, in Kleider und Fußbedeckung, welche sie
ja, hier und da, wo das lästige Ungeziefer der Schaben überhand
hat, sieht man sie gar nicht ungern, weil sie denselben nachstellen.
Weise oder bei gewissen Beschäftigungen im Freien kann ihnen der
nvermerkt zu nahe kommen, und dann pflegt ein Stich ihrerseits

unvermeidlich zu sein, denn sie meinen, sich vertheidigen zu müssen; aus freien Stücken aber thun sie dem „Herrn der Schöpfung" Nichts zu Leide. Der Stich ist ungemein schmerzhaft und brennend, erzeugt örtliche Entzündung, Lähmung. Fieber, Ohnmacht und Übelkeit, je nach der Größe des Thieres, durch welche ein kräftigerer Stich und mehr Gift bedingt wird, je nach der Reizbarkeit des Verwundeten, und je nach den Witterungsverhältnissen der Gegend; denn bekanntlich nehmen alle Entzündungen in heißen Ländern einen bösartigeren Charakter an, als in gemäßigten Gegenden. Die europäischen Arten verwunden am schwächsten, die afrikanischen und asiatischen, vielleicht wegen ihrer bedeutenderen Größe, am heftigsten. Die Eingeborenen Afrika's, welche weit und breit vom Stiche des Felsenskorpions zu leiden haben, legen eine Binde fest um die Wunde und sich selbst als Patienten nieder, bis sie sich wieder wohler fühlen. Merkwürdig ist die Erfahrung, daß sich der menschliche Organismus mit der Zeit an das Gift des Skorpions gewöhnt. Eine zweite Verletzung wirkt weniger heftig und nachhaltig, als die erste, und eine dritte abermals schwächer, als die zweite. Es wird erzählt, daß Jemand, der diese Erscheinung an sich selbst probiren wollte, es bald dahin brachte, daß er nur den durch den Stich verursachten, vorübergehenden Schmerz und nichts weiter empfand.

In einem andern Verhältnisse stehen die Skorpione zu Insecten, Spinnen, ihrer Lieblingsspeise, und den kleineren Nachtwandlern anderer Thierklassen, welchen sie auf ihren nächtlichen Beute-Umzügen begegnen. Sie laufen dabei sehr schnell und gewandt, manchmal auch seitwärts und rückwärts, halten den Schwanz nach oben und vorn über den Rücken gebogen, um jederzeit die Waffe zum Stoß bereit zu halten, und ergreifen von diesen Thieren mit ihren Scheeren vorn, was sich greifen läßt. Hierauf wird die Beute trotz allen Zappelns und Widerstrebens mit den Scheeren emporgehoben, mit den nach oben gerichteten Augen besehen und durch einen sicheren, von hinten kommenden Stich widerstandslos gemacht. Einige krampfhafte Zuckungen, und das Opfer ist todt; es wird nach dem Maule geführt und ausgesogen, oder, wenn der Hunger dazu zwingt, auch zerkleinert und vollständig verzehrt.

Ganz besonders richten die Skorpione ihre Angriffe auf die Spinnen, also ihre nächsten Verwandten, und theilen mit diesen auch die Unverträglichkeit und mordlustige Feindseligkeit, denn sie leben ganz einzeln, und gewaltsam zusammengebracht, morden sie sich unter einander. Nur die Mutter hegt gegen ihre Jungen freundliche Gesinnungen und beschützt dieselben, so

lange sie schwach und hülflos sind; herangewachsen zum selbstständigen Leben, isolirt sich die Brut, und das Band der Blutsverwandtschaft ist gänzlich aufgelöst.

Von den Spinnen.

Die Spinne hat einen festen, gedrungenen Vorderkörper, der aus einer innigen Verschmelzung des Kopfes mit der Brust entstanden ist, kräftige Fangwerkzeuge, welche aus zwei starken Klauenfühlern bestehen, in die eine Giftdrüse mündet. Die Mundtheile bestehen aus zwei schalenförmigen Unterkiefern und aus einer Ober- und Unterlippe. Die acht gegliederten, im Kreise an der Brust befestigten und den Körper trefflich stützenden Beine richten sich in ihrer Länge und Stärke nach dem Aufenthalte und dem besonderen Wirkungskreise der Spinnen; auch die acht bisweilen im Dunkeln leuchtenden Augen sind nach diesen beiden Umständen von verschiedener Stellung und Größe. Der Hinterleib ist mit dem Vorderkörper mittelst eines kurzen, dünnen Stieles verbunden und trägt vorn auf der Unterseite Spalten zum Ein- und Ausathmen der Luft und hinten vier bis sechs Spinnwarzen. Aus ihrem siebartig durchbrochenen Ende tritt in Form eines Tröpfchens der klebrige Spinnstoff hervor und wird von der Spinne auf verschiedene Weise zu Fäden gesponnen. Dieser gummiartige Stoff erstarrt in der Luft zu Seide und dient der Spinne bald nur zur Umhüllung der Eier, bald zur Anlage einer sicheren Wohnung, oder zum Baue eines Netzes zum Fang der Insecten. Nach den verschiedenen Zwecken werden die wunderbar feinen Fäden auch in verschiedener Eigensch ft und aus besonderen Theilen der Warzen geliefert.

Die männlichen Spinnen sind stets kleiner, als die weiblichen. Das Weibchen legt eine beträchtliche Anzahl rundlicher, weißer Eier, oft ohne allen Schutz, in Spalten und Löcher, zuweilen mit einer Hülle von Spinnfäden umschlossen, ganz unregelmäßig angehäuft, oder in rundlichen Ballen, und erweist denselben die größte Sorgfalt. So beraubte man einst eine Gartenspinne ihrer Eier und bedeckte dieselben leicht mit Erde; die Mutter lief einige Fuß fort, zog dann ihre Füße zusammen und legte sich wie todt nieder. Nach kurzer Zeit kehrte sie, als Alles ruhig schien, wieder an den Ort zurück und untersuchte jede Erdscholle, bis sie zuletzt den ersehnten Gegenstand entdeckte. Sie legte denselben behutsam bloß, reinigte ihn, umspann ihn mit frischen Fäden und trug ihn dann in einen geheimen Spalt. Die Zuneigung der Spinnenarten zu ihren Jungen ist so groß, daß sie sich lieber ihre Glieder

abreißen lassen, ehe sie dieselben preisgeben. Die Jungen einiger Arten werden eine Zeit lang von der Mutter genährt, die meisten aber sorgen für sich selbst, da sie sich sehr schnell entwickeln. Sie beginnen ihr einsames Leben, indem sie in Löchern und Winkeln auf ihre Beute lauern. Ueberall bilden sie ihre Fallen in Feldern, auf Bäumen, Gesträuchen, im Grase, an den Wänden und Felsen. Die Jagd ist bei den verschiedenen Arten sehr verschieden. Entweder wird die Beute in schnellem Laufe eingeholt, oder in gewandtem Sprunge erhascht, oder durch vorsichtige Annäherung beschlichen und plötzlich erfaßt, oder aus sicherem Hinterhalte pfeilschnell überfallen, oder in kunstreichen Netzen gefangen. Wo möglich, wird das Thier sogleich durch den Biß der Spinne gelähmt oder getödtet.

Für den Winter erbauen sich manche eine besondere Wohnung, oder sie verschließen die Oeffnung derjenigen, welche sie während des Sommers bewohnten. Hier verharren sie in einem schlafähnlichen Zustande, bis die mildere Frühlingswärme sie zu neuem Leben erweckt.

Die Lebensdauer der Spinnen beträgt im Durchschnitt nicht über ein Jahr. Ihre lederartige Haut werfen sie zeitweise ab, auch besitzen sie das Vermögen, verlorene Glieder wieder herzustellen.

Spinnenkunst.

Man weiß, daß die Spinnen drei verschiedene Arten von Fäden spinnen können. Die gewöhnlichen Fäden sind so fein, daß man vierundzwanzig derselben verbinden müßte, um der Dicke des Seidenfadens im Puppengehäuse des Seidenwurmes gleich zu kommen. Trotz dieser Dünne aber kann doch jeder Faden ein Gewicht tragen, welches sechsmal größer ist, als das der Spinne, welche ihn verfertigt.

Wie die Spinne sich an solchen Fäden in senkrechter Richtung herabläßt und am eigenen Faden wieder hinaufläuft, hat wohl Jedermann schon gesehen; aber Viele haben wohl noch nicht bemerkt, daß solche Wanderungen auch in wagrechter Richtung vorgenommen werden können. Das Spinnlein muß sich freilich dazu eines eigenthümlichen Kunstgriffes bedienen. Es wirft zuerst nach dem Ziele seiner Wanderung ein feuchtes Kügelchen, welches mit einem feinen Faden in Verbindung steht, den das Thierchen nicht losläßt. Dieser muß ihm zur Straße dienen. Das Kügelchen klebt am entfernten Körper an, und die Spinne wandert auf dem dadurch befestigten Faden durch die Lüfte ihrem Ziele zu.

Tarantella.

Die Tarantel, welche schon vor Jahrhunderten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, lebt in dem mittleren und unteren Italien, sowie Sicilien, wo sie namentlich in der Gegend von Tarent so außerordentlich häufig sein soll, daß man sogar ihren Namen von dieser Stadt herzuleiten pflegt. Sie ist beinahe einen Zoll lang, hat eine braune, an den Rändern des Körpers in's Graue spielende Farbe und ist auf dem Rücken mit etwas dunkleren dreieckigen Flecken bezeichnet. Zur Zeit, wo sie ihre Eier legen will, macht sie sich an einem trockenen Orte eine Höhle, welche einige Zoll tief senkrecht in den Boden geht und 4—8 Zoll im Durchmesser hat. Sie überzieht die Wände ihres Zufluchtsortes mit einem Gewebe und pflegt am Eingange desselben auf ihren Raub zu lauern. Nähert sich ihr ein Insect, so erhascht sie dasselbe im Sprunge, zieht es in die Tiefe ihrer Höhle hinab und zehrt es auf.

Ihre Eier schleppt sie immer mit sich, und selbst ihre zahlreichen Jungen kriechen, wenn sie ausgeschlüpft sind, auf ihren Körper und überdecken denselben dermaßen, daß das Thier dadurch fast unkenntlich wird.

Den Winter bringt die Tarantel im Zustande der Erstarrung in ihrer Höhle zu, deren Eingang sie bis zur Wiederkehr des Frühlings mit Erde und Geweben vermauert. Aeltere Individuen sterben gewöhnlich während dieser Gefangenschaft.

Das Interessanteste, was von diesem Thiere berichtet wird, ist jedenfalls die schon von Vielen bezweifelte Krankheit, der sogenannte Tarentismus, der in Folge des Bisses der Tarantel entsteht und nur dadurch geheilt werden soll, daß das gebissene Individuum durch Musik zum leidenschaftlichsten Tanze veranlaßt wird, bis es erschöpft ist und in tiefen Schlaf verfällt.

Der italienische Arzt Samuele Costa hat darüber in den vierziger Jahren in dem „Raccoglitore medico“ folgenden Fall erzählt: „Es wurde in einem Dorfe der Provinz Terra d'Otranto ein kräftiger Bauer von zwanzig Jahren beim Mähen am oberen Theile des rechten Armes von einer Tarantel gebissen. Die ganze Umgebung der verwundeten Stelle bekam alsbald eine violette Farbe und schwoll bedeutend auf. Der Unglückliche empfand heftige Schmerzen am Arm und im Nacken; es erfolgte Beklemmung, Angst, Uebligkeit, Mattigkeit und Zittern, und die Haut des Kranken wurde eiskalt. Er konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten und hatte große Athmungsbeschwerden.

Während er sich in diesem Zustande befand, ließ ich dem Leidenden den sogenannten Taranteltanz, die Tarantella, vorspielen. Alsbald sprang er aus dem Bette, tanzte mit vieler Lebhaftigkeit zwei Stunden lang, legte sich dann ermüdet und mit Schweiß bedeckt zu Bette und schlief sanft und ruhig ein. Diese musikalische Cur wurde im Verlaufe von drei Tagen zu wiederholten Malen auf gleiche Weise angewendet; der Kranke wurde allmählig wieder wohler und war am vierten Tage ohne alle weitere Arznei wieder vollkommen gesund."

Ueber die Spinnen als Wetterverkündiger.

Daß die Spinnen gute Wetterpropheten sind, ist bekannt; es gehört freilich etwas Mühe dazu, um sie zu beobachten und nach und nach aus ihrem Gebahren zu lernen.

Von einem alten Bauer erfuhr ich, daß, je früher die Kreuzspinne im Freien zu weben beginne, desto früher trete warme Witterung ein, besonders wenn sie ihre Scheibe gegen Norden oder Westen ausspanne. Anhaltend schönes Wetter erfolgt, wenn sie langsam ordentlich fortwebt, weniger, wenn sie eine gewisse Hast zeigt und ihre Arbeit gleichsam hinsudelt. Trockenes, schwüles Wetter und Windstille wird es, wenn sie geschäftig an ihrem Gewebe putzt. Zieht sie aber mehrere Fäden ein, um es zu lichten, so kommt Wind, und zwar, wenn sie dabei sehr emsig ist, noch an demselben Tage. Sitzt sie ruhig im Mittelpunkte ihres Netzes mit an sich gezogenen Füßen, so hat man dauernde gute Witterung zu hoffen, und bleibt sie in dieser Stellung selbst bei Sprühregen, so wird sich, trotz alles Anscheines dagegen, das Wetter bald wieder aufheitern. Hat sie aber die Füße nicht an sich gezogen, sondern sprungfertig ausgebreitet, so wird große Hitze, und ein Gewitter ist nahe, das aber bald vorüberzieht. Verläßt sie ihr Gewebe und nimmt Platz an einem Winkel der Hauptfäden; ist überdies das Gewebe schon gelüftet, wohl hier und da zerrissen, so folgt Sturm und heftiger Regen, und meist läßt sie nun die alte Wohnung ganz im Stich. Kommt sie aber wieder, um diese auszubessern, so ist auf eine Reihe heiterer Tage zu rechnen. Webt sie mehrere Scheiben in einiger Entfernung von einander, und zwar in verschiedenen Richtungen, dann läßt sich aus der jedesmaligen Wahl ihres Aufenthaltes mit vieler Gewißheit nicht nur der gegenwärtige Luftzug, wäre er auch noch so leise, sondern auch die Gegend bestimmen, aus welcher der Wind zunächst wehen wird.

Auch die Haus- und Winkelspinnen sind gute Wetterpropheten und haben vor den Kreuzspinnen noch den Vorzug, daß man sie das ganze Jahr hindurch beobachten kann, während die Kreuzspinnen nur in der wärmeren Jahreszeit arbeiten. Wenn im Winter die Winkelspinne ihr abgerissenes Gewebe an derselben Stelle wieder baut, so ist noch kein milderes Wetter zu erwarten. Webt sie nicht fern vom Ofen, so folgt noch strenge Kälte; wählt sie aber die Seite des Fensters, dann erfolgt Thauwetter. Hat sie im Spätherbst in ihrem Gewebe sich nach Süden gekehrt, so ist, trotz sonstiger Gegenanzeigen, noch strenge Kälte zu besorgen. Verschwinden plötzlich die Fäden, die wie ein Netz vor ihre eigentliche Kammer gewebt sind, so deutet das auf baldige schöne Witterung. Sitzt sie in ihrer Kammer, den Kopf auswärts gekehrt, so ist schlechtes Wetter noch fern, und um so mehr, je weiter sie hervorragt. Sitzt sie aber einwärts gekehrt, ohne eben einen Raub zu verzehren, so gibt es Regen und rauhe, kalte Tage. Dasselbe hat man zu erwarten, wenn viele Fliegen unversehrt zum künftigen Aufzehren eingesponnen sind. Manche dieser Spinnen zeigen die Witterung oft mehrere Tage voraus an.

Wettervoraussagungen durch Beobachtung einer Spinne.

Quatremer Disjonval, ein Franzose von Geburt, war General-Adjutant in Holland und nahm thätigen Antheil an der Empörung gegen den Statthalter. Nach der Ankunft der preußischen Armee unter dem Herzog von Braunschweig wurde er sogleich gefangen genommen, verhört und zu fünfundzwanzig Jahren Gefängniß verurtheilt; hierauf unverzüglich in einen Kerker in Utrecht geworfen, wo er acht Jahre blieb. Spinnen, die beständigen, oft die einzigen Gefährten der Inwohner solcher Plätze, waren auch die einzigen lebenden Wesen, welche Disjonval in seinem Gefängnisse in Utrecht sah. Theils um der Einförmigkeit seines Lebens eine kleine Abwechselung zu geben, theils auch, weil er immer vielen Sinn für Naturgeschichte gehabt, suchte er jetzt Beschäftigung und Unterhaltung in der Beobachtung der Gewohnheiten und Bewegungen seiner kleinen Mitgefangenen. Bald bemerkte er, daß gewisse Beschäftigungen der Spinne genau mit der Annäherung einer Wetterveränderung zusammenhingen. Ein heftiges, einseitiges Kopfweh, dem er bei Witterungswechsel ausgesetzt war, hatte zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Verbindung zwischen solchen Veränderungen und gewissen Beschäftigungen der Spinnen gelenkt. So zum Beispiel bemerkte er, daß diejenigen Spinnen, welche ein großes Gewebe in radartiger Form spannen,

sich unabänderlich aus ihrer Zelle zurückzogen, wenn er sein Kopfweh hatte, und daß auf diese zwei Uebel, sein Kopfweh und das Verschwinden der Spinne, unfehlbar rauhes Wetter folgte. So oft sein Kopfweh kam, verschwand auch regelmäßig die Spinne, und Regen und Nordostwind dauerten mehrere Tage. Sobald die Spinne wieder in ihrem Gewebe erschien und ihre Arbeit begann, nahm auch sein Kopfschmerz ab, und das schöne Wetter kehrte zurück.

Fortgesetzte Beobachtungen bestätigten ihn in dem Glauben, daß die Spinnen im höchsten Grade für atmosphärische Veränderungen empfindlich sind, und daß ihr Zurückziehen und Wiedererscheinen, ihr Weben und ihre allgemeinen Gewohnheiten in genauester Uebereinstimmung mit der Witterungsabwechselung seien, sie daher als das sicherste Merkmal für den Eintritt kalten Wetters beobachtet werden könnten. Kurz, Disjonval wurde so geübt in seinen Spinnen- und Wetterbeobachtungen, daß er die Annäherung rauhen Wetters zehn bis vierzehn Tage vorher bestimmen konnte, wie folgende Thatsache beweist:

Als im Winter 1794 die französische Armee Holland überschwemmte, wurde sie in ihrem kühnen Vordringen durch ein plötzliches, unerwartet eingetretenes Thauwetter, im Anfang December, aufgehalten und konnte nur durch schnelles Umkehren dem Untergange entgehen. Schon überlegte der französische General, ob es nicht räthlich sei, eine von den Holländern gebotene Summe anzunehmen und sich zurückzuziehen, als ein Brief Disjonval's seinen Plan änderte. Dieser hoffte nämlich, durch den Erfolg der republikanischen Truppen aus seinem Gefängnisse erlöst zu werden, und hatte alle Mittel aufgeboten, um dem französischen Befehlshaber einen Brief in die Hände zu spielen, was im Januar 1795 gelang, und worin er sich mit seinem Leben verbürgte, daß binnen vierzehn Tagen ein so heftiges Frostwetter eintreten würde, daß die Franzosen sich aller Flüsse bemeistern könnten, und volle Zeit hätten, sich in ihren schon gemachten Eroberungen zu befestigen, ehe wieder Thauwetter eintreten würde. Er sagte, daß eine jahrelange Beobachtung der Spinnen ihn zu dieser Prophezeihung fähig mache. Der französische Befehlshaber vertraute ihm und blieb. Wirklich trat auch das kalte Wetter, welches Disjonval vorhergesagt, nach zwölf Tagen ein, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß das Eis der Flüsse die schwersten Artilleriestücke zu tragen vermochte. Am 28. Januar 1795 zogen die Franzosen in Utrecht ein, und Disjonval, der mit so viel Erfolg die Gewohnheiten der Spinnen beobachtet, wurde zur Belohnung in Freiheit gesetzt.

Digitized by Google

Die Spinnen Rabigot's.

Als Herr Rabigot, Maler und Professor der Zeichenkunst, in eine Wohnung am Quai Bourbon auf der Insel St. Louis zog, fand er da zwei merkwürdige Spinnen. Am Tage seiner Ankunft war er gerade vom Nachtessen aufgestanden, und seine Haushälterin eben im Begriffe, das Gedecke wegzuräumen, als sie durch den Anblick einer großen, schwarzen Spinne sehr erschreckt ward, die auf dem Tische herumspazierte. Sie ging, Herrn Rabigot zu holen. Bei ihrer Rückkehr sahen sie die Spinne sich in's Getäfel verkriechen, wo sie vor jedem Angriffe sicher war. Am folgenden Abende, um die gleiche Zeit, erinnerte man sich des Vorfalles und erwartete, die Blicke nach dem Getäfel gerichtet, ob die Spinne wiederkommen werde. Sie war schon am Rande des Loches und schien nur auf den Augenblick zu lauern, da man sich von der Tafel erheben würde. Herr Rabigot wollte nicht, daß ihr irgend etwas Leides geschehe. Man verließ nun das Speisezimmer und sah durch eine Glasthüre, wie die Spinne auf den Tisch ging, da herumlief und was auf den Tellern übrig geblieben, benaschte. Jeden Abend traf sie regelmäßig zur nämlichen Stunde ein, und um ihre Ruhe nicht zu stören, wurde das Tischtuch erst am andern Morgen weggenommen. Wollte man sich das Schauspiel eines Kampfes verschaffen, so ließ man die größte Fliege, die man finden konnte, auf den Tisch. Oft blieb der Sieg sehr lange ungewiß; meistens jedoch ging die Spinne triumphirend aus dem Kampfe. Die andere, noch zahmere dieser Spinnen wurde von Rabigot's Tochter Olympia entdeckt, als sie Clavier spielte. Vor ihr oberhalb des Instruments, hing das lebensgroße Bild ihrer Mutter. Sie gewahrte eine graue Spinne von mittlerer Größe, die längs dem Rahmen desselben ganz sachte herunterkam. Ihr Spiel unterbrechend, rief Olympia ihren Vater. Sogleich zog sich die Spinne oben auf das Bild zurück. Kaum hörte sie aber die Töne wieder, so erschien sie von Neuem und näherte sich etwas mehr, als vorher. Man ließ sie ungestört. Am nächsten Morgen getraute sie sich noch weiter und fuhr täglich nun auf diese Weise fort, so daß sie in Kurzem bis zu dem Instrumente selbst hinunterstieg, wo man sie dann unbeweglich bleiben sah, so lange die Musik dauerte. Hörte diese auf, so war auch unverzüglich die Spinne fort. Dieses kleine Thierchen zeigte sich so außerordentlich diesem Genusse geneigt, daß es durch Nichts dabei zerstreut werden konnte. Man warf ihm während desselben zuweilen Fliegen entgegen, ohne nur im mindesten seine Begierde danach zu erregen. Als Herr Rabigot diese Wohnung verließ, wünschte er die beiden

Spinnen mit sich zu nehmen. Während die naschhafte sich bei den Tellern auf dem Tische unterhielt, verstopfte man das Loch im Getäfel, worin sie sich versteckte. Da sie aber gefangen werden sollte, entfloh sie an einen andern Ort, wo man ihrer nicht habhaft wurde, und am folgenden Morgen erschien sie nicht wieder.

Sonderbar ist es, daß auch die andere beim Beginnen der Musik ausblieb, als ob sie durch ihre Gespielin vor der drohenden Gefahr gewarnt worden wäre. Man glaubte sie hinter dem Porträt zu finden, allein vergebens; ebensowenig konnte ein andrer Zufluchtsort entdeckt werden.

Musikalische Spinnen.

Der Haushofmeister der Frau von Vendome erzählt, daß er einst während eines Aufenthaltes auf dem Lande, von einem Spaziergange heimkehrend, in sein Zimmer gegangen sei, um bis zum Nachtessen noch ein wenig Violine zu spielen. Er mochte kaum eine Viertelstunde gespielt haben, so sah er eine große Menge Spinnen von der Decke des Zimmers herabkommen und sich auf einem Tische neben ihm niedersetzen. Sie blieben, bis die Musik zu Ende war. Dieses Schauspiel belustigte ihn so sehr, daß er es sich zu wiederholten Malen verschaffte.

Eine gezähmte Spinne.

Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und Etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es bemerkte, brachte er sie um's Leben.

Der Oeldieb.

In Mailand erlosch in der Kathedralkirche eine Lampe immer weit früher, als alle übrigen; man wunderte sich hierüber sehr und argwohnte auf eine Veruntreuung des Kirchendieners, der die Besorgung der Lampen hatte. Er mußte daher dieses Geschäft unter Aufsicht verrichten; er tränkte die Lampe ebenso reichlich mit Oel, als alle übrigen, aber dessenungeachtet erlosch sie eine geraume Zeit früher, und wenn man nachsah, war

sie von allem Oele leer. Ein Geistlicher entschloß sich, den Grund dieser sonderbaren Erscheinung zu erforschen, es möchte auch kosten, was es wolle. Er blieb also in der Kirche, sobald die Lampen getränkt waren, und ließ keine Minute diese Lampe aus den Augen. Da sah er denn, daß eine große Spinne von der Decke herab an der Schnur kroch, an welcher die Lampe hing, und sie erst nach geraumer Zeit wieder verließ. Er untersuchte jetzt die Lampe und fand einen großen Theil des Oeles verzehrt. Die Spinne war also der Dieb gewesen. Bei einem neuen Besuche der Lampe suchte er ihrer habhaft zu werden. Sie war von einer riesenmäßigen Größe und Dicke. Diese Spinne ist als eine Seltenheit in das Naturaliencabinet nach Wien gesandt worden, wo sie jetzt noch aufbewahrt wird. Diese Entdeckung, welche u. A. auch beweist, wovon sich die Spinnen nähren, geschah im Jahre 1751.

Spinnen-Curiosa.

Es ist sonderbar, daß manche Menschen einen eigenen Appetit nach Spinnen haben und dieselben verschlucken, wo sie sie bekommen können; sie sollen wie Hasselnüsse schmecken. Manche streichen sie sogar handvollweise aufs Brod und verzehren sie, um sich zu reinigen; ein Beweis, daß sie im Darmcanal nicht als Gift wirken. Daß eine besondere Feindschaft zwischen den Spinnen und Kröten obwalte, und diese zerplatzten, wenn sie von jenen gestochen würden, ist ein Märchen, so wie die Edelsteine, welche verschlossene Spinnen hervorbringen, und die gegen allerlei Gift dienen sollen. — Da die Fäden der Eierhülsen stärker als die andern sind, so hat man sie wie Seide zu verarbeiten gesucht und Strümpfe und Handschuhe davon gemacht; allein Reaumur hat gezeigt, daß die Seide weniger fein und glänzend ist, als die der Seidenwürmer, und man über 600,000 Spinnen haben müßte, um nur Ein Pfund Seide zu bekommen; auch wären nicht genug Fliegen in ganz Europa aufzutreiben, um eine solche Spinnenanstalt zu füttern; endlich müßte man jede Spinne besonders einschließen, weil sie einander auffräßen.

Lebenszähigkeit der Spinnen.

Zwei Kinder des Kaufmanns H...i in Graudenz hatten gehört, daß eine Kreuzspinne, die man ein volles Jahr ohne Licht, Luft und Nahrung eingeschlossen halte, sich in einen kostbaren Edelstein verwandle. Sie wollten gerne den Versuch machen, sich auf die angegebene Weise billig einen

Juwel zu verschaffen, fingen eine Kreuzspinne, setzten sie in eine kleine Schachtel, wickelten diese in Papier, banden eine Schnur darum und versiegelten Alles auf's Beste. Dann wurde die Schachtel auf den Dachboden zwischen das Gebälk und die Ziegeln gestellt und — — vergessen. Der Bruder kommt später zu einem Kaufmanne nach Danzig in die Lehre, und die Schwester denkt auch nicht mehr an das Schächtelchen.

Nach vier Jahren Aufenthaltes in der Fremde kehrt der Sohn in das elterliche Haus zurück; die Verwandten und Bekannten werden eingeladen, man kommt, man freut sich des hoffnungsvollen Jünglings, spricht von vergangenen Tagen und Erlebnissen, — da fällt dem jungen Kaufmanne auch die Kinderei mit der Kreuzspinne ein; er fragt seine Schwester, ob sie je nachgesehen, was aus dem Thiere geworden. — „Nein, das habe ich rein vergessen; die Schachtel muß noch an ihrem Platze stehen.“ Sie wird geholt, geöffnet, und — nach fünfjähriger Gefangenschaft war die Kreuzspinne — zwar kein Edelstein geworden, aber noch gesund und frisch und kroch vergnügt aus ihrem Häuschen heraus.

Die persische Zecke.

Die persische Zecke oder Giftmilbe ist seit alten Zeiten als giftige Wanze von Miana in Persien bekannt, welche Stadt südlich von Tauris liegt, wo gewöhnlich die europäischen Gesandtschaften übernachten müssen. Der jüngere Kotzebue erzählt in seiner Reise durch Persien Folgendes davon: „Die Stadt Miana und die Gegend ist durch giftige Wanzen berühmt. Sie halten sich blos in Mauern auf, und zwar je älter das Gebäude, desto häufiger und giftiger sind sie. Man braucht nur ein Stückchen von einer Hausmauer loszuschlagen, so findet man Hunderte darunter. Man findet mehrere verlassene Dörfer, von denen die Perser versichern, daß diese giftigen Wanzen die Einwohner vertrieben hätten. Um nicht in Miana, der eigentlichen Residenz der Wanzen, zu übernachten, schlug die Gesellschaft ein Lager eine Stunde weiter auf. Die Häuser bestehen blos aus Lehmmasse mit Häcksel. Im Winter liegen die Wanzen starr in den Wänden und sind nur im Sommer bei großer Hitze gefährlich, wo sie aber nur bei Nacht hervorkommen. Das Merkwürdigste ist, daß sie die Einwohner nicht beißen, wohl aber jeden Fremden, und der Biß sei in vierundzwanzig Stunden tödtlich. Zwei Europäer haben dadurch ihre Bedienten verloren. Sie hätten einen schwarzen Fleck am Fuße gehabt, Hitze am ganzen Körper gespürt, seien darauf wahn-

sinnig und wüthend geworden und unter fürchterlichen Convulsionen gestorben. Die Einwohner riethen, einen Ochsen zu schlachten und den Fuß in die warme Haut zu wickeln, was aber Nichts geholfen hat; sie behaupten, einige Gebissene seien dadurch gerettet worden, daß sie vierzig Tage lang Nichts als Wasser mit Zucker und Honig genossen hätten."

Eine vierzigtägige Zuckerwasser-Cur ist begreiflicher Weise sehr peinlich; zum Glück ist die Noth mit der Giftmilbe aber auch nicht so arg, wie sie hier erzählt wurde. Und wie reimt sich's denn zusammen, daß die Bewohner einiger Dörfer von der Zecke vertrieben worden sind, wenn diese doch keine Eingeborenen, sondern nur die Fremden beißt.?

Siebente Klasse.

Die Krebse.

Die meisten Krebse leben im Wasser und athmen durch Kiemen; ihr Körper besteht aus vielen Ringeln und ist mit einer kalkigen oder hornartigen Schale bedeckt; sie haben zehn oder mehr Beine und vier Fühler. Das Ohr liegt am Grunde der zwei äußeren Fühler und ist eine harte Warze mit einem runden Löchelchen, das mit einer elastischen Haut überspannt ist, hinter der wieder eine mit Flüssigkeit gefüllte Blase liegt. Daß die Krebse in der That hören, zeigt sich daran, daß sie durch einen plötzlichen Knall erschreckt werden und fliehen. An der Wurzel der inneren Fühler ist eine kleine, mit feiner Nervenhaut bekleidete und mit Haaren umgebene Höhle; das ist das Geruchsorgan. Die Hummern riechen nachts den Köder, welchen man für sie ausgestellt hat, schwimmen ihm zu und werden so gefangen. Manche Krebse haben einfache, manche zusammengesetzte Augen, einige sogar diese und jene; manche Augen stehen auf einem Stiele, manche sind ungestielt. Als Gefühlsorgane sind wahrscheinlich nicht nur die vier Fühler, sondern auch die Fäden an den Kieferfüßen anzusehen. Daß den Krebsen auch der Geschmackssinn nicht fehlt, ist durch Versuche unwiderleglich dargethan.

Meist tragen die Weibchen ihre zahlreichen Eier bis zum Auskriechen der Jungen mittelst eines klebrigen Ueberzuges traubenartig zusammengehäuft zwischen blattartigen Anhängen unter der Brust, oder unter dem Hinterleibe. Was wir gewöhnlich den Schwanz des Krebses nennen, ist durchaus kein Schwanz, sondern der Hinterleib. Die meisten Krebse sind sehr gefräßig und nähren sich von thierischen Stoffen.

Die **Schalenkrebse**, erste Ordnung, haben gestielte, facettirte Augen; Kopf und Bruststück sind mit zusammenhangender, harter Schale bedeckt, so daß nur der Hinterleib geringelt erscheint. Besonders zu erwähnen sind: Der Flußkrebs, lebt von todten Fischen, Schnecken, Würmern, geht

nachts auf Beute aus, häutet sich im August, kann zwanzig Jahre alt werden; — der Hummer, anderthalb Fuß lang, in der Nord- und Ostsee und im Mittelmeere; in Nordeuropa werden jährlich über fünf Millionen Hummern verzehrt, man hat aber auch bei einem einzigen Weibchen 12000 Eier gezählt; — der Heuschreckenkrebs, so groß, wie der Hummer und zwölf bis vierzehn Pfund schwer, für die Anwohner des Mittelmeeres von großer Bedeutung, an der französischen Küste allein wird alljährlich eine Million davon gefangen; schon bei den alten Römern gehörte der Heuschreckenkrebs zu den Leckerbissen; — die Garneele, an den Küsten Nordeuropa's, sehr häufig, wohlschmeckend; zwei bis drei Zoll groß, schwimmt auf dem Rücken; — der Eremiten- oder Bernhardiner-Krebs, auch Einsiedler-Krebs genannt, hat einen nackten Hinterleib, den er dadurch schützt, daß er ihn in ein leeres Schneckenhaus steckt, das er dann mit sich herumschleppt; an fast allen europäischen Küsten; — der breite Taschenkrebs, zu den Kurzschwänzen oder Krabben gehörend, einen halben Fuß breit und bis fünf Pfund schwer; gerne gegessen; — die Strandkrabbe oder gemeine Krabbe, grünlich grau, sehr schmackhaft, millionenweise an den Küsten der Nordsee und des adriatischen Meeres; — die Sammetkrabbe, mit gelblichem Haarüberzuge, wohlschmeckend, Mittelmeer und Nordsee; — die Flußkrabbe, in Südeuropa und Aegypten; — die Landkrabbe oder Wanderkrabbe, lebt in feuchten Löchern, geht nachts auf Nahrung aus und wandert im Frühjahre in großen Schaaren der Meeresküste zu, da ihre Eier zu legen; — der Muschelwächter, knapp einen halben Zoll lang, lebt zwischen den Schalen der Austermuschel und soll nach der Meinung der Alten das Thier vor Gefahren warnen und auf Beute aufmerksam machen; — die Meerheuschrecke, mit kammförmig gezähnten Fangarmen, im Schlamme des Mittelmeeres lebend, wird in Venedig abgesotten verkauft und gerne gegessen.

Die **Ringelkrebse**, zweite Ordnung, haben sitzende, unbewegliche Augen, Brust und Hinterleib sind deutlich geringelt und ohne gemeinsamen Rückenschild. Zu ihnen zählen wir den Flohkrebs, seitlich zusammengedrückt, einen halben Zoll groß, in Bächen und offenen Brunnen sehr häufig, desgleichen im Meere, ja, bei Grönland sollen diese Thierchen in solchen Massen vorkommen, daß sie in einer einzigen Nacht den größten Seehund verzehren können; — die Walfischlaus, einen halben Zoll lang, schmarotzt auf den Walen; — die allbekannte Mauerassel, Kellerassel, von faulenden Pflanzentheilen lebend; — die Bohrassel, zerstört

an Englands Küsten alle Ufer- und Hafen-Bauten, soweit sie von Holz sind, indem sie dieses nach allen Richtungen durchbohrt; — den indischen Scolopender, acht Zoll lang, zweiundvierzig Füße, lebt im heißen Amerika, sein Biß ist sehr schmerzhaft; dort gibt es auch einen anderthalb Fuß langen, Riesenscolopender und einen leuchtenden, der aber noch nicht zwei Zoll groß ist; — den Tausendfuß, einen bis dritthalb Zoll lang, mit einhundertundzwanzig bis einhundertundachtzig Beinen, häufig unter Moos und Steinen.

Die **Schildkrebse**, dritte Ordnung, haben einen hornigen Rückenschild, oder eine zweiklappige Schale. Die Zahl dieser Thiere ist nicht so groß; wir rechnen dahin: den atlantischen Schwertschwanz oder die Königskrabbe, dritthalb Fuß groß, der Hinterleib endigt in einen langen, dolchförmigen Stachel; — den Teich-Kiemenfuß, ein sehr kleines Thier, dessen zehn Paar Füße platte, gewimperte Endglieder zum Schwimmen haben; — den Muschelkrebs, nur eine Linie groß, Körper in einer zweiklappigen Schale, lebt im süßen Wasser, namentlich in Regenwasser in außerordentlicher Menge; — den Wasserfloh, ein mikroskopisch kleines Thierchen in röthlicher Schale, das zu Miriaden in stehenden Gewässern lebt.

Die **Schmarotzerkrebse**, vierte Ordnung, haben einen undeutlichen Kopf, dessen Vorderende verdickt und abgerundet ist, und einen Saugrüssel. Die wichtigsten sind: die Fischlaus, zwei Linien groß, klammert sich an Fische, besonders Stichlinge an; — die Krebslaus, an den Kiemen des Hummers, und andere, auf allen Arten der Fische, zum Theil ihr ganzes Leben festsitzend und den Ort nie verlassend, verkümmern allmählig an der Stelle, wo sie sich ernährt.

Die **Rankenfüßer**, fünfte Ordnung, haben einen fleischigen Mantel, der eine Kalkschale absondert, mit welcher sie auf Meerkörpern festsitzen; sie haben weder Kopf, noch Augen, noch Fühler, aber sechs Paar vielgliederige Rankenfüße, mit welchen sie Wasser und Nahrungsstoffe in die Mundhöhle einspülen. Sie bilden den Uebergang zu den Mollusken, mit welchen sie die Schale gemein haben, werden aber in Rücksicht auf ihr Nervensystem und ihre Füße zu den Krebsen gerechnet. Die glatte Entenmuschel, einen Zoll lang, in der Nordsee und dem Mittelmeere, und die Seetulpe oder Seeglocke, drei Zoll groß, im atlantischen Ocean und im chinesischen Meere sehr häufig, sind die bekanntesten. Das Thier der letzteren Art nehmen die Chinesen aus seiner Schale und essen es mit Salz und Essig gekocht.

Lebensweise der Krebse.

Die Krebse leben meist nur in fließendem Wasser, aber nicht überall, und sogar, absichtlich in ein Gewässer gesetzt, verlassen sie dasselbe, wenn es ihnen nicht zusagt. Sie sind Nachtthiere, die nur selten am Tage, außer bei Gewitterluft, ihre Wohnung in Uferlöche n, unter Baumstämmen und Steinen verlassen. Ihr Gang ist zum Sprüchwort geworden, weil sie rückwärts gehen; doch kriechen sie auch vorwärts, schwimmen aber nur rückwärts und benutzen dabei ihr flossenähnliches Schwanzende als Ruder. Sie ziehen sich oft zwei Fuß tief in ihre Löcher zurück, gewöhnlich den Kopf nach vorn, mit vorgehaltenen Scheeren, um gelegentlich eine Beute zu erhaschen. Naht sich ein Feind, namentlich eine Menschenhand, um sie hervorzuziehen, so entfernen sie sich zuerst, rückwärts kriechend, vertheidigen sich auch mit ihren Scheeren, stemmen sich aber dabei so gewaltig an, indem sie ihren Stirnstachel einbohren, daß man ihnen oft eher eine Scheere oder ein anderes Glied abreißt, bevor sie sich herausziehen lassen. Ihr eigentliches Element ist zwar das Wasser, doch gehen sie oft auch auf das Land und können mehrere Tage lang daselbst leben, wenn nur die Luft hinlänglich feucht ist, damit ihre Kiemen nicht austrocknen, ja, sie leben sogar in einer solchen feuchten Luft länger auf dem Lande, als in stehendem Wasser. Auch in der Gefangenschaft lieben sie die Dunkelheit und werden bei künstlichem Lichte unruhig, doch pflegen sie sich im Freien dadurch aus ihren Höhlen locken zu lassen.

Eine ganz eigene Erscheinung bei den Krebsen ist das Wechseln ihrer kalkartigen Schale. Dies geschieht bei uns in den Monaten Juli bis September. Da nämlich die kalkartige Schale so hart ist, daß sie sich auf keinerlei Weise und in keiner Richtung ausdehnen läßt, so würde der Krebs nicht wachsen können, wenn er sein altes Kleid nicht abwerfen könnte, um ein neues, weiteres anzuziehen. Dieser Schalenwechsel findet statt, wenn unter der alten Schale, die dann dünner und weicher wird, sich eine eigene dicke, mit rothen Adern durchzogene Haut gebildet hat, welche die alte Bedeckung aus ihrer bisherigen Verbindung mit den übrigen Körpertheilen löst. Bei dem Bestreben des Thieres, sich aus seiner Schale zu befreien, sobald die erwähnte Haut die nöthige Ausbildung erlangt hat, platzt zuerst die Verbindung zwischen dem Rückenschilde (Nase genannt) und dem Schwanze. Die nächste Bemühung ist darauf gerichtet, den Vorderkörper aus der Schale zu ziehen, und ehe noch jenes vollendet ist, hat der Krebs den

Schwanz ausgezogen. Nach und nach wird dann die ganze Haut abgestreift, wobei sich noch die unteren engeren Glieder trennen und die größeren durchlassen. Das Sonderbarste bei dieser Häutung ist, daß sich auch ein neuer Magen bildet, und zwar um den alten herum, der nun von seinem Nachfolger verdaut wird. Ist der Krebs aus der alten Schale herausgekrochen, so zeigt sich die neue noch ganz weich, und solche Krebse sind unter dem Namen Butterkrebse bekannt. Die neue Schale braucht drei bis fünf Tage, um zu erhärten, und erst während dieser Zeit bildet sich die Kalkmasse in ihr. Schon vor dem Anfange der Häutung, d. h. im Mai, findet man neben dem Magen den Ansatz zu den sogenannten Krebssteinen, welche ihre vollständige Größe zugleich mit der Entwicklung der neuen Haut erreichen und mit dieser ausgestoßen werden; wahrscheinlich werden sie durch die Spalte entfernt, welche zwischen dem Rückenschilde und den Beinen sich findet; daß sie aber ausgestoßen werden, ergibt sich daraus, daß man solche Steine immer da findet, wo sich Krebse gehäutet haben. Wenn auch das Häuten der Krebse in ihrer Natur begründet ist, so wird es ihnen doch keineswegs leicht, ja, man kann es sogar als eine Krankheit betrachten, indem viele in dieser Zeit absterben. Sie hüten sich dann aber auch, aus ihren Löchern herauszukommen, um so mehr, als die eben gehäuteten gern von anderen, die mit einem festeren Panzer versehen sind, aufgesucht und verzehrt werden. Da die weiche Schale sehr leicht Verletzungen ausgesetzt ist, so hat die Natur dafür gesorgt, daß diese dem Thiere nicht sehr schädlich werden, indem sie ihm sogar verlorene Gliedmassen wieder ersetzt.

Man fängt die Krebse auf die einfachste Weise, wenn man sie, besonders im Herbst, Winter und Frühling, in ihren Löchern aufsucht, ein Geschäft, das oft nicht ohne Gefahr ist, indem theils die Krebse selbst derb kneipen, theils statt ihrer die Hand auch wohl eine Wasserratte ergreift, die sich mit Bissen wehrt. Leicht fängt man sie in Fischreusen, in welche man als Lockspeise todte Frösche oder Aas bringt. Eine sehr bequeme Fangart ist auch die, daß man ein an den Enden mit Schnuren versehenes Bret, auf welchem man eine Lockspeise, besonders Ochsenleber, befestigt, mit Steinen beschwert, Abends in das Wasser herabläßt und gegen Morgen wieder herauszieht.

Der Hummer.

Die Schale des Hummers ist dunkelbraun marmorirt, gekocht aber roth. Er wird anderthalb Fuß lang, findet sich rings an den europäischen

und selbst an den nordamerikanischen Küsten, besonders auf felsigem Boden. Die größten fängt man bei Gothenburg und Norwegen. Am besten sind sie von Ostern bis Johanni. Jährlich gehen allein von London und Amsterdam dreißig bis vierzig und mehr Hummerschiffe nach Norwegen, deren unterster Boden einen mit Löchern für das eindringende Wasser versehenen Raum bildet, worin die Hummern, weil man sie in der Luft nicht lebend erhalten kann, aufbewahrt werden. Jedes Schiff faßt zehn bis zwölf Tausend Stück. Damit sich die Thiere einander nicht beschädigen, werden ihnen die Scheeren mit Bindfaden zugebunden. Gefangen werden sie in sogenannten Hummerkörben, welche den Fischreusen ähnlich sind, und in welche man sie mit Gedärmen, todten Fischen und dergleichen lockt. Wenn nahe bei ihnen Kanonen gelöst werden, oder starke Donnerschläge fallen, so sterben sie oft oder werfen wenigstens die Scheeren ab, welche aber allmählig nachwachsen. Wie stark der Handel ist, ersieht man z. B. aus Pontoppidan's Angabe, welcher sagt, daß diesen Handel dem norwegischen Amte Stavanger allein jährlich zehn Tausend Reichsthaler einbringt, obgleich dort selbst große Hummern nur zwei dänische Schillinge kosten. — Die Häutung fällt inden August. In drei Tagen ist die neue Schale hart. Man speist den Hummer gewöhnlich gesotten mit Essig und Salz.

Die Eremitenkrebse.

Diese an den Küsten aller Meere allbekannten Thiere sichern sich, indem sie ihre Wohnung in Schneckengehäusen aufschlagen. Sie tödten nicht etwa, wie man wohl gesagt hat, die Schnecke, um dann von deren Haus Besitz zu ergreifen, sondern eignen sich nur die schon verlassenen Gehäuse an. Der Krebs sucht sich ein Haus von der Größe, daß er nicht blos seinen Nachleib bequem darin unterbringt, sondern daß er Raum hat, bei Gefahr sich vollständig hinter den Rand der Oeffnung zurückzuziehen. Indem er sich mit jenen Stummeln an dem Gewinde des Schneckenhauses festhält, an welches sich einige auch noch mittelst Saugnäpfen anheften können, sitzt er so fest, daß es fast nie gelingt, einen lebendig und ganz herauszuziehen: er läßt sich in Stücke reißen, indem entweder die Scheeren, die man am leichtesten fassen kann, abbrechen, oder das Kopfbruststück vom Nachleibe losreißt. Wird ihm sein Futteral zu eng, so muß er allerdings sich herauswagen, um sich ein neues anzupassen. Die an unseren Küsten, und besonders im Mittelmeere, vorkommenden Arten gerathen aber nicht selten in eine höchst fatale Situation, indem sich ein Schwamm gerade nur

auf solchen von Einsiedlerkrebsen benutzten Schneckengehäusen ansetzt. Je eifriger der Krebs herumkutschirt, desto besser gedeiht der Schwamm, der sehr bald in Form einer korkigen, gelbröthlichen Masse das Gehäus überzieht und nunmehr für den Insassen sehr bedenklich wird. Macht sich derselbe nämlich nicht bei Zeiten aus dem Staube, so überwuchert der Schwamm dergestalt den Ausgang des Hauses, daß der Einsiedler gar nicht mehr herauskann. Man findet ihn sehr häufig in dieser elenden Lage, daß kaum noch ein Löchelchen da ist, durch welches er mit den gestielten Augen sich über die Außenwelt orientiren und mit den Spitzen einer Scheere kümmerlich Nahrung hereinholen können, bis er natürlich endlich dem Hungertode überliefert wird.

Die Strandkrabbe.

Von der gemeinen oder Strand-Krabbe werden vom Venetianischen aus jährlich 139,000 Fäßchen, jedes zu achtzig Pfund, ausgeführt; 38,000 Fäßchen Weibchen mit Eiern, jedes zu siebzig Pfund, und 86,000 Pfund weichschalige — die in Oel gebackenen Molecche sind ein Lieblingsgericht der Venetianer — werden jährlich in Venedig und auf dem festen Lande als Nahrungsmittel verkauft, und der Gesammterlös soll sich auf eine halbe Million Lire belaufen. Vom Anfang des Frühlings bis spät in den Herbst werden alle Lagunen, selbst die Kanäle der Stadt, von vielen Millionen dieser possirlichen Krabben belebt. Nähert man sich ihm, so läuft er mit großer Behendigkeit seitwärts über den nächsten Schlamm weg und vergräbt sich plötzlich in denselben. Wird ihm die Flucht unmöglich gemacht, so richtet er sich aufrecht in die Höhe, öffnet die Scheere und schlägt solche mit Geräusch zusammen, bereit, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. So gesellig er im freien Zustande ist, so kneipen sich doch die Gefangenen in kurzer Zeit fast alle Füße ab.

Merkwürdig ist es, daß bei ihnen ein Bein oder Fühlhorn, das man abreißt, im Sommer binnen sechs Wochen wieder wächst; ja, sie verstehen die Kunst, ein Bein, woran man sie hält, selbst abzubrechen und sich so zu befreien; und quetscht man ihnen ein Beingelenk, so werfen sie das Bein im nächsten, darüber befindlichen Gelenke ab.

Krabbe und Sandhüpfer.

Wir standen an der englischen Küste und sahen dem Treiben einiger Sandhüpfer, die bekanntlich auch zur Klasse der Krebse gehören, zu, da

gewahrten wir eine grüne Krabbe, eines jener wenig beachteten Meeresküstenthiere, die wir wohl zwanzigmal gesehen, aber nicht näher in's Auge gefaßt hatten. Die Krabbe war nicht mehr als anderthalb Zoll breit und in der That ein sehr unbedeutendes, in seinem Aeußern alles Anziehenden ermangelndes Geschöpf. Sie kam langsam auf dem Sande heran, der nur stellenweise von den Wellen bespült wurde, und schien sorgfältig sich umzuschauen. Ein großes Weichthier ward ab- und zugespült, und auf dieses stürzte die Krabbe los. Ihre Klauen, die sie beim Gehen nur als Krücken zu gebrauchen schien, dienten nun zu einem anderen Zwecke: Stückchen um Stückchen wurden mit denselben aus dem Weichthiere herausgenommen und mit einer höchst handartigen Bewegung zum Maule geführt. Nachdem die Krabbe einige Klauen voll genommen, schien das Weichthier ihr keine hinlänglich solide Nahrung mehr zu sein, und sie bewegte sich langsam dem trockenen Sande zu. Längs den feuchten Stellen hinkriechend, suchte ein schöner Sandhüpfer seinen Weg nach einigen Büscheln Seegras einzuschlagen; er bewegte sich langsam, nicht wissend, daß ein Feind auf ihn laure, und fing bald an, auf dem Grase seine Mahlzeit zu halten. Die Bewegungen der Krabbe waren jetzt wundervoll; sie beobachtete den Sandhüpfer und näherte sich ihm langsam; ein Klumpen Seegras lag zwischen ihnen, und von diesem machte die Krabbe mit der Geschicklichkeit eines vollendeten Schützen Gebrauch als Deckung. Ungefähr acht Zoll Raum trennten sie von ihrer Beute, und die Abkürzung des Zwischenraumes war ihr Zweck. Allein der Sandhüpfer war auf seiner Hut und schien, früherer Erfahrung zufolge, es für möglich zu halten, daß ein Feind in der Nähe sei. In Kurzem verließ die Krabbe ihren Schlupfort, duckte sich und kroch kunstvoll auf die Beute los: als sie ungefähr vier Zoll von derselben war, hörte der Sandhüpfer zu fressen auf und wandte sich gegen die Krabbe. Einen Moment hatten wir auf einen anderen, uns störenden Gegenstand die Augen gewendet; als wir sie wieder auf die Kämpfenden richteten, war die Krabbe verschwunden. Was aus ihr geworden, ließ sich unmöglich sagen. Der Sand war ringsum platt und ohne alle andere Bedeckung, als einiges winziges Seegras. Näher zuschauend, sahen wir einen Klumpen in dem Sande nahe bei dem Hüpfer, und dieser Klumpen erhob sich langsam, wie durch einen unterirdischen Vorgang, und die Krabbe tauchte aus dem Sande hervor, in welchen sie sich eingegraben hatte, um sich der Beobachtung des Hüpfers zu entziehen. Nachdem sie sich vom Sande befreit, ging sie verstohlen einen oder zwei Schritte vorwärts und stürzte dann plötzlich, wie

die Katze auf die Maus, auf den ruhig beschäftigten Sandhüpfer. Die wundervoll handartigen Klauen wurden nun unter den Leib gestoßen, der Sandhüpfer gepackt und entzwei gerissen und mit den Klauen in's Maul gesteckt. Während wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf diese einzige Krabbe gerichtet hielten, hatten wir einige Dutzend andere, in gleicher Weise beschäftigte, nicht gesehen, die nur wenige Schritte von uns sich emsig mit der gleichen Jagd abgaben. Große und kleine, rührige und scharfe, träge und langsame Krabben waren alle geschäftig. Eine darunter gewährte uns besondere Unterhaltung, und zwar eine der größeren, welche mit ungemeiner Vorsicht aus dem Meere hervorkam. Nachdem ich zufälligerweise einen Arm bewegt hatte, als das Thier sich unserer Stellung näherte, zog diese Handlung die Aufmerksamkeit der Krabbe auf sich und erweckte ihren Verdacht. Sie stellte einen Augenblick Beobachtungen an, sank dann in den Sand und verschwand vor unseren Augen; fast unmittelbar darauf indeß erhoben sich zwei kleine, schwarze Punkte aus dem Sande und blieben fest: die gestielten, beweglichen Augen der Krabbe, welche mit verborgenem Körper beobachtete, was um sie her vorging.

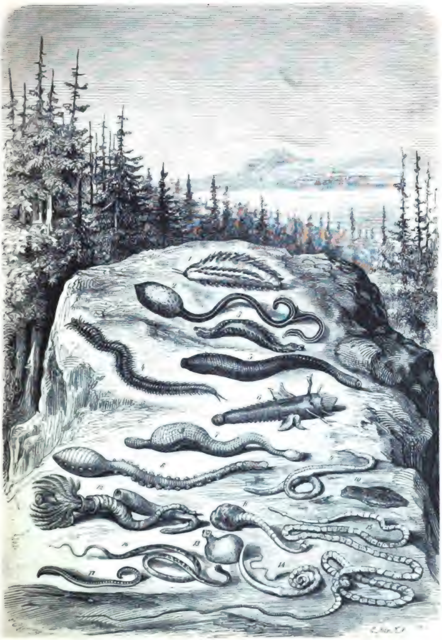
Erst nachdem wir mehrere Minuten lang bewegungslos geblieben, war die Krabbe endlich befriedigt, erhob sich aus dem Sande und setzte ihre Jagd fort, und zwar in einer Weise, daß man hätte glauben können, sie habe mittlerweile nachgedacht, wie sie am Besten zum Ziel komme. Sie fing den Sandhüpfer auf folgende Weise: Rasch unter eine Anzahl derselben laufend, zerstreute sie die Thierchen in alle Richtungen. Anfangs zwar gelang es ihr nicht, irgend eins zu fangen, sie versank daher sogleich in den Sand und verhielt sich regungslos, aber lauernd. In kurzer Frist sammelten sich die Sandhüpfer, da sie keine Ursache zur Beunruhigung mehr sahen, wieder an der Stelle, wo sie gestört worden, und sprangen emsig auf der Krabbe herum, welche sich allmälig aus dem Sand erhob, um sich zur Action bereit zu machen. Nun sind die Sandhüpfer nach ihren phantastischen Sprüngen keineswegs gewiß, ob sie sich auf ihren Rücken, ihre Füße oder Seiten niederlassen, und so müssen sie häufig sich ein wenig abmühen, um wieder auf ihre Füße zu kommen. Die Krabbe wartete achtsam auf eine solche Gelegenheit, um ihre in unvortheilhafter Lage befindliche Beute zu fassen. Wenn sie daher einen Hüpfer in dieser Klemme sah, stürzte sie heraus und packte ihn.

Hin und wieder nähern sich zwei Krabben von gleicher Größe einander, strecken ihre Klauen aus, wie ein Preiskämpfer seine Fäuste, und kämpfen

dann eine Zeit lang; allein gewöhnlich zieht eine sich zurück, als wenn sie von der erprobten Entfaltung ihrer Kräfte befriedigt wäre. Glaubt sich eine Krabbe von einem gegen sie gerichteten Stocke bedroht, so weckt dies allen Kampfesmuth dieser Geschöpfe. Sich auf die Hinterbeine setzend, streckt sie die Scheere gegen den Feind und klappt sie mit solcher Kraft zusammen, daß man das Zusammenschlagen genau hören kann. Hat sie den Stock gepackt, so kann man sie mit demselben vom Boden in die Höhe heben.

Wohl bekomm's, wem's schmeckt!

Der Geschmack der Menschen und die Liebhabereien sind verschieden. Es gibt Knaben, welche begierig Maikäfer essen und behaupten, sie schmecken köstlich, wie Mandeln; ich habe auch oft Kinder Ameisen verzehren sehen und gehört, sie seien zuckersüß; daß Leute Spinnen essen, ist allbekannt; aber nur ein einziges Mal habe ich Liebhaberei an Kellerasseln gefunden. Ich kannte einen Weinhändler, der sich nichts Delicateres denken konnte, als frische Kellerasseln, und alle seine Küferknechte hatten den Auftrag, ihm, was sie von diesen appetitlichen Thierchen unter den Fässern fänden, einzusammeln, und sie brachten ihm manchmal ganze Körbchen voll dieser zappeligen und krabbeligen Leckerbissen aus dem Keller. Besuchte man ihn morgens gegen elf Uhr, so konnte man ihn bei seinem feinen Frühstücke treffen, — ein Glas Bordeaux und ein Butterbrod, dick mit kriechenden Kellerasseln belegt. Und mit welcher Wollust er da hinein biß! Wünsch' guten Appetit!



Würmer.

Digitized by Google

Achte Klasse.

Die Würmer.

(Tafel XXII.)

Zur Klasse der Würmer gehören so verschiedene Thiere, daß es in der That schwer ist, allgemeine Merkmale anzugeben; man kann sagen: Sie haben wurmförmige Gestalt, sind — meist — geringelt und entbehren der äußeren Bewegungsorgane; am zutreffendsten könnten sie noch charakterisirt werden, wenn man überhaupt sagte, was sie *nicht* haben.

Die erste Ordnung sind die **Ringelwürmer.** Sie haben einen gestreckten, drehrunden Körper, der deutlich geringelt ist, leben entweder frei, oder in Röhren, oder als Schmarotzer auf anderen Thieren; als Bewegungsorgane dienen ihnen Borsten, oder borstige Höcker. Die *Seeraupen* (Tafel XXII, Fig. 1) leben in allen europäischen Meeren, besonders häufig in der Nordsee; die Borstenbündel der Rückenhöcker schillern in den schönsten Regenbogen-Farben. — Die *Quastenwürmer, Büschelwürmer* (Fig. 3) haben haarförmige Borsten und leben in der Ostsee. — Die *Nereiden* (Fig. 4), sieben Zoll lang, in Nord- und Ostsee gemein, braun, stahlschillernd. — Die *Wurmröhren* (Fig. 12), mit undeutlichem Kopfe, ohne Augen und Fühler, sind Meerbewohner mit rothem Blute, wohnen in Kalkröhren und kommen in mehreren Hundert Arten vor. Eine besondere Art derselben sind die *Köcherwürmer* (Fig. 6), deren drei Zoll lange, nach unten verdünnte Röhren man oft im Sande der Nordsee stecken sieht. — Die *Sandwürmer* (Fig. 8), anderthalb Fuß lang und fingerdick, ebenfalls in Röhren, die millionenweise senkrecht im Ufersande der belgischen und holländischen Küste stecken, dienen massenhaft als Köder. — Die *gemeinen Regenwürmer* (Fig. 9) haben 80 bis 120 Ringel, können über einen Fuß lang werden. — Die *Bachwürmer*, roth, einen Zoll lang, legen sich dicht beisammen auf den Grund stehender Gewässer, so daß dieser wie roth gefleckt

aussieht; sobald man aber mit einem Stocke in's Wasser stößt, verschwinden die rothen Flecken, das heißt die Bachwürmer ziehen sich in ihre Schlammröhren zurück. — Die gezüngelten Naïden legen Eier und pflanzen sich auch durch Theilung fort, indem sie in der Mitte auseinander reißen, und jede Hälfte dann wieder ein selbstständiges Thier bildet. Der Kopf ist fadenförmig verlängert, so daß es aussieht, als streckten die Thiere fortwährend eine lange Zunge aus dem Munde. — Die Spritzwürmer (Fig. 7) haben den Mund am Ende eines einziehbaren Rüssels, leben im Meere und halten sich da in Felslöchern, oder in großen Muscheln auf; die grüne Bonellie (Fig. 2) kann zwei Fuß lang werden, hält sich an der südfranzösischen Küste auf. — Die officinellen Blutegel (Fig. 5), schwarzgrün mit sechs rostrothen Längsstreifen, leben in Teichen, Seeen und Bächen und nähren sich nur vom Blute der Wirbelthiere; die Pferde-Egel, sieben Zoll lang, können nicht medicinisch gebraucht werden, da ihr Biß Entzündung verursacht. — Die Schneckensauger, nur einen halben Zoll groß, leben in stehenden Gewässern und saugen sich an Schnecken.

Die zweite Ordnung sind die **Strudelwürmer.** Sie haben auf der ganzen Hautoberfläche viele bewegliche Wimpern, mit welchen sie im Wasser einen Strudel hervorbringen, der ihnen dann die Nahrung zuführt. Die Schnurwürmer leben im Meere und sind sehr verschieden an Größe; es gibt solche Arten, die mikroskopisch klein sind, andere, die sich zwanzig Fuß lang ausstrecken können. — Die Plattwürmer (Fig. 10) sind alle klein, keiner über einen Zoll groß, leben zwischen Steinen und Wasserpflanzen, vermehren sich durch Eier und Theilung, ja, es wird sogar aus jedem abschnittenen Stück wieder ein ganzes Thier.

Die dritte Ordnung sind die **Eingeweidewürmer.** Sie haben einen weichen Körper, keine Kauorgane, können nur flüssige Stoffe zu sich nehmen und leben — beständig, oder auch nur zeitweise — in anderen Thieren als Schmarotzer. Die Spulwürmer (Fig. 17) leben im Darme der Menschen und Hausthiere, werden nur bei sehr starker Vermehrung gefährlich, können leicht abgetrieben werden, bohren sich aber zuweilen durch den Darm in die Bauchhöhle; sie sind etwa einen Fuß lang; in den Nieren der Pferde, Hunde, Wölfe und anderer Säugethiere findet sich zuweilen aber der schöne rothe Pallisadenwurm, der einen Finger dick und drei Fuß lang werden kann; er ist der größte Eingeweidewurm. — Die Pferdewürmer (Fig. 16) finden sich im Darme fast jedes Pferdes und Esels, sind aber nur zwei Zoll lang. — Die Peitschenwürmer (Fig. 14), in sehr großer Zahl im

Darme des Menschen, scheinen übrigens nicht schädlich zu sein, da ihre Existenz in der Regel gar nicht bemerkt wird; sind nur anderthalb Zoll groß. — Ebenso ist es mit den Springwürmern, die jedoch Kindern oft lästig werden und Jucken verursachen; man nennt sie auch Kinderwürmer. — Die Guinea-Würmer sind eine entsetzliche Plage für die Bewohner Guinea's, Arabiens und Ostindiens, leben im Wasser, bohren sich aber den Badenden in die Beine, liegen da unter der Haut und machen furchtbare Schmerzen. — Die Essigälchen in trübem Essig und die Kleisterälchen in sauer gewordenem Kleister, beide etwa eine Linie lang, sind allbekannt. — Die Kratzer (Fig. 11) sind im leeren Zustande breit, saugen sich aber voll und werden dadurch walzig; leben im Darme der Schweine. — Die Leberegel in der Leber der Schafe, aber auch anderer Wiederkäuer und der Menschen, bei ersteren jedoch zuweilen so häufig, daß die ganze Leber durchlöchert wird, die sogenannte Egelseuche entsteht, die unfehlbar den Tod bringt. Die Larven, aus welchen sich diese Thiere entwickeln, finden sich in großer Zahl auf feuchten, sumpfigen Wiesen, darum treibt man Schafe nicht leicht dahin. — Die Bandwürmer (Fig. 15) sind lange Zeit eine große Plage der Menschen gewesen, bis man neuerdings es gelernt hat, sie schnell und schmerzlos abzutreiben. Die Blasenwürmer (Fig. 13) wurden früher für eine besondere Thierart gehalten; jetzt weiß man, daß sie nur unentwickelte Bandwürmer sind.

Die vierte Ordnung sind die **Räderthiere**, mikroskopisch kleine Thierchen, kolben-, spindel- oder kugelförmig, kopflos, durchscheinend, mit um den Mund stehenden, wirbelnden Wimpern als Bewegungsorganen, den sogenannten Räderorganen. Die Sonnenschirmthierchen gehören zu den größten, sie können eine Drittel-Linie groß werden, stellen sich strahlenförmig um einen gemeinsamen Mittelpunkt und wurden in dieser Zusammenstellung von etwa funfzig Thierchen früher für ein einziges gehalten und Sternpolyp genannt. — Die durchsichtigen Krystallthierchen, im Frühjahre in allen Pfützen, in Gräben, unter Wasserlinsen, haben eine so starke Vermehrung, daß ein einziges Thierchen in zehn Tagen zu einer Million werden kann.

Regenwurm.

Im Winter graben sich die Regenwürmer drei bis sechs Fuß tief in die Erde und kommen im Frühjahre vorzüglich bei nasser Witterung morgens und abends hervor. Man liest sie dann auf, oder treibt Enten in die Gärten,

welche gern Regenwürmer fressen; auch Maulwürfe, Igel, Spitzmäuse und viele Vögel, so wie größere Laufkäfer und Scolopender verzehren viele Regenwürmer. Die Fischer treiben die Regenwürmer, um sie als Köder zu benutzen, durch Uebergießen der Erde mit einer Abkochung von grünen Wallnußblättern aus ihren Löchern, was indeß auch dadurch bewirkt wird, daß man eine Holzstange in die Erde stößt und rüttelt; sie kommen dann hervor, weil sie ihre Feinde, die Maulwürfe, fürchten. Ofenruß und frische Gerberlohe, auf die Oberfläche des Bodens ausgebreitet, tödten die hervorkriechenden Regenwürmer ebenfalls. Auch lockt sie Mist, zwischen junge Pflanzen gestreut, an, so daß die jungen Pflanzen verschont bleiben. Durch Vertilgung der Regenwürmer ziehen auch die Maulwürfe fort, deren vorzüglichste Nahrung in Regenwürmern besteht.

Vom Blutegel.

Der Blutegel wird häufig gebraucht, um schädliches und überflüssiges Blut aus dem menschlichen Körper zu schaffen; deßwegen wird er in Apotheken in großen Gläsern gehalten. Blutegel sind ein bedeutender Handelsartikel. In den Pariser Spitälern werden jährlich durchschnittlich fünf bis sechs Millionen verbraucht, welche an 1700 Centner Blut saugen. In London werden jährlich über sieben Millionen eingeführt, und nach Amerika gehen ebenfalls bedeutende Sendungen. Die meisten kommen aus Deutschland, Ungarn, Polen und Rußland. Hat sich der Blutegel recht vollgezogen, und man bestreut ihn mit Salz, so läßt er das Blut wieder fahren. Schneidet man ihm während des Saugens das Schwanzende ab, so fließt dort das Blut heraus; er aber läßt sich im Saugen nicht stören. Man darf ihn nie mit Gewalt losreißen, weil er sonst seinen Kopf mit dem Saugrüssel zurückläßt, was gefährlich werden kann. Unbedeutend und schnell heilbar aber ist die Wunde, wenn er von selbst abfällt. Damit man für vorkommende Krankheiten immer Blutegel vorräthig habe, sucht man sie in den Monaten Juni und Juli in Menge auf, bringt sie in ein Zuckerglas, gibt ihnen im Sommer alle acht, im Winter alle vierzehn Tage frisches Wasser und nährt sie mit Blut. Oft will er an Menschen, wenn man es gerade verlangt, nicht saugen. Man muß dann die Stelle mit Wasser und, wenn das nicht hilft, mit Milch recht rein waschen; denn eine reine Haut ist ihm angenehm. Um ihn zu zwingen, an einem genau bestimmten Orte anzubeißen, läßt man ihn in ein Röllchen von steifem, aber feuchtem Papier kriechen und hält nun

das Ende des Röllchens, wo sein Kopf ist, auf den Fleck. — Will man ihn zum Loslassen zwingen, so streut man Asche, Salz, Schnupftabak, oder gießt auch Branntwein auf ihn. Das Nachbluten befördert man durch Auflegen eines in warmes Wasser getauchten Schwammes.

Der Blutegel kann, in einem Glase aufbewahrt, auch als Wetterprophet dienen. Er liegt nämlich so lange still auf dem Boden desselben, als noch schönes Wetter zu erwarten steht. Dagegen wird er unruhig und steigt im Glase auf und ab, wenn etwa ein Sturm oder irgend eine andere Veränderung in der Luft eintreten soll.

Da die Blutegel Fische anfallen, so sieht man sie nicht gern in Fischteichen und vertreibt sie daraus mit Heringslake oder Salz, wovon sie sterben.

Der Blutegel und sein Fang.

Die medicinische Anwendung der Blutegel ist sehr alt, aber erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wieder erneuert worden. Sie hat vor dem Aderlasse den Vorzug, daß eine geringere Menge Blut aus den Haargefäßen der Haut und aus Stellen, wo eine andere Art der Blutentziehung nicht möglich ist, entfernt werden kann, und ist namentlich bei Entzündungen und Blutcongestionen vortheilhafter. In manchen Fällen ist jedoch die Anwendung der Blutegel nachtheilig, namentlich muß man Acht geben, daß sie nicht in die Nase, den Mund oder andere Oeffnungen des Körpers hineinkriechen, weil sie sich dann innerlich ansaugen und oft gefährliche Blutungen veranlassen.

Der gewöhnliche Aufenthalt der Blutegel sind Flüsse, Teiche und Sümpfe; ihre Nahrung besteht in Insecten und im Blut der Fische. Man gewinnt sie meistens nur im Frühlinge und im Herbste, wo sie sich an den Körper Derer anhängen, die zu diesem Behufe Sümpfe und Seeen durchwaten. Zugleich peitschen die Blutegelfänger das Wasser mit Stäben; dadurch werden die Thiere beunruhigt und an die Oberfläche getrieben, wo man sie mit den Händen fassen kann und in Säcke einsammelt. Wenn sich Gewitter nahen, schwimmen sie in Menge obenauf und werden mit geringer Mühe eingebracht. Ein französisches Blatt gibt folgende interessante Schilderung von dem Betriebe der Blutegelfischerei bei La Brenne in der Nähe von Paris:

Die Gegend um La Brenne ist eine der traurigsten in ganz Frankreich. Die Landschaft hat einen düsteren Charakter. Die Menschen sehen blaß, fahl und krankhaft aus. Alles Vieh ist dürftig, mager und kraftlos, selbst die

Fische sind unschmackhaft; nur etwas ist trefflich und in Fülle dort zu finden: die Blutegel. Kommt man an dem öden Orte vorüber, so gewahrt man hier und da einen bleichen Mann mit wildstruppigem Haar um Kinn und Scheitel. Eine dunkle Wollmütze deckt ihm Kopf und Stirne bis zu den Brauen, graue Leinwand den Leib und die Lenden. Mit nackten, dürren Armen und Beinen, den Kopf gesenkt, wandelt er bedächtigen Schrittes den Rand des schmalen Flußbettes entlang, auf und nieder durch's Gestrüpp. Dieser bleiche Mann ist ein Blutegelfischer. Beobachtet man von fern die düstere Gestalt mit den tiefen Augenhöhlen und der seltsamen Geberde, so meint man einen Kranken zu erblicken, der im Fieberanfalle seinem Bette entwichen ist. Sieht man den Mann allmählig bis an die Lenden in's Wasser treten, dann ein Bein um das andere langsam über die Oberfläche heben, es an allen Punkten beschauen, prüfen und betasten, dann ruhig wieder einsenken, so vermuthet man einen Wahnwitzigen, der, seiner Haft entsprungen, hier ungestört seinen tragikomischen Phantasien folgt. Der Mann ist indeß weder krank, noch wahnsinnig, sondern ein gewöhnlicher Blutegelfänger. Wenn er seine Beute in ihrem Schlupfwinkel hinter Wasserpflanzen, Linsen oder unter schlammigem Gestein und Moos aufgespürt hat, so gibt er den kleinen Blutsaugern seine Beine preis. Die Thierchen saugen sich in Menge an, und die Gewohnheit hat den Mann so unempfindlich gemacht, daß er die scharfen Stiche kaum gewahr wird, wodurch sie ihm ihre willkommene Gegenwart verkünden. Freudig sieht man ihn dann wiederholt an's Ufer kommen und, nachdem er mehrere Male Ernte gehalten, mit blutgetränkten Beinen heimwärts ziehen.

Manchmal liegen die Blutegel auch zusammengeballt im Schlamme, oder schwimmen einzeln so langsam auf dem Spiegel, daß man sie leicht mit den Händen greifen kann. Sind Witterung und Jahreszeit dieser Jagd günstig, so ist der Sack, den der bleiche Wassermann auf seinem Rücken trägt, meist schon nach wenig Stunden mit mehreren Hunderten dieser Thiere gefüllt. Oft bewaffnet sich der Blutegelfänger mit einer Art Harpune, an deren Spitze er Stücke halbverwester Thierleichen festmacht und an Stellen einsenkt, wo er große Beute wittert. Wenn er Localkenntniß hat und sich auf die Spur versteht, so sammeln sich die gierigen Gäste bald in großer Zahl um den vermeinten Raub, um wieder ihren Verfolger zum Raube zu werden, der sie vom Köder behutsam ablöst und in einem mit Wasser halbgefüllten Gefäße heimbringt. In vorgerückter Jahreszeit verändert sich die Art des Egelfanges und wird noch beschwerlicher. Im Verhältnisse der zunehmenden

Wärme des Sommers sucht das Thier sich immer tieferes Gewässer auf, und die Fischer sind dann genöthigt, bis an den Hals einzutauchen, ohne eben ergiebigere Ausbeute zu finden. Manche flechten sich aus Weiden und Binsen kleine Flöße, welche nothdürftig ihren Mann zu tragen vermögen. Damit steuern sie mühsam und ungesehen zwischen hohem Schilfwuchse und meist ohne großen Erfolg hindurch; denn das Gewürm verkriecht sich vor der äußeren Hitze, die sich den seichteren Wasserstellen mittheilt, in den tieferen kühleren Grund, und der Fischer muß sich mit dem geringen Fange begnügen, den er, platt auf seinem schwachen Fahrzeuge liegend, mit der Hand erreichen kann. Viele der Thierchen bleiben indeß auch an den Zweigen des Floßes haften. Immer aber ist diese Jagd ein jämmerliches Gewerbe, welcher Art der Betrieb auch sei. Der Blutegelfänger ist halbe Tage lang abwechselnd auf, in und unter dem Wasser. Die Atmosphäre hier ist von Dunst und Nebel und von dem stinkenden Gifthauche der Sümpfe erfüllt, und dadurch seine Gesundheit immer gefährdet. Ausschlag, Fieber, Husten, Rheuma und Hektik warten seiner. Durch den Genuß geistiger Getränke sucht er den Abgang an Blut und Kräften zu ersetzen und dem Einflusse der mephitischen Dünste, die er einathmet, entgegenzuwirken, während er sich dadurch oft nur noch schlimmere Folgen zuzieht.

Der Blutegelfischer am Neusiedlersee in Ungarn schätzt sich glücklich, wenn er im Laufe eines ganzen Tages mit seinem Blute so viele Hundert Thiere ködert, um von dem Ertrage sich und die Seinen zu sättigen, während der reiche Speculant in London sich vielleicht von denselben Blutegeln jedes einzelne Stück mit zehn Gulden bezahlen läßt. Zu diesem ungeheueren Preise sind nämlich die Blutegel zur Zeit großen Mangels in England schon gekauft worden.

Blutegel-Handel.

Wie wichtig der Handel mit Blutegeln seit etwa dem Jahre 1830 geworden ist, kann man aus folgenden Angaben ersehen: Nach England gehen sie von Lissabon, Bordeaux, aus Polen über Stettin, aus Ungarn, Deutschland über Hamburg; nach Frankreich aus Deutschland (Baiern und Würtemberg) und aus Ungarn seit 1829, besonders aus dem Neusiedlersee, über Pesth und Wien; nach Amerika von Lissabon und Hamburg; nach Norddeutschland aus Polen; nach Süddeutschland, sowie nach Holland aus Ungarn. — In England ist oft unter Hunderten der angewandten Blutegel kein inländischer; daher kostet in den Londoner Apotheken das Stück ge-

wöhnlich 1 — 1½ Schilling; wenn sie sehr selten sind; steigt der Preis bis auf eine Guinee. In dieser Stadt ist der Verbrauch so stark, daß von vier Lieferanten jeder monatlich 150,000 Stück meist über Hamburg und Stettin bezieht, was jährlich 7,200,000 Stück ausmacht. 1823 gingen aus Hamburg bis zur Mitte des Octobers über 3,500,000 Stück nach England und Amerika. 1824 kam ein Fuhrmann durch Stettin, der an 5,000,000 Stück für England in Fracht hatte. In demselben Jahre brachten einige Bauern aus dem ruppinschen Kreise an 266,000 Stück nach Hamburg, wovon ihnen das Schock (sechzig Stück) im Sommer mit 12 Thalern, im Winter mit 30 — 45 Thalern bezahlt wurde. 1824 — 1826 sind allein im bomster Kreise bei Lakowiz gegen 1,000,000 Stück aufgekauft worden. Noch weit stärker ist der Verbrauch in Frankreich. Dieses Land hat selbst viel Blutegel; um aber die Nachfrage zu decken, mußte es ungeheuere Sendungen aus Ungarn und Deutschland beziehen; es erhielt 1825 neun Millionen, 1826 an 22 Millionen, 1827 — 31 jährlich 39 Millionen und 1832 sogar 57½ Millionen Blutegel, zwei Millionen Franken an Werth. Die pariser Hospitäler brauchen jährlich fünf bis sechs Millionen Stück, jetzt sogar an neun Millionen. Da nun ein Blutegel im Durchschnitte noch einmal so viel Blut zu sich nimmt, als er selbst wiegt, so erklärt jene Summe die Angabe Casper's, daß die Blutegel den Kranken der Hospitäler in Paris jährlich über 170,000 Pfund Blut aussaugen. Mancher Droguist in Paris hat einen Vorrath von 130,000 Stück.

Deutschland bezieht von Jahr zu Jahr weniger, weil sich hier die Blutegelzucht immer mehr verbreitet. Jedoch waren sie so selten geworden, namentlich durch das Austrocknen von Sümpfen und Teichen, daß im Königreiche Hannover die Ausfuhr gänzlich verboten wurde. Der Transport geschieht in Säcken und Fässern. Jene eignen sich mehr für die Versendung zu Lande, diese mehr für die Verschiffung.

Die Säcke sind leinen, doppelt, dürfen nicht mit Seife gewaschen sein und enthalten bis 2000 Stück. Sie werden mit süßem weichen Wasser, ja nicht mit Quell- oder Brunnenwasser, angefeuchtet. Rastet man, oder naht ein Gewitter, so werden die Säcke womöglich in fließendes oder Teichwasser gethan. Die Fässer dürfen nicht neu sein oder früher Tabak, Salz, Asche oder andere scharfe Stoffe enthalten haben, müssen aber rein gehalten und oben mit Leinwand, mit einem durchlöcherten Bleche oder dergleichen verschlossen sein, um der Luft Zutritt zu gewähren. Kleine Sendungen, die nur wenige Tage unterwegs sind, werden in feuchtem Moos in einen Kasten

gepackt. 1835 kosteten hunderttausend Stück in Pesth achthundert Gulden. Die beste Zeit zur Versendung bleibt das Frühjahr und der Herbst. Im Sommer tödtet die Hitze, im Winter große Kälte die meisten.

Schon seit längerer Zeit betreiben die Bauern in der Bretagne die Egelzucht. Im April und Mai suchen sie im Wasser die schwammartig aneinander klebenden Eierhaufen der Blutegel, lassen im Wasser die Jungen auskriechen und setzen sie nach einigen Monaten in Teiche, wo sie nach achtzehn Monaten die gehörige Größe erreichen. In Deutschland wird die Egelzucht an mehreren Orten stark und mit gutem Erfolg betrieben.

Die Parasiten.

Für viele Parasiten oder Schmarotzerthiere und namentlich für Eingeweidewürmer ist es ein allgemeines Gesetz, daß ihre Eier und Jungen sich mit den Alten nicht an denselben Orten finden, und daß Wanderungen aus einem Wohnthiere in ein anderes, oder auch Wechsel zwischen freiem und schmarotzendem Leben zu ihrer Ausbildung nothwendig sind. Man findet die Eingeweidewürmer als innere Parasiten fast in allen Organen der Thiere, sogar im Herzen, Herzbeutel und selbst im Auge, auch frei schwimmend im Blute der Venen und Arterien. Diese Blutthierchen oder Hämatozoën sind in neuerer Zeit besonders beobachtet von Valentin im Blute des Menschen und später von Voigt im Blute der Frösche, von Ecker im Blute der Saatkrähe, im Blute der Fledermäuse 2c. 2c. Da sie sich frei im Blute bewegen, aber nicht fortbilden, so können sie auf leichte Weise das Einwandern der Eingeweidewürmer in's Gehirn, in die Rückenmarkshöhle, in's Auge 2c. 2c. erklären. Seit man das bei parasitischen Insecten schon lange bekannte Aus- und Einwandern auch bei den Eingeweidewürmern beobachtet hat; seit man weiß, daß die Eingeweidewürmer vom Eie bis zur vollständigen Entwickelung vielfache Verwandlungen erleiden, theilweise einen Generationswechsel bestehen und dabei unter dem mannigfachsten Formwechsel die wunderbarsten Wanderungen aus einem Thiere in ein anderes machen und dabei auch zuweilen eine Zeit lang im Freien leben; seit man weiß, daß sie in ihrem larvenartigen Zustande himmelweit verschieden sind von ihren ausgewachsenen Eltern, kann man sich auch die Entstehung dieser Würmer in lebenden Thieren naturgemäßer erklären. Der Generationswechsel ist von der, schon seit den ältesten Zeiten bekannten Metamorphose wesentlich dadurch verschieden, daß die Brut hier

nicht nur der Mutter unähnlich ist, sondern unähnlich **bleibt** und durch Keimkörper noch eine oder mehre Generationen hervorbringt, deren letzte erst zur Form des Mutterthieres zurückkehrt. Durch die mühsamsten und genauesten Forschungen über diese merkwürdigen Lebensverhältnisse, namentlich durch v. Siebold, Stein, Leuckart, Küchenmeister, Oscar Schmidt, Steenstrup u. A., ist denn auch die Naturgeschichte dieser Thiere in ein ganz neues Stadium getreten, so daß viele, früher als selbstständig unter den Würmern aufgeführte Thiere nach den neueren Forschungen nur als Jugend- oder Larvenzustände erkannt sind. So sind namentlich die in Sümpfen mit Süßwasserschnecken lebenden und diese in Menge umschwärmenden, früher unter dem Gattungsnamen Cercaria erst als Aufgußthierchen, später als Saugwürmer aufgeführten Wesen jetzt nur für Larven der Gattungen Splitterwurm, Leberegel rc. bekannt. Sie ähneln diesen durch den in der Körpermitte am Bauche befindlichen Saugnapf, haben aber die Körperform von jungen Froschquappen und als Bewegungsorgan im Wasser einen gegliederten Schwanz und einen nach hinten in zwei Aeste getheilten Darmkanal. Nach Steenstrup's und v. Siebold's Beobachtungen ist der Entwickelungsgang der im Kopfe verschiedener Wasservögel und in Wasserschnecken lebenden Saugwürmer folgender: Aus dem Eie, in welchem man schon ein Wimperthierchen mit einem zweiten in seinem Innern sieht, entwickelt sich jenes erstere, welches nach Durchbrechung der Eierschale mit Wimpern frei im Wasser umherschwimmt, sich dann in Wasserschnecken einbohrt, Augenpunkte und Wimpern verliert und als eine neue, schon im Mutterleibe erkennbare Larve die Hülle durchbricht und mit abgeschnürtem Kopfe als träger, spindelförmiger, am Ende des Körpers oft mit zwei seitlichen Vorsprüngen versehener Keimschlauch erscheint. Im Innern des Schlauchs entwickeln sich bald wieder viele geschwänzte, die inneren Organe desselben verdrängende Wesen, bisher Cercarien genannt, welche, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, den Leib der Mutter verlassen, sich frei in der Bauchhöhle der Schnecken bewegen, endlich in's Wasser entweichen und durch Hülfe des Schwanzes frei umherschwärmen, bis sie Schnecken gefunden haben, an denen sie sich mit ihrem Bauchnapfe festsaugen, den Schwanz abwerfen und sich durch Ausschwitzen eines erhärtenden Schleims mit einer runden Kapsel umgeben. In dieser unbeweglichen Hülle liegt das Thier als Puppe vom Sommer bis Winter, wird einem Leberegel immer ähnlicher, dringt mit Hülfe seines Stachelkranzes in das Innere der Schnecke ein, wird mit der Schnecke von warmblütigen Thieren, namentlich von Vögeln,

gefressen, nistet sich in den Eingeweiden des Vogels ein und wird endlich ein ausgebildeter Eingeweidewurm, welcher Eier legt, aus welchen wieder Wimperthierchen entstehen. Der Bildungsgang des Leberegels ist also folgender: Leberegel, Ei, wimperndes Junge, Larve, Cercarie, Puppe, Leberegel. Es ist dieser Bildungsgang von verschiedenen Forschern untersucht und übereinstimmend erklärt, so daß derselbe fast allgemein als richtig angenommen wird.

Man kennt jetzt von Eingeweidewürmern über 1400 lebende Arten; in Vögeln leben die meisten, 508 Arten, in Fischen etwa 300, in Säugethieren 248 Arten, von denen an dreißig Arten im Menschen gefunden sind. Ihre große Verbreitung hängt mit ihrer großen Eierzahl und ihrer Lebenszähigkeit zusammen; nach Richter behielten z. B. in Gläsern aufbewahrte Eier des Kürbisbandwurms wie die des kleinen Spulwurms jahrelang ihr frisches Ansehen; Professor Eschricht in Kopenhagen schätzt die Eier eines von ihm abgetriebenen Spulwurms auf mehrere Millionen; er fand über tausend Eier in einzelnen Gliedern eines einem Kranken abgetriebenen tausendgliedrigen Bandwurms.

Trichine.

Die Trichine gehört mit dem Peitschenwurm zu derselben Gattung. Sie lebt im Darm der Schweine, Kaninchen, Hasen, Mäuse, Ratten, Katzen, Hunde, Füchse, Tauben, Hühner und noch einiger anderer Thiere, die uns jedoch etwas ferner stehen. Ist die Trichine verschluckt, in dem Darm eines warmblütigen Thieres angekommen, so entwickelt sie sich sehr schnell, gebiert schon nach einigen Tagen einige Tausend Junge und stirbt dann ab. Diese Jungen bohren sich nun durch den Darm und wandern bis in die Muskelfasern, wo sie sich von den eigentlichen Fleischstoffen nähren, sich zusammenrollen, eine Kapsel um sich bilden und so wie in eine Eischale eingeschlossen liegen. Diese eingekapselte Trichine muß wieder in den Darm eines Warmblüters kommen, wenn sie sich entwickeln und Junge zur Welt bringen soll. Zweierlei ist also wohl zu merken: Die in den Darm gelangende Trichine geht nicht in die Muskeln, erst ihre Nachkommen thun dieses; und die Muskeltrichine muß erst wieder in einen Darm kommen, bevor sie sich fortpflanzen kann.

Dieses gefährliche Thierchen, zur Zeit, da es seine Jungen gebiert, höchstens anderthalb Linien lang, das so furchtbare Verwüstungen in den Muskeln der Menschen anrichtet und oft den Tod herbeiführt, macht seine

Wanderung in den Ratten und Mäusen; wird von den Schweinen mit diesen gefressen, wandert da wieder vom Darme in's Fleisch und wird so von uns verzehrt. Da die Thierchen bei der Siedhitze zu Grunde gehen; Kaninchen, Katzen, Tauben, Hühner u. s. w. nie ungekocht, Hunde, Mäuse, Ratten ꝛc. bei uns aber gar nicht gegessen werden, so ist klar, daß die Trichine nur durch das Schwein ihren Weg in unseren Magen findet, und wer weder rohen Schinken, noch aus rohem Schweinefleische bereitete Wurst ißt, hat Ruhe vor den Trichinen. Die Fähigkeit, sich zu entwickeln und fortzupflanzen, behalten die eingekapselten Thierchen Jahrzehnte lang, und mit der Trichinenkrankheit ist nicht zu spaßen; in Hettstädt wurden einhundertneunundfünfzig Menschen davon befallen und achtundzwanzig starben. Zu sagen: „Ich esse schon zwanzig Jahre lang Cervelatwurst und habe noch nicht die Trichinose bekommen; ich will bei meiner Gewohnheit bleiben", ist, — gelinde gesagt, — nicht sehr vernünftig; die achtundzwanzig Hettstädter hatten auch schon Jahrzehnte lang Schweinefleisch gegessen und dachten an keine Gefahr, als sie plötzlich krank wurden. Nachher hilft's Nichts, zu sagen: „Hätt' ich's doch nicht gegessen!" Geschehen ist geschehen.

Das wunderbare Doppelthier.

Gibt es auch Thiere, die aus zwei einzelnen bestehen und doch nur eines sind? „Unsinn", denkt wohl Dieser und Jener; „Eins ist nicht Zwei, und Zwei sind nicht Eins." Ja, so ist's freilich; aber die Natur bringt Wunderdinge hervor, die Unsereinem nicht einfallen. — An den Kiemen mehrerer Karpfenarten leben winzige, winzige Würmchen; sie haben vorn zwei seitliche Saugnäpfe, hinten zwei hornige, schnallenähnliche Klammerorgane und in der Mitte der Bauchfläche noch einen Saugnapf. Nachdem die Thierchen lange genug allein gelebt haben, kommen ihrer zwei zusammen, legen sich kreuzweise übereinander, so daß die Saugnäpfe der Bauchfläche auf einander kommen, saugen sich eins an das andere fest, verwachsen schließlich mit einander, sehen aus genau, wie eine halb geöffnete Scheere, und bilden hinfüro nur Ein Thier. Aber nicht zu vergessen: Jede Hälfte behält ihre eigenen Saugnäpfe und ihren abgesonderten Darm; jedes Thier ißt und verdaut auf seine eigene Rechnung, und doch bilden sie nur eines. Und noch Etwas: Geboren werden nur einfache Thierchen, aber nur das Doppelthier legt Eier; unter den einfachen sind nicht Männchen und Weibchen, alle sind vollkommen gleich, — soweit unsere heu-

tige Kenntniß geht; denn Das müssen wir immer dazu sagen, oder denken. 1832 ist das erste Doppelthierchen beobachtet worden; damals hielt man es noch für eine Mißgeburt; es dauerte lange, ehe man erforscht hatte, was wir heute wissen, und die Zukunft wird uns noch ganz andere Aufklärung bringen. Das aber steht fest und ist oft genug beobachtet: Zwei Thierchen Diporpa geben Ein Diplozōon.

Bandwurm und Blasenwurm.

Die Bandwürmer sind langgestreckte, platte, meist scharf gegliederte Würmer mit verdünntem vorderen Leibesende, dessen Kopfende mit Saugnäpfen und Hakenkränzen besetzt ist. Was sonst die Benennung Kopf rechtfertigt, als Sinnesorgane, Mund, Gehirn, von alledem besitzen diese Würmer Nichts. Kopf bedeutet bei ihnen nur das mit Haftapparaten versehene Leibesende. Die Haken nehmen übrigens stets das vorderste Kopfende in ringförmiger oder reihenweiser Anordnung ein, und dahinter sitzen die zwei oder vier Sauggruben in Form kreisrunder, ovaler, herzförmiger muskulöser Näpfe. Hinter dem also beschaffenen Kopfe folgt gewöhnlich eine halsförmig verengte, ungegliederte Strecke, mit deren Breitezunahme die Gliederung des Leibes beginnt. Weiter nach hinten sondern sich die Glieder scharf und wiederholen sich in ihren bestimmten Formen. Die verhältnißmäßige Länge und Breite der Glieder, sowie die trennenden Einschnitte ändern vielfach ab. Sobald in den einzelnen Gliedern entwickelungsfähige Eier sind, lösen jene sich ab. Sie gehen einzeln von dem Wirthe ab und gelangen so in's Freie. Eine Zeit lang noch bekunden sie ein eigenthümliches Leben, bewegen sich, strecken und verkürzen sich. Bevor man den allgemeinen Entwicklungsgang der Bandwürmer erkannt hatte, betrachtete man diese abgelösten Glieder als eigene Würmer unter dem Gattungsnamen Proglottis, gegenwärtig weiß man bestimmt, daß alle Proglottiden nur reife, zum Austreten aus dem Wohnthiere bestimmte Glieder des Bandwurmes sind.

Alle reifen Bandwürmer bewohnen den Darmkanal und zwar nur des Menschen und der Wirbelthiere. Aber sie sind an diesem Aufenthaltsorte nur erzeugt, nicht auch geboren, vielmehr auf dem Wege einer unfreiwilligen Wanderung dahin gelangt, indem der Wirth ohne sein Wissen und Wollen durch Speise und Trank sie aufnahm. Wie in aller Welt kommen denn die Bandwurm-Eier oder Embryonen in unsere Speisen und Getränke? Wie kommen sie in den Magen der Thiere? Die abgehenden Proglottiden sterben ab, verfaulen, und die in ihnen enthaltenen Eier

werden frei. Dieselben sind in überreicher Fülle vorhanden, für das unbewaffnete Auge unsichtbar klein, und mit einer derben, festen Haut gegen zerstörende äußere Einflüsse geschützt. Wind und Regen zerstreuen sie, führen sie in's Wasser und auf Pflanzentheile. Kein Thier, und ebenso wenig der Mensch, wenn er frische Pflanzentheile genießt und mit fließendem Wasser seine Speisen bereitet, oder seinen Durst löscht, vermuthet oder befürchtet, daß darin Bandwurm-Keime sich befinden; und wenn er es befürchtet, wie kann er sich in jedem einzelnen Falle davon überzeugen und wie die mikroskopischen Elemente entfernen? In den von Pflanzenfressern aller Art unbewußt verschluckten Eiern entwickelt sich alsbald der Embryo. Derselbe ist ein winzig kleiner, ovaler Wurm mit sechs scharfspitzigen, messer- oder hakenförmigen Stacheln in paarweiser Stellung am vorderen Körperende. Andere Organe als diese Stacheln fehlen ihm durchaus; aber mit deren Hülfe bahnt sich nun das junge Würmlein einen Weg durch die Darmwand seines Wirthes und bohrt sich, weiter vordringend, in irgend ein beliebiges Organ ein, um in diesem seine weitere Entwicklung zu beginnen. Das belästigte Organ umgibt den fremden Eindringling mit einer derben Hülle, einer Cyste, und bewahrt sich dadurch gegen die nächsten empfindlichen Folgen. Der Insasse aber wächst durch die eindringende Flüssigkeit heran und treibt am vorderen Ende, wo die Stacheln als nutzlos abfallen und sich auflösen, einen Auswuchs, der sich allmählig tief höhlt. Im Grunde dieser Höhle sproßt eine Knospe hervor und bildet sich zum reifen Bandwurmkopfe aus, indem sie, größer werdend, sich mit Haken und Saugnäpfen ausrüstet. Dieses Wachsthum geschieht auf Kosten der Leibesmasse. Die Knospe bleibt noch im Grunde ihrer Höhle sitzen, aber deren Wandung stülpt sich schließlich zurück, und der frühere Embryonalleib erscheint nun als ungegliedertes Hintertheil des fertigen Bandwurm-Vordertheils. Diese schon lange bekannten Wurmzustände beschrieb man unter dem eigenen Namen Scolex. So lange dieselben eingekapselt in dem Organe ihres Wirthes verharren, bleiben sie auf dieser Stufe stehen. Sich selbst zu befreien, fehlen ihnen alle Mittel. Ihr Gastgeber muß untergehen, muß im eigentlichen Sinne gefressen und verdaut werden, nur dadurch wird der Scolex frei und zwar an dem seiner Lebensaufgabe günstigen Orte, im Darme eines Wirbelthieres. Hier tritt er also aus seiner Cyste hervor, setzt sich mit den Saugnäpfen und Haken an der Darmwandung fest und bildet an seinem hinteren Ende durch Verlängerung reife Glieder, welche wieder als Proglottiden abgehen. So ist der Lebenslauf der Bandwürmer.

Werden die Scolices nicht durch Verzehrung ihres Gastgebers frei, so verfehlen sie das Endziel ihres Lebens, d. h. sie gelangen nicht in den Zustand der Fortpflanzungsreife. Ihre Kapsel verdickt und erkalkt immer mehr, und der Bewohner stirbt ab und trocknet ein.

In günstigeren Fällen nehmen aber die Scolices noch ernährende Flüssigkeit auf und dehnen ihr hinteres Leibesende zu großen wassersüchtigen Blasen aus. So bilden sie die früher als besondere Familie aufgeführten Blasenwürmer oder Cystici, von welchen die Finnen im Schweinefleisch und die Quese oder der Drehwurm im Kopfe der Schafe allgemein bekannt sind. Gelangen diese lebenskräftigen Blasenwürmer in den Darmkanal eines neuen Wirthes: so werfen sie ihre wassersüchtige Blase ab und treiben an deren Statt fortpflanzungsreife Glieder, verwandeln sich also in Bandwürmer. Wer hat nicht schon unbewußt finniges Schweinefleisch gegessen und damit Bandwürmer in sich aufgenommen! Spärliche Finnen entgehen dem Fleischer und auch bei der Zubereitung in der Küche; aber der Genuß einer einzigen Finne kann den Menschen schon mit dem Quälgeiste belasten. Doch zur Beruhigung muß hinzugefügt werden, daß die Finnen Siedehitze nicht überstehen, im Braten und in durchgekochter Wurst also unschädlich sind, ebenso unschädlich in gut durchgeräuchertem Schinken. Wer übrigens auch den Genuß rohen und halbgekochten Schweinefleisches meidet, ist darum noch nicht vor den Würmern gesichert; denn er kann die Eier an roh zubereitetem Salate und mit frischem Wasser in sich aufnehmen.

Der eben in seinen allgemeinen Umrissen dargelegte Entwicklungsgang ist durch zahlreiche Beobachtungen und Experimente ermittelt worden. Man hat sowohl die in den Proglottiden befindlichen reifen Eier als auch Blasenwürmer verschiedenen Thieren, Hunden, Katzen, Schweinen, Schafen und selbst zur Hinrichtung verurtheilten Verbrechern zu essen gegeben und dieselben nach Stunden, Tagen und Wochen auf ihre Eingeweidewürmer untersucht. Die verschiedenen Entwicklungsstadien und allmählichen Uebergänge aus einer Form in die andere wurden dabei erkannt. In neuerer Zeit hat man aber auch Mittel gefunden, den Bandwurm schnell zu tödten und abzutreiben, und sobald man nur einmal weiß, daß er irgendwo haust, ist seines Bleibens nicht mehr lange, — das heißt, wenn sein Herr Wirth will.

Neunte Klasse.

Die Weichthiere.

(Tafel XXIII.)

Die Weichthiere oder Mollusken haben sehr ausgebildete Organe des Kreislaufes, der Verdauung und Athmung und stehen darum weit höher, als man gewöhnlich annimmt. Als Gefühlsorgan dient ihnen die ganze, stets feuchte und schleimige Oberhaut, einzelne haben besondere Fühlfäden; Augen haben fast alle, manche zwei, manche sehr viele; die Gehörorgane sind namentlich bei den Thieren der ersten Ordnung, den Kopffüßern, sehr ausgebildet, bei den meisten anderen wenigstens nachgewiesen; Geruchsorgane sind vor den Augen liegende Grübchen und — bei den Schnecken — die Fühler; den Geschmackssinn haben die Mollusken sicher, da sie ihre Nahrung auswählen, das Geschmacksorgan aber hat man noch nicht mit Sicherheit anzugeben vermocht. Sie haben einen langen, gewundenen Darm, eine große Leber und athmen theils durch Lungen, theils durch Kiemen; haben alle ein muskulöses Herz, ein Nervensystem und sind theils Fleischfresser, theils Pflanzenfresser, theils leben sie von in Wasser aufgelösten Nahrungsstoffen. — Man theilt sie in acht Ordnungen.

Die **Kopffüßer** oder **Armschnecken** haben fleischige Arme rund um den Mund, die ihnen zum Greifen, Kriechen und Rudern dienen. Der Seepolyp (Taf. XXIII., Fig. 2), häufig im atlantischen Ocean und im Mittelmeere, kann zwei Fuß groß werden, hat acht Arme und wird von den Küstenbewohnern Seespinne genannt. — Der Papiernautilus (Fig. 1) ist besonders deßhalb merkwürdig, weil das Männchen frei im Meere umherschwimmt, das Weibchen aber in einem schönen — angewachsenen — Muschelschiffe sitzt und sich so auf den Wellen schaukelt. — Der Tintenfisch, die Sepie, hat nicht, wie der Papiernautilus, acht, sondern zehn Arme, von welchen zwei länger sind, als die anderen; ein inneres

Weichthiere.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schalenstück auf dem Rücken, die sogenannte Fischschuppe; die Eier hängen traubenartig zusammen und heißen Meertrauben; eine eigene Drüse bereitet einen bräunlichen Saft, der sich in einer Blase sammelt, aus welcher er willkürlich ausgespritzt werden kann, wodurch das Meer getrübt und der Tintenfisch für seine Verfolger unsichtbar gemacht wird; aus diesem Safte wird die Sepia, die bekannte Malerfarbe, gemacht. Das schlechte Fleisch wird in Italien von armen Leuten gegessen. — Ein ähnliches, aber nur drei Zoll großes Thierchen, die gemeine Sepiola (Fig. 3), lebt ebenfalls im Mittelmeere. — Das Schiffsboot, sechs bis acht Zoll groß, dient oft als Blumenampel, oder auch als Trinkbecher.

Die **Flossenfüßer** haben zwei flügelartige Ausbreitungen des Mantels (Flossen) oben am Rumpfe. Das Walfischaas oder die Walfischspeise, einen Zoll lang, so dick wie ein kleiner Finger, zahllos im Eismeere, ist die Hauptnahrung der Wale.

Die **Bauchfüßer** oder **Schnecken** haben eine breite, sehnige Sohle zum Kriechen am Bauche und meist ein gewundenes Gehäuse. Die Wald- oder Wegschnecke (Fig. 4), schwarz, zuweilen mit rothgelbem Rande, wird zur Wagenschmiere benutzt; früher kochte man sie und trank die Fleischbrühe als Mittel gegen die Auszehrung. — Die Egelschnecke hat kein Haus; als sehr gefräßiges Thier ist sie in Gärten und auf Feldern schädlich. — Die Warzenschnecke im rothen Meere athmet im Meere durch Kiemen, auf dem Lande durch Lungen. — Zur großen Schaar der Schnirkelschnecken gehört die Weinbergsschnecke (Fig. 6), deren größte Art, dritthalb Zoll dick, sich auf Madagaskar findet, die Garten-Schnirkelschnecke und viele andere. — Die Fraßschnecke (Fig. 5) ist länglicher und hat eine spitz eiförmige Mündung. — Die Schließmund-Schnecke hat ein eigenes kalkiges Thürchen, womit sie den Eingang in ihr Haus verschließt, wenn sie sich in dasselbe zurückzieht. — Die Schlammschnecke hat ein sehr dünnes Gehäuse, ist bauchig und findet sich häufig in schlammigen Gräben. — Die Tellerschnecke hat rothes Blut, kommt in Teichen, Sümpfen und Wassergräben vor. — Die Sumpfschnecke, in hundert verschiedenen Arten, gebiert lebendige Junge. — Die Thurmschraube, spitz conisch, lang gestreckt, kommt in sechzig Arten im Meere vor. — Die echte Wendeltreppe (Fig. 20) kommt aus Ostindien, war früher ein ganz besonders gesuchtes und mit Hunderten von Gulden bezahltes Prachtstück in Sammlungen, ist heute für zwei bis drei Gulden zu bekommen. — Der kegelförmige Eckmund, das violette Quallenboot

oder die Veilchenschnecke, die Nabelschnecke, welche nicht schwimmt, sondern sich in den Sand gräbt, gehören ebenfalls hierher und sind noch alle Pflanzenfresser, während die nun folgenden Gattungen und Arten Thierfresser sind. Der Bohrer (Fig. 9) oder die Bohrschnecke ist nur zwei Zoll groß, glatt, glänzend, pfriemenförmig, lebt im indischen Ocean. — Die Mitraschnecke hat einen langen Rüssel, mit welchem sie sehr schmerzlich verwunden kann; es gibt in heißen Meeren über dreihundert Arten derselben, die eine heißt die Papstkrone, die andere die Bischoffsmütze u. s. w. — Die Porzellanschnecke, in hundert verschiedenen Arten, deren größere zu Dosen u. dgl. verarbeitet werden, lebt nur in wärmeren Meeren. Das nur einen Zoll lange Otterköpfchen wird von den Hindu und den Negern in Guinea, bei welchen es Kauri heißt, als Münze gebraucht. — Die Eischnecke (Fig. 17) hat ungefähr die Gestalt eines Eies und ist einen bis vier Zoll lang. — Die Kegelschnecke, meist schön gezeichnet, kommt bis zur Größe von vier Zoll in zweihundertundsiebzig Arten in südlichen Meeren vor. — Die Purpurschnecke (Fig. 19), aus deren weißem Safte die Purpurfarbe der Alten bereitet wurde, lebt im Mittelmeere. Diese Farbe war früher so außerordentlich theuer, daß zur Zeit von Christi Geburt ein einziges Pfund mit Purpur gefärbte Wolle vierhundert bis fünfhundert Gulden kostete. Als man aber fand, daß sich mit Cochenille billiger, schöner und dauerhafter färben ließ, war die Ruhmeszeit des Purpurs vorbei. — Die Davidsharfe im indischen Meere hat purpurrothe Rippen. — Die Tonnenschnecke (Fig. 7) ist kugelig eirund, wird bis neun Zoll groß. — Das Wellhorn ist sehr gemein in der Ostsee. Das Thier wird in England gegessen, das Gehäuse dient oft Einsiedlerkrebsen zur Wohnung. — Die Flügelschnecke liefert auch ein eßbares Thier; die größte Art, mit einem schön rosenrothen Munde, wird fast einen Fuß lang, sehr schwer und heißt das Riesenohr. — Die Schnauzenschnecke (Fig. 16), acht Zoll groß, kommt an den Molukken vor. — Die Thurmschnecke (Fig. 15) hat viele Aehnlichkeit mit der Kegelschnecke; kommt in dreihundertundsiebzig Arten vor. — Die Gitterschnecke (Fig. 13) lebt in achtzig verschiedenen Arten auf den Sandbänken wärmerer Meere. — Die Helmschnecke (Fig. 18) zeigt nur noch fünf lebende Arten. — Die Stachelschnecke lieferte, wie die Purpurschnecke, den Alten die kostbare Purpurfarbe. Eine Art derselben ist der Spinnenkopf, Fig. 28. — Die anderthalb Fuß lange Trompetenschnecke wurde von den Römern als Kriegstrompete benutzt. —

Die Mützenschnecke (Fig. 8), nur einen Zoll groß, heißt auch ungarische Mütze oder Dragonermütze. — Das Seeohr oder Meerohr (Fig. 14) lebt im stillen Ocean und liefert den Japanesen und den Bewohnern der Insel Vandiemensland eine ausgiebige Nahrung. — Die Napfschnecke (Fig. 11) oder Patella sitzt am Felsen im Meere fest und verläßt selten ihren Standort. — Die Käferschnecke (Fig. 27), bis zu drei Zoll groß, ist in allen Meeren sehr häufig. — Die Tritonsschnecke (Fig. 12), nur anderthalb Zoll groß, kommt in europäischen und asiatischen Meeren in zehn verschiedenen Arten vor.

Die **Kielfüßer** haben am Bauche einen freien, flossenförmigen und beim Schwimmen nach oben gekehrten Fuß; das gallertartige Thier hat entweder gar kein, oder nur ein sehr dünnes, zerbrechliches Gehäuse. Es gibt in Allem nur vier Gattungen, Kiel-, Roll-, Kamm- und Blattschnecke, nächtliche Thiere, die zu Millionen das Meer bedecken.

Die **Röhrenschnecken** oder **Vorfüßer** haben gar keine Bewegungsorgane; das Thier steckt in einer wurm- oder zahnförmigen Röhre. Die Wurmschnecke (Fig. 10), einen Zoll lang, sitzt an Felsen und Korallenriffen fest. — Der Meerzahn hat eine schwach gekrümmte Röhre mit scharfen Längsrippen, dritthalb Zoll lang, wird unten spitz, heißt auch Elephantenzahn.

Die Thiere der aufgeführten fünf Ordnungen haben allesammt einen Kopf und deutlich erkennbare Augen; den ihnen nun noch folgenden drei Ordnungen fehlen Kopf und Augen. Die **Armfüßer** haben oben und unten ein kalkiges, zweiklappiges Gehäuse, aber keinen Fuß; in der Jugend sitzen alle fest, manche sind ihr ganzes Leben hindurch angewachsen. Bei der Lochmuschel oder Terebratel (Fig. 32) ist der Schnabel der größeren Klappe mit einer runden Oeffnung durchbohrt. Die Zungenmuschel ist zungenförmig, hornartig, grün, gleicht einem Entenschnabel.

Die **Muschelthiere** haben nicht oben und unten, sondern rechts und links ein kalkiges, zweiklappiges Gehäuse und am Bauche einen beilförmigen Fuß. Der Pferdefuß oder die Hufmuschel, weiß mit purpurrothen Flecken, zu Zuckerschalen benutzt, in ganz großen Exemplaren auch als Taufbecken. — Die Auster, um ganz Europa herum an allen Küsten, wo das Meer nicht zu tief ist, soll auch schon in Süßwasser gefunden worden sein. — Die Perlmuschel (Fig. 24) liefert Perlen und Perlmutter und ist für den Handel von allen Muscheln die wichtigste; sie kommt in ganzen Schiffsladungen nach Europa; die schlechteren Stücke dienen in Indien zum

Dachdecken. — Die Scheibenmuschel (Fig. 25) kommt nur im chinesischen Meere und im indischen Ocean vor und ist vier bis fünf Zoll groß und ziemlich viereckig. — Die Hammermuschel (Fig. 23) hat die Gestalt eines Hammers oder eines T. — Von der Kammmuschel gibt es einhundertundzwanzig Arten, die schwer zu unterscheiden sind; eine heißt Pilgermuschel (Fig. 33), eine andere Jakobsmantel, eine dritte Harfenmuschel u. s. w. — Die Miesmuschel (Fig. 21) lebt gesellig im Meere, wird roh und gebraten in Holland und England gegessen und wurde wegen ihres Wohlgeschmackes auch in die Lagunen Venedigs verpflanzt. — Die Meerdattel hat Aehnlichkeit mit einem Dattelkerne, ist walzig, wohlschmeckend und findet sich fast immer in Korallen oder Felsen eingebohrt. — Die Teichmuschel und die Flußmuschel sind allbekannt; jene hat kein gezahntes Schloß, diese ist gezahnt. Eine Art der Flußmuschel ist die Malermuschel (Fig. 22). — Die Fluß-Perlenmuschel kommt in Bächen und Flüssen Nordeuropa's vor. — Die Trogmuschel ist so gemein an allen Küsten Europa's, liegt überall in großer Zahl auf dem Strande, daß sie auch kurzweg Strandmuschel genannt wird. — Die Korallenmuschel (Fig. 26) hat ungefähr die Gestalt eines Rechtecks, kommt in Westindien vor, ist dünn und weiß, mit purpurrothen Wirbeln. — Die Herzmuschel findet sich in mehr als hundert Arten in allen Meeren. — Die echte Venusmuschel (Fig. 31), schief herzförmig, fleischfarbig, mit langen, krummen Dornen, anderthalb Zoll groß, lebt im atlantischen Ocean; ganz unbeschädigte Exemplare sind in Sammlungen selten. — Die Klaffmuschel gräbt sich in den Sand des Meeresufers ein. — Die Messerscheide hat eine ungemeine Gewandtheit, sich senkrecht in den Ufersand einzugraben; gleicht einem Messerstiele. — Die Bohrmuschel bohrt sich in Schlamm, Holz, Korallen und Felsen. — Die Pfahlmuschel (Fig. 30) heißt auch Schiffsbohrer, weil sie sich millionenweise in Schiffe bohrt, die sie, wie auch die Balken der Dämme und anderer Bauwerke, vollständig durchlöchert. Sie ist also sehr schädlich; wird jedoch auch gegessen. — Die Siebmuschel (Fig. 29) oder Gießkanne hat an ihrem breiteren Ende eine siebartig durchlöcherte Platte; lebt nur im indischen Ocean.

Die achte, letzte Ordnung der Weichthiere enthält die **Mantel-** oder **Sackthiere**; sie haben kein Gehäuse, aber einen sackförmigen Mantel; der rundliche, oder walzige Körper liegt in einer lederartigen Hülle. Diese Thiere haben zum Theile schon sehr viele Aehnlichkeit mit Pflanzen. Die eiförmige Stielscheide oder Meerscheide z. B. hat einen eiförmi-

gen, steif behaarten Körper, der mit seinem spitzeren Ende an einem Stiele sitzt und mit diesem festgewachsen ist, das Ganze zusammen einen Fuß lang; sieht also genau aus wie eine Blumenknospe auf einem blätterlosen Stiele. Sie steht an den Felsen der amerikanischen Küsten. Die höheren Thiere sind interessant und merkwürdig, aber die niederen sind es nicht minder, und wer nur die Gelegenheit hat und sich die Mühe gibt, sie zu beobachten, wird staunen über diese Fülle von Gestaltungen, über diesen Reichthum von Verschiedenheiten, über diese ungeahnten Wunder. — Die sternförmige Traubenscheide an Englands Küste trägt ganze Familien von Thierchen, deren jedes nur eine halbe Linie groß ist, und die in Gruppen zusammen auf einem drei Zoll hohen Stielchen sitzen. — Die große Feuerscheide vereinigt ein Heer von leuchtenden Thierchen, alle auf der Außenseite eines hohlen Cylinders angewachsen; und wenn wir uns alle Mühe gegeben hätten, ein recht absonderliches Wesen zu erdenken, — auf diesen Einfall wären wir sicher nicht gekommen.

Der Egel.

Durch seine starke Vermehrung und seine Gefräßigkeit wird der Egel eins der schädlichsten Thiere für den Gärtner und Landwirth. Er ist das ganze Jahr thätig. Im Winter steigt er nur bei Thauwetter und auch da nur wenig über die Oberfläche der Erde empor; im Sommer thut er es regelmäßig jede Nacht, auch bei Regen am Tage, fürchtet dagegen trockene Luft und Sonnenstrahl. Er hat gewisse Lieblingspflanzen, wie z. B. junge Kornsaat, Rübsaat, Kohl, junge Erbsen, Bohnen, Gurken u. s. w., frißt sich in Kartoffeln hinein und vermehrt sich, wo stark gedüngt wird, in leichtem und schwerem Boden oft so, daß man in nassen Jahren von den genannten Dingen fast Nichts aufbringen kann, thut aber an solchen Stellen auch selbst in durchaus trockenem Sommer bedeutenden Schaden. Von unseren Hausthieren sind die Enten die besten Egelvertilger, theils weil sie sehr gierig auf diesen Fraß sind, theils weil sie auch gern bei Dämmerung und Mondschein jagen. Auch Frösche, Kröten, Krähen, Raben, Dohlen, Elstern, Staare, Igel verzehren viel Egel. Man kann diese Schnecken auch selbst in Menge ablesen, wenn man Strohwische oder hohl liegende Breter hinlegt, worunter sie sich, sobald die Sonne sie trifft, zurückziehen, und man lockt sie noch mehr dahin, wenn man geriebene oder zerschnittene Möhren,

Aepfel, Birnen oder Stücke Kürbis darunter wirft, welche sie sehr gern fressen. Es ist auch gut, wenn man Beete mit frisch angemengtem Kalkwasser begießt, oder mit Staub von frisch gebranntem Kalk, oder mit Gerstenspreu bewirft, an deren scharfen Grannen sie hängen bleiben; auch Bestreuen mit Ruß, Asche, sehr feinem Sande, zumal bei trockenem Wetter, ist gut. In Sandboden gedeiht das Thier nicht. Das Dasein vieler Schnecken und Regenwürmer erkennt man leicht an den vielen Löchern von der Dicke einer Federspule, welche sich im Boden zeigen. Pflanzt man Kohl, so ziehen sie die Spitzen der jungen Blätter oft hinein, um sie dort recht bequem abzunagen. Wo man den Maulwurf dulden kann, ist dieser der beste Vertilger der Schnecken und ähnlichen Ungeziefers.

Die Weinbergsschnecke.

Im Sommer haben diese Thiere eine schwere Arbeit. Entweder in von Natur feuchtem und lockerem Boden, oder in festem, wenn er vom Regen erweicht ist, bohren sie mit dem Schwanze ein mehr als zolltiefes Loch, das sie durch Drehen der Schwanzspitze krugartig erweitern und abrunden, worauf sie ihre zwei bis drei Dutzend runde, weißliche, und durchsichtige linsengroße Eier hineinlegen und dann das Loch mit Erdklümpchen wieder schließen. Die Eier kriechen nach etwa dreißig Tagen aus, wenn sie nicht durch allzugroße Dürre verderben. Ist das kleine Schneckchen glücklich ausgekrochen, so hat es zwar ganz die Gestalt seiner Eltern, ist aber so zart, daß die leiseste Berührung es vernichtet. Seine erste Nahrung besteht in der Schale seines Eies, die es verzehrt. Nach den ersten achtundvierzig Stunden beginnt es, zarte Pflanzentheile zu benagen. Verhältnißmäßig erreichen nur wenige dieser wehrlosen Thierchen den Winter, und viele werden auch dann noch durch den Frost getödtet. Die Schnecken sind sehr gefräßige Thiere, deren Eingeweide, wenn man sie im Sommer öffnet, immer von Nahrung strotzen, die sie jedoch nur bei feuchtem Wetter oder im Thau, am liebsten des Nachts und mehr im Grase, als auf den Gartenbeeten suchen. Dennoch muß man sie, wenn man sie nicht essen will, in Gärten zertreten, wo man sie erwischt, weil sie Schaden genug thun und keinen Nutzen bringen. Man kann sie auch für Fische und Krebse in's Wasser werfen. In manchen Gegenden verspeist man sie im Herbst und Winter, wenn sie sich durch ihren Deckel verschlossen haben. Vorzüglich stark ist aber der Handel, welcher aus den Schweizer Kantonen St. Gallen, Zürich und

Bündten nach Italien betrieben wird. Eingepackt werden die Schnecken in starke Fässer, deren jedes einen bis anderthalb Centner enthält. Auf der Reise vertragen sie dann viel eher Frost, als warme Witterung, und wenn sie bei letzterer die Häuschen öffnen, so sprengen sie die stärksten Fässer. Auch vor Nässe sind sie zu bewahren. Der Hauptabsatz ist in Chiavenna, Milano, Crema, Bergamo, Mantua, bei Weitem der größte aber in Brescia. Es werden jährlich aus der Schweiz ungefähr tausend Faß Schnecken nach Italien versandt, wovon jedes im Durchschnittspreise einen Louisd'or, das Faß selbst nicht mitgerechnet, werth ist. Unzählige werden auch im Lande selbst verspeist.

Ueber die Art und Weise, wie Schnecken zur Speise zubereitet werden, kann man sich aus mancherlei Kochbüchern belehren. Vielleicht ist es aber doch nicht überflüssig, wenn hier das Recept mitgetheilt wird, nach welchem sie in Bündten für vornehme Tafeln zurecht gemacht werden. Man bedient sich nur solcher, die im Herbste ihr Häuschen geschlossen haben, wirft selbige in kochendes Wasser und so viel Salz daran, wie wenn man Krebse kochen wollte. Sobald sich die Deckel einiger von selbst losgeben, gießt man alle aus, zieht sie mit einer Gabel aus den Häuschen und wäscht mit frischem, warmen Wasser, dem man auch Salz beifügen kann, allen Schleim ab. Sind sie soweit fertig, so kann man sie, wenn man Lust hat, acht Tage aufbewahren, ehe sie gegessen werden, wenn man sie nur in frisches Wasser thut und dies täglich erneut. Gewöhnlich aber bereitet man sie gleich zu, wäscht die Häuschen rein aus und stürzt sie um, damit sie inwendig austrocknen, thut dann in jedes derselben ein ganz kleines Stückchen frische Butter und die Schnecke nun eben so wieder hinein, wie sie lebend darin steckte. Hierauf stößt man welsche Nüsse ganz fein, reibt eben so viel Weißbrod, mischt Beides mit frischer Butter zu einem Teige und drückt davon in jedes Schneckenhäuschen ein Klümpchen. Letztere werden dann mit der Oeffnung nach oben in eine Form gelegt und darin eine Viertelstunde lang in der Bratröhre gebacken. Manchen ist übrigens die genannte Zubereitungsart zu fett, und sie kochen die Schnecken, wenn sie abgeschleimt sind, nur in Fleisch- oder Bratenbrühe, wozu man etwas in Butter braun geröstetes Mehl fügt.

Die Veilchenschnecke.

Die meisten im Wasser lebenden Thiere haben eigenthümliche Organe an oder in ihrem Körper, durch welche sie im Stande sind, ihren Körper

bald leichter, bald wieder schwerer zu machen und sich so willkürlich an die Oberfläche des Wassers oder in die Tiefe und selbst auf den Boden ihres Elementes zu begeben.

Jedermann kennt die Blasen der Fische und weiß, daß dieselben mit Luft angefüllt werden, wenn sich das Thier erheben will, daß dagegen die Luft wieder ausgetrieben wird, wenn der Fisch in die Tiefe geht.

Aehnliche Vorrichtungen finden sich zu gleichem Zwecke an dem Körper vieler Weichthiere, besonders bei der dadurch berühmt gewordenen Veilchenschnecke, welcher der Naturforscher Bosc auf einer Reise von Frankreich nach Amerika seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Diese Thiere haben einen höchst auffallenden Schwimmapparat, welcher an dem hinteren Theile des sogenannten Fußes entspringt und aus sehr zahlreichen Bläschen besteht, welche willkürlich mit Luft gefüllt und wieder entleert werden können. Ist die See ruhig, so sieht man oft ganze Reihen dieser Geschöpfe mit ausgedehntem Schwimmapparate einherschwimmen; wird aber die See unruhig, oder merken die Thiere einen Feind, so saugen sie alsbald die Luft aus den Bläschen auf, entfernen sie durch den Mund, ziehen alle Theile des Körpers in ihre Schale zurück und sinken auf den Grund des Meeres nieder,

Besonders häufig geschieht dies, wenn die Thiere eines Raubvogels ansichtig werden. Bemerken sie jedoch diesen Feind zu spät, so erhascht sie derselbe und führt sie als willkommene Beute in die Lüfte davon.

Um den im Meere lebenden Raubthieren zu entgehen, hat die Veilchenschnecke noch ein anderes Mittel. So wie sie nämlich ein solches wahrnimmt, trübt sie das Wasser mit einer blauen Flüssigkeit, welche sie im Inneren ihres Körpers erzeugt, und entgeht so desto leichter ihrem Verfolger. Dies Vermögen, das Wasser veilchenblau zu färben, war Veranlassung dem Thiere den Namen Veilchenschnecke zu geben.

Von den Austern.

Die Austern sitzen in unbedeutender Tiefe, oft millionenweis, und wachsen entweder mit der größeren Schale an Felsen oder andere Austern, oder liegen mit derselben auf dem lehmigen oder sandigen Boden auf. Solche Plätze nennt man Austerbänke. Im Juni ist das ganze Thier voll Eier, deren Menge man auf mehrere Millionen schätzt; im Juli und August verlassen die ausgekrochenen Jungen die Mutter, sind im nächsten Frühlinge so groß wie ein Groschen, können sich zweijährig schon fortpflanzen, werden aber erst,

wenn sie über vier Jahre alt sind, zum Essen gebraucht. Die jüngeren sammelt man dagegen, wenn man neue Austerbänke anlegen will, wo man sie in's Wasser wirft, was man säen nennt. Sie müssen da bleiben, wo man sie hinwirft, weil sie sich nicht fortbewegen können. Da die Schale der Austern jährlich einen neuen Rand ansetzt, so schließt man aus diesen Rändern, daß sie sechs bis sieben Jahre alt werden können. Wo der Austernfang unter obrigkeitlicher Aufsicht steht, dürfen selbige, um der Vermehrung nicht zu schaden, im Mai, Juni und Juli nicht gefischt werden. Manche Austernbänke liegen so flach, daß man die Thiere während der Ebbe mit den Händen sammeln kann; man zieht sie auch mit eisernen Rechen heraus, oder fängt sie mit dem Austernschaber, welches ein dreieckiger eiserner Rahmen mit einem daran befindlichen eisernen Netze ist, den man vom Kahne aus auf die Austerbank wirft und dann darüber hinzieht. — Die Austern geben eine gesunde Speise. Am besten bekommen sie zu Suppe gekocht; gewöhnlicher aber ist es, sie lebendig zu verzehren. Man betröpfelt sie mit etwas Citronensaft und verschluckt sie dann. Gebraten sind sie dagegen ziemlich unverdaulich. Deutschland bezieht die meisten aus Holland, England, Holstein und Jütland. Paris verzehrte im Jahre 1834 für eine Million Francs Austern.

Große Austern.

In dem Hause van Bosch, nahe bei Haag, sieht man eine Austerschale von solcher Größe, daß sie zum Bassin einer Fontäne dient.

Bei Goa in Ostindien ward einstmals von ungefähr mit einem Anker eine Auster herausgezogen, deren fleischiger Theil über 100 Pfund wog. Ihre zwei Schalen werden noch in der königlichen Kunst- und Naturalienkammer in Kopenhagen gezeigt, und jede hat am Gewichte 224 Pfund, im Umfange $8^1/_2$ Fuß, und im Diameter mehr als $4^1/_2$ Fuß.

In des ehemaligen Chevalier Hans Sloane in London vortrefflicher Sammlung natürlicher und künstlicher Merkwürdigkeiten kann man eine zackige Austerschale sehen, die im Durchschnitt ihrer größten Länge fünf Fuß hat.

Perlenfischerei im persischen Meerbusen.

Ueber die Perlenfischerei im Persischen Meerbusen berichtet Oberst Wilson: Die ausgedehntesten Perlenfischereien sind diejenigen, welche auf den verschiedenen Bänken liegen, die von der Insel Bahrain nicht weit entfernt

sind. Sonst findet man, in größerer oder geringerer Menge, die Perlenmuschel an der ganzen arabischen Küste hin und fast um alle Inseln dieses Meerbusens. Die Taucher tragen ein kleines Stück brillenförmiges Horn auf der Nase, welches dieselbe zusammenkneipt, so daß kein Wasser in sie dringen kann, und kleben sich die Ohren mit Wachs zu. Um die Hüften tragen sie ein Netz, um Muscheln hineinzuthun, und suchen sich das schnellere Untersinken durch einen Stein zu erleichtern, den sie an einem Stricke befestigen, welcher oben im Boote hängt, und den sie bewegen, wenn sie heraufgezogen sein wollen. Nach allen von Wilson eingezogenen Nachrichten bleiben die Taucher gewöhnlich zwei Minuten unter Wasser, und das Tauchen wird, wenn es gleich beschwerlich und im Augenblick sehr erschöpfend ist, doch nicht als gefährlich für die Gesundheit angesehen, da selbst alte Leute dies Gewerbe treiben. Gewöhnlich taucht ein Mensch, bei gutem Wetter, zwölf- bis fünfzehnmal täglich. Man kann nur mit leerem Magen tauchen. Sobald der Taucher ermüdet ist, legt er sich schlafen und nimmt nicht eher Etwas zu sich, als bis er sich durch den Schlaf erfrischt hat. Den Ertrag der Perlenfischerei kann man in Bahrain allein zu einer Million bis 1,200,000 deutschen Thalern brutto annehmen. Die Zahl der Fischerboote in Bahrain wird auf ungefähr 1500 angeschlagen, und der Handel befindet sich in den Händen von meist reichen Kaufleuten. Die armen Fischer selbst gewinnen dabei sehr wenig, und wenn ein Taucher nicht sehr fleißig ist, so verdient er kaum seinen Lebensunterhalt. Zuweilen werden die Muscheln ungeöffnet an's Land gebracht und auf's Gerathewohl verkauft; gewöhnlich werden sie aber schon auf dem Meere geöffnet und die Perlen herausgenommen. Die größten Muscheln, von denen manche sechs bis neun Zoll Durchmesser haben bewahrt man der Perlmutter wegen auf. Das Thier selbst wird nie gegessen, ungeachtet die Lebensmittel hier so sehr selten sind. Gewöhnliche und schlechte Perlen sind hier in Menge vorhanden und wohlfeil, und man bedient sich ihrer in großer Menge zum Sticken persischer Manns- und Frauenkleider. Ein blausammtenes Oberkleid, geschmackvoll mit Perlen gestickt, sieht in der That sehr prachtvoll aus.

Werth der Perlen.

Die kleinsten, billigsten Perlen heißen Lothperlen, weil sie lothweise verkauft werden; größere, schönere heißen Zahlperlen, denn sie werden gezählt; die bedeutenderen nennt man Einzelperlen, weil sie einzeln ge-

schätzt werden. Dabei geht man so gut zu Werke: Eine Perle im Gewichte von einem Gran (= 1/4 Karat) kostet einen Thaler, von zwei Gran 2×2 = 4 Thaler, von drei Gran, 3×3 = 9 Thaler, von vier Gran, also einem Karat, 4×4 = 16 Thaler; eine Perle von zwei Karat, d. h. acht Gran, kostet 8×8 = 64 Thaler, eine von drei Karat 12×12 = 144, von vier Karat 256 Thaler und so fort. Doch wirken dabei immer noch Farbe, Glanz und Reinheit bestimmend mit; besonders große Perlen haben für ihren Werth überhaupt keinen Maßstab mehr, sie sind Sache der Liebhaberei und des fürstlichen Luxus, und Beides muß bezahlt werden. In der Krone des Kaisers Rudolf II soll eine so groß wie eine Muskatellerbirne gewesen sein. Papst Leo X. kaufte eine von einem venetianischen Kaufmanne für 88,000 Thaler, und die Republik Venedig schenkte einst dem türkischen Kaiser eine, die sie selbst 100,000 Thaler gekostet hatte. An der Spitze des Kreuzes der englischen Krone befindet sich eine Perle, die Karl I. einst der holländischen Rupublik für 18,000 Pfund Sterling, also 216000 fl., verpfändet hatte, die also mehr werth sein muß. Papst Paul kaufte eine für 140,000 Ducaten ein. Im Jahre 1633 aber kaufte der König von Persien von einem Araber, der eben von der Perlenfischerei von Katifa kam, ein Perlchen um das artige Sümmchen von anderthalb Millionen Franken (Livres).

Liebhaberei der Römer an Perlen.

Die vornehmen Damen des alten Rom hatten eine ganz besondere Liebhaberei an Perlen, und sie schätzten sich überaus glücklich, solchen Schmuck zu tragen, der — nach ihrer Meinung — den Ungeheuern der Tiefe entrissen werden mußte. An den Fingern trugen sie Ringe, die mit Perlen verziert waren; an den Ohrringen hing erst Eine Perle, dann kamen zwei, endlich drei, und so eine Dame war noch einmal so stolz, wenn es ihr bei jeder Bewegung an den Ohren klapperte. Diese Ohrgehänge nannte man Perlenklappern, und die größte Wonne war es für eine vornehme Römerin, wenn ihr Nahen schon durch dieses Geklapper bemerklich wurde. — Von den Reichen ging die Mode auf die minder Begüterten über und so fort, wie dergleichen zu gehen pflegt; am Ende wollte alle Welt in Perlen glänzen. Die Großen zeichneten sich jetzt durch Ueberfluß und unmäßige Verschwendung der Perlen aus. So erzählt z. B. Plinius, die Kleider und selbst die Schuhe würden mit Perlen besetzt; nicht blos die Schuhbänder, nein, die ganze Fußbekleidung, denn man wolle unter Perlen gehen, die Perlen mit

Füßen treten. Bei einem Hochzeitsschmause sah er die Gemahlin des Kaisers Cajus Caligula (37—41 nach Chr. Geb.), die durch ihre Schönheit berühmte Lollia Paulina; sie war ganz mit Smaragden und Perlen überdeckt, und dieser eine Schmuck kostete vierzig Millionen Sestertien, ungefähr vier Millionen Gulden. Und — es war nur ein kleiner Hochzeitsschmaus; für große Feste hatte sie noch ganz anderen Putz! — Und welche lächerliche, aberwitzige Verschwendung mit den Perlen getrieben wurde, sieht man an Kleopatra. Sie besaß die zwei größten damals bekannten Perlen und trug sie als Ohrgehänge; und als ihr Antonius Fest auf Fest gab, immer eines kostbarer und verschwenderischer als das andere, machte sie sich über ihn lustig und meinte, das seien doch nur Armseligkeiten; sie wolle ein Fest veranstalten, das mehr als zehn oder auch zwanzig Millionen kosten solle. Antonius wollte den Beweis sehen, und sogleich am anderen Tage hielt Kleopatra ihr Fest; — doch war nichts Besonderes daran, und Antonius lachte schon über den verunglückten Versuch. Da ließ Kleopatra eine kostbare Schale mit Essig auftragen, warf die eine ihrer beiden großen Perlen hinein, ließ sie sich darin vollständig auflösen, trank den Essig und hatte so bereits zehn Millionen hinuntergeschluckt. Als sie nun auch die zweite Perle auflösen wollte, hielt sie Antonius davon ab und erklärte sich für besiegt. Diese zweite Perle ward nach der Gefangennehmung Kleopatra's durch die Römer in der Mitte voneinander geschnitten, und die beiden Theile wurden als Schmuck in die Ohren der Venusstatue im Pantheon zu Rom gesetzt. — Kleopatra war aber nicht das einzige Menschenkind, das Perlen trank. Der Schauspieler Aesopus hatte einen Sohn Clodius, der von seinem Vater ein hübsches Erbtheil bekommen hatte; unter Anderem besaß er auch eine recht anständige Perlensammlung. Um nun zu wissen, wie so ein Ding schmecke, machte er es, wie Kleopatra, und trank eine Perle in Essig. Bei dem nächsten großen Gastmahle, das er gab, ließ er vor jeden seiner Gäste eine köstliche Schale mit Essig stellen und warf jedem eine Perle hinein, — sie sollten doch auch den Hochgenuß haben, ein ganzes Vermögen mit einem einzigen Schlucke durch die Gurgel gejagt zu haben. — Das war römisch!

Gefangen!

Bruhin erzählt: Nicht wenig überraschte es mich, als ich einst am Rande eines Weihers spazieren ging, und ein gewöhnlicher Wasserfrosch, der sich bei meiner Annäherung in das sichere Element geflüchtet hatte, alsogleich wieder

aus dem Schlamme an's Ufer sprang und mit allen Anzeichen des Schmerzes und des Schreckens auf mich zugehüpft kam. Das kam mir verdächtig vor. Ich fing den Frosch, und was fand ich da? An den mittleren Zehen beider Vorderfüße hatte sich je eine Kreismuschel fest angeklemmt, so daß ich den Delinquenten nur mit Hülfe eines Messers von dieser unfreiwilligen Beschuhung befreien konnte. Zweifelsohne waren die Muscheln halbgeöffnet in dem Schlamme versteckt, wohin der Frosch sich retirirte, wo er für diese Ruhestörung aber empfindlich gestraft wurde.

Der Feuerzapfen oder die große Feuerscheide.

Man denke sich einen hohlen, lederartigen Schlauch, der ein bis drei Zoll weit und fünfmal so lang als dick ist, senkrecht im Meere schwimmen. Das eine Ende ist geschlossen, das andere offen, und die ganze äußere Fläche ist mit kleinen, gallertartigen Zäpfchen bedeckt, die rundum darauf stehen, eines dicht neben dem anderen. Das sind lauter einzelne Thierchen, festgewachsen an dem gemeinsamen hohlen Stocke; sie haben an ihrem freien Ende einen Mund, d. h. eine Aufnahms-Oeffnung, am entgegengesetzten eine andere, in den Schlauch gehende, welche den Auswurf in die Höhle des Cylinders leitet. Kleine Oeffnungen zwischen den Thieren leiten das Wasser zu den Kiemen derselben. Die ganze Thiercolonie ist schön hellgelb, leuchtet aber bei Nacht mit dem strahlendsten Lichte, daher der Name Feuerzapfen. Das Schauspiel, welches diese Thierchen dem Seefahrer bereiten, ist über alle Beschreibung herrlich und großartig; zum Theil sehen sie in der Dunkelheit aus wie weißglühende Eisenstangen, zum Theil wie rothglühende Kugeln, bei anderen ist das Licht mehr blaugrün, und wie das Schiff segelt, läßt es feurige, leuchtende Strahlen hinter sich. Namentlich im Mittelmeere sind die Feuerscheiden sehr häufig, und oft Nacht um Nacht steuert das Boot seine Bahn durch flüssiges Feuer.

Zehnte Klasse.

Die Strahlthiere.

(Tafel XXIV.).

Die Strahlthiere sind nach ihrem Aussehen sehr verschieden; sie haben alle nur Einen Magen, den Mund in der Mitte und sind frei beweglich, zerfallen aber in drei Ordnungen, von welchen keine der anderen auch nur entfernt ähnlich sieht. Die erste Ordnung sind die **Sternwürmer.** Sie haben einen langen, walzigen, oder gurkenförmigen Körper, an dessen vorderem Ende der von Fühlern umgebene Mund steht, und eine lederartige Körperhülle, in deren Gewebe sich viele kleine Kalkkörperchen finden. Sie leben alle im Meere, halten sich in der Nähe der Küsten auf und entwickeln sich aus einer Larve, die zur länglichen Puppe wird, aus welcher schließlich der Sternwurm oder die Holothurie, auch Seegurke genannt, hervorgeht. Diese Ordnung besteht nicht mehr aus verschiedenen Familien, sondern nur aus einigen Gattungen, der röhrigen Seegurke an den Küsten Norwegens, der Müllerischen bei Celebes und, als besonders wichtig, der eßbaren oder dem Trepang in den australischen Meeren, wo das Thier auf dem Grunde des Meeres von Mollusken und Seegewächsen lebt. Gefangen und getrocknet wird es als nahrhafte Speise wie als Leckerbissen nach China verkauft. Die gemeine Seegurke oder das Seegespenst (Taf. XXIV, Fig. 20) geht nach hinten spitz zu, hat drei Reihen Füßchen, ist schwarz, oder weiß und jedesmal roth punktirt, einen halben Fuß lang und verlängert im Kriechen ihren Körper nach vorn und hinten in eine Spitze. Kommt hauptsächlich im Mittelländischen Meere vor. — Von einigen Naturforschern wird die Haftwalze als besondere Familie unterschieden.

Strahlthiere und Polypen.

Digitized by Google

Die zweite Ordnung heißt **Stachelhäuter.** Der Körper dieser Thiere ist kugelig, scheiben-, oder sternförmig; sie haben ein kalkiges Gerüst, das mit einer weichen Haut überspannt ist, auf deren Oberfläche bewegliche Kalkstacheln sitzen; ihre zahlreichen Füßchen, mittelst deren sie sich ansaugen und fortbewegen, sind walzige, gestielte Saugnäpfchen. Sie schwimmen nicht, sondern kriechen langsam am Grunde des Meeres und pflanzen sich durch Eier fort.

Der Seeigel (Fig. 1), rund, überall mit beweglich eingelenkten Stacheln besetzt. Der gemeine Seeigel findet sich sehr häufig in der Nordsee, der platte Scheibenigel in Ostindien und Amerika, der Blattigel in tropischen Meeren. — Der Seestern legt Eier, aus welchen die Larve kommt, die sich erst in das eigentliche Thier verwandelt; jener lebt im hohen Meere, dieses auf dem Grunde in der Nähe der Küsten. Der gemeine Seestern mit seinen fünf langen Armen ist in allen europäischen Meeren sehr häufig; der Plattstern (Fig. 2) hat weit kürzere Arme, so daß er oft nur ein ausgeschweiftes Fünfeck bildet, röthlich, einen halben Fuß groß, im Mittelmeere; der Buckelstern (Fig. 3) mit gewölbter Oberseite, wird einen Fuß groß; der Schlangenstern (Fig. 4), dessen Arme viermal so lang sind, als die Scheibe in der Mitte, grünlich-braun, findet sich ebenfalls im Mittelmeere; der Medusenstern (Fig. 5) ist merkwürdig durch die Zertheilung der Arme in eine sehr große Zahl von Gliedern, die sich bei manchen Arten in die Tausende beläuft. — Die Haarsterne haben strahlige, gegliederte Arme und sind entweder mit der Mitte ihrer Unterseite, oder durch einen von dieser ausgehenden Stiel auf dem Boden, oder einer Seepflanze festgewachsen. Dieser Stiel enthält den Nahrungskanal, auf ihm sitzt der Kelch und auf diesem der eigentliche Stern, der bei manchen Arten im Alter abfällt und frei im Meere umherschwimmt. Der europäische Schopfstern ist $2\frac{1}{2}$ Zoll groß; das Medusenhaupt (Fig. 6), mehrere Fuß hoch, kommt in Westindien vor, ist aber äußerst selten, so daß sich in allen naturhistorischen Sammlungen bis jetzt nur sieben Exemplare vorfinden.

Die dritte Ordnung endlich enthält die **Quallen** oder **Seenesseln.** Sie haben einen gallertartigen Körper ohne Darmkanal, sind aber in ihrer Gestalt wieder sehr verschieden. Die Rippenquallen sind kugelig, eirund, cylinderisch oder bandförmig und bewegen sich langsam schwimmend durch vier oder acht Reihen von Schwimmblättchen. Die Gürtel- oder Bandqualle, der Venusgürtel, soll die in der Nacht oft blitzartig im

mittelländischen Meere erscheinenden Feuerstreifen bewirken, d. h. leuchtend auf die Oberfläche kommen. — Die Scheiben- oder Schirmquallen haben die meiste Aehnlichkeit mit den Schwämmen des Waldes; viele von ihnen haben einen giftigen Saft und erregen daher Brennen auf der Haut, wenn man sie ungeschickt anfaßt; ja, selbst das Wasser, in welchem man sie längere Zeit hielt, bringt dieses Brennen hervor. Die Wurzelqualle, blaue Qualle oder Meerlunge (Fig. 8) ist in der Nordsee sehr gemein, kann bis zwei Fuß breit und zwanzig Pfund schwer werden. Die violette Knollenqualle (Fig. 7) im Stillen Ocean hat einen glashellen Schirm, violette Arme und scharlachrothe Fühlerfäden. Die Seeleuchte (Fig. 9), durchscheinend röthlich, nur drei Zoll breit, im Mittelmeere, leuchtet nachts sehr stark. Die Winkelqualle (Fig. 14), einen halben Fuß breit, häufig in der Nordsee, ist sehr verschieden gefärbt. Die Rüsselqualle (Fig. 10) hat acht rothe Fangfäden und findet sich im Mittelmeere. — Die Polypenquallen wurden sonst zu den Polypen gezählt, unterscheiden sich aber von diesen durch die langen, fadenförmigen, wimperlosen Fühler mit rauher Oberfläche und durch den Mangel einer besonderen Magenwand. Es sind sämmtlich kleine, pflanzengestaltige Thierchen. Zu ihnen gehört auch der grüne Süßwasserpolyp, der $^1/_8$ Zoll groß werden kann, in Gräben, Teichen, auf Wasserlinsen, Muschelschalen und Schneckenhäusern sitzt und sich mit seinen acht oder zehn Aermchen Wasserflöhe zur Nahrung einfängt. Auch der Becherpolyp und der Glockenpolyp gehören hierher. — Die Röhrenquallen haben keine Fangarme, aber lange Fangfäden mit Saugnäpfen und schwimmen frei im Meere umher. Die Traubenqualle (Fig. 13) im atlantischen Ocean leuchtet nachts wie ein feuriger Büschel. Die quastenförmige Blasenqualle (Fig. 15) hat hochgelbe Schwimmglocken und Fühlfäden und blaue Saugröhren. Die Blätterqualle (Fig. 16), im Mittelmeere, hat viele Aehnlichkeit mit einer Pflanzenknospe. Die rosenförmige Blumenqualle (Fig. 12) ist bläulich, wasserhell und kommt in der Gegend von Gibraltar vor. Die Knorpelqualle (Fig. 11) ist nur einen halben Zoll groß, weiß, hat bläuliche, an der Endhälfte mit drei Reihen langgestielter Saugnäpfe versehene Fangfäden. Die gemeine Segelqualle, zwei Zoll groß, wird von den Matrosen im Mittelmeere gefangen, mit Mehl bestreut, geröstet und gegessen; soll sehr gut schmecken.

Trepangfang.

Schon seit mehr als einem halben Jahrtausend machen die Malayen auf Celebes und anderen ostindischen Inseln regelmäßige Fahrten nach dem Festlande Australien, um Trepang zu fischen. In Makassar sammelt sich alljährlich im Januar eine Flotte von etlichen Hundert Booten, segelt mit dem stets um diese Zeit von Nordwesten wehenden Winde nach Timor, der größten der kleinen Sunda-Inseln, und von da direct nach Süden an die Küste von Marega, wie Neuholland bei den Malayen heißt. Bis zum April ist der Fang beendet, und mit dem nun in die entgegengesetzte Richtung umgeschlagenen Winde kehren die Schiffe nach Makassar zurück, wo bereits die chinesischen Kaufleute ihrer harren, die ganze Ladung ankaufen, nach den Häfen ihres Landes bringen und — unter allen Umständen ein sehr gutes Geschäft dabei machen.

Für die eigentlichen Trepangfischer ist's nicht so lustig; jene Gegend des Meeres wird sehr oft ganz plötzlich von den heftigsten Stürmen heimgesucht, so daß Schiffbrüche keine Seltenheit sind, und im Wasser selbst wimmelt's von Haifischen, in welcher Gesellschaft es auch kein Spaß ist, sechzig Fuß tief hinunter zu tauchen und den Trepang zu holen. Das Thier liegt übrigens nicht immer so tief, sondern auch häufig auf Korallenriffen und auf Sandbänken dicht unter dem Meeresspiegel, und man kann da das träge, gurkengestaltige Geschöpf wochenlang beobachten, ohne irgend eine andere Bewegung an ihm zu sehen, als daß es gelegentlich einmal die in einem Kranze um seinen Mund stehenden Fühler bewegt.

Man unterscheidet dreißig verschiedene Arten dieses Thieres. Von der billigsten Sorte gibt man den chinesischen Pikul, der nach unserem Gewichte etwas über einen Centner ist, für fünf Dollars, so daß also unser Pfund auf etwa zwei Silbergroschen zu stehen käme. Diese Sorte ist ein billiges Nahrungsmittel für die armen Volksklassen in China; die beste Sorte aber, Bangkolungan genannt, wird siebenmal so theuer bezahlt und ist ein kostbarer Leckerbissen, der nur die Tafeln der Reichen ziert. Der Bangkolungan ist über einen Fuß lang, am Rücken braun, unten weiß, und auf jeder Seite mit einer Reihe von Warzen besetzt. Je kleiner eine Art des Thieres ist, desto billiger wird sie meist verkauft, obwohl es auch eine Art, Talipan, gibt, die dunkelroth ist und zwei Fuß lang werden kann, aber doch nicht so theuer bezahlt wird, wie der Bangkolungan.

Sobald man eine entsprechende Zahl von Thieren gefangen hat, werden

diese aufgeschlitzt, ausgeweidet und dann einige Minuten in Seewasser gekocht, wodurch sie ein kautschukähnliches Ansehen bekommen. Dann trocknet man sie an einem gelinden Holzfeuer, oder an der Sonne, wenn man nämlich die dazu nöthigen drei Wochen Zeit hat; die auf die letztere Art getrockneten sollen feiner schmecken und werden theuerer bezahlt.

Der Trepanghandel ist ein überaus lohnendes Geschäft. Daß ein Schiff 100 Pickul mitbringt, ist nicht schwer; manches hat schon mehr als das Doppelte von einer Fahrt mitgebracht; und so kann man den Erlös alljährlich sicher auf 4000 Thaler veranschlagen. Bedenkt man nun, daß die Unkosten dabei sehr gering sind, und das Geschäft in einem Vierteljahre vollständig beendigt ist, auch Alles baar bezahlt wird, so ist es begreiflich, wie man mit dem Trepangfang in zehn Jahren ein reicher Mann werden kann. Nach China gehen alljährlich zehn Tausend Centner dieses Leckerbissens.

Der Seeigel in seinem Elemente.

Oskar Schmidt, der häufig Gelegenheit hatte, den Seeigel im Meere selbst zu beobachten, sagt:

Am lebenden, in seinem Elemente befindlichen Seeigel bemerkt man sehr bald, daß die Stacheln keineswegs bloße Vertheidigungsorgane sind; sie dienen auch als Stützen und als Stelzen und Füße, ja sogar kann er sich derselben als Arme zum Erfassen und Weitergeben von Gegenständen bedienen. Höchst eigenthümliche Organe sind die sogenannten Pedicellarien, welche als kleine, aber mit bloßem Auge erkennbare dreischenkelige Zangen auf beweglichen Stielen zwischen den Stacheln über die ganze Körperfläche verbreitet sind. Man hat angegeben, sie würden zum Ergreifen kleiner Nahrungstheilchen gebraucht und ließen dieselben, von einer Pedicellarie zur anderen gereicht, zum Munde gelangen. Das ist jedoch schon deßhalb nicht möglich, weil sie gerade in der Nähe des Mundes, auf der den Skeletausschnitt bedeckenden Haut sich nicht finden. Nach directer Beobachtung hätten sie für die Reinlichkeit des Körpers überhaupt und besonders der Saugfüßchen-Reihen zu sorgen, indem sie die reichlichen Entleerungen des Thieres entfernen.

Trotz des formidabeln Aussehens und des scharfen Gebisses sind die Seeigel sehr harmlose Thiere. Sie sind ungemein träge und scheinen wesentlich nur von den Seegräsern und Tangen und den daran angesiedelten Thieren sich zu nähren. Ich habe neulich die Gewohnheiten des Stein-

Seeigels beobachtet, welcher im ganzen Mittelmeere gemein ist und auch längs der dalmatinischen Küste sich in unzählbaren Schaaren in der Nähe des Strandes auf Felsengrund aufhält. Sie suchen theils natürliche Vertiefungen des Bodens auf, theils sind sie im Stande, auf noch nicht ergründete Weise sich in dem Gestein kreisrunde Löcher auszuhöhlen, ja dieselben der Art zu erweitern, daß sie aus dem selbstgegrabenen Gefängniß nicht wieder heraus können. Wie sie in diesem Falle mit ihrer großen Gefräßigkeit auskommen, weiß ich nicht. An vielen Stellen ist der Grund von ihnen ganz dunkel. Die meisten der regungslos dasitzenden Thiere tragen einige Muschelfragmente, Steine und dergl. auf dem Rücken, wo sie durch die zunächst befindlichen Saugnäpfchen festgehalten werden. Ich nahm ein Exemplar mit auf mein Zimmer, entfernte seine Bürde vom Rücken und setzte ihn in ein weißes, mit Meerwasser gefülltes Becken. Er fühlte sich offenbar sehr unbehaglich, suchte sich zu verbergen und bedeckte sich alsbald mit Stücken der Lattich-Ulve und Algen, die ich mit in das Becken gethan. In einer Viertelstunde hatte er sich vollkommen eingehüllt und auch die Muschel, die ich ihm abgenommen, wieder auf seinen Rücken gebracht. Entfernte ich ein größeres Stück der Ulve, so setzte er sich in Bewegung, aber nur, um das verlorene Mantelstück zu suchen, wobei er sehr bedacht war, was er sich sonst umgehangen hatte, nicht zu verlieren. Ich nahm ihm nun die Muschelschale, die er als ein so werthes Gut auf dem Rücken trug, und legte sie ihm in den Weg. Daran angekommen, setzte er die Scheiben einiger Saugfäßchen an und stellte die Schale nach einigen vergeblichen Versuchen, da ihm die Stacheln hinderlich waren, auf die Kante. Nun aber, als dies gelungen, benutzte er mit großer Geschicklichkeit die Stacheln und hob mit ihnen und zog mit den sich ablösenden Saugröhren seinen Besitz binnen wenigen Minuten auf den Rücken.

Beim Kriechen werden, wie gesagt, die Stacheln als Stelzen benutzt, die Saugröhrchen zum Ziehen. Sie können natürlich über die Stacheln hervorgestreckt werden, und ein mit vielen Saugröhren vor Anker liegender Seeigel gleicht dem von den Lilliputanern gefesselten und angestrickten Gulliver.

Mein Bootsmann in Lesina, der seit Jahren mich auf meinen dortigen Excursionen begleitet, konnte vom Boote aus die Männchen und die Weibchen des Stein-Seeigels unterscheiden. Die ersteren sind etwas kleiner, dunkler und kugeliger, die Weibchen platter und mehr in's Röthliche violet. Mir wurde die Unterscheidung sehr schwer, mein Gehülfe täuschte sich jedoch nie.

Es scheint mir dies die erste Notiz über die äußere Verschiedenheit der Geschlechter zu sein. Eine andere Behauptung meines Fischers begleitete ich zuerst mit dem ungläubigsten Lächeln. Er sagte nämlich, nie würden von den Männchen die Steine und Muschelfragmente auf den Rücken genommen, und richtig, alle die mir vom Boote aus als Männchen bezeichneten Thiere ohne jene Bürde erwiesen sich als Männchen, während ausnahmslos die zahlreichen Stein- und Muschelträger, welche ich aufbrach, dem anderen Geschlechte angehörten.

Es ist nämlich sehr leicht, während der Fortpflanzungszeit, die vom Frühjahre bis in den Herbst dauert, an den geöffneten Thieren das Geschlecht zu erkennen. Die Weibchen haben fünf schön gelbe, traubenförmige Eierstöcke, und diese gewähren als eine nicht unschmackhafte Speise den einzigen Nutzen, den man den Seeigeln nachrühmen kann. Ich bekam sie zum ersten Male auf einem französischen Dampfer beim Diner vorgesetzt, und ein regelmäßiger Consum scheint sich auch nur auf die französischen Mittelmeer-Küsten zu beschränken. In Marseille allein sollen jährlich 100,000 Dutzend zu Markte gebracht und das Dutzend zu zwanzig bis sechzig Centimes verkauft werden.

Aus dem Leben der Seesterne.

Lassen wir auch hier wieder den viel erfahrenen Oskar Schmidt sprechen: Die Beobachtung lebender Seesterne gewährt mancherlei Interesse. Man lege zuerst den Gefangenen im Wasser auf den Rücken, um alsbald sämmtliche Saugfäßchen in Thätigkeit zu sehen. Es geht ein förmliches Gewoge über sie, nach allen Richtungen werden sie tastend ausgestreckt, und gelingt es einigen, seitlich oder oben mit den Saugnäpfen Halt zu gewinnen, so erachtet sich der Seestern für gerettet aus seiner ihm höchst unbequemen Lage; er weiß mehr und mehr Zugkraft anzubringen, und hat er erst einen Strahl gesichert, so vollzieht er die Wendung des ganzen Körpers ohne Schwierigkeit. Wir lassen ihn nun laufen. Er benimmt sich ganz anders, als der Seeigel, ist viel munterer und kriecht weit schneller. Einer von vier Zoll im Durchmesser legte nach genauer Messung in der Minute drei Zoll zurück. Jeder Str ahl kann dabei vorangehen, und die Thiere sind im Stande, nicht nur Unebenheiten zu überwinden und senkrecht auf- und abwärts zu steigen, sondern sie drücken sich auch durch Engpässe, indem sie zwei Strahlen nach vorn und drei nach hinten aneinander legen. Man erstaunt um so mehr über diese Dehnbarkeit, als bei manchen Arten die Strahlen Einem

unter den Händen aus der Scheibe ausbrechen. Jedem Beobachter wird es sogleich auffallen, daß das Ende der Strahlen eines kriechenden Seesternes, und besonders gerade vorwärts gerichteten, etwas aufgebogen gehalten werden. Dabei werden die Saugfäßchen der gelüfteten Spitzen als Taster ausgestreckt; auf die übrigen wird die Arbeit des Ziehens vertheilt. Auf der Spitze eines jeden Strahles befindet sich aber auch ein Auge, welches man an großen Seesternen als ein feines rothes Pünktchen wahrnimmt. Durch das Mikroskop ist ein Bau dieser Organe sicher gestellt, welcher sie als wirkliche Sinnes- und zwar Gesichtswerkzeuge erscheinen läßt.

Am liebsten machen die Seesterne Jagd auf Schnecken und Muscheln. Sie legen ihre Bauchscheibe mit den Saugfäßchen und dem Munde um die Beute, welche zwar anfänglich Deckel und Schalen fest anziehen und verschließen, allein wohl in Folge des Ausscheidens eines betäubenden Saftes bald in ihrem Widerstande nachlassen, so daß eine Art von häutigem, faltigem Rüssel, welchen der Seestern ausstülpt, in das Weichthiergehäuse eindringt und dessen Inhalt aufsaugt. Man findet nicht selten mehrere Seesterne um eine Muschel geballt, und gar oft bin ich von dem Aerger der Fischer Zeuge gewesen, wenn sie an den über Nacht gelegenen Tiefangeln statt der gehofften Dorsche und Kabeljau die auf der Jagd nach den Ködern sich angehakt habenden Seesterne aufzogen.

Elfte Klasse.

Die Polypen.

Die Polypen waren das Schreckgespenst der alten Seefahrer. Im Meere gab es furchtbare Ungeheuer mit vielen, vielen Armen, die vom Grunde herauf zur Oberfläche reichten, das größte Schiff umschlangen und mit Mann und Maus hinunter zogen in die Tiefe, wahrscheinlich um es zu verschlingen. Solche Ungethüme kamen aber auch manchmal auf den Spiegel des Meeres in die Höhe geschwommen, segelten nach einem großen Schiffe hin und hingen sich an die eine Seite desselben, — es bekam das Uebergewicht, schlug um, — das Wasser drang ein, — es sank und sank, — und Schiff und Mannschaft sah man niemals wieder!

So erzählten die Tyrier und Sidonier, und die mußten es doch wissen, denn sie waren ja die ersten Seefahrer ihrer Zeit. Kein Wunder, wenn sich Niemand hinaus auf das unendliche Meer wagen wollte, das außer Strudeln und Wirbeln und Riffen auch noch Polypen barg, und wenn so die Phönizier über hundert Jahre lang fast allein im Besitz und Genusse des ganzen Seehandels auf dem Mittelmeere blieben!

Die griechischen Naturforscher bezeichneten mit dem Namen Polyp, d. h. Vielfuß, unseren Tintenfisch, von welchem wir die sogenannte „Fischschuppe" und die braune Farbe, Sepia, bekommen. Der Name blieb, und als zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Holländer Leeuwenhoek (Seite 617) mit seinem guten Mikroskope im süßen Wasser kleine Geschöpfe entdeckte, die ebenfalls viele Fangarme hatten, gerade wie der Tintenfisch, nannte er sie „Süßwasser-Polypen" und beschrieb sie 1703 in den philosophischen Abhandlungen der Londoner Gesellschaft. Allein man hielt diese pflanzenähnlichen Wesen für wirkliche Pflanzen, und es kam Niemandem der Einfall, daß es Thiere sein könnten, bis der Genfer Trembley plötzlich mit dieser kühnen Behauptung hervortrat.

Abraham Trembley war im Jahre 1700 in Genf geboren. Seine Eltern, die ihm kein Vermögen hinterlassen konnten, bestimmten ihn zur Theologie, und Abraham ging als folgsamer Sohn auf ihren Wunsch ein, studirte fleißig und trat, da seine Universitätsjahre um waren, als Erzieher in das Haus des Grafen Bentink, des damaligen englischen Gesandten im Haag. Dort entdeckte er auf einem Teiche den kleinen Armpolypen, und zwar auf Wasserpflanzen aller Art sitzend. Mit unendlicher Geduld beobachtete er das „Pflänzlein", bis er endlich dahinter kam, es sei ein Thier. Im Jahre 1744 gab er in Leyden ein Buch heraus, in welchem er seine Entdeckung und seine zahlreichen Beobachtungen beschrieb und dadurch den Blick der Gelehrten auf diese merkwürdigen Geschöpfe lenkte. Und sogleich machten sich die Naturforscher aller Länder an die Arbeit, Trembley's Beobachtungen zu prüfen, seine Versuche zu wiederholen und namentlich die armen Polypen zu zerschneiden, um mit eigenen Augen zu sehen, daß aus jedem Stück wieder ein ganzer Polyp werde.

So waren die Polypen entdeckt und glücklich aus dem Pflanzenreich in das Thierreich avancirt; die Armpolypen aber setzt man heute nicht mehr in die Klasse der Polypen, sondern reihet sie in die zehnte Klasse den Quallen an, da sie fadenförmige, wimperlose Fühler und keine besondere Magenwand haben.

Doch nicht damit genug, — man hatte eine Klasse: Polypen gebildet, fand nach und nach noch gar mancherlei Thiere, welche man nothgedrungen in diese Klasse setzen mußte, obwohl sie gar nicht polypenartig aussahen; — die zuerst entdeckten Thiere mußte man dann wieder ausscheiden, sie gingen und ließen nur ihren Namen den zurückbleibenden, — jetzt erkannte man aber auch, daß hierher noch Naturkörper gerechnet werden müßten, die man (— wie die Polypen für Pflanzen —) tausend Jahre lang für Steine gehalten, —: die Korallen.

Die Korallen waren nach Ansicht der Alten ein pflanzenartig, in Baumgestalt aufwachsender Stein, der aber, so lange er von Meerwasser bedeckt war, butterweich blieb und erst, wenn er an die trockene Luft kam, hart wurde. Irgend eine klare Vorstellung über Korallenbau und Korallenwachsthum hatte man nicht; man kannte aber die rothe Edelkoralle, die von alten Zeiten her ein beliebter Schmuck war, und wußte Grauenhaftes zu erzählen von den gefährlichen Korallenriffen, welche dem Schiffer Tod und Verderben drohten. Aber man hatte im Verlauf der Zeiten auch „Korallenblüthen" entdeckt, niedliche Blümchen, die an den Knoten und hier und da

an den Seiten der Korallenstämme zum Vorscheine kamen. Das waren nun freilich keine Steine, sondern Pflanzen; aber — da trat im Jahre 1723 der französische Arzt Peyssonel auf und behauptete: „Die Korallenblumen sind Thierchen, und der feste Korallenstamm ist nur Kalkmasse, welche sich aus dem Körper dieser Thierchen ausscheidet, wie sich etwa das Schneckenhaus aus dem Kalkstoffe der Schnecke bildet.“ Peyssonel war Schiffsarzt und als solcher lange an der nordafrikanischen Küste stationirt; hier hatte er nicht nur Korallen im Meere beobachtet, sondern sie sogar in Aquarien selbst gezogen. Als er aber seine Entdeckung der Akademie der Wissenschaften in Paris vorlegte, zuckten die gelehrten Herren doch die Achseln und konnten sich eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten. Der berühmte Reaumur hatte es auf Peyssonel's Bitten hin übernommen, in einer Sitzung der Akademie die neue Entdeckung mitzutheilen; da ihn aber am Schlusse des Vortrages seine Collegen fragten, wer denn der Mann sei, der glaube, etwas so Augenscheinliches und Handgreifliches besser zu wissen und die Männer der Naturwissenschaften belehren zu können, hatte Reaumur Zartgefühl genug und sprach: „Ich will lieber seinen Namen gar nicht nennen.“ Er wollte ihn nicht lächerlich machen.

Allein damit war die Sache denn doch nicht abgethan. Peyssonel wußte, wie genau und sorgfältig er untersucht und beobachtet hatte; er setzte auch seine Forschungen unermüdlich fort, und als er neue und schlagende Beweise für die Richtigkeit seiner Ansicht gesammelt hatte, wandte er sich an verschiedene englische Gelehrte, und diese waren weniger festhaltend am Alten, als ihre französischen Collegen, — prüften, beobachteten selbst und fanden, daß hier in der That eine der merkwürdigsten, unerwartetsten und bedeutungsvollsten Entdeckungen vorliege. Und jetzt kamen die Mitglieder der Pariser Akademie zu der Ansicht: „Der Mann hat doch Recht gehabt!“ In England beschäftigten sich jetzt nicht blos die Naturforscher von Profession mit der Korallenbeobachtung, — auch gebildete Ungelehrte arbeiteten fleißig auf diesem neuen Felde; und ein Londoner Kaufmann, John Ellis, gab im Jahre 1755 eine „Naturgeschichte der Korallen“ heraus, die, — mit schönen Kupfern geschmückt —, Alles zusammenfaßte, was bis dahin über das Leben der Korallenthiere und den Bau der Korallenstöcke erforscht worden war, — eine sehr dankenswerthe Arbeit. Noch einige kleinere Werke erschienen von Ellis; 1776 starb er.

Bisher für Pflanzen und bisher für Steine gehaltene Naturkörper finden sich so in der elften Klasse des Thierreiches zusammen; — es kam

noch eine dritte Art von Geschöpfen hinzu: lederartige, schwamm-, cylinder- oder keulen-förmige Körper, die aber durchaus nirgends anders im ganzen Thierreiche einzuordnen waren, und die ohne Zweifel ihrem Leben nach auch zu den Polypen gehören. So entstand dann folgende

Eintheilung der Polypen.

I. Ordnung. Thierkorallen. — Haben Mund und Magen, aber keinen Darm und After, — Leibeshöhle durch viele Scheidewände strahlig getheilt. —

II. Ordnung. Achtstrahlige Polypen. — Mund und Magen, aber kein Darm und After, — Leibeshöhle in acht (oder auch sechs) Scheidewände strahlig getheilt, — Mund mit acht Fühlern umgeben. —

III. Ordnung. Mooskorallen. — Haben Mund und Magen, Darm und After (neben dem Munde), — innerer Bau nicht strahlig, sondern einkammerig.

Thierkorallen.

Zu diesen gehören die Aktinien, See-Rosen, See-Nesseln oder Meer-Nesseln, theils roth, theils grün, theils hellblau, theils bunt gestreift; so bedecken sie mit ihren prachtvollen Farben oft ganze Felsen an den Küsten der europäischen Meere. Manche sind kaum größer, als ein Stecknadelknopf, andere werden einen halben Fuß groß. Eine Art, der Ilyanthus (Tafel XXIV., Fig. 18), wurde bisher nur an der schottischen Küste im Loch Ryan gefunden; er setzt sich mit dem unteren Ende in dem Schlamme fest. Die warzenarmige See-Anemone (Fig. 22) und die braune See-Anemone (Fig. 23) kommen dagegen sehr häufig vor. Die Sieb-Anemone (Fig. 19) und die geringelte Sieb-Anemone (Fig. 21), bläulich mit rothen Ringen, finden sich hauptsächlich in der Nordsee und an der Küste Norwegens.

Alle diese Thiere haben einen weichen, lederartigen Leib, leben einzeln im Meere und können sich mit ihrem einzigen Fuße an jeder beliebigen Fläche festsetzen, anheften. Der Magen ist ein großer Sack, welcher oben in der Mitte offen ist, d. h. den Mund hat; dieser Mund ist mit mehr

als acht hohlen Fangarmen umgeben, welche vorn an der Spitze offen sind und ebenso mit dem Magen durch eine Oeffnung in Verbindung stehen. Diese Fangarme, bei manchen Thieren über hundert, kurz, dick, fleischig, oder lang und schlank, dienen, die Nahrung zu erhaschen und in den Mund zu schieben; im Magen wird sie verdaut, dann stülpt sich dieser Sack um und stößt so das Unverdaute wieder aus. In ihrer Freiheit leben diese Thiere, welche man als Familie Fleischpolypen oder See-Anemonen nennt, von kleinen Seethieren, Krebschen, Müschelchen, auch Fischchen; hält man sie im Aquarium, so lassen sie sich sehr leicht mit Fleisch füttern.

Rund um den Magen ist eine Anzahl von Kammern oder Fächern, welche durch eine Oeffnung an der Magenwand mit diesem in Verbindung stehen. In diesen Fächern liegen die Eiersäcke. Sobald sich nun ein Ei vollständig entwickelt hat, tritt das Junge durch jene Oeffnung in den Magen und wird durch den Mund ausgestoßen. Ist das Thier ungefähr ein Jahr alt, so entwickeln sich Eier, zwei Monate später werden die ersten Jungen ausgestoßen und von da an etwa fünfzig in jedem Jahre. Wie alt aber die Fleischpolypen werden, weiß man noch nicht; in Aquarien hat man sie fünf bis sechs Jahre am Leben gehalten.

Mit ihrem Fuße können sie sich nicht nur festhalten, sondern auch fortbewegen; natürlich machen sie aber keine Schritte, sondern sie rutschen nur langsam weiter, indem sie die vorderen Muskelfasern des Fußes loslassen, strecken, wieder anheften und so mit allen anderen allmählich nachkommen. Auf diese Weise sind sie im Stande, in einer Stunde zwei bis drei Zoll weiter zu kommen. Das ganze Thier besteht aus starken, derben Fasern und hat durchaus nichts Gallertartiges.

Sehr bald hatte man gefunden, daß die See-Anemonen eine außerordentliche Lebenskraft besäßen und ein unglaubliches Reproductions-Vermögen, d. h. die Fähigkeit, verlorene Glieder wieder zu ersetzen. Und nun wurden die überspanntesten Versuche gemacht: Man setzte die armen Thiere in immer kälteres Wasser und ließ sie nach und nach einfrieren, um zu sehen, welchen Kältegrad sie aushalten könnten. Ebenso setzte man sie in Wasser, das am Feuer stand und langsam erhitzt wurde; — bei fünfzig Grad (Reaumur) starben sie. Man warf sie aus eiskaltem Wasser in heißes und — man schnitt und riß ihnen nicht nur ihre Fühlfäden ab, die in wenigen Tagen wieder nachgewachsen und ersetzt waren, nein, man schnitt sie auch mitten von einander. Jedes abgeschnittene Stück ersetzte sich wieder; ja, in vielen Fällen wurde dieses Stück selbst wieder ein vollständiges Thier.

Man schnitt es der Länge nach auseinander, — die Hälften schlossen sich allgemach, und man hatte zwei Thiere. Quer getheilt, bekommt die untere Hälfte schnell wieder Fangarme oder Fühlfäden, die nach einem einzigen Monate so groß und stark sind, wie die alten waren, und das eine Thier ist fertig. Mit der oberen Hälfte geht es nicht so schnell. Die Fangarme erhaschen Muscheln, Krebse, Fische, und schieben sie in den Mund, — allein diese Dinge fallen natürlich alle unten wieder heraus. Schließt sich der Körper unten, wo er abgeschnitten ist, wieder, so lebt das halbe Thier nun als ganzes ruhig weiter; schließt er sich aber nicht, so muß es endlich sterben. Uebrigens kann es ein Jahr lang ohne Nahrung leben.

Es soll auch der merkwürdige und höchst interessante Fall vorgekommen sein, daß die abgeschnittene obere Hälfte einer See-Anemone unten Fangarme bekam, statt sich zu schließen, und daß der Leib in der Mitte sich verengte und endlich schloß, so daß nun ein Doppelthier entstanden war, das zwei Mäuler und zwei Magen, aber gar keinen Fuß hatte, sich also auch nirgends festsetzen konnte. Noch mehr: Eine Aktinie wurde von dem Stein, auf welchem sie saß, abgerissen. Dabei blieb ein Stückchen ihres Fußes an dem Steine hängen, und — dieses Stückchen wuchs und entwickelte sich wieder zu einem ganzen Thiere. Es ist unglaublich, welche Lebensfähigkeit diese Thiere haben! Reaumur, der berühmte französische Gelehrte (— starb 1757 —), welcher außerordentlich viele Beobachtungen mit diesen Thieren anstellte, sagt: „Man kann sie vermehren, indem man sie wie Fleisch hackt (!); man kann zwei, drei neue Thiere, ja selbst zehn bis vierzig machen, je nachdem man eines in so viele Stücke zerschneidet." Er knüpft auch die Betrachtung an: „Ob wir daraus auch Aufklärungen über das eigentliche Leben erhalten, ist noch abzuwarten. Ein inneres Gefühl und selbst eine Art Gerechtigkeitsliebe sagt uns, daß man den Thieren eine Seele nicht abstreiten kann; wenige Philosophen wagen es, sie für bloße Maschinen zu erklären. Aber gibt es zerschneidbare Seelen? Was für Arten von Seelen müßten die sein, welche sich, wie der Leib, in Stücke zerschneiden ließen und sich wieder herstellen könnten? Und wenn die Seele der Thiere ihren Sitz im Kopfe hat, sollen wir uns denken, daß jeder Splitter vom Leibe nicht nur den Keim zu einem Kopfe, sondern auch zu einer Seele in sich habe?"

Nicht nur, daß die See-Anemonen ein so zähes Leben haben, sie vermehren sich auch unglaublich stark. Ueber hundert Eierstöcke mit Tausenden von Eiern hat man in einzelnen gefunden. Acht bis zwölf

Junge werden oft zugleich geboren, d. h. von dem Munde ausgestoßen. Wahrscheinlich werden sie auch in ungeheueren Massen von anderen Seethieren aufgezehrt. In Italien und dem südlichen Frankreich werden sie auch von den Menschen gebraten und gegessen; auch die alten Römer kannten sie und aßen sie schon. Der berühmte römische Feinschmecker Apicius berichtet uns, daß sie am besten im Monat September schmeckten und zwar, wenn man sie wie Eier siede. — Im Sommer sind sie weich und schmecken schlechter; im Winter aber sind sie fester, derber, werden in Massen gesucht und sollen gut schmecken.

Sie sollen, wie Laubfrösche in einem Glase gehalten, auch sehr gute Wetterpropheten sein. Sind sie geschlossen und zusammengezogen, so gibt's Sturm; verlängert sich der Leib und breiten sich die Fangarme aus, so gibt's klares, beständiges Wetter; sind sie unruhig, schließen und öffnen sie sich abwechselnd, so deutet das auf Wind und unbeständiges Wetter. So bieten diese Thiere nach verschiedenen Richtungen hin den reichsten Stoff zu interessanten und fesselnden Beobachtungen.

Die zweite Familie der Thierkorallen sind die Stern- oder Steinkorallen; sie haben einen äußeren Korallenstock und ein sternförmiges Ansehen. Dahin gehören unter anderen die Becherkorallen, also z. B. die Kelchkoralle (Tafel XXIII, Fig. 25) und die Augenkoralle (Fig. 30), beide sehr häufig im Mittelmeere, aber nur einige Zoll hoch. Die Nelkenkorallen (Fig. 26), von welchen es mehr als dreißig Arten gibt, leben meist in den amerikanischen Meeren, werden drei Zoll bis einen Fuß hoch. Die Sonnenkorallen (Fig. 28) mit ihren fünf- und sechs-eckigen Sternen kommen in den heißen Meeren ebenfalls in sehr vielen Arten vor, sind auch nur einige Zoll groß. Desgleichen die Schüsselkoralle (Fig. 29). Die Pfauenkoralle (Fig. 34) wird einen Fuß hoch, hat dicke, abgerundete, blattartige Lappen und bildet gewisser Maßen Büschel oder Stauden, die eine entfernte Aehnlichkeit mit Kohlköpfen oder recht offenen Salatstauden haben.

Auch der Pilzstern (Fig. 17) gehört hierher. Es gibt etwa zwölf Arten desselben; der gemeine findet sich im Meerbusen von Bengalen, im persischen und rothen Meere, sitzt fest auf Felsen, ist weißlich mit grünlichem Munde und wird sechs bis sieben Zoll im Durchmesser.

Die Korallenthierchen oder Polypen sind weich, gallertartig, winzig

Digitized by Google

klein, höchstens einen Viertelzoll lang, walzenförmig, haben einen Mund, der mit Fühlern umgeben ist, mittelst welcher sie ihre Nahrung erbeuten. Diese Fühler sind, wie bei den See-Anemonen, eigentlich Schläuche, welche mit dem Magen in Verbindung stehen und an beiden Enden offen sind. Die Vermehrung der Korallenthierchen geschieht entweder durch Knospung, indem sich aus warzenförmigen Auswüchsen neue Thiere entwickeln, oder durch Selbsttheilung; in beiden Fällen aber bleibt das neue Thier mit dem alten in Verbindung, und die Nahrung, welche das Eine zu sich nimmt, kommt der ganzen Familie, die sich nach und nach auf Tausende von Individuen vermehren kann, zu Gute. Von der oben genannten Sonnenkoralle will man berechnet haben, daß sie in einem Stücke, das ungefähr einen Quadratfuß deckt, zehntausend Thierchen umfaßt, von der weiter unten genannten Löcherkoralle aber, daß ein eben so großes Stück über vierhunderttausend Thierchen vereinigt.

Nun sondert aber jedes dieser Thierchen eine feste kalkartige Masse ab, die es von außen umschließt und je nach der Form der Polypenfamilie einen eigenartig gestalteten steinartigen Körper bildet. Diese Steingehäuse in Strauch-, Baum- oder Moos-Form kannte man vor alten Zeiten, aber erst vor einhundertundfünfzig Jahren erklärte Peyssonel: „Diese Korallenstöcke sind Nebensache; sie sind nur das Haus, in welchem ein Thier wohnt, und darum gehören die Korallen zu den Thieren, obwohl der Stock selbst freilich nur Kalk ist."

Zur Unterscheidung nennen wir die Thierchen: Polypen, ihr Haus aber: Koralle; und da jene zu klein sind, um leicht beobachtet werden zu können, und auch sterben, sobald sie aus dem Meere kommen, macht man die Eintheilung der Arten nach dem Gehäuse, wie wir es bei Muscheln und Schnecken ja auch thun.

Man hat lange gestritten, ob die Bewohner eines Korallenstockes nur Ein Thier, oder viele Thiere sind. Anfangs neigten die meisten Gelehrten der ersteren Ansicht zu, denn sie meinten, der Polyp knospet und sproßt, wie die Pflanze, und hat gemeinsame Ernährung; heutigen Tages aber betrachtet man die Sache anders und nimmt jedes Zweiglein für ein eigenes Thier, weil es sich von dem Stocke abtrennen läßt, ohne daß derselbe dadurch irgend beeinträchtigt wird, und weil es nach der Trennung selbstständig fortlebt und sich durch weitere Sprossung vermehrt. So sterben auch die älteren Polypen nach und nach ab, vertrocknen, und die übrigen bleiben davon ganz unberührt. Jedes Kränzchen der haar

seinen Fangarme hat einen Mund in seiner Mitte und ein eigenes Thier hinter sich.

Die dritte Familie der Thierkorallen enthält die **Madreporen** oder **Maschenkorallen** und die **Milleporen** oder **Treppenkorallen.** Zu den Madreporen gehört die Eberrauten-Koralle (Tafel XXIV Fig. 33), welche in Ostindien sehr häufig ist und ein gar schönes Pflänzchen zu sein scheint. Die Löcherkoralle (Fig. 37) findet sich in allen großen, offenen Meeren und ist besonders im bengalischen Meerbusen so häufig, daß sie, zermalmt, zu Mörtel benutzt, und daß aus ihr allein fast aller Kalk gebrannt wird, ist also ein wichtiges Baumaterial. Eine Millepore ist Fig. 32.

Die Madreporen und Milleporen sind diejenigen Korallen, welche die großen Riffe und ganze Insel-Ueberzüge bilden; von den Löcherkorallen hat man Stöcke von zehn Fuß Dicke und zwanzig Fuß Höhe gesehen. Im rothen Meere sind die Korallen überaus häufig und machen dieses Meer sehr gefährlich. Außerdem finden sie sich im tropischen Theile des stillen Oceans massenhaft, und dort ist es auch, wo sie Inseln bilden. Häufig bauen sie auf Untiefen, oft mehrere Klafter hoch, kommen so der Oberfläche des Meeres immer näher und werden den Schiffern überaus gefährlich. Das ist aber ein Aberglaube, daß sie über den Spiegel des Meeres hinaus bauten, wie mächtige Baumstämme, oder gar wie blätterlose Wälder aus den Fluthen hervor träten; der Polyp kann ja nur im Wasser leben, stirbt sehr bald an der trockenen Luft und kann deßhalb auch nie aus dem Wasser herausbauen; ja, er baut nicht einmal bis an die Oberfläche, weil ihm da das Wasser zu unruhig ist, und er immer eine bestimmte Tiefe aussucht. Allein an solchen dem Meeresspiegel nahe gekommenen Korallenbänken bleiben Pflanzen, Sand, Schlamm, Treibholz u. dgl. hängen, die Zwischenräume werden ausgefüllt, und durch immer neue Ablagerungen treten die Erhöhungen endlich als Inseln aus dem Wasser hervor. Bei solchen Koralleninseln besteht nur der mittlere Theil wirklich aus Korallen, der untere ist eine Erhöhung des Meeresbodens, der obere ist Anschwemmung. Kommt es aber irgendwo vor, daß Korallen aus dem Wasser heraussehen, so ist das nur durch Hebung des Meeresbodens, oder durch Senkung des Wassers möglich.

Ziehen sich solche, natürlich immer sehr flache, Koralleninseln mit kleinen Zwischenräumen von einer Insel aus in's Meer, oder an der Küste

her, so nennt man sie Küstenriffe oder Strandriffe; bilden sie eine krumme, in sich selbst zurücklaufende Linie, die also einen See (eine Lagune) einschließt, so ist das ein Atoll oder Lagunenriff; und tritt in der Mitte der Lagune ebenfalls noch eine Insel hervor (, welche aber nicht eine Koralleninsel zu sein braucht, sondern auch eine Felseninsel sein kann), so entsteht ein Dammriff oder Kanalriff, wie ein solches Tafel XXIV dargestellt ist. Die Inseln, welche das Atoll bilden, sind nur die höchsten, über den Wasserspiegel hervorragenden Punkte eines Dammes, welcher die Lagune einschließt, und wenn sich zwischen den einzelnen Inseln (Riffen) hindurch mit großen Schiffen fahren ließe, wäre ein solches Atoll der prächtigste Hafen im offenen Meere, den man sich nur denken könnte.

Achtstrahlige Polypen.

Dahin gehören die beiden Familien Rindenkorallen und Korkpolypen.

Die Rindenkorallen haben keinen äußeren Korallenstock; sie sondern eine hornartige Masse nach innen ab. Diese steht genau in der Mitte, wird die Achse genannt und ist von einer dünnen Kalkschicht umgeben, in deren Poren die Polypen sitzen. Der Stock selbst läßt sich treffend mit Fischbein vergleichen. Eine solche ist (Taf. XXIV, Fig. 27) die Schuppenkoralle, welche häufig im Mittelmeere vorkommt, und die rothe Edelkoralle (Fig. 31), die Korallenart, an welche wohl die meisten zuerst denken, wenn von Korallen die Rede ist.

Sie lebt im mittelländischen Meere, namentlich an der nordafrikanischen Küste, kommt aber auch bei Unteritalien, im adriatischen Meere und an den Balearen vor; wächst auf Felsen, auf anderen Korallen, auf irgend einem festen Gegenstande und ist ein sehr gesuchter und geschätzter Handelsartikel. Viele Hunderte von Barken gehen alljährlich auf die Korallenfischerei aus; für manche Orte ist sie ein Haupterwerbszweig, wie z. B. für Torre del Greco am Fuße des Vesuvs. An der Unterseite eines Balkens befestigt man von einem Ende bis zum andern weitmaschige Netze oder drahtgeflochtene Körbe, hängt eine Kanonenkugel an die Mitte des Balkens, läßt diesen so in das Meer hinab, zieht ihn hin und her, daß die Korallen dadurch in die Maschen verwickelt werden, abbrechen, — und nach einiger Zeit windet man den Balken wieder herauf. Man nimmt auch zwei über

das Kreuz aneinander befestigte Balken, im Uebrigen ganz mit derselben Vorrichtung, und läßt sie hinab. In der Regel räumen die Fischer, wenn sie einen ausgiebigen Platz gefunden haben, so gründlich auf, daß sie in den nächsten zehn Jahren nicht nöthig haben, wieder dahin zu kommen; das Wachsthum der Korallen beträgt in zehn Jahren etwa vier Zoll.

Die meisten Korallenfischer sind Italiener, vier bis zwölf Mann auf einer Barke, je nachdem das Netz leichter, oder schwerer zu handhaben ist. Den Sommer über sind diese Leute in ihrem Berufe von der Heimath entfernt, erst im September kehren sie heim. Für ein Kilo (also zwei Pfund) Korallen der schlechtesten Sorte in kleinen Stücken, zerbröckelt, von Würmern durchbohrt, von schmutziger Farbe erhalten sie etwa fünf Franken. Von da an steigt der Preis. Gute Waare wird mit sechzig Franken (28 Gulden oder 16 Thaler) das Kilo bezahlt. Von Bedeutung ist, wie dick die Stücke sind, und welche Farbe sie haben. Die geschätzteste ist ein helles Rosenroth, das im Handel mit dem Namen Engelshaut (peau d'ange) bezeichnet wird. Ein Kilo schöner, dicker Stücke Engelshaut wird mit 420 bis 480 Franken bezahlt, das Pfund also mit 96 bis 112 Gulden, oder 56 bis 64 Thaler.

Die Edelkoralle wird hauptsächlich zu Perlen verwendet. Man schneidet die Aeste in Stücke, taucht sie in Wasser, mischt sie in einem Sacke mit nassem, gemalenem Bimsstein und knetet und walzt sie darin hin und her. Dadurch verlieren sie sehr bald ihre Ecken. Dann werden sie unter eine Bürste gethan und auf einem Steine sehr schnell abgeschliffen; in einem Augenblicke sind sie schön rund. Der Hauptmarkt für diese Perlen ist Indien und Japan, wo man namentlich gerne jedem Todten eine Korallenkette umhängt. Die länglichrunden Perlen heißen Oliveten. Nach der Türkey gehen sehr viele Korallen-Knöpfe.

Die Edelkoralle wird auch zu Stocknöpfen, Messerheften (allerdings sehr theueren und fast nur im Orient gesehenen), zu Armbändern, Gemmen u. dgl. verarbeitet. In Paris und Marseille sind große, in Neapel, Livorno und Genua die größten Korallenfabriken.

In vergangenen Zeiten wurde die Edelkoralle unter dem Namen Blutkoralle auch in der Apotheke verwandt; man machte daraus Koralentinktur, Korallensalz und Korallensyrup, gerade wie man die schon erwähnte Augenkoralle unter dem Titel Corallia alba (weiße Koralle) auch als Pulver in der Heilkunde verwendete. Darüber ist man nun heute hinaus; aber es hängt doch noch ein erkleckliches Stück Aber-

glaube an der rothen Koralle, und manche Mutter läßt sich's noch ihr sauer verdientes Geld kosten, dem Kinde ihres Herzens ein Korallenkettchen zu kaufen, denn — „es zieht doch vielen Krankheitsstoff weg".

Unechte Korallenperlen macht man aus Knochen, Horn und auch aus einem Gemische von Gyps, Zinnober und arabischem Gummi. Schwarze Korallen sind auch Edelkorallen, die aber lange in Sumpf begraben waren und dadurch ihre rothe Farbe verloren haben.

Zu den Rindenkorallen gehört ferner die Isiskoralle (Taf. XXIV, Fig. 36), welche in den indischen Meeren sehr häufig vorkommt, gräulich weiß und außerordentlich zart ist, einige Fuß hoch und in Indien als Mittel gegen Vergiftung gar sehr geschätzt wird.

Weiter gehört hierher die Seefeder (Fig. 24). Sie ist blutroth, hat viele Aehnlichkeit mit einer Schwungfeder mit Kiel und Fahne, ist spannenlang, und wenn sie nur etliche Fuß unter der Oberfläche des Wassers ist, glänzt sie selbst am Tage, als sei sie mit lauter Sternchen umgeben; nachts leuchtet sie, wie Phosphor. Mit ihrem biegsamen Stiele steckt sie im Schlamme und findet sich sehr häufig im Mittelmeere.

Eine der bekanntesten Rindenkorallen ist der Venusfächer, — flach, fächerförmig von Gestalt, netzartig nach ihrem Bau, gelblich, röthlich, einen bis zwei Fuß breit und bis zu sechs Fuß hoch; wird in Ostindien von den Damen als Fächer gebraucht und dient auch, das Feuer anzufachen. Der Kern ist schwarz und biegsam, gerade wie Fischbein. Dieser Kern wird zuweilen in Perlenform gebracht und als schwarze Koralle verkauft.

Die Familie der Korkpolypen hatten gar keinen Polypenstock, weder einen inneren, noch einen äußeren, aber die Haut ist voll von unzähligen kleinen Kalknadeln, die sich bei der Orgelkoralle (oder Pfeifenkoralle) zu äußeren Kalkröhren vereinigen, aber durchaus nichts Baum- oder überhaupt Pflanzenartiges haben. Diese Röhrchen sind bei der rothen Orgelkoralle, der schönsten und gemeinsten, roth, etwa eine Linie weit, meist nur sechs Zoll lang, stehen sehr dicht neben einander und sind durch Querwände verbunden, oder gleichsam in verschiedene Stockwerke getrennt, wie wenn sie in Lochbretern ständen. Uebrigens kommen im rothen Meere und im indischen Ocean, wo diese Thiere besonders häufig sind, nicht nur schuhhohe Stücke vor, sondern sogar solche, die einen halben Centner schwer sind. Die Malaien zerreiben die leicht zerbrechlichen Röhr-

chen und gebrauchen das Pulver als Arzneimittel; auf den Gewürzinseln hängt man Stückchen der rothen Orgelkoralle an die Obstbäume, weil man die Ueberzeugung hat, daß jeder Dieb, der einen solchen Baum anrührt, sofort einen feuerrothen Ausschlag in's Gesicht bekommt, also verrathen ist.

In der Röhre steckt der hellgrüne Polyp mit seinen acht gezackten Fangarmen, die er wie Strahlen ausbreiten, oder auch fest zusammenlegen kann. Dies Letztere thut er, wenn er sich in die Röhre zurückzieht. Sämmtliche cylinderförmige Polypen sind unten an der Basis durch eine dicke, starke Haut miteinander verbunden.

An der Insel Timor finden sich ganze Bänke dieser Korallen, nur einige Zoll unter der Oberfläche des Meeres, und wenn der Wind das Wasser wegweht, oder die Ebbe eintritt, ist es ein prachtvoller Anblick, — die rothen Röhrchen, aus welchen grasgrüne, wie aus Sammt geschnittene, achtblätterige, feine Blümchen herauszublicken scheinen.

Mooskorallen.

Die Mooskorallen haben ein pflanzenartiges Ansehen, sind häutige, hornige Zellen kleiner Polypen, wachsen oft (wie Moos) auf anderen Körpern, bedecken, überziehen Steine, Holz, Muscheln u. dgl. und finden sich — mit Ausnahme der ersten Familie, Federbusch-Polypen, — nur im Meere.

Diese Federbusch-Polypen, welche nur einen Viertelzoll lang sind, kann man sehr häufig an der Unterseite der Blätter der Seerose und der Wasserlinse sehen; die Fühlfäden sind verhältnißmäßig groß, bilden eine Art Trichter, und das Thier bekommt dadurch das Ansehen eines Federbusches, wie dergleichen noch bis vor dreißig Jahren die Soldaten auf ihren Hüten trugen.

Trembley erzählt über die glockenförmigen Federbusch-Polypen aus seinen reichen Beobachtungen Folgendes: „Sie stehen gewöhnlich als kleine, einen Zoll lange Bäumchen in einem ordentlichen Strauche beisammen und sehen aus wie ein Blumenstrauß. Ihr Leib ist gegen eine Linie lang und ebenso ihr Federbusch. Dieser besteht aus etwa sechzig Fäden, welche senkrecht auf einer sohligen, hufeisenförmigen Haut stehen, in deren Mitte sich der kleine Mund öffnet. Die Fäden stehen gewöhnlich aufrecht, etwas nach Außen gerichtet und umgebogen, so daß sie zusammen

einen Trichter bilden, der jedoch an der einen Seite eingedrückt ist. Sie fressen kleine Infusorien, welche durch einen Wirbel, den die Fäden hervorbringen, in den Trichter gegen den Mund getrieben werden; dabei schnellt jeden Augenblick einer oder der andere geger die Mitte, wodurch die Speise nach dem Munde geschlagen wird, welcher sie ergreift und durch die Speiseröhre in den weiten Magen treibt, worin sie sichtbar hin und hergeworfen wird. Aus dem Magen läuft ein dünner Darm nach vorn und öffnet sich neben dem Munde hinter dem Federbusche. — Kommt Etwas in den Trichter, das nicht für sie taugt, so öffnen sie denselben, indem sie die Fühlfäden nach Außen schlagen und es auf diese Art entfernen. — Gewöhnlich ist eine Menge dieser Thiere wie Zweige miteinander verwachsen. Manchmal kommen mehrere aus einer Zelle, jedoch aus verschiedenen Löchern; es sind Junge, welche aus einem Aelteren sprossen. Zuerst entsteht auf der Oberfläche der Zelle ein kleiner Höcker, der sich allmählich als weiches Thier verlängert, welches schon nach einigen Tagen fressen kann. Ist viel Nahrung vorhanden, so sprossen sie in großer Menge, und man sieht bisweilen hundert an einem Strauße, der sich später in zwei bis drei Sträuße trennt, welche aber acht Tage brauchen, ehe sie einen halben Zoll weit von einander kommen." —

Die zweite Familie begreift die Flustren, Seerinden- oder Rindenpolypen, papierartige, lappige Pflanzengestalten, flach, breit, ganz voll feiner Stiche, aus welchen die Polypen mit ihren Fühlfäden hervorsehen. Die gemeinste Flustra, die blattförmige, oder die Blätterrinde (Taf. XXIV, Fig. 39) ist weich, biegsam, findet sich in allen europäischen Meeren, besonders häufig in der Nordsee, wo sie auf Steinen und Muscheln festgewachsen ist. Sie wird massenweise von der Fluth an's Land geworfen und dient, getrocknet, zum Verpacken.

Die dritte und letzte Familie endlich umfaßt die Röhrchen-Polypen. Hierher rechnen wir zuerst die Sertularien (Fig. 35), welche in der That sehr viele Aehnlichkeit mit Pflanzen haben. Sie finden sich in der Nordsee und sehen von ferne aus wie Gras; mit ihrem Stamm klammern sie sich wurzelartig an Felsen, Muscheln, Steine, oder an irgend eine Unebenheit an. Durch Stürme werden sie oft losgerissen, an's Ufer

getrieben und liegen dann wie ein Bündel trockner Gräser im Sande. Daß sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch zu den Pflanzen gerechnet wurden und sich in alten botanischen Werken noch als zum Pflanzenreiche gehörig verzeichnet finden, ist gar nicht zu verwundern.

Viel Aehnlichkeit mit ihnen haben die Cellarien (Fig. 38) mit ihren elfenbeinglänzenden Aesten; nur haben sie keine Stacheln, während die Sertularien lange, fransenartige Stacheln um den Mund haben. Feine, kleine Cellarien sehen fast aus wie ein Büschel weißer Haare. Werden sie vom Orkan zerrissen, so wächst der Stumpf wieder nach; oft bleibt Nichts übrig, als die festsitzende Wurzel, d. h. der krumme, gebogene Theil des Stammes; aber gerade wie bei der Pflanze treibt diese wieder einen neuen Stamm mit Aesten und Zweigen und wächst in jedem Monat etliche Zoll.

Zwölfte Klasse.

Die Infusorien.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts machten die Holländer, Zacharias Janson und sein Sohn Hans, in Middelburg die Erfindung des zusammengesetzten Mikroskopes und überreichten im Jahre 1616 ein solches dem Erzherzoge Albrecht von Oesterreich. Zwei Jahre später machte Franz Montana in Neapel dieselbe Erfindung, und 1621 trat Cornelius van Drebbel, ein in London lebender Holländer, der sich durch seine Kunststücke aus der natürlichen Magie und Zauberkunst Namen und Ruf erworben hatte, mit einer Verbesserung des Mikroskopes auf.

Mit fast überstürzendem Eifer warf sich nun die gelehrte Welt auf mikroskopische Untersuchungen, und viel des Wahren und Falschen, des Richtigen, und Irrthümlichen wurde zu Tage gefördert und als neueste Entdeckung in die Welt geschickt. Einer der unermüdlichsten Forscher war Anton Leeuwenhoek, geboren 1632 zu Delft und eigentlich von seimen Eltern dem Handelsstande bestimmt. Allein schon sehr früh war in ihm eine Neigung zu physikalischen Experimenten erwacht, und alles Zureden von Seiten des Vaters half nicht, — Anton widmete sich ganz und gar der Physik. Und er hat nicht vergebens gestrebt und geforscht; als er, der einundneunzigjährige Greis, 1723 in Delft starb, konnte er mit Befriedigung auf eine große Zahl von Entdeckungen zurückblicken, die er gemacht, die er sein eigen nennen durfte.

Es war nun im Jahre 1685, da hatte er einen Tropfen Regenwassers unter das Mikroskop gebracht, und — Wunder über Wunder! — der ganze Tropfen lebte! In dem klaren Wasser wimmelte es von Thierchen! Er wiederholte den Versuch, — immer derselbe Erfolg! Und je schärfer das Mikroskop, desto größer die Zahl der winzig kleinen Bestien, von welchen natürlich nicht eine einzige mit bloßem Auge zu erkennen war. Nach einiger Zeit versuchte er, ob sich nicht durch Hülfe des Mikroskopes die beißende

Eigenschaft des Pfeffers entdecken lasse. Er übergoß fein zerriebenen Pfeffer mit Wasser, ließ ihn eine Zeitlang stehen und betrachtete ihn dann durch das Mikroskop, — aber was er suchte, war nicht zu finden. Am andern Tage dachte er: „Nun hat der Pfeffer vierundzwanzig Stunden gestanden, vielleicht ist jetzt die Beizkraft herausgezogen; ich will doch noch einmal nachsehen.“ Allein das Wasser war verdunstet. Er goß neues auf, ließ es wieder eine Zeitlang stehen und brachte die Pfefferbrühe unter sein Glas. Aber was war das?! Von Beizkraft war Nichts zu sehen, wohl aber wimmelte es wieder von unzähligen Thierchen, wie dort im Tropfen Regenwasser.

Leeuwenhoek stellte noch Hunderte von Versuchen an und kam endlich zu folgendem Resultate: Die ganze Schöpfung lebt; die Atome, aus welchen Alles besteht, sind lebende Wesen und können zur Anschauung im Mikroskop gebracht werden, wenn man irgend einen Körper so behandelt (also z. B. auflöst), daß sich solche einzelne Atome vom Ganzen trennen. Er nannte diese lebenden Atome animacula, d. h. Thierchen, und suchte und fand sie überall, und nach ihm fanden und erkannten tausend Gelehrte und Ungelehrte diese lebendigen Grundbestandtheile der Welt.

Mit der Zeit änderte sich jedoch die Ansicht über diese „Thierchen“, denn man mochte feste Körper zu noch so feinem Staube zerreiben, nie zeigten sich animacula unter dem Mikroskope; diese kamen erst zum Vorscheine, wenn Wasser hinzutrat. Also, schloß man, werden sie von diesem erst erzeugt. Hatte sich nun bisher schon Jeder, der sich ein — wenn auch noch so schlechtes — Mikroskop anschaffen konnte, mit Leidenschaft darauf geworfen, die lebendigen Urbestandtheile zu sehen, aus welchen der Erdball, das Wasser, der Stein, das Holz und die Frucht, der Regenwurm und der Löwe wie nicht minder der Mensch selbst zusammengesetzt ist; so steigerte sich diese Leidenschaft jetzt zur Lächerlichkeit. Anschauen und Schaffen, das ist Zweierlei! Die Atome der Welt betrachten, ist etwas sehr Schönes, aber selbstständig Thiere erzeugen, das ist erhaben! Jeder Besitzer eines Mikroskopes fühlte so ein Stücklein Schöpferkraft in sich, — konnte er doch zu jeder Stunde nach freiem Willen und eigenem Entschlusse Thiere schaffen, — zwar noch ganz kleine, aber es waren doch immer Thiere, und der glückliche Mikroskop-Besitzer war ihr Schöpfer.

Und welche Versuche wurden angestellt! Wenn ich rohes Fleisch mit Quellwasser übergieße und sich verbinden lasse, so müssen doch andere Thiere entstehen, als wenn ich Regenwasser, oder Thau, oder Seewasser, oder

menschliche Thränen dazu nehme. Staub von der Landstraße mit Katzenblut gemischt, muß andere Thiere geben, als Menschenhaut in Essig, oder als gelbe Rüben in Oel, oder Sägspäne in Milch! Das ist doch ganz natürlich! Der Beobachtungen, welche angestellt wurden an allen nur erdenkbaren Verbindungen, war eine Legion, und die kostbarsten Werke erschienen mit den prachtvollsten Abbildungen. Zum Beispiel:

Micrographia nova
oder
neucurieuse Beschreibung
verschiedener kleiner Körper,
welche vermittelst eines absonderlichen,
von dem Authore erfundenen
Vergrößer-Glases
verwunderlich groß
vorgestellet werden,
samt
beigefügten deroselben Abbildungen,
in vierzehn Kupfertafeln bestehend,
so nützlich als ergötzlich ans Licht gegeben
von
Sr. Kaiserlich Königlichen Majestät
Ingenieur,
Griendel von Ach.

Etwa achtzig Jahre nach Entdeckung der mikroskopischen Thierchen trat ein gewisser Ledermüller auf und sagte: „Diese Geschöpfe sind also doch gar nicht die belebten Atome der Welt, sondern durch Aufguß oder Infusion neu erzeugte Wesen; nennen wir sie darum auch Aufgußthierchen oder Infusorien.“

Dieser Martin Froben Ledermüller hatte ein vielbewegtes Leben. 1719 zu Nürnberg geboren, wurde er von seinem Vater zum Kaufmanne bestimmt, hatte aber so wenig Lust dazu, als Leeuwenhoek. Zwar mußte er des Vaters Willen gehorchen, allein als der Zwang aufhörte, nahm er von der Handelsschaft Abschied; als zwanzigjähriger junger Mann verließ er (1739) die Schreibstube und ging auf die Universität Jena, um da die Rechte zu studiren. Mit Eifer lag er seinen Studien ob, da brach schon im folgenden Jahre der erste schlesische Krieg zwischen Maria Theresia und dem Könige von Preußen aus, und Ledermüller ging als Unteroffizier in kaiserliche

Dienste. Im zweiten schlesischen Kriege, beginnend mit dem Jahre 1744 diente er in der französischen Armee, und als endlich Friede geworden, war er doch für die Universität schon etwas zu alt; er gab also das Studiren auf und verdingte sich nacheinander zu verschiedenen hochgestellten Herren als Haus- oder Privat-Sekretär, bis er 1749 eine Anstellung als städtischer Beamter in seiner Vaterstadt Nürnberg erhielt. Sieben Jahre später wurde er ebendaselbst Procurator am Stadtgerichte, und jetzt hatte er Muße vollauf, seiner Lieblingsneigung, der Erforschung mikroskopischer Thierchen, nachzugehen, und man muß ihm nachreden, daß seine Beobachtungen sehr sorgfältig waren, und er leistete, was mit den Instrumenten damaliger Zeit nur irgend zu leisten möglich war. Leider verlor der eifrige Forscher schon im Jahre 1759 das Gehör und damit auch seine Stelle. Zwar hatte er jetzt noch mehr freie Zeit, als bisher; aber es fehlte ihm die Freudigkeit, da er keinen Beruf und auch nicht genügende Existenz-Mittel hatte. Glücklicher Weise kam das Gehör von selbst wieder, und Ledermüller ward schon 1760 Justizrath in Erlangen. — Im folgenden Jahre erhielt er in Folge seiner naturhistorischen Bestrebungen einen Ruf nach Bayreuth als Assistent an das dortige Naturalienkabinet, und es versteht sich von selbst, daß er mit Freuden diesem Rufe folgte Noch in demselben Jahre erschien sein Hauptwerk:

Mikroskopische
Gemüths- und Augen-Ergötzung
bestehend in
einhundert nach der Natur gezeichneten
und
mit Farben erleuchteten
Kupfertafeln
mit Erklärungen.
Nürnberg 1761.

Es erschienen noch mehrere sehr interessante Schriften über Einzelbeobachtungen von ihm, und man hätte meinen sollen, der Mann müsse jetzt ganz glückselig sein; — aber er wurde schwermüthig, mußte seines Dienstes entlassen und pensionirt werden und starb lebenssatt schon 1769 in seiner Vaterstadt Nürnberg, erst funfzig Jahre alt.

Von diesem Ledermüller stammen also die Namen Aufgußthierchen und Infusorien, und es galt als feststehend und ausgemachte Sache, daß die Thiere durch die Aufgüsse vollständig neu erzeugt wurden, ohne daß vorher irgend ein Keim für sie vorhanden gewesen sei.

Fortgesetzte Beobachtungen zeigten aber, daß sich durchaus keine Thiere entwickeln wollten, wenn die Flüssigkeit, welche man zu dem Aufgusse nahm, nachher, oder unmittelbar vorher zum Kochen gebracht und das Gefäß luftdicht verschlossen wurde. Bedeckte man es nur leicht, etwa durch ein aufgelegtes Stückchen Flor oder Dergleichen, so entwickelten sich wenige Infusorien; ließ man es ganz offen stehen, und war der Aufguß nicht gekocht, so zeigte sich nach sehr kurzer Zeit eine überaus große Zahl von Thierchen und mikroskopischen Pflänzchen. Der Erste, welcher eine neue Ansicht darauf gründete, war der berühmte italienische Gelehrte Lazarus Spallanzani, geb. 1729, gest. 1799 als Professor der Naturwissenschaften zu Pavia. Er stellte den Satz auf: Die Infusorien sind weder Theile der aufgelösten Stoffe, noch werden sie durch Aufgüsse erzeugt; sondern mikroskopisch kleine Pflanzenkeime und Thiereier schweben für uns unsichtbar in der Luft, werden durch diese in die Flüssigkeiten gebracht und entwickeln sich in denselben.

Für und wider wurde von den Gelehrten lange gestritten, denn es kam bei den Versuchen doch gar viel darauf an, wie genau und sorgfältig sie ausgeführt, wie scharf und in welcher Zahl die Beobachtungen gemacht wurden, und wie gut das Mikroskop war. Zu einem klaren Resultate wurden die Untersuchungen erst gebracht durch die Forschungen des trefflichen Gelehrten Christian Gottfried Ehrenberg. Er ward 1795 in Delitzsch geboren und studirte zuerst in Leipzig Theologie. Bald aber erkannte er, daß diese nicht das Fach sei, zu welchem er von der Natur beanlagt, und wohin ihn seine Neigung treibe, und wandte sich der Medicin zu. 1817 ging er nach Berlin, um seine Zeit als Soldat zu dienen. Hier kam er mit Männern zusammen, die ihn auf Das hinlenkten, was das Rechte für ihn war. Er widmete sich ganz den Naturwissenschaften und leistete bald so Ausgezeichnetes darin, daß er schon im Jahre 1820 auf Kosten der Königlichen Akademie auf eine wissenschaftliche Reise nach Aegypten und Nubien geschickt wurde. Fünf Jahre blieb er aus, und kaum zurückgekehrt, trat er eine zweite Reise mit Alexander von Humboldt nach dem Uralgebirge an. Ueberall widmete er sich mit ausgezeichneter Beobachtungskraft und mit den vorzüglichsten Instrumenten der Erforschung mikroskopischer Wesen; aber nie und nirgends hat er eine Auflösung in lebende Atome, oder eine Erzeugung gefunden; in allen Fällen, — und seine Beobachtungen zählen sich nach Tausenden und sind in allen Himmelsstrichen und unter den verschiedensten Verhältnissen angestellt, — in allen Fällen entwickelten sich die Thierchen

aus einen Eie (Ei=Keime), oder entstanden durch Theilung, oder durch Knospung.

Die am Häufigsten vorkommende Fortpflanzung der Infusorien ist die Theilung. Das Thierchen, welches eine kugelige, oder eiförmige Gestalt hat, bekommt an zwei entgegengesetzten Punkten eine kleine Vertiefung, welche zu einer Einschnürung wird, immer tiefer dringt, so daß bald die beiden Hälften nur noch durch eine kurze dünne Röhre zusammenhängen. Endlich schließt sich diese Röhre in der Mitte, die beiden neuen Thierchen haben jedes seine selbstständige Umhüllung und schwimmen munter davon. Die Theilung geschieht bei manchen Infusorien der Länge, bei anderen der Breite nach, wieder bei anderen in beiden Richtungen zugleich, so daß aus einem einzigen Thiere auf einmal vier entstehen.

Sobald jedes der Thiere selbstständig geworden ist, wächst es sichtbarlich, und nach einer Stunde, oder nach zwei Stunden ist es so weit, daß es sich wieder theilt. Und jetzt machen wir ein kleines Rechenexempel. Nehmen wir an, daß sich ein solches Thierlein regelmäßig in jeder Stunde theilt, so werden aus dem einen

nach	1	Stunde		2	Thierchen,
=	2	Stunden		4	=
=	3	=		8	=
=	10	=		1024	=
=	17	=		131	Tausend,
=	24	=	schon	16	Millionen,
=	2	Tagen		256	Billionen,
=	4	=		65536	Quadrillionen,
=	8	=		4225	Nonillonen,

= 64 = oder ungefähr zwei Monaten die niedliche Zahl von 65 Tausend mit noch 456 Nullen, d. h. also eine Zahl von 461 Stellen, oder, sechs auf den Zoll gerechnet, eine Zahl sechs und einen halben Fuß lang. Von einer solchen Zahl hat aber Niemand irgend einen Begriff; sie ist ein Ausdruck und weiter Nichts; vorstellen kann sich kein Sterblicher eine solche Masse. Nehmen wir an, alle Menschen auf der ganzen Erde, tausend Millionen, könnten zugleich an dieser Infusorien=Gesellschaft zählen, arbeiteten Tag und Nacht, jahrein—jahraus ununterbrochen fort und zählten 200 in jeder Minute, — so hätten sie 1000 Jahre zu thun, um eine 21stellige Zahl, 10000 Jahre, um eine 22stellige fertig zu bringen, — — — und nun mag sich Jeder, dem nicht schwindelt, selbst

ausrechnen, wie lange die ganze Menschheit miteinander zu thun hätte, wenn sie eine 461stellige Zahl zählen wollte.

Wem steht da sein Verstand nicht still?!

„Aber," wirft wohl Dieser oder Jener ein, „bei solcher Vermehrung muß ja binnen kürzester Zeit die ganze Welt zu lauter Infusorien werden, und da die Thierchen, wenn sie auch noch so klein sind, immerhin Nahrung brauchen, so müssen sie uns Alle noch auffressen." — Ja, ganz richtig, — wenn! Nämlich 1. wenn die Vermehrung der Thierchen nicht unterbrochen würde; aber sie sterben auch, und zwar nach Millionen, ehe sie sich getheilt haben, gerade wie so viele Menschen sterben, bevor sie Kinder bekommen, und 2. wenn sie nicht so unendlich klein wären! Aber sie sind zum Theil nur ein Tausendstel einer Linie lang, ja, es gibt solche, die nur ein 2000stel Linie groß sind, von denen also erst 24000 neben einander gelegt, die Länge eines Zolles ausmachen, und auf die Fläche eines Quadratzolles gingen 576 Millionen, auf einen Kubikzoll also über dreizehn Billionen. So dicht liegen sie nun freilich nicht im Wasser beisammen, und so klein sind sie auch nicht alle, aber 500 Millionen fahren lustig in einem Wassertropfen hin und her. Nun liegt es sehr nahe und ist gar nicht schwer, auszurechnen, wie viele solcher Thierlein in einem Schoppen Wassers leben können. Als Ehrenberg in Aegypten war, konnte ein vornehmer Türke, mit welchem er oft zusammen kam, gar nicht begreifen, was in dem Nilwasser zu sehen sei; es war doch ganz klar und schmeckte so gut. Da gab ihm der deutsche Gelehrte eine kurze Erklärung und ließ ihn dann zur Bestätigung des Gesagten durch das Mikroskop schauen. Aber der Türke entsatzete sich, schlug die Hände zusammen und rief: „O, mein Freund, du hast mich sehr unglücklich gemacht!" Er glaubte nämlich, daß er es fürder nicht über sich gewinnen werde, mit jedem Schlucke Wassers solche Schaaren lebender Wesen zu verschlingen, und — ohne Wasser mußte er doch sterben! —

Wie viel Infusorien mögen wohl in einem Regenfasse sein, wie es die Leute auf dem Hofe stehen haben, das acht Ohm oder 2560 Schoppen hält? — Ich will aber noch eine Aufgabe geben: An der Küste von Spitzbergen ist in dem schön blauen Meere eine Stelle von anderthalb Quadratmeilen, welche durch darin schwimmende Infusorien entschieden grün gefärbt ist. Die Quadratmeile hat 288 × 288 Millionen Quadratzoll, die Masse der grünen Thierchen geht 1400 Fuß tief, — wie viel können das ungefähr sein, wenn wir auch statt für den Tropfen erst für den ganzen Kubikzoll 500 Millionen rechnen?

Ist es aber bei der fabelhaften Vermehrung dieser kleinsten Thierchen zu verwundern, wenn Teiche klaren Wassers manchmal in wenigen Tagen von Infusorien grün, roth, oder braun gefärbt sind?

Die andere von Ehrenberg beobachtete Art der Fortpflanzung, die Knospung, geschieht folgender Maßen: Das pflanzenähnliche Thierchen stößt ein knospenartiges Gebilde ab, das erst eine Zeitlang im Wasser umherschwimmt, dann sich niederläßt, fest setzt, einen Stiel treibt und seiner Mutter ähnlich wird. — Und sind denn Das nicht vielleicht wirkliche Pflanzen? fragt wohl Jemand. — Nein, sie sind es nicht, denn sie weichen, wenn ihnen Hindernisse in den Weg kommen, diesen aus, während schwimmende Pflanzentheile natürlich überall widerstoßen; und wenn ein großes Thier angesegelt kommt, so ergreift das kleine die Flucht, denn bei den Infusorien gilt einzig das Recht des Stärkeren.

Diese Infusionsthierchen bilden den Hauptinhalt der zwölften Thierklasse. Hierher rechnet man jedoch auch noch die Wurzelfüßer, welche theils auch mikroskopisch sind, — noch nicht ein Hundertstel Linie groß —, höchsten Falles drei Linien lang, und welche sich dadurch kennzeichnen, daß man an ihnen noch gar kein Organ entdeckt hat. Man denke sich ein Kügelchen gallertartiger Masse, an welchem weder Kopf, noch Schwanz, noch Beine zu sehen sind, nicht einmal ein Mund ist vorhanden, viel weniger also noch ein Auge. Aber ganz nach Belieben streckt das Thier, wo es will, ein Bein hervor und rudert sich damit weiter. Und wo es will, streckt es einen Arm heraus, faßt etwas Eßbares, das es entdeckt, und steckt es in seine Masse, wo es sodann verdaut wird. Diese Wurzelfüßer haben stets so viele Arme und Beine, als sie gerade brauchen.

Ferner zählt man zu dieser Thierklasse die Gitterthierchen, welche noch eine Stufe unter den Wurzelfüßern stehen, denn — ebenfalls gallertartige Masse — sind sie meist in ein gegittertes Gehäuse eingeschlossen und scheinen willenlos in dem Meere umherzutreiben. Sie sind erst vor dreißig Jahren von Ehrenberg entdeckt und verhältnißmäßig noch wenig beobachtet worden; dessen ungeachtet hat man ihrer hundert verschiedene noch lebende Arten an den Küsten Europa's aufgefunden.

Endlich, als Schluß des ganzen Thierreichs, gehören hierher noch die Schwämme. So entsteht folgende

Eintheilung
der
Infusorien.

I. Ordnung. Aufgußthierchen. — Mit zusammenziehbaren Blasen und einer Verdauungshöhle, — mit Wimperhaaren. —

II. " Wurzelfüßer. — Ohne Blase und Wimperhaare, — mit veränderlichen Scheinfüßchen zur Fortbewegung und Einverleibung der Nahrung. —

III. " Gitterthierchen. — Ohne Blase, Wimperhaare und Scheinfüßchen, — gegittertes Kieselgerüste mit beweglichen Fäden. —

IV. " Schwämme. — Pflanzenähnliche, weiche, angewachsene Zellen, mit Gallertmasse gefüllt.

Zu den **Aufgußthierchen** gehören die Monaden, als die kleinsten aller Thiere, auch Urthiere genannt; sie sind theils roth, gelb, grün, theils ganz farblos; bei allen ist der Körper kugelig, eiförmig oder länglich, und sie haben als Mund ein haarförmiges Rüsselchen. Unter ihnen sind wieder die winzigsten, also die kleinsten aller bis jetzt unterschiedenen Thiere, die Wundermonade und das Punktthierchen, nur den 8000sten Theil einer Linie groß. — Die Panzermonaden sind in eine harte, wie Glas zerspringende Schale gehüllt. — Bei den Kugelthierchen lebt eine ganze Familie runder Thierchen in einer gemeinsamen Hülle, welche Hülle endlich gesprengt wird, wenn der Thiere zu viele geworden sind. Die nun freien Kugelthierchen bilden jedes für sich wieder eine solche Hülle, in der nun abermals neue Nachkommen leben. — An den Zitterthierchen hat man bis jetzt noch nichts Anderes bemerkt, als daß sie länglich sind, sich sehr schnell hin und her bewegen und sich zu ihrer Vermehrung in viele Stücke theilen. — Die Aenderlinge heißen so, weil sie durch Theilung nach jeder Richtung hin ihre Gestalt fortwährend ändern. — Die Scheibenthierchen sind rund und flach, mit Wimperhaaren bedeckt. — Die Büchsenthierchen sind gepanzert, haben einen deutlich erkennbaren Mund und hinten drei,

vier, oder fünf Spitzen. — Die Glockenthierchen sind panzerlos und bilden gewöhnlich strauchartige Colonieen, indem jedes Thierchen auf dem Ende eines einziehbaren, oder steifen Zweiges sitzt; der Mund ist von einer Wimperspirale umgeben. Ein Thierchen theilt sich; die losgetrennte Hälfte schwimmt schnell umher, setzt sich fest und treibt einen Stiel mit Zweigen und neuen Glockenthierchen. — Die Sonnenthierchen sind rundlich und nach allen Seiten mit strahlenartigen Fangfäden bedeckt.

Die **Wurzelfüßer** sind entweder nackt, oder in eine kalkige, der Gestalt des Thieres entsprechende Schale eingehüllt, die jedoch nach allen Seiten hin Oeffnungen hat, so daß das Thier in jeder Richtung Füße oder Arme hervorstrecken kann. Zu den nackten gehören die Wechselthierchen, die durch Ausdehnung nach dieser, oder jener Seite hin alle Gestalten annehmen und ihre ausgestreckten Arme vorn noch einmal theilen können. — Die in eine Kalkschale gehüllten Wurzelfüßer sind entweder: 1) einkammerig, oder 2) linienkammerig, d. h. die Kammern liegen in einer Reihe übereinander, oder 3) wechselkammerig, Kammern in mehreren Reihen nebeneinander, oder 4) schneckenhäusig, Kammern in einer Spirale, oder die Kammern sind fünftens noch in einer anderen, minder einfachen Weise zusammengestellt. Diese Thierchen kommen in unzähligen Mengen im Meere vor und bilden den Hauptbestandtheil der Kreidefelsen.

Die **Gitterthierchen** sind entweder von einem Kieselgerüste eingeschlossen, oder es dient ihnen zur Stütze; sie sind einfach, oder zusammengesetzt und bilden ganze Colonieen, deren Kieselgerüst netzartig regelmäßig gegittert oder strahlig ist. Diese Thierchen sind erst seit dreißig Jahren bekannt, und erst seit Häckel im Jahre 1862 seine gründlichen und sehr ausgedehnten Studien darüber veröffentlichte, weiß man Mehr von ihnen. Sie leben im Meere, sinken, wenn das Thier todt ist, zu Boden, bilden da einen feinen Sand und haben sich auf diese Weise schon in früheren Schöpfungsepochen an der Bildung der Erdoberfläche betheiligt.

Die **Schwämme**, von welchen man lange nicht wußte, was man aus ihnen machen, und wohin man sie stellen sollte, haben nach den sorgfältigen und genauen Beobachtungen der letzten Jahrzehnte nun ihren Platz hier gefunden als letztes Glied in der großen Reihe der Thiere mit ihren vielfachen Stufen und unzähligen Gestaltungen. Die Schwämme sind das netzartig verwebte, auf dem Boden festgewachsene Fasergerüst eines formlosen Wasserthieres, das aus nur lose vereinigten Zellen besteht, die in ihrer Gemeinsamkeit die Lebensthätigkeit verrichten, ohne irgend welche Organe dazu zu

besitzen. Das gallertartige Thier kann seine Gestalt verändern, Lappen und Fortsätze ausstrecken und wieder einziehen und fremde Körper einschließen. Manche Zellenpartieen dehnen sich aus, werden Samenfäden, lösen sich los, schwimmen im Meere, oder auch im Süßwasser, denn auch da gibt's Schwämme, umher, setzen sich endlich fest und bilden einen neuen Schwamm.

Die Wundermonade.

Am 2. August 1819 hatte die Frau des Bauers Pittarello in Legnano bei Padua Polenta gekocht, d. h. dicken Brei aus Maismehl oder Welschkorn; die Speise wurde nicht ganz aufgezehrt, und der Rest in der Küche in eine Tischschieblade gestellt. Am andern Tage, den 3. August, wurde die Polenta wieder hervorgeholt, allein es waren überall kleine rothe Flecken darauf; der Brei war also verdorben, wurde weggeworfen, und die Bäuerin kochte neuen. Aber — o Wunder — es zeigten sich nach wenigen Stunden dieselben rothen Flecken darauf, und es war nun ganz natürlich, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuging. Pittarello machte sich auf den Weg, ging stille und ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen, zu dem Oberpfarrer von Legnano, theilte ihm die entsetzliche Erscheinung mit und bat ihn um seine geistliche Hülfe. „Ich werde kommen", sprach der Priester. Und noch an demselben Tage erschien er in Pittarello's Haus, nahm die Sache in Augenschein, beruhigte aber die geängstete Familie, segnete die Wohnung, Stube, Küche, Kammer, Keller, ein, sprach ein feierliches Gebet und versicherte, nun werde der Schrecken aufhören. Doch dem war nicht so; immer und immer kamen die rothen Flecken wieder zum Vorscheine. Der Geistliche wurde abermals geholt und erklärte jetzt: „Ja, nun steht die Sache anders. Diese Flecken sind Blut; Alles, was ihr genießen wollt, schwitzt Blut aus, und das ist eine Strafe für eure Sünden. In's Geheim habt ihr gefrevelt, habt Sünden begangen, die ihr nicht gebeichtet habt, und die euch nicht vergeben worden sind; nun demüthigt euch vor dem Herrn mit Fasten und Gebet und im heiligen Sacrament." Der Bauer und seine Frau thaten, wie ihnen befohlen worden; aber — o Schrecken und Graus — eine Schüssel Minestra (Reis) bedeckte sich mit Blut; ein Stückchen Weißbrod, von welchem das Kind gegessen, und das bei Seite gelegt worden war, schwitzte binnen zwölf Stunden dicke Blutstropfen; ein halbes Huhn, das im verschlossenen Schrank stand, war wie begossen mit Blut. Die

Leute fasteten, beteten, spendeten den Armen, — Nichts half, die Blutstropfen überzogen jede Speise, alle, alle! Ja, Pittarello mußte ein großer Sünder sein! Daß man auch nicht früher daran dachte! Ist er nicht ein wohlhabender, fast reicher Bauer? Nun, und gefunden hat er das Geld doch nicht. Vor zwei Jahren bei der entsetzlichen Theuerung, Anno 17, da wird er schön gewuchert haben! Wer weiß, der hat vielleicht Getreide auf seinen Böden zu Grunde gehen lassen, während das arme Volk verhungert ist. Oder das ist damals zurückgehaltenes Mehl; wenn er's jetzt kocht, dringt das Blut der Armen und Elenden heraus. So erklärte der Geistliche das Wunder, und also mußte es so sein. Pittarello war ein großer Sünder!

In wenig Tagen war ganz Legnano in Aufruhr, und aus der ganzen Nachbarschaft strömten Schaaren Neugieriger nach dem Dorfe und in das Haus des Sünders, um das Wunder zu sehen; auf allen Straßen ging's, wie bei einer Wallfahrt. Die Sache wurde so arg und zugleich für den armen Pittarello so bedrohlich, daß sich die Districtspolizei derselben annahm und am 12. August von Padua aus Herrn Sette zur Untersuchung absandte. Dieser erkannte in den rothen Flecken einen kleinen Pilz oder Schimmel, übertrug ihn auf andere Dinge, sah, wie er auch da fortwucherte, sich schnell vermehrte und ausbreitete, und erklärte die Erscheinung nun öffentlich als einen ganz einfachen, natürlichen Vorgang. Allein die Leute glaubten ihrem Geistlichen mehr, als dem Gelehrten. Da nahm dieser ein winzig kleines Theilchen der rothen Masse mit sich, besuchte den Herrn Pfarrer, legte unvermerkt dort das Mitgebrachte auf einen angeschnittenen Laib Brod, und — nach einigen Tagen schwitzte auch hier Alles Blutstropfen aus. Und der Pfarrer war doch gewiß kein großer Sünder!

Dabei blieb's bis zum Jahre 1848. Da zeigten sich auch in Berlin die rothen Flecken auf Speise, die zur Aufbewahrung in einem Schranke gestanden hatte. Nun machte sich Ehrenberg hinter den vermeintlichen Pilz und sah, daß er eine außerordentlich kleine Monade war, nur den 8000sten Theil einer Linie groß, so daß deren 884,736,000,000,000 zur Ausfüllung eines Quadratzolles gehören, und 88 Trillionen erst einen Kubikzoll ausmachen. Er verpflanzte das Thierchen auf Kartoffeln, Käse, Brod, Zeug und allerlei Stoffe und zeigte deutlich, daß es sich hier um ein Wesen handle, das dem bloßen Auge unsichtbar ist, dessen Uebertragung also auch nicht bemerkt werden kann, und das erst sichtbar wird, wenn es sich zu Hunderttausenden vermehrt hat, — welche Vermehrung aber freilich fabelhaft

schnell geht, wenn das Thierlein hinreichende Nahrung findet. Er nannte es Monas prodigiosa, die Wundermonade.

Ganz neuerdings, im Herbste 1872, trat dieselbe Erscheinung in sehr vielen Haushaltungen in Danzig auf; bei Seite gesetzte Speisen bedeckten sich mit rothen Flecken. Jetzt fabelte aber Niemand mehr von Blut, und Niemand bedroht Die, bei welchen die Erscheinung auftrat; die Wissenschaft hatte diesen Aberglauben verbannt. Wahrscheinlich sind Fliegen die unschuldigen Verbreiter der Wundermonade und schleppen sie von einem Hause in das andere.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die alten von glaubwürdigen Personen erzählten Wundergeschichten von Blut, das aus Brod und Hostien geflossen, hier ihre Erklärung finden, und daß diese mikroskopischen Thierchen in den finsteren Zeiten des Mittelalters eine große und leider auch sehr traurige Rolle gespielt, daß sie Veranlassung waren zu den „blutenden Hostien", welche dann jedes Mal barbarische Judenverfolgungen hervorriefen. Denn, sagte man, sündige Juden haben ohne Zweifel die geweiheten Hostien angestochen (— ein Christ thut so Etwas nicht —) und den Leib Jesu zum Bluten gebracht. Bei einem derartigen Anlasse wurden im vierzehnten Jahrhundert in Basel über dreihundert Juden niedergemetzelt. In Bolsena, einem Städtchen des ehemaligen Kirchenstaates, zeigt man heute noch als kostbare Reliquie das Gewand eines Priesters, der, als er bei dem Abendmahl Wein und Hostie einsegnete, ohne in seinem Herzen an die Wandlung zu glauben, Blutflecken auf seinem weißen Ueberwurfe gewahrte, die sich nicht erklären ließen und hier und da noch neu auf dem reinen Gewande entstanden. Darauf bezieht sich Raphaels schönes Gemälde Miraculo di Bolsena, das er 1512 ausführte.

Gepriesen sei die Wissenschaft! Seit vor vierundzwanzig Jahren die Berliner Hausfrau mit ihren in den Schalen gekochten, aufgesprungenen Kartoffeln, die da, wo die Hülse geplatzt war, eine intensiv rothe Färbung zeigten, zu Ehrenberg gewandert ist, gibt es keine Mirakel mehr, und Niemand braucht zu erschrecken, wenn er „Blutstropfen" auf Speisen findet.

Die Lüneburger Infusorienerde.

Das berühmteste Infusorienlager Deutschlands ist wohl das in der Lüneburger Haide. Dasselbe befindet sich in einer hügeligen Gegend bei dem einsamen Bauerhofe Oberohe westlich von Ebsdorf, ist vierhundertund-

Digitized by Google

fünfzig Ruthen lang, zweihundert Ruthen breit, bis zu vierzig Fuß mächtig und liegt einen bis sechzehn Fuß unter der Oberfläche. Das Lager ist kein Absatz aus dem Wasser, indem die stellenweise noch zahlreich lebenden Thiere die Entstehung in der gegenwärtigen Form beweisen. Merkwürdig ist die Feuchtigkeit dieser Infusorienschicht selbst in der trockenen Jahreszeit. Durch das fortwährende Durchsickern des Wassers sind die Kieselpanzer größtentheils vollständig rein gewaschen und bekommen in Masse das Ansehen von Mehl. Auch an andern Orten kommen die Infusorienarten mehr oder weniger gereinigt vor und sind schon von alten Zeiten her als Bergmehl bezeichnet worden. Man hat es aber nicht bei dem Namen bewenden lassen; fast überall, wo dergleichen Schichten zutage gelegen, hat man sie, namentlich in knappen Jahren, mit zu Brod verbacken. Dies ist z. B. im dreißigjährigen Kriege der Fall gewesen im Dorfe Klinken, einige Stunden elbabwärts von Wittenberg, in dessen Nähe ein Infusorienlager als eine weißliche Erde schon seit Jahrhunderten bekannt ist. Das Klinken'sche Bergmehl ist völlig ausgestorben und gehört, seiner genealogischen Entstehung nach, der sogenannten Tertiärformation an; gleichwohl ist eine seiner Infusorien, eine Gallionelle, in dem Berliner Lager noch heute lebend. Von Erde essenden Menschen wird uns aus den verschiedensten Ländern berichtet, und nicht selten ist das ursprünglich wohl nur durch die Noth gebotene Erdeessen zum Gelüste und zur unabweisbaren Gewohnheit geworden. Erman, der bekannte gelehrte Reisende und Naturforscher, berichtet von der eßbaren Erde der Tungusen vom Marekangebirge bei Ochotsk; und schon längst kennt man aus Humboldt's Schilderungen die Lette fressenden Otomaken an den Ufern des Orinoco und Meta. Nicht nur, daß diese Letzteren während der Regenzeit, wo sie Mangel an der gewöhnlichen Fleischnahrung haben, enorme Quantitäten der tonartigen Erde, bis über ein Pfund täglich, verschlingen: auch wenn sie im Ueberfluß leben, verzehren sie die gerösteten und wieder befeuchteten Lettenkugeln als Leckerbissen. Fast in allen Fällen hat sich ergeben, daß die Bergmehle und eßbaren Erden entweder ganz oder zum Theil Infusorienbildungen sind, und sobald noch lebende Arten darin sind, können diese natürlich wirklich zur Ernährung beitragen. Wo aber die bloßen Schalenreste übrig geblieben, kann das Verschlucken derselben nur als ein Mittel gegen das Gefühl der Leere im Magen angesehen werden; denn Kieselerde kann der Mensch nun und nimmermehr verdauen.

Auf eine leicht ausführbare Anwendung solcher Infusorienerden, die in manchen Fällen von großer praktischer Wichtigkeit sein kann, hat Ehrenberg

wiederholt aufmerksam gemacht. Schon in alten Schriftstellern lesen wir von schwimmenden Bausteinen, und die ausführlichen Nachrichten, die man über den Bau der berühmten Sophienkirche, jetzt Hauptmoschee, in Konstantinopel besitzt, zeigen, daß zur Kuppel derselben zuerst, und auch später nach wiederholtem Einsturz bei Erdbeben, Backsteine verwendet worden, die mehrere Mal leichter als die gewöhnlichen Mauersteine waren. 1791 benutzte der Italiener Fabroni ein toskanisches Bergmehl zur Verfertigung leichter, schwimmender Ziegelsteine, die besonders als schlechte Wärmeleiter wichtig zu werden versprachen, indem eine aus ihnen errichtete Pulverkammer eines Schiffes, das man verbrannte, sich nicht entzündete. Auch einige Franzosen, z. B. der Bergwerkdirector Fournet in Lyon, suchten ihre Landsleute zur Benutzung solcher, auch in Frankreich aufgefundener leichter Erde zu bewegen. Ehrenberg's mit der Berliner Infusorienerde angestellte Versuche bewährten sich glänzend. Die daraus gefertigten Mauersteine wiegen zwei Pfund, während das Gewicht eines ebenso großen gewöhnlichen Ziegelsteins sieben bis acht Pfund beträgt. Die Steine schwimmen, mit Wachs überzogen, wie Kork, und werden durch die stärkste Glühhitze im Porzellanofen nicht geschmolzen. Da die zur Verarbeitung geeigneten Infusorienlager an mehreren Orten Deutschlands, in Rußland, Schweden, Irland, Frankreich, Italien, auch in Amerika aufgefunden sind, da, wie sich ergeben, auch der Schlamm der meisten Häfen aller Welttheile zahlreiche mikroskopische Organismen enthält (aus dem Baggerschlamm von Wismar konnte man ebenfalls schwimmende Steine anfertigen): so bedarf es nur der Anregung in weiteren Kreisen, um Kunst und Gewerbe hieraus Vortheil ziehen zu lassen.

Die Kreidethierchen.

Man kennt etwa zweitausendvierhundert Arten der Wurzelfüßer, auch Schnörkelkorallen oder Kreidethierchen genannt, von denen eintausendeinhundert Arten jetzt noch leben. Alle halten sich im Wasser auf, die wenigsten im Süßwasser, die meisten im Sande, an Meeralgen und Meerschwämmen fast aller Meerküsten, wo ihre Zahl oft sehr groß ist. Wenn Janus Plancus, der 1739 die Wurzelfüßer zuerst im Sande von Rimini am adriatischen Meere entdeckte, in einer Unze dieses Sandes an sechstausend zählte, und Schulze in einer Unze Sand vom Molo di Gaeta anderthalb Millionen, so will dagegen d'Orbigny in der gleichen Menge Sandes von den Antillen vierthalb Millionen Exemplare gefunden haben. Ihre Vermehrung ist an manchen Küsten so groß, daß ein Viertel, ja die

Hälfte des Seesandes aus ihren Schalen besteht. Manche dienen sicher größeren Thieren zur Nahrung, und Myriaden punktförmiger Wurzelfüßer sind als Hauptursache der zuweilen blutartigen Färbung des Meeres bei Tage, sowie des Leuchtens bei Nacht erkannt. Manche bilden einen Hauptbestandtheil des von Ehrenberg untersuchten Passatstaubes. Die meisten Felsarten der Kreideformation enthalten zahllose fossile Exemplare dieser kleinen Thierchen, die man deßhalb auch Kreidethierchen nennt. Die Kreidefelsen von Rügen bis zu den dänischen Inseln; die weißen Felsen, denen England den Namen Albion verdankt, und die sich durch Frankreich bis in's südliche Spanien ziehen; die sämmtlichen Kreidegebirge Griechenlands, nach denen unter Anderen Kreta und Albanien benannt sind, bestehen oft fast nur aus diesen Thierchen, sowie aus den Schalen kleiner Muscheln und Schnecken.

Das Sonnenthierchen.

Denke dir ein rundes Nadelkissen, auf allen Seiten und nach allen Richtungen hin mit Nadeln besteckt, die aber weit heraussstehen, und nun lasse diese Strahlenkugel kleiner werden, immer kleiner, so klein, daß sie dein unbewaffnetes Auge nicht mehr sehen kann, dann hast du das Bild des Sonenthierchens. Der eigentliche Körper des Thieres ist eine weiche, gallertartige, rings geschlossene Kugel von zelligem Bau; die Strahlen sind feine Fäden, welche dem Thiere gleichzeitig als Ruder und Fangwerkzeuge dienen und beliebig nach allen Richtungen hin bewegt, eingezogen und ausgestreckt werden können. Es lebt in Wassergräben und ist ungefähr $^1/_{50}$ Linie groß. Sobald ein kleineres Infusionsthierchen in die Nähe des Sonnenthierchens kommt, wird es von diesem mittelst der Fangfäden ergriffen und durch das Einziehen der letzteren an die Oberfläche des eigentlichen Körpers gebracht. Hier kreuzen sich die benachbarten Fangfäden über der Beute und pressen diese in die weiche Gallerthülle hinein, und so rutscht der Bissen allmählig durch die Hülle hindurch und gelangt in das zellige Innere des Körpers. Was nun der Verdauungsproceß von den Bissen übrig läßt, wird als mikroskopisch kleiner Kothballen an irgend einer andern Stelle auf umgekehrtem Wege aus dem Thiere wieder entfernt.

Schwammfischerei im griechischen Meere.

Eine Segel- oder Ruder-Barke ist bemannt mit vier Fischern und einem Gehülfen. Nachdem der Taucher, — Grieche oder Muselmann, —

sein Gebet verrichtet, stellt er sich auf das Vordertheil der vor Anker gelegten Barke. Nackt, ein Netz oder einen Sack um den Hals gehangen, hockt er sich auf die Fersen und umfaßt einen weißen, platten, an einem Ende abgerundeten Kalkstein. Derselbe bleibt durch eine feste Leine mit dem Boote verbunden. Nach langem, kräftigen Athemholen stürzt er sich kopfüber und in den vorgestreckten Händen den Stein haltend, der ihn hinabzieht, ins Meer. Auch mit den Füßen arbeitet er, um schneller zu tauchen. Auf dem Grunde angelangt, sucht er seine Beute.

Die Taucher halten in einer Tiefe von achtzehn Meter, also etwa sechzig Fuß, anderthalb bis drei Minuten aus, und der Taucher, welcher dies höchste Maß leistete, behauptete, im Laufe der Sommerzeit allmählich seine Fähigkeit, unter Wasser zu bleiben, auf vier Minuten bei einhundertundfünfzig Fuß Tiefe zu entwickeln. Der Gehülfe, der mit ausgestrecktem Arme die Leine führt, an welcher der weiße Stein angebunden ist, und welche auch der Taucher in der Hand hält, folgt allen Bewegungen desselben. Kann es letzterer nicht mehr aushalten, so gibt er durch einen Ruck ein Zeichen, und nun ziehen zwei Kameraden so emsig, daß sie den Taucher mit halbem Körper über das Wasser bringen. Ganz erschöpft klammert er sich an den Bord der Barke, und einer der Andern reicht ihm zur Unterstützung die Hand, während ihm aus Mund, Nase und Ohren Wasser ausfließt, nicht selten mit Blut untermischt. Er braucht einige Momente, um zu sich zu kommen. Und da die vier Fischer, welche der Reihe nach tauchen, doch Zeit mit den Vorbereitungen dazu hinbringen, so kommt jeder in der Stunde ein- bis zweimal daran.

Diese Leute rudern bei Sonnenaufgang nüchtern auf's Meer und kommen erst eine bis zwei Stunden nach dem Verlassen der Fischereiplätze zurück, gewöhnlich zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags. Bei gutem Wetter und mittlerer Tiefe und auf günstiger Stelle kann jeder Taucher fünf bis acht Schwämme heraufbringen. Die Viere verständigen sich im Voraus über ihren Antheil; der Gehülfe erhält Tagelohn, auf die Barke kommt der fünfte Theil des Ertrages.

Schwammfischerei im adriatischen Meere.

An der dalmatinischen und istrischen Küste bemächtigt man sich der Schwämme nicht durch Tauchen, sondern mit der langen, vierzinkigen Gabel, welche wir auf allen Bildwerken als Wahrzeichen des Neptun erblicken.

Nur die Bewohner der kleinen Insel Krapano liegen diesem Gewerbe ob, und ihre dreißig bis vierzig Barken suchen während der guten Jahreszeit die zerrissene und inselreiche Küste ab. Je zwei Mann befinden sich auf einer starken Barke, deren Vorderdeck einen viereckigen Ausschnitt hat. In diesen stellt sich der die Gabel führende Mann, um über Bord gebeugt den Oberkörper sicher balanciren zu können. Der Stiel der Gabel ist zwanzig bis vierzig Fuß lang; eine Reserve-Gabel und Stangen liegen immer auf einem am Boden angebrachten Gestell. Der zweite Mann führt die Ruder, deren Ruhepunkte auf einem die Bordseite überragenden Balken liegen, wodurch die nothwendigen feinen Bewegungen des Bootes leichter und sicherer werden. Während er nun das Boot hart am Felsenufer über einem Grunde von zwölf bis vierzig Fuß Tiefe langsam hintreibt, späht jener scharfen Auges nach den durch ihre schwarze Haut sich kenntlich machenden Schwämmen. Am günstigsten ist natürlich völlige Windstille Ist das Meer leicht erregt, so wird es mit Oel beruhigt. Zu diesem Ende liegt immer auf der Spitze des Bootes ein Haufen glatter Kiesel und daneben steht ein Gefäß mit Oel. Der Fischer taucht einige der Steine mit den Spitzen in die Flüssigkeit und wirft sie einzeln in einem Halbkreise um sich. Die Wirkung ist eine wundersame; die unmeßbar feine Oelschicht, die sich über mehrere Quadratklafter ausdehnt, reicht hin, um die kleinen Wellen zu besänftigen, das Auge wird nicht mehr durch die sich kreuzenden Spiegelungen und Brechungen gestört. Der Fischer muß die Schwämme aber nicht bloß mit den Augen erspähen; da sie am liebsten gedeckt wachsen, muß er mit der Gabel zwischen und wo möglich unter die Felsen tasten, und sicher ist ein großer Theil der gesuchten Beute dieser Art der Fischerei gar nicht zugänglich. Nachdem mit der Arbeit des Aufsuchens Schicht gemacht ist, werden die Schwämme am Ufer so lange getreten, geknetet und mit den Händen ausgedrückt und wiederholt gewaschen, bis die schwarze Oberhaut und alle zwischen den Fasern enthaltene Substanz verschwunden. Sie bedürfen, um vollkommen gut zum Gebrauche zu sein, nur einer nochmaligen Reinigung in lauem, süßem Wasser. Ganz so werden die feinen syrischen und griechischen Schwämme von den dortigen Fischern behandelt.

Dem widerspricht nun, wird man mit Recht einwerfen, die tägliche Erfahrung, daß man jeden neu gekauften Schwamm mit vieler Mühe von dem feinen, zwischen den Maschen enthaltenen Sande befreien muß. Nun, die Sache ist sehr einfach. Die von den Fischern fast vollkommen rein aufgekauften Schwämme werden in den Magazinen der Großhändler, — man

sollte es kaum glauben! — künstlich schwerer gemacht, indem man sie mit Sand durcheinander schaufelt. Es wird kaum eine andere Waare geben, die man auf so verrückte Weise behandelt. Der Einzelverkauf geschieht bekanntlich nach dem Gewicht; da aber Jedermann mit dem Händler weiß, daß eine gehörige Portion Sand mit in's Gewicht fällt, so ist trotz des Gewichtskaufes die Form des Schwammes und die Güte des Gewebes maßgebend.

Schluß.

Wer in Berlin dem allbekannten Brehm begegnet, wie er mit seinem Tschimpanse Arm in Arm durch die Straßen nach seiner Stammkneipe schlendert, und wer dann sieht, daß jeder der Beiden am Tische Platz nimmt, sein Glas Bier erhält und sich's trefflich schmecken läßt, oder daß bei heißem Wetter Freund Tschimpanse, gerade wie sein Herr und Gebieter, sich ein Fläschchen Sodawasser mit geübter Hand und aller nöthigen Vorsicht öffnet und — mit Genuß hinunter schlürft; wer das überlegende Handeln, das vernünftige Benehmen solch eines Thieres sieht, der möchte ausrufen: „Was würde aus ihm werden, wenn es Sprache hätte, wie wir, und statt der beiden hinteren Hände Füße, daß es leicht und frei stehen und gehen könnte, wie ein Mensch!" Ja, wunderbar sind die höheren Thiere von Mutter Natur ausgestattet, aber — sind es die niederen minder? Ist es nicht der Wunder höchstes, wenn das Wechselthierchen nach Belieben seine Gestalt ändert? Wenn Wurzelfüßer lang und schmal, kurz und breit, dick und rund, dünn und flach werden können ganz, wie es ihnen paßt? Wenn sie je nach Bedürfniß hier einen Finger, da ein Bein, dort einen zungenförmigen Lappen und daneben einen fadenförmigen Strahl ausstrecken? Was ist ein größeres Wunder, der Elephant mit seiner menschenwürdigen Ueberlegung oder der unscheinbare Badeschwamm, der fühlt und empfindet, das Licht gewahrt, der Wille und Bewegung hat, seine Beute haschen und sich nährt und das Alles ohne merkliche Organe? — Und was ist groß? Der riesige Walfisch des Oceans? Ja, aber die Insel Candia ist zweiundsiebzig Stunden lang und zwanzig Stunden breit, und 300,000 Menschen leben darauf, und fast die ganze Insel besteht aus den Kalkschalen der winzigen Wurzelfüßer, — sie sind nicht groß, aber sie schaffen und bilden das Größte, sie schaffen Inseln und Länder und Felsen, und wenn du bei finsterer Nacht des Meeres Wellen durchfurchest, gleitet Dein Kiel zwischen Millionen lichtstrahlender Thierchen hin, leuchtende Wogen

umgaukeln Dein Boot, und von den Schaufelrädern sprühen unzählige phosphorescirende Funken nach allen Seiten, und ein Feuerregen träufelt herab in des Oceans Fluthen. Sinnend stehst Du auf dem Verdeck und schaust dem namenlos herrlichen Schauspiele zu; — Du hast vielleicht in Indiens Wäldern die Tausende der bunten Vögel hin und wieder schweben und durch das Laub huschen sehen, — ein lieblich Bild; hast auch vielleicht Theil genommen an der Jagd in Amerika's Wäldern auf den Grislybären, oder im Atlas auf den König der Thiere, — gewaltig ist die Thierwelt! Jetzt stehst Du hier und blickst in das lebendige Lichtmeer, — auch das sind Thiere!

Groß sind die Werke des Herrn, und wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

10M—5-45

Digitized by Google

590
062

696592

Oppel, Carl Albert.
Thiergeschichten.

DATE NAME DATE

696592

Digitized by Google

Digitized by Google